

**ch die Sterne können red**

**von  
Philipp Galen.**

1879. Verlag von Carl Zieger, Leipzig.

## ERSTER BAND.

## ERSTES CAPITEL. ZWEI HEIMKEHRENDE KRIEGER.

Der Abend eines heißen Junitages dämmerte allmählig herauf. Die drohenden Gewitterwolken, die am Nachmittag, plötzlich den Westen her heranbrausend, den bisher so goldklaren Himmel getrübt, hatten sich, von einem frischen Winde in die Weite gejagt, wieder zerstreut und nur eine graue Dunstwand war zurückgeblieben, die gerade an der Stelle sich am dichtesten zeigte, wo die Sonne hinter den fernen blauen Bergen verschwinden wollte. Aber trotz des kühlen, den Staub aufwirbelnden Windes, der noch immer stark aus Westen blies, war die Luft drückend schwül, und sehnsuchtsvoll schauten die auf den Feldern arbeitenden Landbewohner nach dem lange entbehrten Regen aus.

Auf der breiten, von Pappeln eingefassten Landstraße, die, beständig in der weitgestreckten Ebene verlaufend, zwischen fruchtbaren Aeckern, an kleinen Waldparcellen und wohnlichen Bauernhäusern vorüber, von der westphälischen Hauptstadt nach einer der industriösesten Städte der rothen Erde führte, bewegten sich um die genannte Zeit drei Reiter, deren Pferden man kaum ansah, daß sie heute schon einen tüchtigen Marsch gemacht. Obwohl mit Schweiß und Staub bedeckt, waren ihre Bewegungen noch munter und frisch und aus ihren klaren Augen sprühte noch immer der alte Muth und die

Kraft, die sie schon oft an heißeren Tagen und bei größeren Strapazen in Fülle gezeigt. Zwei von diesen Reitern ritten im gemächlichen Schritt voran, während der dritte, unstreitig der Diener des einen, ihnen in geringer Entfernung folgte. Alle drei aber gehörten offenbar zu den Königlichen Truppen, die so eben nach glorreich vollbrachtem Kriege aus Frankreich in ihre Heimath zurückkehrten, um den gefährlichen, dem Vaterlande geleisteten Dienst mit dem friedlicheren des Bürgers zu vertauschen. Die beiden vorderen Herren waren, was schon ihre Uniform ergab, Offiziere der reitenden Batterie des westphälischen Artillerieregimente, und der ihnen folgende Soldat hatte demselben Truppenkörper angehört und begleitete jetzt seinen Herrn, zu dessen Gutsangehörigen er zählte, als Kriegsreservist nach Hause, was schon der Umstand bewies, daß er ohne Waffen war, die er nach beendigter Dienstzeit an seinem Demobilisirungsorte zurückgelassen hatte.

Der eine der beiden Herren, und zwar der, welcher zur Linken ritt, war ein junger Mann von etwa sechsundzwanzig Jahren, groß und kräftig gebaut, mit einem offenen, ehrlich deutschen Gesicht und großen blauen Augen, die unverkennbar den Ausdruck biederer Gesinnung und harmloser Gemüthlichkeit trugen, ein Ausdruck, der nie verfehlt, dem Beschauer ein Gefühl der Theilnahme und des Wohlbehagens einzuflößen, namentlich wenn ein solcher Kopf auf den breiten Schultern eines mit Ehrenzeichen geschmückten Kriegers sitzt. Das ganze Gesicht aber war stark von der Sonne gebräunt, wenigstens

so weit seine tief über die Stirn reichende Kopfbedeckung und sein dichter Vollbart von dunkelblonder Farbe es zur Anschauung kommen ließen. Daß er unter den wackeren Vaterlandsvertheidigern einer der Wackersten gewesen, bezeugte das eiserne Kreuz, welches er auf der linken Brust trug, und so durfte er sich nicht wundern, daß man überall, wo ihm auf seinem heutigen Wege fremde oder bekannte Gesichter begegneten, ehrerbietig die Mützen zog und die kleine Cavalkade mit freundlichen Mienen begrüßte, da man dergleichen Ordenszeichen damals noch nicht so häufig wie heute zu sehen gewohnt war.

Das Pferd, welches er ritt, war ein eisengrauer Hengst mit blaßroth gefärbten Nüstern, und schon das Feuer, welches aus seinen diamantklaren Augen sprühte, die stählerne Kraft seiner gelenken Fesseln und die elastische Zierlichkeit seiner Gangart bekundeten, daß es zu jener zähen und ausdauernden Race gehörte, die auf den weiten Ebenen der nahegelegenen *Senne* seit undenklichen Zeiten gezüchtet wird.

Das Pferd dagegen, welches den zu diesem Herrn gehörenden Burschen trug, war eine Rappstute von unzweifelhaft arabischem Blute, deren Magerkeit jedoch bei sonst tadellosem Bau und eleganter Gestaltung wohl vermuthen ließ, daß sie mancherlei Kriegslast ertragen, bevor sie in die pflegende Hand ihres jetzigen Besitzers gelangt war. Ihr Reiter selbst war ein vierschrötiger Bursch von ziemlich jugendlichem Alter und jener kraftvollen hünenartigen Gestalt, wie wir sie oft bei den Söhnen

der rothen Erde finden, und sein strohblondes Haar, sein breites gutmüthiges Gesicht mit den hellblauen munteren Augen verriethen hinreichend seine Abkunft von jenem unverwüsthlichen Volksstamm, der schon zu Hermanns des Cheruskers Zeiten ein Schrecken der die ganze Welt bezwingenden Römer gewesen war.

Augenscheinlich war das Rößlein, welches diesen Hünen zu schleppen hatte, weder sein Dienstpferd, noch sonst für ihn geschaffen, dazu war es trotz seiner ausdauernden Zähigkeit doch viel zu schwach und klein, denn die mächtigen Beine des Reiters reichten viel tiefer hinunter, als es bei den preußischen Cavalleristen Gebrauch ist, indessen da er am Entlassungstage sein Batteriepferd hatte abliefern müssen und mit seinem wohlberittenen Herrn doch nicht zu Fuß gleichen Schritt halten konnte, hatte er das erhandelte Beutepferd desselben bestiegen und so saß er ganz stolz und gemächlich auf dem englischen Herrnsattel, ohne sich viel um das Lächeln der Leute zu kümmern, die ihm zufällig auf seinem heutigen Marsche begegneten und mit grinsender Miene die Köpfe schüttelten, wenn sie den großen mächtigen Mann auf dem winzigen Thiere sahen.

Einen ganz anderen Eindruck als diese beiden zu einander gehörenden Reiter brachte der zweite gleichalt-rige Offizier hervor, der an der rechten Seite des Erstgenannten auf einem starkknochigen Fuchswallach von dauerhafter Holsteiner Race ritt. Obgleich beinahe ebenso groß wie sein Kamerad, war er doch bei Weitem zarter gebaut und auf seinem von dunklem Haar und Bart

eingerahmten Gesicht zeigten sich jene feinen und nur schwer zu bezeichnenden Züge, die man gemeinhin aristokratisch zu nennen pflegt. Dunkle Augen blickten viel weniger kühn und siegesgewiß als bei seinem Gefährten aus diesem Gesicht hervor, ja es lag ein fast elegischer Ausdruck darin, der bisweilen an still verhaltene Wehmuth streifte und bei dem Beschauer das Gefühl erregte, als ob dieser junge Mann kein so leichtblütiges Temperament befäße oder in so glücklichen und harmlosen Verhältnissen wie sein Kriegskamerad lebte, dem Wohlsein und Zufriedenheit mit seinem Erdenlose aus allen Mienen strahlte.

Auch dieser feine aristokratische Herr war mit dem eisernen Kreuz geschmückt, aber das Kriegsglück, welches Jenem gelächelt, war ihm nicht in gleichem Maaße zu Theil geworden, denn er trug das edle Erinnerungszeichen vergangener blutiger Tage nicht auf der Brust, sondern bescheiden im Knopfloch seiner ihn überaus wohlkleidenden Uniform, deren Kragen er bei seinem heutigen heißen Ritt bequem gelockert hatte. So lange die beiden Herren auf der Chaussee neben einander ritten, hatten sie sich meist eifrig unterhalten und zum Gegenstand ihres Gesprächs, wie es ja unter den obwaltenden Verhältnissen so natürlich war, den eben überstandenen Krieg mit seinen Strapazen und Mühen, aber auch seinen unerhörten Glücksfällen und endlichen Erfolgen gewählt. Je näher sie aber der vor ihnen liegenden Stadt kamen, deren Thürme sie schon lange am Horizont aus

dem Duft der Ferne auftauchen gesehen, und je deutlicher sich die Ausläufer des Teutoburgerwaldes, deren kegelförmige, schön bewaldete Kuppen die Fernsicht nach der rechten Seite hin beschränkten, vor ihnen entwickelten, um so mehr beschäftigte sich Jeder mit seinen eigenen Gedanken und um so einsylbiger wurde das Gespräch, bis es sich plötzlich wieder von Neuem belebte, als sie die grünen Kegelberge, die sie sehen lange aufmerksam betrachtet, und die sie wohl lieben mußten, da Beider Heimath in deren Nähe lag, dicht vor sich liegen sahen.

»Ah!« rief der auf der linken Seite reitende Offizier, indem er sich hoch in den Bügeln aufrichtete und mit gespannten Blicken vor sich hinschaute, »da sind ja endlich unsere lieben heimathlichen Berge, die Br\*\*\* Köpfe! O, wie freue ich mich, so nahe wieder bei ihnen zu sein und mich auf der Schwelle meines Vaterhauses zu fühlen! Ach, mein lieber *Armin*, wie oft habe ich mich in dem schönen Frankreich, mochte ich in einem Grafenschloß fürstlich oder in einer Hütte ärmlich wohnen, nach diesen so grün bewaldeten Gipfeln gesehnt, wie oft habe ich von ihnen geträumt, wenn ich am knisternden Bivouakfeuer unter luftiger Decke oder bei meiner Batterie unter irgend einer Kanone lag! Und doch, da ich sie jetzt so deutlich vor mir sehe, wie einfach und ländlich ist hier Alles herum und man begreift kaum, wie man sich in der lebensvollen Fremde nach einem so stillen Ländchen sehnen konnte! Aber ja, die Heimath, die Heimath,

Armin, ist es, die uns aus weiter Ferne lockt und mit ihren köstlichen Jugenderinnerungen berauscht, sie ist und bleibt uns das Liebste auf der Welt und ich begrüße sie jetzt mit wonneschauern dem Herzen, möchte sie an mich reißen und in heißer Umschlingung ihr zurufen, wie lieb ich sie habe. Hast Du nicht ein ähnliches Gefühl, bester Freund?«

Der mit dem Namen ›Armin‹ Angeredete hatte der warmen Ansprache seines Freundes aufmerksam zugehört, aber dabei senkten sich seine dunklen Augen immer tiefer nieder, als wolle er den wehmüthigen Ausdruck verbergen, der sich dabei in ihnen aussprach. Als aber sein Freund schwieg und ihn fragend von der Seite anblickte, schüttelte er leise den Kopf, als ob er nicht ganz in den heimathlichen Enthusiasmus desselben einstimmen könne und sagte endlich mit der ihm eigenthümlichen weichen Stimme:

»O ja, Reinhard, ich freue mich gewiß auch, der Heimath mit gesunden Gliedern und dem schönen Siegesbewußtsein wieder nahe zu sein, aber Dein wonniges Hochgefühl kann ich unmöglich ganz theilen, und Du weißt ja, warum ich es nicht kann.«

»Nur keine Sorgen vor der Zeit,« mahnte der heitere Freund, »und denke Du jetzt noch nicht an die bevorstehenden Kämpfe, nachdem wir die hinter uns liegenden so glücklich bestanden. Ueberlaß lieber die Zukunft der Fügung des Himmels, die uns ja bis heute ganz nach Wunsch geleitet hat. Weiß doch kein Mensch auf der Welt, was ihm die nächste Stunde bringen wird. Es



kann Gutes und Schlimmes sein, freilich, aber ich lasse vor der Hand das letztere bei Seite und denke nur an das erstere.«

»Ja wohl, Du denkst nur an das Gute,« erwiderte seufzend der ernstere Freund, indem er einen wehmüthig lächelnden Blick auf den von so reiner Freude gehobenen Kameraden richtete, »und Du hast auch wohl Grund dazu. Du hast stets die besten Nachrichten von Hause erhalten und weißt, was Dir Freudiges bevorsteht, wenn Du die Deinigen gesund und glücklich wieder siehst. Ich aber weiß das nicht, Reinhard, weiß vielmehr leider, daß es in meinem elterlichen Hause nicht so beschaffen ist, wie in dem Deinigen – doch, was soll ich darüber Viele Worte machen – Du kennst ja meine und der Meinigen traurige Verhältnisse.«

»Ja, ja doch,« erwiderte der Andere ermuthigend, »ich kenne sie und weiß, daß die Verhältnisse Deines Vaters – von den Deinigen will ich nicht reden und die sind ja durchaus nicht so trübe – nicht gerade die angenehmsten sind. Indessen, male Dir das, was Dir in *Strachnitz* bevorsteht, nicht zu düster aus. Es mögen Wolken darüber schweben, aber Du weißt wohl, ein frischer Windstoß jagt sie oft rasch aus einander, wir haben es ja heute Nachmittag wieder mit eigenen Augen gesehen.«

»O, o, das ist kein Trost für mich, Reinhard, so gut Du es auch damit meinen magst und mich meiner trüben Stimmung zu entreißen versuchst, die immer trüber wird, je näher ich dem elterlichen Dache komme. Denn ach, die Wolken am Himmel sind nie so dicht und schwer

und haften nie so lange an einem Orte, wie die, die über meinem elterlichen Hause lagern, und der Windstoß, der diese lichten und vertreiben wollte, müßte ein etwas starker, ja übermächtiger sein, Doch – darin hast Du wenigstens Recht, daß ich nicht vor der Zeit bangen und sorgen soll. Es kann sich ja Alles mit Gottes Hülfe allmählig besser gestalten und so will ich mich lieber mit Dir der Freude hingeben, bald wieder unter dem gastlichen Dache Deines wackeren Vaters zu sein. – O,« fuhr er nach kurzem Bedenken fort, »ich habe lange nicht den schönen Spiegelhof mit seinen köstlichen Eichen und Buchen gesehen. Zum letzten Mal war es an dem Tage, als ich Dich abholte, um mit Dir nach Eldena zu ziehen. Weißt Du es noch?«

»Wohl weiß ich es noch und jene Tage stehen mir noch klar genug im Gedächtniß. Du bliebst drei Tage bei uns und dann begannen wir ernstlich unser Studium, und damals gab es nur noch Freude und Genuß, aber keine Sorgen für uns, wie wir sie eben erlebt. Denke einmal darüber nach, was wir seit jener Zeit fast immer gemeinschaftlich genossen und erduldet haben! Es ist viel und namentlich drängt es sich in die letzten Jahre zusammen. 1866 machten wir den Krieg als Freiwillige mit und jetzt als Reserveoffiziere. O mein Gott, was hat sich Alles in diesen paar Jahren zugetragen! Was ist aus unserem Vaterlande geworden? Wie? Doch, das weißt Du ja so gut wie ich. Und nun, nachdem mir mit unseren schwachen Kräften geholfen, so Großes und Schönes zu Stande zu bringen, kehren wir zu unseren Lieben zurück, haben wir

also nicht einigen Anspruch auf die freundlichen Gesichter, die uns in kurzer Zeit willkommen heißen werden?«

Der ernste Freund dachte einige Augenblicke nach, dann blickte er plötzlich freudiger auf und sagte: »Nun ja, willkommen heißen werden sie uns, davon bin ich überzeugt, und auf Dein Schwesterchen freue ich mich auch.«

Reinhard lachte fröhlich auf. »Mein Schwesterchen!« sagte er. »Nun, die ist so klein und kindisch nicht mehr, wie sie vor acht Jahren war, lieber Freund, und in den letzten zwei Jahren, wo ich sie nicht gesehen, ist sie gewiß noch größer und vernünftiger geworden. Zählt sie doch jetzt – warte einmal – ja, gerade neunzehn Jahre.«

Armin wollte eben etwas darauf erwidern, als sie an eine Biegung der bergabführenden Straße gelangt waren. Vor ihnen führte der Weg geradeaus nach der etwa eine Stunde entfernten Stadt, die sie seitwärts liegen lassen mußten, der zur Rechten sich abzweigende chaussirte Weg aber lenkte nach dem zunächst gelegenen Dorfe ein, dessen spitzen Kirchthurm sie plötzlich gar nicht weit dar sich in die abendlichen Lüfte ragen sahen, die sich allmählig in tiefere Dämmerung gehüllt hatten.

»Halt!« rief der Freund ihm zu und deutete mit der Hand zur Rechten, indem er schon sein Pferd dahin lenkte, »hier herum führt unser Weg, Armin. Und siehe, da haben wir ja das gute alte Br\*\*\* vor uns und das erste Haus rechter Hand ist ein berühmtes Dorfkaffeehaus. Da

müssen wir einen Augenblick halten, ich muß den guten Wirth begrüßen und ein Glas Bier trinken. Ich habe Durst.«

»Ich auch,« erwiderte der Andere, »aber laß uns nicht zu lange hier weilen, der Himmel wird wieder trübe und im Walde tritt die Dunkelheit früh ein. Wie lange haben wir noch bis nach dem Spiegelhof zu reiten?«

»Eine kleine Stunde wenigstens, denn traben können wir nicht; die tief ausgefahrenen Hohlwege innerhalb der Berge, obgleich sie alle Jahre ausgebessert werden, dulden nur eine langsame Bewegung; sie sind voller Löcher und Pfützen, in denen der von den Höhen herabfließende Regen sich gar zu leicht ansammelt. – Doch sieh, da sind wir ja. Guten Abend, Auguste! Du kennst mich wohl nicht mehr?«

Sie waren vor dem eben genannten Hause angekommen und hielten schon ihre Pferde an. Vor der Hausthür standen mehrere Tische und Bänke, an denen bei gutem Wetter fast täglich Gäste aus der nahegelegenen Stadt zu sitzen und ihren Nachmittagskaffee im Freien zu trinken liebten. Von dem Getrappel der Pferde herbeigezogen, das sie schon längst vernommen, war ein junges Mädchen vor die Thür getreten, um die so spät ankommenden Gäste in Augenschein zu nehmen, aber mit etwas verwundertem Gesicht blickte sie auf die Reiter in Uniform, von denen ihr zwei allerdings bekannt vorkamen, obwohl sie sie in ihrer jetzigen Bekleidung im ersten Augenblick nicht gleich bei ihrem Namen zu nennen wußte.

Kaum aber hatte der eine Offizier sie mit ihrem Vornamen angedredet, so hatte sie ihn an der Stimme erkannt und, freudig aufjauchzend und darüber den Gegengruß ganz vergessend, sprang sie in das Haus zurück, um den Vater herbeizurufen, der eben im Zimmer sein Abendbrod, bestehend aus westphälischem Pumpnickel mit gutem Schinken und einem halben Dutzend harter Eier, nebst einem Gläschen alten Steinhägers, verzehrte.

Einen Augenblick später trat der behäbige Mann in Hemdsärmeln, das grüne Sammetkäppchen auf dem Kopf, vor die Thür und kaum hatte er einen Blick auf den vordersten Reiter geworfen, der ihm schon seine Rechte entgegenstreckte, so hatte er ihn auch erkannt.

»Guten Abend, mein lieber Engeling,« rief der junge Mann freudig aus, »da, geben Sie mir nur Ihre Hand. So. Nun, da bin ich ja wieder und begrüße Sie herzlich. Aber wir können uns nicht lange aufhalten, es wird zu dunkel. Lassen Sie uns rasch drei Seidel frisches Bier herausbringen, wir müssen sie heute schon im Sattel leeren.«

»Ja, bei Gott!« rief nun der Wirth, der bei des jungen Mannes Worten bald ihn, bald seinen Begleiter gemustert hatte, »Sie sind es, Herr Reinhard Saaltrup! Also Sie sind wieder mit heiter Haut daheim? Na, das muß ich sagen, das ist eine angenehme Ueberraschung, und wie wird sich erst der Alte im Spiegelhof freuen, wenn er Sie so gesund und kräftig wiedersieht! Haha!«

»O ja, lieber Engeling, freuen wird er sich, wie auch ich mich auf ihn freue. Aber wissen Sie vielleicht, wie es auf dem Spiegelhof steht?«

»Das soll wohl sein, Herr! Ich habe Ihren Vater gestern noch gesehen und gesprochen. Er fuhr hier vorbei nach der Stadt und als er heimkehrte, forderte er sich auch ein Glas Bier. – Ah, da ist die Auguste ja schon mit den Seideln. Gieb zwei her, Mädels, und das dritte – das dritte gieb – ja, bei Gott, da ist ja der Adam *Riese* auch, wie er leih und lebt.« Und er sprang hurtig an das Pferd des Burschen heran, der bescheiden bei Seite hielt, und schüttelte ihm so treuherzig die Hand, wie er sie eben seinem Herrn geschüttelt. Als er aber dann gleich wieder zu den Herren trat, die ihr Glas schon halb geleert hatten, sagte sein junger Bekannter zu ihm:

»Das schmeckt, Engeling! Wir haben einen heißen Ritt gehabt und kommen von Warendorf. Ah! Also mein Vater ist gesund, sagten Sie?«

»Ja, Gottlob, Herr, ganz gesund und er erzählte mir, daß er Sie und einen jungen Herrn in diesen Tagen erwarte.

»Aha! Also er hat meine Karte erhalten, Gut. Nun, da sind wir ja Beide, Engeling. – Kennen Sie diesen Herrn?« fügte er hinzu, mit der Hand auf seinen schweigend zuhörenden Freund deutend.

»Nein, Herr Reinhard, ich habe nicht die Ehre,« erwiderte der Wirth, indem er höflich seine Mütze zog und sich leicht vor dem fremden Offizier verbeugte – »nun, das ist mein Freund und Kriegskamerad, der Herr Baron von Strachnitz –«

»Ah, ah!« sagte etwas verwundert der Wirth und verneigte sich noch einmal vor dem Herrn. »Also Sie sind

es, den der Meyer erwartete? Aus dem Lippeschen, Herr, nicht wahr? Ihren Namen wenigstens habe ich schon oft gehört.«

Der junge Baron nickte dem biedereren Manne freundlich zu und sagte: »Ja, Sie haben Recht, aus dem Lippeschen, dicht an der Glänze.«

»Gut, gut, Herr Baron, mag Ihr Einzug in die Heimath auch ein gesegneter sein! – Aber wie ist es – noch einen Seidel, Herr Reinhard?«

»Ja, Engeling, geben Sie uns Allen noch einen, wenn es nicht zu lange dauert, wir haben heute keine Zeit übrig. Nächstens will ich Sie länger besuchen und Ihnen meine Kriegsabenteuer erzählen.«

»Ja, ja, Kriegsabenteuer, das soll ein Wort sein! – Auguste, mach flink!« rief er der mit den drei Seideln in's Haus geeilten Tochter nach.

Die beiden durstigen Krieger brauchten nicht lange auf die frischen, mit schäumendem Bier gefüllten Glaskrüge zu warten und auch Adam Riese bekam noch einmal sein Theil. Als aber nun Reinhard Saaltrup in seine Tasche griff und das Bier bezahlen wollte, rief der Wirth, mit Händen und Füßen sich gegen diese Absicht sträubend:

»Nein, nein, Herr Saaltrup, was denken Sie! Heute nehme ich keinen Groschen von Ihnen und freue mich vielmehr wie ein König, daß Sie wieder da sind und den ersten Labetrunk in der Heimath bei mir genossen haben. Na, wollen Sie wirklich schon so rasch wieder fort?«

»Wir müssen, Engeling, die Nacht bricht allmählig herein und Sie kennen ja die verteufelten Wege, bis wir auf

meines Vaters Gebiet kommen. Da werden sie freilich besser; aber unsere braven Pferde sind müde und wir wollen sie zuguterletzt nicht allzu heiß machen. So lebet denn wohl! Auf baldiges Wiedersehen und schönen Dank für den Labetrunk. Er hat mir köstlich geschmeckt.«

Der Wirth reichte der ihm dargebotenen Hand des Offiziers die Rechte hin, nahm vor dem Baron, den er jetzt mit etwas scheuerem Blick als anfangs betrachtete, höflich die Mütze ab und wünschte den beiden Herren den besten Empfang zu Hause. Dann, als sie langsam abgeritten waren, wandte er sich dem noch immer haltenden Burschen zu, der ihm als Knecht auf dem Gute des Meyers schon lange bekannt war, schlug ihm mit seiner breiten Hand auf den umfangreichen Schenkel und rief:

»Adam Riese, Ihr seid weder kleiner noch dünner geworden, sehe ich, obgleich Ihr Euch auf Euerm Rößlein das Ansehen eines Zwerges gebt. Nun, der Krieg hat Euch wenigstens nichts zu Leide gethan und hoffentlich werden die vollen Fleischtöpfe auf dem Spiegelhofe Euch auch nicht verhungern lassen. Gute Nacht, alter Junge, gute Nacht, und nun macht, daß Ihr Euerm Herrn nachkommt, der sich schon zweimal nach Euch umgeschaut hat.«

Adam Riese nickte dem gutmüthigen Wirth mit seinem freundlichsten Grinsen zu und trabte dann seinem Herrn nach; Herr Engeling aber blieb noch so lange vor seiner Thür stehen, als er die durch das Dorf reitenden Männer bei der rasch zunehmenden Dunkelheit wahrnehmen



konnte. Als er sie aber im Schatten der Häuser und Bäume verschwinden sah, wandte er sich seiner jungen Tochter zu, die mit heiterem Gesicht neben ihm stand, und sagte:

»Na, das muß ich sagen, das war eine Ueberraschung, Auguste, aber eine recht angenehme, wie man sie nicht alle Tage hat, und hast Du wohl die Kreuze gesehen, die die Beiden trugen? Na, die haben gewiß Jeder zehn großmäulige Franzosen todtgeschlagen, und das ist recht! Aber was für eine Freude wird heute noch auf dem Spiegelhof los sein! Herrje! Ich möchte wohl dabei sein, wenn der alte Meyer seinen einzigen Sohn und Stammhalter durch seine große Tenne führt und die Mägde und Knechte ihn wie einen vornehmen Herrn anglotzen! – Aber der Baron, der arme Baron, ob der sich auch freuen wird, wenn er nach Hause kommt und das glänzende Elend seines übermüthigen Vaters sieht? Na, ich bezweifle es. Dieser Herr Vater ist zwar ein vornehmer Mann, aber Schulden hat er – weiß es Gott! – mehr als er bezahlen kann. Ach ja! Ich weiß es nur zu genau. Doch – was stehst Du denn noch immer da, Auguste, und guckst den beiden jungen Herren nach? Fort sind sie und für's Erste kommen sie nicht wieder, Beide werden genug zu Hause zu thun finden. Und nun komm in's Haus und setzen wir uns wieder zu Tisch. Heute haben wir keine Gäste mehr zu erwarten und des Meyers Sohn war mir der liebste, den meine Augen sehen konnten. O, ist das ein prächtiger Kerl geworden! Groß und stark war er immer, aber auch gut und bieder, wie sein Vater. Und nun bringt er

dem auch noch das eiserne Kreuz und seinen Ruhm mit in's Haus. Na, ich gönne Beiden die Freude, die sie heute an einander haben werden!«

## ZWEITES CAPITEL. DIE ERSCHENUNG IM WALDE.

Die drei Reiter, durch den eben genossenen kühlen Trank erfrischt, ritten jetzt wieder munterer denn zuvor in das rasch zunehmende Abenddunkel hinein. Anfangs verhielten sie sich dabei schweigsam und ihre ganze Aufmerksamkeit schien nur auf das ihnen so wohlbekannte Dorf und dessen Bewohner gerichtet zu sein, von denen hier und da noch einige sichtbar waren und die kaum noch erkennbaren Krieger mit freundlichem Zuruf begrüßten. Das Dorf selbst hatte sich, seitdem Reinhard Saaltrup es vor einigen Jahren zum letzten Mal gesehen, in nichts verändert; es bewahrte noch immer seine alte friedliche Ruhe und die wohlgefällige Behaglichkeit, die von jeher aus den klaren Fenstern seiner mit Blumen- und Obstgärten umgebenen Häuser geblickt, die schon durch ihren soliden Anstrich und manchen ländlichen Schmuck eine gewisse Wohlhabenheit verriethen, wie wir sie in so vielen größeren Dörfern Westphalens finden, namentlich wenn sie in der Nähe reicher betrieblicher Industriestädte liegen, wie es hier der Fall. Aber Reinhard Saaltrup, der sich, je näher er dem Vaterhause kam, um so mehr nach dem Anblick desselben sehnte, schien das langgestreckte Dorf heute kein Ende nehmen zu wollen und gar zu gern hätte er sein Pferd, so lange

er noch auf der breiten Landstraße ritt, in eine schnellere Gangart gesetzt, wenn er dasselbe, wie die seiner Gefährten, in Anbetracht des schon zurückgelegten weiten Marsches nicht hätte schonen wollen.

Endlich jedoch hatte man die letzten Häuser der Ortschaft erreicht und nun lief die wohlerhaltene Chaussee wieder in weiter Ebene dahin, während sich in unmittelbarer Nähe zur Linken die Berge höher und höher erhoben, jedoch stets ihren Charakter und ihre Gestaltung beibehielten, die sie in dieser Gegend des *Osnings* haben, indem sie sich in kegelförmige Bergspitzen aufthürmen, zwischen denen tiefe Schluchten liegen, die aber fast ununterbrochen von grünen Waldbäumen strotzen, an denen der romantische Teutoburgerwald ja überhaupt so reich ist. Zur Rechten dagegen erstreckte sich die selbst im Abenddunkel noch erkennbare, immer blau gefärbte *Senne* meilenweit fort und nur dann und wann blinkte in der Ferne darin ein Licht auf, das aus einem der vielen Gehöfte hervordrang, welche in zahlloser Menge das westphälische Land bedecken und wodurch es einen ganz besonders anziehenden Charakter gewinnt.

Eine gute Viertelstunde ritten die Freunde schweigend fort, nur ihren Augen gönnten sie lebhaftere Unterhaltung, indem sie sie bald über die fruchtbaren Felder zur Seite der Landstraße schweifen, bald auf den malerisch düsteren Kieferngruppen ruhen ließen, die stellenweis schon hier in dem plötzlich sich zeigenden Sandboden wurzeln und den Uebergang zu den reichen Buchen-, Eichen-

und Lärchenwaldungen bilden, die von jetzt an bald alle Bergkuppen und Thalschluchten füllen sollten.

Endlich aber hatte man eine Stelle auf der Chaussee erreicht, von wo ein sandiger und tiefausgefahrener Seitenweg linksab in den allmählig sich erhebenden Bergwald führte, und als Reinhard Saaltrup sein braves Roß in denselben einlenkte, schauerte er unwillkürlich vor Freude zusammen, denn von hier aus sah er schon in der Ferne die hohen Wipfel aufragen, hinter denen die Gränze seines väterlichen Gutes lag.

»So,« sagte er zu seinem Freunde mit heiter aufstrahlendem Gesicht, »so weit wären wir also. Jetzt sind wir in die Sandregion gelangt und bald wird ihr der Morast folgen, der bis an die Gränze des Spiegelhofs reicht. Sieh, wie dunkel es hier schon ist und in wenigen Minuten wird es noch viel dunkler sein, aber das thut uns nichts und ich liebe es, in so warmer Sommernacht durch einen tiefbeschatteten Wald zu reiten.«

»Ja,« entgegnete der Baron, als sie eben ein düsteres Kieferngehölz erreichten, durch das ein schmaler, tief ausgefahrener Fahrweg in die Höhe führte, »hier ist es wirklich bereits Nacht und ich hätte nicht gedacht, daß es um diese Zeit im Juni schon so finster sein könnte. Kennst Du den Weg auch ganz genau, damit wir nicht irre gehen und unseren armen Gäulen noch mehr Ungemach bereiten?«

»Befürchte nichts, Armin, ich kenne hier jeden Fußpfad und fast jeden Baum so genau, als ob ich in der großen Tenne meines Vaters wäre. Alle diese Hügel und

Schluchten rechts und links habe ich schon als Knabe hundertmal durchmessen und nur noch eine kleine Viertelstunde wird es dauern, bis wir uns auf dem Gebiete des Spiegelhofs befinden, Doch – hier laß uns lieber einzeln reiten, der Weg wird mit einem Mal verteufelt schlecht und die schweren Holz- und Heuwagen der umliegenden Bauernschaften haben mit ihren Rädern tiefe Löcher gegraben; auch muß es, wie mir scheint, vor kurzer Zeit hier stark geregnet haben, denn sie sind übervoll von Schlamm und Wasser. Laß mich also voranreiten, ich kenne jedes Hauptloch, und folge mir immer auf den Fersen. Adam kennt den Weg so gut wie ich und wird sich schon allein zurechtfinden.«

Er hatte Recht, der Weg wurde sehr schlecht und da die Bäume, jetzt schon hier und da gewaltig aufstrebende Buchen und Eichen zeigend, dem Fahrwege ganz nahe rückten und dieser bald bergauf bald bergab führte, so hatten sich dann und wann tiefe enge Schluchten gebildet, in denen der schmale Hohlweg dahinlief, so daß selbst das beste Auge bei der zunehmenden Dunkelheit kaum die einzuhaltende Richtung erkennen konnte. Auch die Farnkräuter und Ginstergebüsche, die hier im Hochwalde unter den Bäumen üppig wucherten, wurden dichter und dichter, und in der Höhe rückten die mächtigen Baumwipfel immer näher zusammen, so daß man kaum noch einen schmalen Streifen Himmelsblau darüber erkennen konnte, der sich aber doch deutlich genug dadurch verrieth, daß er hier und da einen freundlich

flackernden Stern durchblicken ließ, der in der baumlosen Ebene, wo es überhaupt noch viel heller war, gewiß noch nicht wahrgenommen werden konnte.

»Oho,« sagte der Baron, als er nun ganz langsam hinter seinem Führer ritt und seinem Pferde, das mit nieder gebeugtem Kopfe sich von der Sicherheit des Weges überzeugen zu wollen schien, die Zügel frei ließ, hier ist ja schon vollkommen Nacht. Der Weg wird jeden Augenblick enger, die Bäume stehen Stamm an Stamm, so daß man kaum eine Hand vor Augen sehen kann. Sind wir denn sicher auf dem rechten Wege?«

»Ganz auf dem rechten, Herr Baron!« ließ sich Adam's rauhe Stimme vernehmen. »Der junge Herr hat es gesagt und er irrt sich nicht. In zehn Minuten aber wird der Weg besser und dann sind wir bald auf dem Hofe.«

»So,« erwiderte der Baron, »wie lange haben wir denn überhaupt noch bis dahin zu reiten? Dein Vater, Reinhard, wird uns am Ende gar nicht mehr so spät erwarten?«

»Das thut er ganz gewiß,« entgegnete der Freund, »er muß meinen Koffer und meine Karte, die ich von Münster absandte, schon heute Morgen erhalten haben, und so weiß er ja, daß wir kommen. – Aber wie lange wir noch reiten? Nun, wenn es Tag wäre, zehn Minuten, denn zuletzt könnten wir wieder traben, aber bei so stockfinsterer Nacht, wie sie der Spätabend wenigstens hier im Walde aufischt, brauchen wir noch eine halbe Stunde. – Aber halt,« unterbrach er sich, indem er sein Pferd plötzlich anhielt, was sogleich auch die ihm Folgenden thaten,

»was ist das? Mir dünkt, ich habe da eben vor mir ein Licht blinken sehen. Ein Haus steht dort nicht – das weiß ich bestimmt. Es wird uns doch kein Wagen entgegenkommen, der Laternen trägt? Das Ausweichen wäre hier eine etwas mißliche Sache.«

Es folgte wieder ein kurzes Schweigen; die beiden Freunde schauten scharf vor sich in die Ferne, und Adam ritt nahe an die Herren heran, um das bezeichnete Licht auch wahrnehmen zu können. Ja, da sahen sie es alle Drei zugleich, ein Licht brannte offenbar vor ihnen und sogar ein recht helles Licht, allein es bewegte sich nicht, behielt seine Stellung unverändert bei und so konnte es nicht zu einem Fuhrwerk gehören, das ihnen auf dem engen Hohlwege entgegen kam.

»Was mag das sein?« fragte Reinhard, als ob er zu sich selbst spräche und setzte sein Pferd wieder in Bewegung, das unwillig mit den Vorderfüßen in den Morast stampfte, als fühle es die lebhafteste Neigung, aus dieser unwirthbaren Dunkelheit in den behaglichen Stall zu kommen, »Wir wollen langsam darauf losreiten, ich bin in der That auf diese seltsame Erscheinung neugierig geworden.«

So ritt man denn im ruhigsten Schritt weiter und gewahrte bald, daß das Licht noch immer unbeweglich auf derselben Stelle hielt. Dabei ließ sich nicht das geringste Geräusch vernehmen, Alles ringsum und vorn blieb still, nur in den hehren Baumwipfeln rauschte leise der Abendwind und ganz in der Ferne bellte ein Hund, dessen heisere Stimme sowohl Reinhard wie Adam Riese bekannt vorkam. Plötzlich aber verdunkelte sich das Licht

vor ihnen, als ob ein bis jetzt noch unsichtbarer Gegenstand zwischen dasselbe und die Reiter getreten wäre.

Langsam kamen diese nun der Stelle näher, wo sich vorher das Licht gezeigt, aber noch immer sahen und hörten sie nichts. Mit einem Mal jedoch wurde es wieder sichtbar, ja es wurde sogar in die Höhe gehoben, denn der Mann, der es in der Hand hielt – und es strahlte von einer hellbrennenden Wagenlaterne mit silbernem Reflexspiegel aus – hatte so eben das Geräusch vernommen, welches die näher kommenden Pferdehufe verursachten, wenn sie einen Wurzelstock trafen oder in eine hochaufspritzende Wasserpfüte traten.

Da waren sie ziemlich nahe an den Mann mit der Laterne herangekommen, der in der engen Hohl-gasse mitten auf dem Wege stand und mit einem ängstlich beklemmenen Ton rief: »Halt! Wer kommt da?«

»Ihr werdet es gleich sehen!« rief ihm der voranreitende Offizier entgegen, der sich hoch im Sattel aufgerichtet hatte, um besser sehen zu können. »Geduldet Euch nur nach ein Weilchen!« Und als er bald darauf sein schnaubendes Pferd der dem Mann anhielt, fuhr er fort: »Was hat das zu bedeuten? Warum steht Ihr hier mitten im Wege mit der Laterne?«

»O gnädiger Herr,« sprach jetzt der Mann, der dicht an das vorderste Pferd herangetreten war und seine Laterne den Reitern entgegenhielt, so daß man sich gegenseitig schon genauer erforschen konnte, »helfen Sie uns, wir befinden uns in übler Lage. Ich bin ein Fuhrmann und



habe dort eine Herrschaft im Wagen, die mit mir aus Paderborn kommt. Aber die Wege sind hier so schlecht, es wurde im Walde so rasch finster und da ist der Wagen ganz ohne meine Schuld mit zwei Rädern in ein tiefes Loch gerathen und umgefallen. Da liegt er auf der Seite und ich allein kann ihn nicht in die Höhe bringen, und der Herr und die Dame, die ich fahre, sind zu schwach, um mir zu helfen.«

Ja, der Mann hatte Recht, Reinhard und seine Gefährten übersahen nun den Unfall auf der Stelle und sie konnten dem hier fremden Kutscher keinen Vorwurf machen, daß ihn bei der herrschenden Dunkelheit und den schlechten Wegen ein solches Unheil getroffen. Der Wagen lag halb auf der Seite, nur von dem dichten Gestrüpp noch etwas mit seinem Verdeck in die Höhe gehalten. Es war eine ziemlich elegante Halbchaise und zwei kräftige Gäule standen, zitternd von der gehaltenen Anstrengung, unbeweglich an der hochgeschnellten Deichsel, nur bisweilen ungeduldig an der Kette zerrend, die, vorn daran befestigt, ihre Köpfe unnatürlich in die Höhe ging. Der Kutscher aber, der seinen Hut verloren, was er gar nicht zu merken schien, blutete an der Stirn und sein Rock zeigte nur zu sichtbar die Spuren des Kothes, in den er bei dem Sturz des Wagens geschleudert worden war.

»Wo ist Eure Herrschaft?« fragte nun Reinhard zuerst und schaute sich suchend nach allen Seiten um, während der bedrängte Kutscher seine Laterne nach der Seite hielt, wo er die Herrschaft, nach der man ihn fragte, vor kurzer Zeit auf einem Banmstmpf hatte sitzen sehen.

Im nächsten Augenblick aber hatten auch schon die Reiter zwei Gestalten wahrgenommen, die sich eben von ihrem Sitze erheben, auf den sie sich, entweder muthlos oder erschöpft, in ihrer unangenehmen Lage niedergelassen. Es waren ein alter Herr und eine junge Dame, die, als der Laternenschein auf sie fiel, die Reiter zu einem flüchtigen Gruße veranlaßten, noch bevor sie eine Sylbe mit ihnen gewechselt. Der Herr trat ihnen zuerst entgegen und sagte mit einer vor Erregung merklich bebenden Stimme, die ein geübtes Ohr den leisen Anklang eines jüdischen Accents nicht berkennen ließ:

»Helf Gott, meine Herren! Sie kommen zur rechten Zeit, und wenn Sie im Stande sind, uns beizustehen und den guten Willen dazu haben, so bitten wir darum.«

Gleich nach diesen Worten hatten sich die drei Reiter, wie auf ein unhörbares Commando, aus den Sätteln geschwungen und ohne sich um ihre unbeweglich stehen bleibenden Pferde zu bekümmern, traten sie auf den Moosvorsprung, auf welchem die beiden Personen standen, während der Kutscher die kleine Gruppe beleuchtete, indem er das Licht seiner Laterne scharf auf sie fallen ließ. Zuerst aber entstand nur eine kurze Pause, welche indeß dadurch bedeutsam genug ausgefüllt wurde, daß die Persenen, die hier so unerwartet zusammentrafen, sich gegenseitig betrachteten, und daß dies von einer Seite wenigstens mit großer Aufmerksamkeit geschah, hatte seine guten Gründe, wie wir sogleich erfahren werden.

Der alte Herr, der vorher gesprochen, war ein ziemlich lang aufgeschossener Mann von wenigstens sechszig Jahren, obgleich man ihn im ersten Augenblick unter dem Eindruck seiner den Besorgniß erregten Züge noch für viel älter hätte halten können. Er war in einen langen schwarzen Tuchrock von eigenthümlichem Schnitt gekleidet und trug ihn bis an das Kinn hinauf zugeknöpft, so daß von seiner Wäsche nichts als oberhalb des altväterischen Stehkragens ein schmaler Streifen seines weißen Halstuches zu sehen war. Sein edel geschnittenes Gesicht, aus dem eine fein modellirte Nase etwas scharf hervorsprang, war mit zahllosen größeren und kleineren Runzeln und Furchen bedeckt, die sich selbst bis über die hohe Stirn zu den Haarwurzeln hinaufzogen, und ein langer weißer, in der Mitte getheilter Bart floß ihm bis auf die Brust hinab. Als er bei der ersten Begrüßung der ihm plötzlich so nahe tretenden Herren sein kleines schwarzes Sammetkäppchen abnahm, gewahrte man, daß er einen ganz kahlen Schädel hatte, von dem nur an den Schläfen schneeweißes Lockenhaar niederrieselte. Unter seinen breiten und ebenfalls ergrauten, kräftig geschwungenen Brauen leuchteten große schwarzbraune Augen hervor, die unverkennbar eine hohe Intelligenz und eine nicht gewöhnliche geistige Bildung verriethen. Aus diesen seinen Augen, die stets eine große Gewalt über die mit ihm Verkehrenden übten, sprach

jetzt noch verständlicher als aus seinen Worten die warme Bitte, ihm in seiner Noth beizustehen, und die Linien um seinen Mund, so weit sie der volle Bart sichtbar werden ließ, unterstützten dieselbe durch einen Ausdruck milder Freundlichkeit, der in seinem ganzen Umfange und in seiner Tiefe schwer zu beschreiben wäre, aber in diesem Augenblick gewiß ganz geeignet war, ihm das Wohlwollen der ihm so zufällig begegnenden Menschen zu erwerben. Ueberhaupt lag auf seinem ganzen rein orientalischen Gesicht das Gepräge selbstloser menschenfreundlicher Gesinnung und großer Herzensgüte, und die patriarchalische Würde, die seine Haltung wie sein ganzes Wesen kennzeichnen, verlieh ihm ein ehrwürdiges Ansehen, das vollkommen mit seiner weichen und nachdrücklichen Sprechweise harmonirte. Die linke Hand, auf deren schmalem und zartem kleinem Finger er einen prachtvollen antiken Siegelring trug, preßte von Zeit zu Zeit ein feines weißes Linnentuch an die linke Wange, denn auch er wie der Kutscher war bei dem Umsturz des Wagens im Gesicht verwundet, und dann und wann, wenn er das Tuch wegnahm, rieselte ein Tropfen Blut nach dem andern in seinen Bart, was er jedoch in seiner gegenwärtigen bedrängten Lage wenig zu beachten schien.

Eine Zeitlang hatte sowohl Reinhard wie sein Freund den alten Herrn nur allein angeblickt, jetzt aber wandten sie ihre Augen auch auf seine Begleiterin und auf der Stelle hatten sie bemerkt, daß dieselbe, trotzdem ein leichter Reiseüberwurf ihre nicht gar hohe Gestalt fast

vollständig verbar, noch sehr jung sei. Ihren Sommerhut von feinem italienischen Strohgeflecht, den nur eine weiße Feder schmückte, hielt sie in der Hand und um ihr fast blauschwarzes Haar hatte sie einen feinen schwarzen Kopfschleier geschlungen und unter dem runden, mit einem Grübchen ausgestatteten Kinn zugeschürzt, so daß das liebliche Oval des jetzt marmorbleichen Antlitzes durch den Contrast der Farben noch viel weißer erschien. Aber dieses Antlitz trug nicht allein alle Zeichen der Jugend, sondern auch die einer eben so seltenen wie charakteristischen Schönheit, obwohl es bei weitem nicht so merklich wie das des Vaters den orientalischen Schnitt der Züge aufwies.

Die beiden jungen Männer, namentlich Reinhard, der ihr zunächst stand, hatten nicht Zeit genug, sie so genau zu betrachten, wie sie es wohl sonst gern gethan hätten, was Letzterer aber von ihr sah, genügte nicht nur, um seine Hülfe sogleich energisch herauszufordern, sondern erregte und fesselte ihn auch auf eine ihm bisher noch nicht vorgekommene Weise. Denn gleich nach dem ersten Blick auf dieses feine und edle Gesicht durchrieselte ihn ein seltsames, ihm bisher ganz unbekanntes Gefühl, dem er aber weiter nachzuhängen im Augenblick keine Zeit behielt. Vor Allem sah er in diesem von Angst und Besorgniß zeugenden Gesicht nur die wunderbar gestalteten großen und dunklen Augen, die ihn unter den schön geschweiften üppigen Brauen hervor zugleich fragend und bittend anschauten. Diese Augen schienen ihm gleich im ersten Moment unergründlich tief zu sein und

es beschlich ihn der seltsame Gedanke, als ob sie ganz dazu geschaffen wären, eine Sprache mit ihm zu reden, die er noch nie vernommen und die ihm unendlich reich und bedeutungsvoll zu sein dünkte.

Ja, die Blicke der beiden jungen Männer wurzelten lange auf diesem herrlichen, jetzt so bleichen Gesicht und diese lange Betrachtung war allein die Ursache, daß den ersten Fragen nicht auf der Stelle die nächsten folgten. Endlich aber ermannte sich Reinhard und sagte mit seiner herzenswarmen, sein ganzes Mitgefühl verrathenden Stimme:

»Ich bedaure, daß Sie diesen Unfall erlitten, aber er ist bei dem schlechten Wege und der Dunkelheit leicht erklärlich. – Sie bluten etwas an der Wange,« wandte er sich zu dem alten Herrn, »doch scheint es nur eine oberflächliche Hautwunde zu sein. – Haben auch Sie sich nicht beschädigt?« fragte er dann das junge Mädchen, wobei seine Stimme einen noch wärmeren Klang annahm.

»Nein,« erwiderte sie leise, »ich bin ohne Schaden davongekommen und nur der Schreck und die Plötzlichkeit des Falles hatte mich zuerst betäubt. Aber mein armer Vater –«

»Es hat nichts zu sagen, mein Kind,« erwiderte dieser schnell, »und ich werde bald die beste Hülfe gegen diese kleine Schramme gewinnen. Zum Theil bin ich selbst daran schuld, warum habe ich mich so lange unterwegs aufgehalten, da ich den Wald hier ja kannte und wußte,

wie früh es in ihm Nacht wird und wie schlecht die Wege zum Theil sind.«

»Wo denken Sie denn die gute Hülfe zu finden, die Sie eben andeuteten?« fragte nun Reinhard weiter, »und welches ist Ihr heutiges Ziel?«

»Ich will nach *Blanksruh* zum Herrn Doctor Blank,« erwiderte der alte Herr, »und so viel ich weiß, liegt sein Haus nur wenige Minuten von hier entfernt. Er, ein Arzt und mein guter Freund, wird bald meine Wunde untersucht und verbunden haben, wenn das nöthig ist, und so kann ich wenigstens darum ohne Sorge sein.«

In Reinhard's gebräuntem Gesicht stieg bei dieser Rede eine warme Blutwelle auf und es sah ganz so aus, als ob er nun auf einen Schlag über die beiden Reisenden in's Klare gerathen wäre, was seine Worte auch sogleich bestätigten. »Ah,« sagte er, »also zum Doctor Blank wollen Sie? Nun, dann glaube ich mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß Sie – zumal ich vorher hörte, daß Sie aus Paderborn kämen – der Herr Bankier Moses Joël sind.«

Daß er sich in dieser Annahme nicht geirrt, konnten er und sein Freund auf der Stelle aus dem Gesichtsausdruck des alten Herrn schließen, denn dieser blickte ihn mit einem lebhaften Erstaunen an und sagte: »Das ist ja merkwürdig. Welchem Umstande verdankt denn Moses Joël aus Paderborn die Ehre, von einem Offizier Sr. Majestät gekannt zu sein?«

»Dem Umstande, mein Herr,« erwiderte der junge Offizier lächelnd, »daß Sie, wie Sie so eben sagten, der

Freund eines Mannes sind, der auch mit meinem väterlichen Hause herzlich befreundet ist.«

Moses Joël blickte noch erstaunter, gewiß aber auch erfreut auf. »Nun, das wäre ja ein seltsam angenehmes Zusammentreffen!« sagte er rasch. »Wenn es aber so ist, wie Sie sagen, und ich zweifle keinen Augenblick daran, dann darf ich auch wohl *Ihren* Namen wissend.«

»Gewiß dürfen Sie das, Herr Joël!« Und indem er die Hand zu seinem Helm erhob und militairisch höflich grüßte, fuhr er fort: »Ich bin der Sohn des Meyers *Saaltrup* auf dem Spiegelhof, komme eben aus Frankreich und denke in wenigen Minuten meinen Einzug unter mein väterliches Dach zu halten.«

Mit diesen einfachen Worten war auch Moses Joël das bis jetzt obschwebende Räthsel vollständig gelöst und indem er mit dem freundlichsten Blick dem jungen Mann bieder die Rechte hinstreckte, die dieser etwas rasch ergriff, sagte er: »Ah, da sind wir ja allerdings, was mich ungemein erfreut, durch unsere Freunde und Verwandte mit einander bekannt, denn auch ich kenne Ihren Herrn Vater und habe ihn einige Male schon vor mehreren Jahren und noch in der jüngsten Zeit bei – bei Doctor Blank getroffen und ihn sogar schon auf seinem Hofe besucht.«

»Ich weiß es, Herr Joël, und wenn ich mir nun einen Vorschlag erlauben darf,« fuhr Reinhard eifrig fort, »so folgen Sie mir nach dem Spiegelhof. Der Weg dahin ist von jetzt an trocken und gut und er liegt nur eine kurze



Strecke von hier entfernt; ich sende sogleich einige Leute hierher, die den Schaden ausbessern, und dann können Sie leicht vom Meyerhofe auf dem besten Wege nach Blanksruh fahren.«

»Nein, mein Herr Lieutenant,« erwiderte Moses Joël mit ernster und bedächtiger Miene, »das möchte ich doch lieber nicht thun. Ihr Vorschlag zeugt zwar von Ihrer gastfreundlichen Gesinnung und Herzensgüte, aber für mich eignet er sich nicht. Es würde mir zu spät werden, zuerst nach dem Spiegelhof und dann nach Blanksruh zu fahren und ich möchte so bald wie möglich in Ruhe sein. Uebrigens erwartet mich der gute Doctor heute schon den ganzen Tag und er dürfte in Unruhe gerathen, wenn ich mich noch länger von seinem Hause fern halten wollte. Es ist ohnehin schon spät genug.«

»Darin haben Sie Recht und Sie bedürfen auch seiner Hülfe,« versetzte Reinhard, der die angeführten Gründe für triftig hielt. »So wird es denn das Beste sein, daß wir einmal selbst unser Heil versuchen und sehen, ob wir den Wagen nicht wieder aufrichten können. – Ist etwas daran zerbrochen, Adam?«

Dieser hatte sich während der eben geführten Unterhaltung schon aus freien Stücken mit dem verunglückten Gefährt beschäftigt und mit dem Kutscher leise einige Worte gewechselt. Als jetzt sein Herr ihn rief, trat er näher zu ihm heran und sagte in seiner derben bäurischen Art:

»Nein, Herr, es ist nichts daran entzwei und das leichte Ding aufzurichten, bedarf es keines Hebels Kraft. Es

ist noch lange kein Heuwagen und so werde ich Ihnen das ganz allein besorgen. – Ihr da, Kutscher, setzt einmal Eure Laterne bei Seite oder gebt sie einem der Herren – so – und nun bleibt bei den Pferden stehen und dreht ihre Köpfe weg, damit die Deichsel sie nicht schlägt, wenn ich die Kalesche aufrichte. – Nein, Herr, nein,« wandte er sich an seinen Herrn, als er sah, daß dieser sich die Handschuhe auszog und auch mit Hand anlegen wollte, fassen Sie nichts an und machen Sie sich nicht unnöthig schmutzig. »Ich reiche dazu ganz allein aus und Sie kennen mich ja.«

Und während nun der Baron die Laterne, die er dem Kutscher abgenommen, in die Höhe hob, so daß man die ganze nächtliche Scenerie deutlich genug übersehen konnte, packte Adam den Wagenkasten auf der Seite, auf welcher er lag, mit beiden Fäusten an und seine ganze Riesenkraft vor Aller Augen producirend, hob er den allerdings nicht gar schweren Wagen in die Höhe, richtete ihn vorsichtig auf und indem er dem Kutscher mit herrischer Stimme gebot, die Pferde langsam anziehen zu lassen, während er noch den Wagen hielt, sah er zu seiner höchsten Genugthuung und zur Freude aller Versammelten den bedauerlichen Unfall gleich darauf fast vollständig ausgeglichen.

»Da,« sagte nun Adam Riese, der mit lachendem Gesicht den ihn Umstehenden der Reihe nach zunickte, sobald die anziehenden Pferde den Wagen von dem gefährlichen Loch entfernt hatten, »da sehen Sie die ganze Geschichte. Heil ist er noch, denn er hatte sich ein weiches

Lager ausgesucht, und nun kann die Reise wieder weiter gehen.« Und indem er dies sagte, faßte er die Chaise noch einmal am Schlage an und rüttelte sie so mächtig, daß sie zum Schrecken des Kutschers in allen ihren Fugen krachte.

»Ja,« sagte nun Reinhard, indem er sich höflich zu der jungen Dame wandte und ihr noch einmal aufmerksam in das hellleuchtende Auge sah, »es ist so, wie mein Diener sagt, Sie können getrost einsteigen, von jetzt an wird der Weg gut und Sie haben nichts mehr zu befürchten. – Damit Sie aber ganz sicher sind und eine werktätige Hülfe bei der Hand haben,« fuhr er, sich an den alten Herrn wendend, fort, »soll Adam die Laterne nehmen, damit veranreiten und Sie so bis nach Blanksruh geleiten. So kann er den Kutscher auf ein etwaiges Hinderniß aufmerksam machen und Sie sind von aller Besorgniß befreit. – Adam, vorwärts, spring in den Sattel. So. Und nun nimm die Laterne. So. Da rechts kannst Du am Wagen vorbei und nun bringe die Herrschaften gut an ihr Ziel. Weint Du angelangt, trabst Du auf glattem Wege nach dem Hofe, dann bist Du mit uns zugleich da, denn unser Weg ist weiter als der Deine.«

Adam hatte sofort Alles begriffen und jeden Wink seines Herrn ausgeführt. Als Reinhard sich aber nun zu den beiden Reisenden umwandte, trat Moses Joël dicht an ihn heran, lüftete sein Käppchen, reichte ihm noch einmal die Hand und sagte mit seiner wohllautenden sanften Stimme:

»Herr Lieutenant, Sie sind zu gütig und haben uns mit Ihrer rechtzeitigen Hülfe schnell aus der Noth geholfen. Ich weiß zwar nicht, wie ich Ihnen einmal wieder dienen kann, aber Sie haben sich ein Anrecht auf meinen Beistand erworben, wo Sie ihn auch gebrauchen könnten. Vorläufig danke ich Ihnen herzlich und bitte Sie, Ihren Herrn Vater recht freundlich von mir zu grüßen. Auf Wiedersehen!«

Nach diesen Worten verbeugte er sich höflich, aber ohne ihm die Hand zu reichen, auch vor dem Baron und stieg, von Reinhard's Arm unterstützt, in den Wagen, auf dessen Boden er erst jetzt seinen etwas zerknitterten Hut fand. Als er saß, trat auch seine Tochter an den Tritt und indem sie mit ihrem tiefen seelenvollen Blick dem jungen Mann freundlich in das Auge sah, sagte sie mit leise vibrierender Stimme:

»Auch ich danke Ihnen, mein Herr, von ganzem Herzen. Kommen Sie gut nach Hause und erfreuen Sie die Ihrigen, wie Sie uns erfreut.«

Gleich darauf und nachdem sie nur noch dem Baron eine leichte Verbeugung gemacht, saß sie, bei ihrer Federkraft nicht der Hülfe des am Schlage stehenden Offiziers bedürftig, neben ihrem Vater, und der Kutscher, der vom voraufreitenden Adam einen Wink erhalten, daß er getrost folgen könne, knallte, nun aller Sorge überhoben, lustig mit der Peitsche und langsam rollte der Wagen mit seinen Insassen wie eine im Dunkel der Nacht rasch vorüberschwebende Erscheinung in den Wald hinein, der ihn bald mit dichter Finsterniß auf allen Seiten umgab.

Ja, der Wagen war davon gerollt, aber Reinhard, der, wie sein Begleiter, sein Pferd schon wieder bestiegen hatte, hielt noch immer auf der Stelle der Begegnung still und schaute, wie in einen Traum versunken, dem Wagen nach, so lange er einen Schimmer von Adam's Laterne und das allmählig verhallende Rasseln der Räder wahrnehmen konnte.

Als aber daß letzte Geräusch verschollen, der letzte Lichtschimmer verschwunden war und dem Dunkel der Nacht wieder Platz gemacht hatte, Reinhard aber immer noch danach zu spähen schien und unbeweglich auf der Stelle hielt, sagte der Baron, der mit seltener Ausdauer ein vollkommen stummer Zeuge bei der ganzen eben vorgegangenen Scene gewesen war:

»Ja, Reinhard, wie lange willst Du hier noch stehen bleiben und zwecklos in die Dunkelheit hineinstarren?«

Der also liebevoll angededete Freund fuhr aus seinem Traum auf, ließ seinem ungeduldig stampfenden Pferde die Zügel frei und wandte es auf dem rechts abführenden Wege dem Meyerhofe zu, während der Wagen die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen hatte. »Ja, Armin,« erwiderte er, »wir wollen jetzt nach Hause, aber sieh, ich dachte nur eben darüber nach, ob es nicht doch besser und freundlicher von mir gewesen wäre, den Wagen in Person bis nach Blanksruh zu begleiten. Wenn sie – ich meine die beiden Reisenden – nun noch ein neuer ähnlicher Unfall wie der erste ereilte?«

»Was für ein Unfall sollte denn das sein?« fragte der Baron, sein Pferd an des Freundes Seite lenkend, da der Weg den jetzt an doppelt so breit wurde als bisher. »Sie haben ja in Adam einen zuverlässigen Führer und ihr Weg ist gut und nur kurz, wie Du sagst. Nein, darum brauchen wir nicht zu sorgen und nun laß uns ohne Aufenthalt fortreiten, es ist schon beinahe Nacht und zu spät dürfen wir bei Deinem Vater nicht eintreffen, das könnte so seine gewohnte Ordnung und nächtliche Ruhe stören.«

»Ja, ja, Du hast wohl Recht,« erwiderte Reinhard, mit seinen Gedanken noch immer bei den Reisenden weilend, »aber es wäre doch höflicher von mir gewesen, wenn ich den kleinen Umweg gemacht, zumal ich den alten Herrn kenne und weiß, in welchem Verhältniß er zu unserm guten Doctor steht. Du mußt nämlich wissen, daß er ein sehr reicher und wegen seiner Redlichkeit und Menschenfreundlichkeit allgemein geachteter Mann, dem Niemand daraus einen Vorwurf macht, wie es leider so häufig geschieht, daß er zufällig ein Jude ist.«

»An seiner Redlichkeit zweifle ich eben so wenig wie an seinem Reichthum,« erwiderte der Baron kurz, und da Reinhard darauf schwieg, stockte das Gespräch wieder eine Weile, bis der Baron, dem das Schweigen des Andern etwas seltsam vorkam, sagte: »Schade, daß es nicht Tag war und wir diese reiche Jüdin in etwas näheren Augenschein nehmen konnten. Aber so viel man bei dem Laternenlicht sehen konnte, schien sie mir recht hübsch zu sein und man sah ihr kaum an, daß sie eine Jüdin war.«

Reinhard's Kopf fuhr mit einem energischen Ruck nach seinem Freunde herum. »Hübsch!« rief er ziemlich laut, »Du nennst sie nur hübsch? Nun, ich dünkte, Du könntest sie dreist schön nennen. O mein Gott, was war das für ein Auge! Darin lag mehr, als ich sagen kann. Nein, da urtheile ich anders und wenn ich ehrlich sein soll, so muß ich gestehen: sie kam mir wunderbar schön vor, wie ein Stern in der Nacht erschien sie mir, als sie so plötzlich, von dem Licht der Laterne beleuchtet, vor uns stand und mich mit einem Blick ansah, der mehr sagte, als tausend Worte hätten sagen können. Mit einem Wort, sie war für mich eine Erscheinung, die mir zu denken giebt und die ich so bald nicht wieder vergessen werde.«

Der Baron lachte leicht auf und sagte dann: »Oho! Diese nächtliche Erscheinung, der neue Stern an Deinem Himmel scheint Dich ganz träumerisch und poetisch gemacht zu haben. Ein Stern in der Nacht! Haha! Nun ja, eigentlich hast Du Recht und ich will Dir Deine himmlische Vision nicht streitig machen. – Doch sieh, hier wird es lichter um uns, die Bäume treten sichtbar auseinander – wir sind wohl bald auf dem Hof?«

»Ja, bald,« erwiderte Reinhard einsilbig. »Wir sind jetzt bei der großen Lichtung nur noch zehn Minuten vom Hofe entfernt und hier fängt der Wald an hoch romantisch zu werden. Hierher ging ich immer gern, da man von hier die schönste Aussicht auf die Kegelberge links hat, die man in der Stadt die Spiegelberge nennt. Da sieh doch, da sind sie ja!«

Der Baron warf einen Blick nach den jenseits einer breiten Waldlichtung auftauchenden Bergen, die in langer Reihe nach einander sichtbar wurden und durch tiefe, mit hochragenden Bäumen bedeckte Schluchten von einander getrennt waren. »Nun,« sagte er, »das wollen wir uns einmal bei Tage betrachten, es muß hier wirklich hübsch sein, ich erinnere mich der Stelle nicht mehr genau. – Aber sieh,« unterbrach er sich, mit der freien Hand nach einem der Berge deutend, »da ist schon wieder ein Licht, doch diesmal flammt es nicht tief im Walde, sondern hoch oben auf der Kegelspitze eines Berges. Sind denn diese einsam gelegenen Höhen bewohnt?«

Reinhard blickte einen Augenblick nach der augedeuteten Höhe empor, dann sagte er, mit dem Kopfe nickend: »Ja wohl, diese Höhe ist, wenigstens in manchen Stunden und namentlich Nachts, bewohnt. Das Licht schimmert aus einem kleinen Pavillon herab, der eine Glaskuppel trägt und er gehört zu einer Niederlassung am Fuß des Berges, in der der gute Doctor Blank, der Freund meines Vaters wohnt, zu dem wir eben den Wagen mit dem Paderborner Bankier haben geleiten lassen.«

»So, so, also das ist Blanksruh! Doch ja, ich erinnere mich, schon früher einmal in Eurem Hause vom Doctor Blank reden gehört zu haben, aber Näheres weiß ich von ihm nicht. Was ist denn das für ein Mann und wie kommt er in diese immerhin anmuthig, aber doch sehr einsam gelegene Berg- und Waldwildniß?«



Reinhard sann eine Weile nach, dann erzählte er mit allmählig zunehmender Wärme, die ein Zeugniß dafür ablegte, daß Doctor Blank in der That auch ihm werth sei, Folgendes. »Ja,« sagte er, »über *den* Mann ließe sich Viel sagen, wenn man Alles sagen wollte, was die Leute über ihn schwatzen. Nun, was ich von ihm weiß, habe ich theils aus seinem eigenen, theils aus meines Vaters Munde gehört, der ihn sehr liebt und jedenfalls viel genauer mit seinen Verhältnissen vertraut ist als ich. Doch, was ich Dir jetzt mittheilen werde, kann ich als wahr und sicher verbürgen. Doctor Blank hat früher in verschiedenen großen Städten gelebt und ist, wenn auch kein berühmter, doch ein sehr gesuchter Arzt gewesen. Mein Vater kennt ihn schon von Jugend an, denn er stammt aus dieser Gegend und sein Vater war Pfarrer in irgend einem kleinen Dorfe der Nachbarschaft. Vor etwa zehn Jahren kam er im Sommer zum Besuch hierher, wohnte ein paar Tage auf dem Spiegelhof und fuhr und lief mit meinem Vater stundenlang in den Bergen und Wäldern umher. Da gab er meinem Vater ganz unerwartet seine Neigung zu erkennen, das Leben in der großen Stadt, in welcher er zuletzt gewirkt und bis dahin noch wirkte, mit dem auf dem Lande zu vertauschen und hier in seiner Heimath in aller Stille und Friedfertigkeit seine Tage zu beschließen. Zuletzt bat er, ihm ein kleines Kötterhaus, welches meinem Vater gehörte und gerade leer stand, am Fuß jenes Berges gewissermaßen als Lehn zu überlassen, unter der gewiß sehr annehmbaren Bedingung, daß das Grundstück einmal nach seinem Tode in dem

Stande, wie es gerade sei, wieder an meinen Vater oder dessen Erben fallen solle, da er selbst keine besitzt, denn er hat keine lebenden Verwandten mehr, ist unverheiratet und seine Wirthschaft führt eine alte etwas kuriose Wittwe. Nun, auf diesen ernstlich gemeinten und dringlich vorgebrachten Vorschlag ging mein Vater damals ein und hat ihn bis zum heutigen Tage gewiß nicht bereut, da er in dem Doctor einen vortrefflichen Nachbar erhalten hat. Dieser verließ nun wirklich alsbald die Stadt, zog zu meinem Vater, bis das alte verfallene Kötterhaus in ein niedliches Landhaus verwandelt und mit einem hübschen Gemüse, Obst- und Blumengarten umgeben war, und so hat er sich denn auf meines Vaters Grund und Boden ein ganz nettes Heim gegründet. Auf der Spitze jenes Berges aber, der große Spiegelberg genannt, ließ mein Vater auf den Wunsch des alten Freundes eine Lichtung hauen und dort auf dem höchsten Punkt baute sich der gelehrte Herr einen kleinen Pavillon, aus dem eben das Licht herunter schimmerte, und auf demselben errichtete er sich aus Eisen und Glas eine Sternwarte, denn die Astronomie und die Botanik sind die beiden Wissenschaften, die der alte Herr leidenschaftlich liebt und betreibt. So botanisirt, studirt und rechnet er denn bei Tage vom Morgen bis Abend, und Nachts, wenn der Himmel klar ist, wie heute, steigt er auf seine Warte und beobachtet ihn, weshalb ihn auch die umwohnenden Landleute, als sie dies in Erfahrung gebracht, den ›Sternkieker‹ genannt haben. – Du siehst,« schloß Reinhard seinen Bericht, »der alte Freund ist ein Naturforscher im Kleinen und Stillen,

und so lebt er unangefochten und zurückgezogen von der großen Welt so genügsam und selbstzufrieden, wie ein Philosoph seiner Art nur leben kann.«

»Hm!« machte der Baron. »Das muß ein seltsamer Kauz sein. Ich begreife kaum, wie ein so gebildeter Mann, der er doch sein muß, allen Gemächlichkeiten und Genüssen einer großen Stadt entsagen und in solchem abgelegenen Erdwinkel seinen Wohnsitz ausschlagen kann. Hat er denn gar keine geselligen Bedürfnisse?«

»Nur wenige, wie es scheint. Meinen Vater besucht er auf seinen botanischen Excursionen oft auf eine Stunde und plaudert mit ihm über Allerlei, und mein Vater geht wieder und gern zu ihm, da er, wie er sagt, aus jedem Wort des gelehrten Herrn etwas lernen und in vielen Dingen einen guten Rath von ihm erhalten kann. Außerdem aber hat er auch noch einen anderen Bekannten in dem Dorfe, durch das wir heute ritten, und das ist der Pfarrer, ein ebenfalls gelehrter Herr, der sich insgeheim viel mit der Literatur aller Völker und Zeiten beschäftigt soll. Zuweilen fährt der Doctor auch nach der Stadt, um sich seine Bedürfnisse und das, was das Dorf und unser Hof ihm nicht bieten kann, daraus zu holen und dazu hält er sich zwei kleine Pferde und einen niedlichen Wagen. In der ganzen Umgegend aber ist er eine beliebte Persönlichkeit, weil er gern Jedermann mit Rath und That hilft, der ihn darum angeht, und ich kenne Niemanden, der ihm auch nur ein übles Wort nachgeredet hättet.«

»So,« sagte der Baron. »Aber was mag ihn denn nur veranlaßt haben, sich in dieser abgelegenen Gegend zu

vergraben? Sollte das bloß Liebhaberei an der Natur, Sehnsucht nach Ruhe und Stille und Lust an ungestörtem Studium gewesen sein?»

»Ja, das weiß ich nicht,« erwiderte Reinhard nachdenklich. »Jedenfalls fühlt er sich in dieser Ruhe, diesem Stilleben und in der Pflege seiner Wissenschaften glücklich, denn wenn man ihn besucht, sieht man ihm das gemüthlichste Behagen an seinen jetzigen Verhältnissen an. – Wenn ich Dir aber,« fuhr er nach kurzem Nachsinnen fort, »ehrlich meine geheimsten Gedanken über ihn sagen soll, so ist mir bisweilen der Glaube oder wenigstens die Muthmaßung aufgestoßen, als ob der gute Mann, und das geht nicht nur bisweilen aus seiner trüben Stimmung, sondern auch aus einzelnen Andeutungen hervor, die ihm von Zeit zu Zeit bei vertraulicher Unterhaltung entschlüpfen, als ob er, sage ich, in früheren Jahren einmal einen großen Kummer oder irgend ein tiefgreifendes Trübsal in der Welt erfahren – vielleicht ein Zerwürfniß mit irgend einer Behörde oder gar auch ein politischer oder socialer Conflict – und daß ihm dies den Verkehr mit der großen Welt verleidet habe. – Nun, sein kleines Geheimniß hat ja jeder Mensch auf der Welt, und so mag er es auch haben. Ob der Bankier Moses Joël, den wir so eben trafen, damit in irgend einer Verbindung steht, weiß ich nicht, ich weiß nur so viel, daß Beide intim befreundet sind, denn der reiche Paderborner Geldmann besucht ihn alle Jahre mehrere Male und in der Regel hält er sich ein paar Tage in dem kleinen Neste auf.«

»Nun,« fiel der Baron ein, da der Freund plötzlich schwieg, »da stößt Einem natürlich der Gedanke auf, daß sie wohl Geldgeschäfte mit einander abzumachen haben. Ist der gelehrte Herr auf Blanksruh etwa ein vermögender oder gar reicher Mann?«

»Reich? Nein, wahrhaftig, das glaube ich nicht. Zwar hat er meinem Vater durch die That bewiesen, daß er nicht ohne Mittel ist, denn er hat sich ja da drüben ein recht hübsches Häuschen gebaut und es auch innerlich ganz leidlich eingerichtet. Auch hat er die Werkleute, die ihm geholfen, auf der Stelle baar bezahlt – das weiß mein Vater bestimmt und hat es mir selbst erzählt – aber die ganze Art und Weise, wie er lebt, beweist durch nichts, daß er Ueberfluß an Mitteln habe. Er lebt gut, aber höchst einfach, wenigstens behauptet das mein Vater, der ihn am häufigsten in seinem Hause gesehen und sein Thun und Treiben beobachtet hat. – Auch wir,« fügte er nach kurzer Pause hinzu, »wollen ihn einmal in den nächsten Tagen besuchen und Du wirst Dich gewiß über seine Bekanntschaft freuen. Mir wenigstens hat es immer wohlgethan, in sein redliches Auge zu blicken und aus seinem Munde stets nur belehrende und mich fördernde Worte zu vernehmen. Er war mir persönlich nämlich von jeher sehr zugethan, hat viel dazu beigetragen, daß mein Vater mich in Eldena und später in Poppelsdorf studiren und zwischendurch reisen ließ, und so oft ich längere Zeit in den Ferien den Spiegelhof bewohnte, hat er mich stets besucht und wiederholt zu sich eingeladen. So werde ich denn auch jetzt wieder zu ihm gehen und ich weiß

im Voraus, daß er mir viele Fragen über den Krieg und meine Erlebnisse darin vorzulegen haben wird, denn er ist auch in der politischen Geschichte der Gegenwart ein unterrichteter und kluger Mann, nimmt trotz seines isolirten Lebens an allen öffentlichen Ereignissen der Welt Theil und weiß oft mehr von den darin vorgehenden Dingen als wir, die wir doch mitten darin leben und fast Alles mit eigenen Augen vorgehen sahen.«

»Nun ja,« erwiderte der Baron, als Reinhard schwieg, »das muß für Deinen auch so als geschieden lebenden Vater ein recht interessanter Mann sein und eine solche Bekanntschaft muß man pflegen. Doch sieh – hier wird es mit einem Mal noch viel lichter als vorher – und da vorn – ich sehe es ganz deutlich – brennt schon wieder ein Licht – es ist das dritte, welches uns heute Abend entgegenleuchtet!«

Reinhard, der in Gedanken versunken schien, fuhr bei diesen Worten in die Höhe und richtete sich im Sattel auf. »Ah ja,« rief er dann freudig aus, »ich sehe es auch und sogar mehr Lichter als eins. Es sind Laternen, die man um das Haus aufgesteckt hat und die uns zum Leitstern dienen sollen. Ja, ja, lieber Armin, das ist der Spiegelhof und meines Vaters Haus erwartet uns sehnlich. Ha! da bellen auch schon die Hunde. Sie stehen immer auf der Lauer und haben die Huftritte unserer Pferde vernommen. O, freue Dich mit mir, ich bin zu Hause, dem friedlichsten Orte der Welt, und Du – Du wirst am Heerde meines Vaters mit mir willkommen sein!«

### DRITTES CAPITEL. DER EMPFANG IM SPIEGELHOF.

Als auch die Pferde der nächtlichen Reiter die auf dem Meyerhofe brennenden Laternen gewahrten, die Hunde bellen hörten und instinktmäßig den nahen Stall wittern mochten, fingen sie beide wie auf Verabredung laut zu wiehern an und fielen von selbst in einen viel lebhafteren Schritt, der sich zuletzt sogar zu einem leichten Trab steigerte. So näherte man sich rasch dem umfangreichen Gehöfte, von dem jetzt immer lauterer Hundegebell herüberscholl.

Obgleich der Baron sein Auge zumeist auf das vor ihm liegende gastliche Dach des Meyers gerichtet hielt, so warf er doch bisweilen auch einen Blick auf seine nächste Umgebung und da sah er, daß man eben in eine größere Lichtung einritt, die ein weiter Kranz auf hügeligem Boden gewachsener gewaltiger Buchen und Eichen Umgeb, zwischen denen hellgrüne und ihre Blätterwedel anmuthig schwingende Farren ein fast undurchdringliches Unterholz bildeten. Endlich bemerkte er zu seiner Linken einen großen mit Schilf umkränzten Teich, der die Lichter der am Hause und an verschiedenen Bäumen angebrachten Laternen mit goldenen Reflexen zurückwarf, und gleich darauf tauchte das Haus des reichen Meyers selber aus dem Nachtdunkel auf. Das Hauptgebäude, aus dem Herrenhause und der daran gefügten Tenne bestehend, erhob sich aus einer wohlbegrasteten hügelartigen Erhebung des Bodens und stellte sich als ein langgestrecktes, am nördlichen Ende kreuzförmig erweitertes

Bauwerk dar, dessen ältesten Theilen man ansah, daß es schon lange verschiedenen Generationen der Familie zum Aufenthalt gedient und zu einer Zeit entstanden war, wo die Landwirthschaft und alles dazu Gehörige den Besitzern als Hauptsache galt und auf den Comfort und die Bequemlichkeit derselben noch wenig Rücksicht genommen wurde. Indessen verrieth der quer vor das lange Hauptgebäude kreuzförmig angefügte Neubau schon eine viel modernere Richtung des gegenwärtigen Besitzers und die mit großen Spiegelscheiben versehenen Fenster desselben deuteten eine Anzahl behaglicher Wohngemächer an, deren sich Reinhard's Vater nicht mehr hatte entschlagen wollen. Von diesem modernen und die Höhe des langgestreckten Haupthauses weit überragenden Anbau aus gesehen, bot das Ganze mit seinem bemosten hochgiebeligen Ziegeldach und den winzigen Tennenfenstern und Luken den Anblick eines uralten westphälischen Meyerhofes dar, in welchem Menschen und Thiere unter einem und demselben Dache wohnen, wie man es im Lande der rothen Erde aus den Zeiten Wittekind's her noch heute finden kann.

Je näher die Reiter diesem durch sein Alter ehrwürdigen und durch seinen modernen Anbau viel gefälliger gewordenen Hause kamen, um so lauter wurde das Geheul der großen, in verschiedenen Hundehütten rings um den Hof angeketteten Doggen, und als der Weg nun zuletzt sich etwas in die Höhe wand, erblickten Reinhard und sein Freund das weit geöffnete Tennenthor, das mit



seinen zahllosen im Giebelbalken eingeschnitzten Sinn-  
sprüchen nach Süden sah, und in der Höhlung dessel-  
ben mehrere Leute, die von dem Lichte der seitlich ne-  
ben ihnen brennenden Laternen und dem mächtigen, im  
Hintergrunde der Tenne lodernden Heerdfeuer eigenar-  
tig beleuchtet wurden und sichtlich mit erwartungsvollen  
Gesichtern in die Finsterniß des Waldes den Ankommen-  
den entgegen starrten.

Da aber hatten diese den Eingang erreicht und hiel-  
ten an der Schwelle des Thorweges, von dessen Tragbal-  
len eine ungeheure Guirlande den Eichenlaub herabhing  
und ihnen in einem transparenten Kranz das Wort »Will-  
kommen!« zurief. Augenblicklich waren die beiden jun-  
gen Männer von einer Anzahl riesiger Knechte umgeben,  
deren Mienen von Neugierde strahlten und deren Augen  
mit freudigen Blicken auf dem in so glänzender Uniform  
aus dem Kriege in die Heimath zurückkehrenden Sohne  
ihres Herrn hafteten.

Reinhard hatte mit raschem Blick die Hofleute über-  
schaut, die ihm zu seiner Freude nur wohlbekannte Ge-  
sichter boten, und freundlich in die Runde grüßend  
sprach er mit lauter und weit in die Tenne hineinschal-  
lender Stimme: »Guten Abend, Ihr Leute! Da bin ich wie-  
der bei Euch und freue mich. Aber wo ist mein Vater? Ist  
er gesund?«

In diesem Augenblick schritt aus dem Hintergrund der  
hellerleuchteten Tenne ein Mann heran, dessen gravitäti-  
scher Haltung und ganzem Gebahren man auf der Stelle

ansah, daß er der Herr und Gebieter vom Spiegelhof, also der Meyer Saaltrup selber war.

Er war ein hochgewachsener Mann von etwa sechszig Jahren, dessen Größe die seines Sohnes noch merklich überragte, obwohl seine Gestalt bei Weitem nicht so geschmeidig und beweglich als die bei aller Kraft und Fülle anmuthige Gestalt Reinhard's war. Bei der auffallenden Länge seines Körpers erschien seine breite Brust fast schmal; sein Wuchs war eher schlank als dick, doch muskelkräftig und derb, und daß er nie der Arbeit aus dem Wege gegangen und die Kräfte seiner Glieder geschont, merkte man namentlich seinen großen knochigen Händen an. Beim ersten Anblick bot seine ganze Erscheinung bei einer eigenthümlich straffen und geraden Haltung fast das Ansehen eines lange gedienten Militairs dar, etwa wie ein alter ausgedienter Corporal es hat, der bei der Garde gestanden und von seinen soldatischen Gewohnheiten nicht lassen kann, und damit stimmte auch sein ernst-strenges, von tiefen Blatternarben durchfurchtes Gesicht überein. Den etwas in die Länge gezogenen Kopf bedeckte ein dichtes, starr emporstrebendes und schon stark ergrautes Haar, was einem solchen männlichen Kopf auf einer so imposanten Gestalt immer das Gepräge innerer und äußerer Festigkeit und consequenter Energie verleiht. Aus seinem wetterbraunen Gesicht aber, an dem nur die breite massige Stirn auffallend hell geblieben war, lag der unverkennbare Ausdruck unwandelbarer Biederkeit und Offenherzigkeit, nur um den Mund mit den gesunden Zähnen, dessen rechter Winkel sich

beim Sprechen in Folge einer Angewohnheit bisweilen etwas in die Höhe hob, drückten sich am sprechendsten Züge fester, an Eigenwillen streifender Willenskraft aus. Einen solchen Eigenwillen hatte auch die Natur sichtbar bei ihm an den Tag gelegt, indem sie ihm einen starken Schnurr- und Knebelbart gegeben, dagegen seine etwas hageren Wangen vollkommen bartlos gelassen hatte. Aus diesem charakteristischen Gesicht nun und gleichsam um der ihm inwohnenden gebieterischen Kraft auch einen milderen Ausdruck beizugesellen, leuchteten unter stark entwickelten und ebenfalls schon ergrauten Brauen ernst blickende, aber menschenfreundliches Wohlwollen verathende Augen herber und in dem feuchten Glanz und dem offenen Blick derselben bestand die einzige Aehnlichkeit mit seinem Sohn, dessen volleres, glattes und jugendfrisches Gesicht eine viel größere Weichheit des Gemüths und die diesem entsprechende Milde des Charakters verrieth.

Gekleidet war der Meyer in einen kurzen blauen Oberrock von leidlich modernem Schnitt, fast bis an den Hals soldatisch zugeknöpft, aus dem ein hochstehender weißer Hemdkragen mit einer knappen schwarzen Halsbinde hervorsah. Braunlederne Reithosen bedeckten seine markigen Schenkel und seine breiten großen Füße steckten in hohen Stiefeln, an deren Fersen massiv silberne Sporen glänzten, und so ging er vom frühen Morgen bis zum späten Abend einher, Jedermann, der ihn so sah,

ein Beweis, daß der Herr vom Spiegelhof manche Tagesstunde in seinen Wäldern und auf seinen Feldern im Sattel zubrachte. Auf dem Kopf endlich trug der stattliche Mann einen niedrigen grauen Filzhut mit breiter Krämpfe, mit der schwarzen Schwungfeder eines vor kurzer Zeit geschossenen Raubvogels geziert. Diesen Hut aber hielt er, als er jetzt zum Empfang seines Sohnes und dessen Freundes in die Tenne trat, in der linken Hand und auf dem Wege zu den beiden jungen Männern griffen die Finger seiner Rechten ein- oder zweimal rasch nach den Augen, als wollten sie insgeheim irgend eine Flüssigkeit daraus wegwischen, die ihm die Freude, endlich seinen einzigen Sohn nach so langer Abwesenheit aus so gefährvollem Kriege zurückkehren zu sehen, wider Willen ausgepreßt hatte.

Mit ruhiger Würde und in straffer aufrechter Haltung trat er den beiden Reitern entgegen, die sich, sobald sie seiner ansichtig wurden, flugs aus dem Sattel schwanzen. Da, als er ganz nahe an die ihm Entgegeneilenden herangetreten war, warf er zuerst einen flüchtigen scharfen Blick, den ein zufriedenes Lächeln begleitete, auf seinen Sohn, wobei sein Auge mit hell aufleuchtendem Stolz einen Moment lang auf dem Kreuz seiner Brust haften blieb, und dann einen noch hastigeren auf Reinhard's Begleiter, und als er auch diesen durchdringend betrachtet, öffnete er erst den Mund zu einer hörbaren Begrüßung.

»Grüß Gott!« sagte er mit herzlich klingendem Ton. »Er hat Dich mir wohlerhalten wiedergegeben, mein Sohn, und ich danke ihm dafür. Auch für dies Kreuz auf Deiner

Brust danke ich ihm, es beweist mir, daß Du Dich wohl aufgeführt und in meinem Sinne Deine Pflicht und Schuldigkeit gethan.«

Während er diese Worte langsam und fast feierlich sprach, hatte er die Hand des Sohnes ergriffen und mit festem Druck umspannt, dann aber, von innerer Regung gewaltsam dazu getrieben, zog er ihn an sich heran und preßte ihn, sprachlos vor Freude, an seine Brust.

Als er nun so seinem Herzen genug gethan, faßte er sich schnell und wandte sich dem ruhig daneben stehenden Freunde seines Sohnes zu. »Herr Baron,« sagte er, indem er ihm bieder die derbe Hand bot und kräftig schüttelte, »daß auch Sie dieses Kreuz tragen, flößt mir Achtung vor Ihnen ein. Das mußte ich Ihnen zuerst sagen, damit Sie den Standpunkt kennen, den ich Ihnen gegenüber einnehme. Sodann habe ich aus allen Briefen Reinhard's gelesen, daß Sie ihm ein braver Freund auf dem Felde des Krieges wie früher auf dem des Friedens gewesen. So danke ich Ihnen denn für die meinem Hause dadurch bewiesene Treue und Freundschaft und heiße Sie bei mir von Herzen willkommen. Damit sei für's Erste Alles gesagt. Und so tretet denn näher und ruht Euch von Eurem heutigen Ritt aus.«

Reinhard hing sich an seines Vaters Arm, der Baron hielt sich auf des Meyers anderer Seite und so durchschritten sie die breite lange Tenne, in der rechts eine fast unabhsehbare Reihe schnaufender Pferde, und links die mit ihren Ketten rasselnden Kühe standen und neugierig die Köpfe nach den ungewohnten blanken Gästen

ausstreckten, als begriffen sie nicht, warum diese sie aus ihrer Ruhe störten und heute so viele Lichter in der sonst so dunklen Tenne brannten.

So waren die drei Personen an das Ende derselben gelangt, wo die geräumige Gesindeküche lag, die sich heute wie immer mit ihren unzähligen blankgescheuerten Metallkesseln, Töpfen und sonstigen Geräthen ungemein schmuck ausnahm. Auf dem steinernen Riesenherde brannte ein großes Feuer und darüber hing an einer langen eisernen Kette ein lustig brodelnder Kessel, dessen Inhalt einen appetitlichen Duft verbreitete, denn auch für die Dienstleute war heute ein abendliches Festmahl bestimmt. Von der verräucherten Balkendecke der Tenne sahen auf diese Vorbereitung zahllose Schinken, Speckseiten und Würste herab, als warteten sie, daß auch an sie bald die Reihe zur Speisung der vielen Hungrigen kommen würde, deren Nachtmahl durch die so lange hinausgezogene Ankunft der jungen Krieger ungewöhnlich verspätet worden war. An einem kleineren Nebenherd aber, fest in eine Seitenwand gemauert, dem sogenannten Herrenherd, briet ein saftiger Rehrücken und auch viele andere Speisen sah man in der Nähe auf einem langen Anrichtetisch aufgestellt, die ihrer baldigen Verwendung am heutigen Abend im Herreneßzimmer zu harren schienen.

In der Nähe dieser beiden Heerde nun standen in bunten Gruppen die dienenden Frauen und Mägde des Hofes, aber keine Hausfrau, denn der Meyer war schon seit langen Jahren Wittwer. Alle verhielten sich lautlos, nur

auf den jungen Herrn des Hofes schauten sie mit freudigen und erwartungsvollen Blicken hin. Dieser, nachdem er sich rasch im Kreise umgesehen, als suche er unter ihnen ein bekanntes liebes Gesicht, nickte, als er es nicht fand, den Mägden vertraulich zu, dann trat er an sie heran und begrüßte sie der Reihe nach mit freundlichem Händedruck, was er auch alsbald bei den Knechten that, die sich in die Küche gedrängt, um ebenfalls einen hastigen Gruß von dem Liebling des Hauses zu erhaschen.

Diese Scene dauerte einige Minuten und während sie vor sich ging, hatte der Meyer sich an seinen Großknecht gewandt und ihm bedeutet, daß für die heiß gewordenen Pferde der Herren wohl gesorgt werde.

»Wo ist Adam Riese?« fragte er, als er diesen Auftrag gegeben, seinen Sohn, indem er sich noch einmal im Kreise umblickte, »hast Du ihn nicht mitgebracht?«

»Gewiß, lieber Vater, und er wird bald erscheinen; er erfüllt nur noch einen kleinen Auftrag von mir, über den ich nachher mit Dir reden werde,« erwiderte Reinhard, wobei er, ohne es selbst zu wissen, ein wenig erröthete, als sein Freund ihm forschend in's Gesicht sah.

»Gut,« nahm der Meyer wieder das Wort, »so wollen wir in das Haus gehen. Bitte, Herr Baron, folgen Sie mir, ich gehe voran, aber bedenken Sie bei Allem, was Sie hier sehen, daß Sie nicht in Ihres Herrn Vaters Baronenschloß, sondern bei einem einfachen Landmann zu Gaste sind.«

Der Baron verbeugte sich freundlich und folgte, vom Arm seines Freundes geführt, dem langsam voranschreitenden Hausherrn, der eine kleine Treppe erstieg und dann die Thür des ersten Zimmers in dem neuen Anbau, dem Herrenhause, öffnete. Dieses Zimmer war ein großes, aber einfach ausgestattetes Gemach mit langen Tafeln und Stühlen von Eichenholz, wie auch alles übrige Geräth darin, selbst die Wände und die Balkendecke, aus gleichem braungebeizten Holze bestand. Hier pflegte der Meyer mit den Seinen zu speisen, wenn keine Gäste im Hause waren, und so standen die Tafeln jetzt leer da. Aus diesem Raum trat man in das Wohnzimmer des Hausherrn und Armin von Strachnitz mußte sich gestehen, daß er hier durchaus nichts zu tadeln gefunden hätte, selbst wenn er, was gewiß nicht der Fall, eine Neigung dazu gehabt. Denn in diesem geräumigen Gemach sah es überaus wohnlich aus. Das mächtige Sopha, groß genug, um die Hünengestalt des Meyers im Liegen aufzunehmen, und die Stühle waren mit braunem Ledertuch überzogen und mit neusilbernen Knöpfen beschlagen. Ein breiter Schreibtisch, an welchem der Meyer seine Rechnungen abschloß und seine Bücher führte, stand in dem rechten Licht an einem der Fenster, an dem kurze weiße Gardinen angebracht, um so viel Licht wie möglich hereinzulassen, was der Hausherr liebte. In der Mitte sah man einen runden Tisch, mit einem braunen Teppich behangen, auf dem eine Vase von Porzellan mit frisch gepflückten und zierlich geordneten Waldblumen prangte.



In der Nähe des hohen eisernen Ofens dehnte sich ein bequemer Ruhesessel aus und auf diesem pflegte der Meyer seine Zeitung zu lesen oder seine kurze Nachmittagsruhe zu halten. Den Fußboden des Zimmers bedeckte ein braun und schwarz gemusterter Wollteppich und an den Wänden hingen außer einem großen Spiegel in Mahagonirahmen die vortrefflichen Portraits unsers Kaisers und seines Sohnes, so wie des großen Reicheskanzlers und Strategen nebst den Generälen, die sich in den letzten Kriegen zumeist ausgezeichnet hatten, denn der Meyer Saaltrup war, wie überall bekannt, ein großer Patriot, er liebte sein Königshaus und dessen Ruhm, wie ein braver Mann es muß, und die bedeutungsvollen Ereignisse der letzten Jahre hatten sein Gefühl für Kaiser und Reich noch viel mehr erhoben.

In diesem Zimmer schien der Meyer seine Gäste für's Erste eine Weile fesseln zu wollen, denn er bot dem Baron einen Platz auf dem Sopha an, setzte sich selbst neben ihn und winkte auch seinen Sohn herbei, der sich schnell bei ihm niederließ und die Hand des Vaters ergriff, die dieser ihm liebevoll hingestreckt. Kaum aber saßen sie so, da fragte Reinhard den Vater schon: »Wie ist Nella? Sie ist doch nicht außerhalb des Hauses?«

»Nein,« erwiderte der Meyer mit freudigem Schmunneln, »Nella ist im Hause und erfüllt nur ihre Pflicht als Hausfrau. Sobald das Mahl aber bereit ist, das sie uns anrichtet, wird sie erscheinen und uns dazu abrufen. – Indeß, Ihr seid etwas länger ausgeblieben, als wir erwartet.«

»Ja, Vater, da tauchten unterwegs allerlei Bekannte auf, mit denen wir einige Worte sprechen mußten und das verzögerte unsere Ankunft.«

»Nun, das kann ich mir denken, man wird Dich noch an manchen anderen Orten weidlich ausfragen wollen.«

»Ich bin mit der Antwort bereit, Vater, aber,« – und hier warf er einen raschen Blick nach seinem Freunde hinüber, der sich ganz still verhielt und das markige Gesicht seines älteren Wirthes studirte – »aber zuletzt haben wir im Walde, kurz vor dem Hofe, einen noch längeren Aufenthalt gehabt –« und nun erzählte er kurz den Vorfall mit dem umgeworfenen Wagen, nannte den Reisenden, dem der Unfall passirt, erwähnte aber nur flüchtig der schönen Erscheinung, die ihn vorher doch so lebhaft beschäftigt hatte.

»Ah,« erwiderte der Meyer, als er seinen Bericht beendet, »die verdammten Löcher im Hohlweg bei den Buchen – ich kenne sie. Aber nun will ich auch gleich morgen die Hände regen und den Schaden ausbessern lassen, obwohl eigentlich die Dorfgemeinde jenen Weg herzustellen hat. Aber die Herren sind stets widerhaarig und knickerig, wo sie Arbeit und Geld verwenden sollen, und so soll mich ihre Saumseligkeit nicht am eigenen Vorgehen hindern, dem allgemeinen Uebel *muß* abgeholfen werden. – Also der Moses Joël aus Paderborn war es?« fuhr er sinnend fort. »Hm! Und zum Doctor wollte er wieder? So, so. Nun, das wird dem alten Herrn angenehm sein, da hat er doch einmal wieder auf einige Tage Unterhaltung und wird seinen ewigen Studien und

Berechnungen entzogen. Eine kurze Erholung wird ihm wohlthun. Hm! – Doch nun, Herr Baron,« wandte er sich wieder zu dem stillen Gaste und ergriff noch einmal seine Hand, »ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß mir Ihr heutiger Besuch sehr angenehm ist. Der Freund und Kriegskamerad meines Sohnes, wer er auch sei, der Anstrengungen und Gefahr, Sorge und Noth mit ihm getheilt, wird mir immer willkommen sein. Doch bin ich kein Freund von vielen Worten. So sage ich Ihnen denn nur, machen Sie es sich bequem bei mir und thun Sie, als ob Sie zu Hause wären, obwohl Sie an ein glänzenderes Heim gewöhnt und der Sohn eines adeligen Herrn sind, während ich weiter nichts als ein altmodischer steifer Landmann bin und mein Haus das – eines Bauern ist.«

Armin von Strachnitz hatte aufmerksam zugehört und seine Blicke nicht von dem redlichen Auge des Redenden abwenden können, der sich immer und überall so zeigte, wie er war und nur sprach, wie er dachte; sobald er aber mit seiner Rede fertig, wandte er sich lebhaft zu ihm hin und erwiderte freundlich: mein lieber Herr Meyer, da legen Sie sich und Ihrem schönen Besitz doch wohl zu wenig Werth bei, wenn Sie sich einen altmodischen Landmann und Ihr Haus ein Bauernhaus nennen. Was mich und meine Gewohnheiten betrifft, so hat der Krieg meine Erinnerungen an die von Ihnen gerühmten Bequemlichkeiten eines adlichen Hauses etwas stark vermischt, und das, was man Luxus und Glanz nennt, habe ich sogar nie geliebt und es ist mir meist sehr überflüssig erschienen. Im Felde zumal lernt man sich beschränken

und hat im Ueberfluß von Saus und Braus, von Sorge und Noth, nur Sehnsucht nach Ruhe und Frieden. So habe ich mich schon lange nach der Stille gesehnt, wie ich sie hier im väterlichen Hause meines Freundes finde und wenn Sie mich genauer kennten, würden Sie wissen, daß ich in keinerlei Weise Ansprüche erhebe. Ich denke und empfinde darin wie Reinhard und wo *er* sich wohlbeindet und gern ist, da behagt es mir auch und da bin auch ich gern.«

»Ah, ja, das ist mir lieb,« erwiderte der Meyer mit sichtbar erfreuter Miene. »Aber wollen Sie es sich nicht wenigstens in Bezug auf Ihre Kleidung etwas bequemer machen? Und auch Du, Reinhard, willst Du nicht Deine steife Uniform mit einem leichten Rock vertauschen?«

»Nein, Vater, laß uns heute so, wie wir sind; morgen werde ich allerdings die Uniform ablegen, um recht bald wieder ein Landwirth wie früher zu sein. Wir sind ja jetzt durch lange Uebung an einen solchen kleinen Zwang gewöhnt und viele Monate lang vom Morgen bis Abend und oft auch vom Abend bis Morgen gestiefelt und gespornt einhergegangen.«

»Nun, wie Ihr wollt. Ich weiß eigentlich auch nicht, wie weich ein sogenannter Schlafrock sitzt, da ich noch nie einen besessen und auch noch nie ein Bedürfniß danach gehabt. In Stiefeln und Sporen gehe ich auch von früh bis spät und befinde mich ganz behaglich dabei.« Bei diesen Worten hob er einen seiner Füße mit dem schweren Stiefel empor und lachte herzlich dabei.

In diesem Augenblick ließ sich von der Küche her der laute helle Klang einer Schelle vernehmen und der Meyer erhob sich hastig von seinem Sitz. »Das ist die Eßglocke,« sagte er, »ich habe ihre schrille Stimme schon lange erwartet. Nun, mein Herr Offizier,« wandte er sich mit einer ihm gewiß nicht ganz leicht werdenden Verbeugung an den Baron, »wenn es gefällig ist, so folgen Sie mir.«

Er schritt sofort nach der Thür eines nebenangelegenen Zimmer, welches zum Speisesaal diente, wenn vornehmere Gäste im Hause weilten. Es war ein ziemlich großer Raum, ebenfalls vom Boden bis zur Decke mit Eichenholz bekleidet, aber hier war dasselbe hell polirt und in regelmäßig abgetheilten Feldern mit dunkleren Holzstreifen ausgelegt. Die wenigen Möbel darin bestanden nur aus einem massiven Schänktisch, auf dem einige altherthümliche Pokale funkelten, aber von prahlerisch ausgebreitetem Silberzeug bemerkte man nichts, das wurde in wohlverschlossenen Truhen verwahrt, die in verschiedenen Wandschränken enthalten waren. In der Mitte des Zimmers war ein ovaler Tisch aufgestellt und heute ganz elegant mit farbigem Porzellan, weißen und grünen Gläsern und Roth- und Rheinweinflaschen besetzt, gerade so, wie man es auf gastlichen Tafeln in Häusern findet, wo Wohlhabenheit und Geschmack sich die Hände reichen. Vier schwere Stühle mit gewaltigen Lehnen standen ringsum vor den vier Couverts und auf dem Tische brannten zwei schöne Lampen, wie auf dem Schänktisch mehrere Kerzen auf bronzenen Leuchtern, welche ein helles Licht in dem freundlichen Raum verbreiteten,

der wohl selten seines gestrengen Herrn Gesicht so heiter und glücklich wie am heutigen Abend gesehen.

Kaum aber waren die drei Männer eingetreten, so ging eine zweite von der Küche hereinführende Thür auf und eine Gestalt wurde sichtbar, die gleich im ersten Augenblick aller Anwesenden Blicke auf sich zog und namentlich die Aufmerksamkeit des einen von ihnen fesselte.

Die eintretende Person war ein hochgewachsenes, kräftig und zugleich anmuthig gestaltetes Mädchen von etwa neunzehn Jahren. Goldblondes reiches Haar, hoch über dem stolz getragenen Nacken in breiten Flechten zu einem ruhigen Kranz gewunden, bedeckte ihren ausnehmend schönen Kopf und fiel in kurzen welligen Scheiteln an den vollen Wangen nieder. Ihr geistig belebtes Gesicht wie ihre ganze Gestalt, die sich gemessen und ruhig daherbewegte, als hätte nie ein hastiger oder übereilter Gedanke ihr Blut in Wallung gesetzt, strahlte eine wunderbare Lebensfrische und ursprüngliche Natürlichkeit aus. So, ja so mußten schon zu Herrmanns des Cheruskers Zeiten die in diesen gesunden Bergen wohnenden germanischen Frauen ausgesehen haben und wer mochte es bei ihrem Anblick, als sie zum ersten Mal als Gefangene den italienischen Welteroberern vor Augen traten, den schwarzhaarigen Römerinnen verdenken, daß sie sich ein solches reines Incarnat des Fleisches und einen solchen Haarschmuck gewünscht hatten und in der Folge mit großen Kosten zu beschaffen bestrebt gewesen waren. Ja, das Gesicht dieses jungen Mädchens, eines reinen Naturkindes, war blüthenweiß und mit den Rosen der

Gesundheit und unschuldigster Heiterkeit bedeckt, als es jetzt so kindlich und lieblich vor die Augen der drei Männer trat. Und doch lag auf diesem Gesicht, welches fast keine Aehnlichkeit mit dem des Vaters, um so mehr aber mit dem ihres Bruders bot, ein Zug fester Entschlossenheit um die fein geschwungenen vollen Lippen, der wiederum an den männlichen Charakter und den unbeugsamen Willen des Meyers Saaltrup erinnerte. Aus ihren großen blauen Augen aber leuchtete es wie der Strahl eines inneren verborgenen Lichtes und auf der klaren Stirn thronte ein gedenkenvoller Ernst, der jedoch alsbald fast ganz von dem lieblichen Lächeln verdrängt wurde, welches bei dem Anblick ihres heimgekehrten Bruders ihr Antlitz in einer Art belebte, als ob eine unsichtbare Sonne momentan ihren goldenen Schimmer darüber gebreitet hätte.

Gekleidet war sie in ein roth und weiß gestreiftes, bis an den Hals hinaufreichendes Sommerkleid, diesen schlanken und schön getragenen Hals, den ein moderner, nach außen umgeklappter und von einem einfachen Granatknopf zusammengehaltener Stehkragen umschloß, aber die saubere weiße Schürze von feinem Linnen, die sie über dem Kleide trug und die mit ihrem Latz bis zur Hälfte des schwellenden Busens reichte, bewies, daß Thusnelda Saaltrup, in ihrer Familie und von ihren Freunden nur Nella genannt, selbst in dieser Stunde, wo sie einen vornehmen Gast erwarten mußte, ihre Pflichten als Hausfrau vollauf zu erfüllen verstand.

Nur einen raschen Blick, mit einer kaum merklichen anmuthigen Verbeugung verbunden, ließ sie beim Eintreten über den fremden Herrn in Uniform gleiten, dann sprang sie mit rehartiger Elasticität auf den geliebten Bruder zu und schloß ihn mit einem lauten Jubelruf in die Arme.

»Grüß Dich Gott, mein vielgeliebter Bruder!« rief sie, während helle Freudenthränen ihren Augen entquollen, »da bist Du so endlich und wir haben Dich bei uns! O wie glücklich, wie übergücklich bin ich, Dich so gesund und kräftig wiederzusehen!« – Dann aber, nachdem sie Reinhard wiederholt geküßt, entwand sie sich seinen herzlich umschlingenden Armen und kehrte sich dem Baron zu, um ihn mit hold erröthenden Wangen zu begrüßen, wobei sie in natürlichster Weise ihre Freude aussprach, endlich den Freund ihres Bruders als Mann kennen zu lernen, den sie schon als Knaben gekannt und von dem sie in den letzten Jahren brieflich so viel Gutes und Liebes vernommen.

Der Baron, von der ungeahnten Schönheit und Natürlichkeit des jungen Mädchens aufs Höchste überrascht, schien im ersten Moment nur Auge geworden zu sein, wenigstens starrte er, gleichsam verzaubert, auf die ihm so plötzlich sichtbar gewordene herrliche Erscheinung hin, als suche er das Wunder zu begreifen, welches ihm hier durch die Wandlung des Kindes zur Jungfrau so klar vor Augen gerückt war. Nur mit Mühe riß er sich endlich von dem ersten, ihn gewaltsam umschlingenden Eindruck los und reichte fast mechanisch seine Hand hin, da



Thusnelda ihm die ihrige freundlich entgegengestreckt, und indem er sie eine Weile in der seinen behielt, erwiderte er die herzliche Ansprache mit einigen verbindlichen Worten, deren Klang aber nicht ganz frei von einer ihm selbst höchst seltsam erscheinenden Verlegenheit war.

Der Meyer, unbewußt von dem Liebreiz und dem harmlosen Wesen seiner eigenen Tochter entzückt, stand bei diesem Auftritt schweigend da und schaute weder auf seinen Gast, noch auf seinen Sohn, sondern allein auf Thusnelda hin, auf die er mit Recht so stolz war, wie ein Vater von seiner Art es nur auf eine solche Tochter sein konnte. Dann aber, als die ersten Begrüßungen ein Ende genommen, raffte er sich aus seiner Betrachtung aus und sagte:

»Laßt es für's Erste genug sein damit und nun kommt zu Tisch. Ihr werdet noch Zeit in Fülle haben, Euch auszusprechen und Eurer gegenseitigen Freude freien Lauf zu lassen. Laß die Suppe nicht kalt werden, Nella, und nun, Herr Baron, nehmen Sie Platz.«

Er wies dem Gaste einen Stuhl neben dem seinigen an und sein Sohn setzte sich auf seine andere Seite, worauf er Beiden sogleich ein großes Kelchglas mit Rothwein füllte. »Sie kommen aus Frankreich,« sagte er dabei lächelnd, »und da trinken wir zuerst französischen Wein. Nachher, wenn wir von Deutschland sprechen, das jetzt wieder groß und mächtig geworden, wie es ihm gebührt, greifen wir zum Rheinwein, um unser Vaterland, unsern Kaiser und seine großen Helfer hoch leben zu lassen.«

Während er dies sprach, war eine sauber gekleidete Magd in's Zimmer getreten und hatte eine Terrine mit kräftig duftender Suppe vor die Tochter des Hauses gestellt. Diese füllte nun die Teller, und den ersten, wie sie der Magd mit einem leisen Wink andeutete, erhielt der Gast, den zweiten der Bruder und dann erst kam die Reihe an den Vater, denn dieser wollte diesmal zuletzt bei Tische bedient sein, während er sonst der Erste war, aber der heutige Tag war ein besonderer Freudentag für ihn und so glaubte er seinem Gaste und Sohne die Ehre erweisen zu müssen, die man ihm als Hausherrn an gewöhnlichen Tagen zufließen ließ.

Thusnelda zeigte sich im Verlaufe des reichlichen Mahles als vollkommen geschulte Wirthin und der junge Baron konnte es kaum über sich gewinnen, seine Blicke von dem schönen Mädchen und ihrem Thun abzuwenden. Immer erstaunter und beklommener schaute er auf sie hin und keine Bewegung, keine Geberde merkte er an ihr, die ihm nicht Bewunderung und das höchste Wohlgefallen eingeflößt hätten. Alles, was sie that, auch das Unbedeutendste und Kleinste, that sie mit einer Anmuth ohne Gleichen; keine ihrer Bewegungen war berechnet oder künstlich abgemessen, sondern der reine Ausfluß ihres harmonischen Wesens, natürlich und ruhig; nirgends machte sich Hast oder Erregung oder Unsicherheit bemerklich und Alles ging ihr leicht und schnell von der Hand, wie es nur der geübtesten Hausfrau durch angeborenes Geschick und lange Gewohnheit zur zweiten Natur

werden kamt. Dabei zeigte sie sich mit Worten mehr zurückhaltend als gesprächig und am wenigsten forderte sie durch neugierige Fragen zum Sprechen heraus, immer aber erwies sie sich aufmerksam und geistig belebt, wenn sie zu Antworten veranlaßt wurde, die sie stets nur in kurzen, ihre Gedanken bestimmt aussprechenden Sätzen vernehmen ließ. Alles aber, was sie sprach, verrieth das Glück, das sie in dieser Stunde empfand, wo sie den geliebten Bruder in voller Gesundheit und Jugendkraft wieder im väterlichen Hause sah.

»Wo hat sie das Alles her?« fragte sich der Baron, der über dies ihn fast berauschende Wesen oft in Träumerei versank, zehnmal im Stillen. »Ist denn dies das kleine runde Mädchen, welches ich vor acht Jahren so wild in den Wald laufen und Erdbeeren suchen sah?« – Indessen er sollte es bald erfahren, woher sie es hatte, wenn es ihr nicht angeboren und mit der Entwicklung ihrer Jungfräulichkeit zum Vorschein gekommen war, denn im Laufe des Gesprächs, bei dem er meist nur einen schweigsamen Zuhörer abgab, hörte er, daß Thusnelda bis vor neun Monaten in einer vorzüglichen Pensionsanstalt in Cassel gewesen war, daselbst alles zur Wirthschaft Erforderliche, auch die für ein Landmädchen unumgänglich nöthige Kochkunst erlernt und seitdem das Hausfrauenamt im Spiegelhof übernommen hatte, das sie nun zur höchsten Zufriedenheit ihres Vaters mit einer Umsicht und einem Geschick verwaltete, die ihm sein altes Haus seit ihrer Rückkehr als ein ganz neues Daheim erscheinen ließen.

Während des Essens sprach Reinhard von allen Anwesenden am meisten. Er hatte unzählige Fragen des Vaters zu beantworten und im Fluge erzählte er neu seinen Kriegserlebnissen und Mühen, wobei er jedoch beflissen war, ungezwungen mit einfließen zu lassen, daß Alles, was er erlebt, gethan und erlitten, auch sein Freund und Waffenbruder, der Baron, mit ihm getheilt. Thusnelda wie ihr Vater wußten das zwar schon lange aus seinen Briefen, die stets mit Enthusiasmus von dem treuen Kameraden gesprochen, allein jetzt, da sie Beide leibhaftig vor sich sahen, kam es ihnen erst recht zur Erkenntniß, wie nahe sich die beiden Freunde standen, und Vater wie Tochter waren glücklich darüber, daß Reinhard in so bösen Zeiten einen so treuen Gefährten gefunden.

»Sie waren auch in Poppelsdorf, als der Krieg ausbrach und die Reserven zur Fahne gerufen wurden?« fragte Thusnelda bei einer Gelegenheit, als die Hauptereignisse des Feldzugs zur Genüge abgehandelt.

»Ja,« erwiderte der Baron. »Ich wollte eben meinen Abschied daselbst nehmen und nach Strachnitz zurückkehren, wie Reinhard nach dem Spiegelhof, als uns die große Mähr überraschte, uns im Fluge zu den Fahnen rief und wie der Sturnwind nach Frankreich trieb. Glücklicher Weise kamen wir als Landsleute in ein und dasselbe Regiment und zu einer und derselben Batterie und, wie wir überall und immer treulich zusammen gehalten, haben wir uns auch an einem und demselben Tage das Kreuz erworben, wobei wir, wie Sie wissen, Beide verwundet wurden. Und wie wir vorher die Attaquen und

das Bivouak getheilt, so theilten wir auch das Lazareth auf dem schönen Rochusberge bei Bingen am Rhein. Gott sei Dank! ist das aber nun Alles vorüber und wir sind jetzt Beide im Begriff, im schwer errungenen Frieden wieder Bürger und Landbebauer zu werden, um Jeder auf seinem väterlichen Gute zu leisten, was zu leisten ist und das theoretisch Erlernte praktisch in's Leben zu führen.«

»Nun, nun,« sagte der Meyer gelassen, nachdem er, als der Baron ausgesprochen, ruhig vor sich hingeblickt hatte, »Reinhard bleibt gewiß nicht immer bei mir. Er hat mehr von der Welt gesehen und viel mehr gelernt als ich und so wird es ihm hier in dem öden Walde bald zu eng werden und er wird mich wieder verlassen, um sich einen größeren Wirkungskreis zu suchen.«

»Sprichst Du das im Ernst, Vater?« fragte Reinhard lächelnd, indem er seinem Vater fest in das forschende Auge schaute. »Ich glaube es kaum und hoffe es sogar nicht. Wenigstens würde das nicht mit Deinen früheren Ansichten stimmen und ich weiß doch, daß Du darin consequent wie in Allem bist. Du hast Dich ja immer auf die Zeit gefreut, wo ich an Deiner Seite und unter Deinen Augen Dein Helfer sein könnte, nun ist diese Zeit da und ich bin auch da, habe Kraft und guten Willen, etwas Tüchtiges zu leisten, und so kannst Du Dich endlich mehr ruhen als bisher. Das ist wenigstens meine Absicht und Hoffnung gewesen.«

Der Meyer nickte seinem Sohne herzlich zu und versetzte ruhig: »Gut, gut, Reinhard. Kommt Zeit, kommt Rath. Ich habe allerdings oft die Neigung, mich etwas zu

ruhen, aber noch ist auch meine Kraft und Arbeitslust nicht ganz erloschen. Natürlich sehe ich es gern, wenn Du bei mir bleibst, doch – davon ein andermal. – Und Sie, gedenken Sie auch auf Strachnitz zu bleiben, Herr Baron?« fragte er den jungen Gast.

Armin seufzte unmerklich auf. »Ja, Herr Meyer, ich denke es,« sagte er dann. »Und ich glaube auch, daß meine Kräfte dort eben so gut oder noch mehr gebraucht werden, wie die Reinhard's bei Ihnen. Wenigstens werde ich beide Hände regen müssen, wenn ich – den Zweck erreichen will, den ich vor Augen habe.«

»Ihr Herr Vater bewirthschaftet sein großes Gut noch immer selbst?« fragte der Meyer langsam und mit freundlichem Ton, wie um dadurch absichtlich eine gewisse Bedeutung zu beseitigen, die der Freund seines Sohnes seinen Worten beilegen konnte.

Der Baron schlug die Augen nieder, das bittere wehmüthige Gefühl, welches ihn oft heimsuchte, wenn er an sein väterliches Haus dachte oder daran erinnert wurde, kam mit einem Mal plötzlich auf seinem edlen Gesicht wieder zum Vorschein und er griff mechanisch nach seinem Glase mit Rheinwein, den man jetzt trank, als wolle er dadurch seine innere Erregung vor den Anwesenden verbergen. »So viel ich weiß, so,« brachte er mit einiger Mühe hervor, nachdem er getrunken, »obgleich sein Inspector die fast allein regierende Hand in Strachnitz ist. Aber eben diese Hand, deren Arbeit mir schon lange nicht gefällt, will ich fortan zu leiten und zu regeln versuchen.«

»Da haben Sie auch Recht!« versetzte der Meyer derb. »Selbst ist der Mann und alle Inspectoren – verzeihen Sie! – hole der Teufel! Sie sind nur da nützlich und gut, wo man selbst die Zügel der Regierung in festen Händen hält. – Doch nun, meine Lieben,« fuhr er mit milderer Stimme fort, die sich vorher merklich gehoben hatte, »trinken wir, nachdem dem Kaiser sein Recht geschehen, das letzte Glas auf unser eigenes Wohl und verbinden wir damit den Wunsch, daß wir in Zukunft unsern Vorsätzen getreu bleiben und unserer Pflicht gerecht werden. Denn es ist unterdeß späte Nacht geworden und wir bedürfen nach einem so aufregungsreichen Tage Alle der Ruhe. Also noch einmal willkommen im Spiegelhof! Gott segne meines Sohnes Einkehr bei mir und die Ihre bei Ihrem Herrn Vater! Das ist das Beste, was ich uns Allen wünschen kann!«

Er setzte das Glas, nachdem er es an denen der Anderen hatte anklingen lassen und bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken, nieder und schob seinen schweren Stuhl mit seinen gewaltigen Händen wie eine leichte Feder zurück. Dann reichte er den beiden jungen Männern die Hand und diese empfahlen sich zuerst dem Hausherrn und dann seiner Tochter. Thusnelda küßte ihren Bruder noch einmal und flüsterte ihm dabei einige Worte zu, worauf Reinhard ablehnend den Kopf schüttelte. Dann ergriff er einen Leuchter mit brennender Kerze und schritt seinem Freunde voran aus dem Speisegemach.

»Wir schlafen Beide in einem Zimmer,« sagte er vor der Thür zum Baron. »So hatte ich es nämlich gewünscht und

vorausbestimmt, da wir ja schon so oft zusammen auf einer Streu geschlafen haben. Thusnelda wollte es zwar nicht und flüsterte mir eben zu, daß, wenn Du lieber allein schliefst, ein besonderes Zimmer für Dich bereit sei, aber ich bestand auf meinem Willen. Es plaudert sich so gemüthlich im Bett unter dem väterlichen Dach. Ist Dir das recht?«

»Wie Du so fragen kannst!« erwiderte der Baron, den das letzte Gespräch etwas nachdenklich gemacht hatte, langsam. »Du weißt ja, ich bin mit Allem zufrieden, was Du thust, und daß wir zusammen schliefen, war auch mein Wunsch. Ah – ist das unser Gemach?«

Sie waren, von einer Magd geführt, die, zu ihrer Aufwartung bestellt, ihrem jungen Herrn den Leuchter aus der Hand genommen, in ein geräumiges Zimmer getreten, in dem außer den übrigen erforderlichen Möbeln aus Nußbaumholz, zwei große, mit weißen Vorhängen verhüllte Betten standen. Reinhard blickte sich schnell darin um, dann wandte er sich zu dem Mädchen und sagte: »Du kannst gehen, Louise, wir brauchen Dich nicht mehr. Es ist Alles ganz gut so. Gute Nacht!«

Das Mädchen hatte die Thür hinter sich geschlossen und Reinhard wollte eben dem Freunde noch einige Worte über das gemeinsame Zimmer sagen, als eine etwas derbe Hand noch einmal an die Thür pochte.

»Wer ist da? Herein!« rief der junge Mann.

Ganz gegen seine Erwartung, denn er hatte noch einmal seinen Vater zu sehen geglaubt, trat, als sich langsam die Thür öffnete, mit schwerem Tritt die Riesengestalt



Adam Rieses herein, der die Uniform schon abgelegt und seinen gewöhnlichen Arbeitskittel angezogen hatte.

Reinhard blieb wie gebannt auf seinem Platze stehen und blickte mit forschender Miene den treuen ungeschlachten Burschen an dessen breiter Mund sich zu einem gemüthlichen Lachen verzog und dessen Augen einen schelmischen Blick zeigten, als ob er seinem jungen Herrn einen Spaß zu erzählen habe. »Nun,« redete dieser ihn an, dem bei Adams Anblick plötzlich der Gedanke an etwas ganz Anderes aufgestoßen war, »was willst Du, Adam? Ich dachte, Du lägest bei so später Nacht schon längst auf dem Ohr. Aber ich merke, Du willst mir berichten, wie Du die Herrschaften aus dem Walde nach Blanksruh gebracht, nicht wahr? Du bist doch gut mit ihnen hinübergekommen?«

Jetzt lachte Adam mit beiden Backen und sagte treuherzig: »Ganz gut, Herr, und der alte Herr und die junge Dame lassen Sie noch einmal grüßen und bedanken sich. Aber sehen Sie einmal da, – und er hielt seine Riesenhand offen dem jungen Manne hin, der darin ein großes Goldstück blitzen sah – »das hat mir der alte Herr beim Abschied in die Hand gedrückt. Für meine Hülfe! hat er dabei gesagt. Und das soll ein Jude sein, wie der Kutscher mir sagte. Na, ich wollte, daß alle Christen so freigebig wären, aber ihrer zehn machen in dieser Beziehung noch nicht *einen* solchen Juden aus. Für solch bischen Arbeit, herrje!«

Reinhard mußte über das frohe Aussehen und die treffenden Worte des ehrlichen Burschen unwillkürlich lächeln, dann sagte er: »Nun, so freue Dich und lege das Goldstück in Deinen Sparkasten. Du hast ja einen, ich weiß es. Und nun gute Nacht und laß uns allein!«

Reinhard mußte, nachdem Adam die Thür wieder hinter sich geschlossen, mit einem Mal verschiedenes Wichtiges zu bedenken haben, denn er sprach in den ersten fünf Minuten kein Wort mit dem Freunde, der sich seiner Uniform schon entledigt hatte. Erst als Beide im Bette lagen und das Licht bereits erloschen war, sagte er:

»Ja, mein Vater hat Recht: Gott segne meinen Eintritt in dieses Haus, das ist auch mein Wunsch. – Liegst Du gut?«

»Vortrefflich und – ich hatte eben denselben Wunsch wie Du, aber ich bezog ihn auf mich.«

»Nun, einen solchen Wunsch kann ein Jeder auf sich beziehen und es giebt des Segens in Fülle und in verschiedenster Form. So, nun schlafe wohl, hier liegt es sich doch besser als auf dem Stroh unter einer Kanone in regnerischer Nacht, nicht wahr?«

#### VIERTES CAPITEL. AUF DEN ERSTEN BLICK.

Der Meyer Saaltrup pflegte jeden Morgen um fünf Uhr aufzustehen und sein erstes Frühstück allein in seinem Zimmer einzunehmen bevor er – was stets sein erster Gang war – in die Tenne ging, unter den Knechten die Tagesarbeit vertheilte und nach seinem Vieh sah, um sich dann entweder zu Fuß oder zu Pferde, je nachdem sein

jedesmaliger Weg ein kürzerer oder weiterer war, in's Freie zu begeben und Wald und Feld zu besichtigen, denn einen thätigeren Landwirth als ihn gab es in der ganzen Runde nicht. In der Regel kam er zum zweiten Frühstück, das er gemeinschaftlich mit seiner Tochter zu verspeisen liebte, zurück, oft jedoch, wenn es in der Ferne viel zu thun gab, blieb er auch bis gegen Mittag aus, um sich dann doppelt zu stärken und bis Nachmittag gegen drei Uhr in seinem kühlen Zimmer zu ruhen.

Auch Thusnelda war jeden Morgen früh in der Wirthschaft thätig und zeigte lebhaftes Interesse für die ihr obliegenden Pflichten und einen bewundernswerthen Fleiß in der Erfüllung ihrer Tagesaufgaben. Den zahlreichen Mägden ihre Arbeit anzuweisen, die nie abriß, erforderte oft Ueberlegung und reifliches Nachdenken, denn in der Tenne bei den Kühen, in der Milch- und Butterkammer, in der Küche und den vielen einzelnen Zimmern gab es unablässig Mancherlei zu thun und zu ordnen. Indessen war der Gang der ihr speciell übertragenen Geschäfte unter ihrer umsichtigen Leitung und bei ihrer schnellen Orientirungsgabe längst ein überaus geregelter geworden, Jede ihrer Untergebenen wußte genau, was ihr zu thun oblag und so bedurfte es jetzt meist nur ihrer Oberaufsicht und bisweiligen Anwesenheit, um das große Uhrwerk des Wirthschaftsbetriebes in regelrechtem Geleise zu halten. Da sie dabei stets ihre Ruhe behielt, ihre Anordnungen mit sicherem Ueberblick und liebeichem Wesen aussprach, so folgten ihr Alle gern und schon das Bewußtsein, daß die junge Tochter des Hofes in der Nähe,

sei, genügte vollkommen, daß jeder Einzelne seine Schuldigkeit that und mit allen Kräften zum Wohle des Ganzen beitrug.

So war der Meyer auch heute, da er seinen Sohn, so lange dessen Freund bei ihm zum Besuche war, nicht in Anspruch zu nehmen gedachte, schon früh allein in den Wald gegangen und desgleichen Thusnelda eifrig im Hause beschäftigt, aber sie that heute Alles mit besonderer Freude, Genauigkeit und ungewöhnlicher Hurtigkeit, denn sie wünschte, daß ihr Bruder, wenn er sein Zimmer verließ und in die Wirthschaft träte, alles in vollkommener Ordnung und Sauberkeit fände.

Reinhard aber blieb heute mit seinem Freunde etwas lange im Zimmer und also der Schwester und dem Hausgesinde für's Erste unsichtbar, und das war kein Wunder. Nach zwei langen Tagemärschen von Münster nach der Heimath hatten die Freunde wohl ein Recht, sich etwas müde zu fühlen und länger als gewöhnlich zu schlafen, zumal sie erst so spät zu Bett gegangen. Erst gegen acht Uhr hörte die Magd Louise die Schelle aus dem Zimmer des jungen Herrn ertönen und nun wußte sie, daß man den Kaffee nebst Zubehör begehre. Alles stand schon bereit und zur Hand und so trug sie flink das Verlangte hinein und fand die beiden Herrrn schon völlig zum Ausgehen angekleidet. Der Baron trug freilich noch wie am vergangenen Tage seine Uniform, denn er hatte ja keine anderen Kleider zur Hand, da er seinen Koffer schon nach dem väterlichen Gute vorausgesandt und sich nur

einen Tag im Spiegelhof aufhalten wollte. Reinhard dagegen hatte schon wieder seine gewöhnliche Hauskleidung angelegt und der kurze graue Jagdrock mit grünem Kragen und Aufschlägen, fast noch gar nicht getragen, die glänzenden Stulpstiefel über den Reitbeinkleidern und der kleine graue Hut standen dem stattlichen Manne nicht weniger gut als die knappe Uniform mit den blanken Knöpfen.

Bald nachdem sie gefrühstückt und von Louise erfahren, daß der Meyer so eben nach den Feldern jenseits der Dorfstraße geritten sei, traten sie in die Tenne, um hoffentlich irgend wo Thusnelda zu begegnen und ihr einen guten Morgen zu bieten. Allein, wenn der Baron wie Reinhard den Wunsch danach gehegt, er wurde ihnen nicht erfüllt, denn Thusnelda war nirgends zu sehen und zum Forschen nach ihr hatte der Bruder keine Lust, da er wohl wußte, daß sie beschäftigt sei und man sie in ihrem Thun nicht stören dürfe. Bis zum zweiten Frühstück indessen mußte ihre Hausarbeit vollbracht sein und daß er sie dann im Speisezimmer finden würde, unterlag keinem Zweifel.

So forderte er denn seinen Freund auf, mit ihm in's Freie zu gehen und die nächste Umgebung des Hofes bei Tageslicht zu betrachten. Bevor sie dies aber thaten, suchten sie den Raum in der Tenne auf, wo ihre Pferde standen und diese trafen sie in bester Verfassung, gut untergebracht und vortrefflich gepflegt, was sich besonders Adam Riese angelegen sein ließ, der von jetzt an seine frühere Obliegenheit, die Oberaufsicht und Besorgung

der sämtlichen Pferde, so wie das Kutscheramt der Herrenequipage wieder übernommen hatte. Heute indessen, obwohl die guten Thiere sich in bester Munterkeit befanden, um einen neuen Marsch antreten zu können, sollten sie ruhen, so ward es beschlossen, und was man an diesem Tage außerhalb des Hofes besichtigen wollte, sollte zu Fuß abgemacht werden.

So traten denn die jungen Männer auf der Tenne in den Hof und Beiden schlug das Herz höher auf, als sie die schöne Umgebung des alten Meyersitzes im blitzenden Sonnenlichte vor sich liegen sahen. Unendlich friedlich und patriarchalisch still lag das große Haue auf seinem grünen Hügel, und über dem üppigen Naturrasen, der sich ringsum einige hundert Schritt weit ausbreitete, trieben die Lichter der goldenen Morgensonne ihr heiteres Spiel. Unter den gewaltigen Bäumen aber, die das Ganze umkränzten, lag noch tiefer Schatten und auf manche Stelle fiel nur selten ihr warmer Strahl, so dicht standen die Riesen des Waldes und so innig mischten sich ihre prachtvollen Laubkronen und Aeste. Jeder Schritt in diese Baumfülle hinein verrieth dem kundigen Blick des jungen Baron, daß auch hier ein verständiger Sinn und eine fleißige Hand gewaltet, denn wo ein alter Stamm der Axt hatte zum Opfer fallen müssen, war schon lange vorher für jüngeren Nachwuchs gesorgt und so wie es unter den Buchen rings um das Haus herum aussah, sah es auch im Eichen- und Tannenwalde in weiterer Ferne davon aus.

Doch allzu tief in den Wald hinein schritt heute der Sohn des Hauses noch nicht. Freilich, wenn er dem geheimen Wunsche seines Innern hätte folgen wollen, so wäre er gern nach Blanksruh gegangen, um dem alten befreundeten Herrn, der dort wohnte, einen wenn auch nur flüchtigen Besuch abzustatten, zumal es ihn jetzt wie mit einem starken Magnete dahin zog, allein gleich am ersten Tage seiner Anwesenheit glaubte er doch seinen Vater und dessen Haus nicht verlassen zu dürfen, denn das wußte er vorher, daß der gute Doctor Blank ihn in den ersten Stunden nicht wieder loslassen würde. Freute sich der alte Herr in seiner Einsamkeit doch jederzeit, wenn er einen ihm angenehmen Besuch erhielt, und daß Reinhard ihm immer angenehm, war diesem selbst aus alter Erfahrung bekannt. Jetzt aber, da er so lange abwesend gewesen und auf seinem Kreigszuge so viel Interessantes gesehen und erlebt hatte, würde der Doctor noch viel mehr zur Plauderei aufgelegt sein als sonst, das sagte er sich wohl, er würde sich den ganzen Verlauf des Krieges von ihm erzählen lassen wollen, und dazu war am ersten Tage keine Zeit. So schickte sich Reinhard denn in die Verhältnisse und schob den so sehr begehrten Besuch in Blanksruh auf, bis sein Freund den Spiegelhof verlassen haben würde, was schon am nächsten Tage geschehen sollte. Allein auch in dieser Annahme täuschte er sich, denn wenn ihn eben jener so plötzlich vom Himmel gefallene Magnet nach Blanksruh zog, so fesselte seinen Freund, wie er sehr bald erfahren sollte, ein nicht minder starker Magnet an den Hof, und aus dem einen Tage, den

der Baron zu seinem Aufenthalt daselbst bestimmt, wurden drei und diese verschwanden unter den verschiedensten Unterhaltungen, Ritten und Gängen auf dem Gute selbst rasch genug.

Doch, wir verließen die beiden jungen Leute, als sie zum ersten Male aus dem Hause traten, und bald standen sie an einem Platze, der Reinhard von seiner frühesten Jugend an lieb und werth gewesen war. Von dem allmählich sich vom Thore der Tenne aus senkenden Rasenhügel führte der Weg, auf welchem gestern die jungen Krieger gekommen, zuerst nach dem Teich und die malerische Umgebung desselben mit ihrer idyllischen Ruhe, und das Rudern darauf hatte für den Sohn des Hauses stets einen großen Reiz gehabt. Seeartig weit sich dehnend, hatte dieser Teich eine fast regelmäßig ovale Form, ähnlich wie der Herthasee auf Rügen und war eben so rings mit hohem, leise im Winde flüsternden Schilf bewachsen, so daß man ihn nur an wenigen Stellen vom Lande aus in seiner ganzen Weite überschauen konnte. Das Schilf selbst war von einem Kranze der herrlichsten Waldbäume umgeben, die ihre breiten Schatten halb über die große Wasserfläche warfen und sich freundlich darin spiegelten. Entenschwärme schwammen in großen Rudeln darauf umher und zwei große schneeweiße Schwäne ruderten majestätisch in der Mitte, verächtlich auf das Geschnatter des kleinen Geflügels horchend, als fühlten sie sich als unumschränkte Gebieter auf ihrem Element und duldeten nur großmüthig das laute Gebahren des gefräßigen Volkes. Daß die klare Fluth auch den Menschen



zugänglich war, bewies in einer Bucht, in der man das Schilf ausgerodet, ein zierlicher Kahn und daneben lag auch sein größerer Gefährte, das Arbeitsboot, welches für verschiedene Verrichtungen seitens der Knechte auf dem Wasser bestimmt war. Wenn die Sonne noch etwas hoch im Westen stand, spiegelte sich ein Theil des Hauptgebäudes darin, was stets einen reizenden Anblick genäherte, und von diesem Umstande, so ging bei den Bewohnern des Hofes die Sage, habe derselbe den Namen Spiegelhof erhalten, was freilich Keiner von den jetzt darin Lebenden mehr zweifellos ergründen konnte.

Nachdem die beiden Freunde den Teich auf einem erst vor einigen Monaten neu angelegten Fußpfade umschritten und den in der Nähe gelegenen Wald durchwandert hatten, kehrten sie, von ihrem ersten kleinen Ausfluge durchaus befriedigt, nach anderthalb Stunden in den Hof zurück und waren nicht wenig erfreut, als sie Thusnelda vor dem Thor der Tenne stehen sahen, als ob sie bereits nach ihnen ausgeschaut und sie erwartet hätte.

Mit holdseliger Freundlichkeit begrüßte sie die beiden Freunde und reichte ihrem Bruder die Hand, indem sie ihnen den schönsten guten Morgen bot, was Reinhard mit ruhiger Herzlichkeit und der Baron mit freudestrahlendem Gesicht erwiderte, um dem schönen Mädchen, welches ihm im Sonnenglanz noch viel schöner als am Abend beim Lampenlicht erschien, gleich darauf seine Anerkennung über den idyllischen Wohnsitz ihren Vaters auszusprechen.

»O ja,« entgegnete Thusnelda, »es ist recht hübsch und friedfertig bei uns; mir wenigstens gefällt es sehr, obgleich ich nicht läugnen will, daß die Einsamkeit in Reinhard's Abwesenheit mir oft etwas schwer auf's Herz fiel und es auch andere Wohnstätten giebt, deren Reize und Behaglichkeit die der unsrigen bei Weitem übertreffen. – Doch wie, wollen die Herren nicht näher treten und dem Frühstück zusprechen? Es ist Alles bereit und ich dünkte, es wäre Zeit dazu und der Appetit dürfte Ihnen nicht fehlen. Der Vater wird auch gleich erscheinen, denn er hat mir vor seinem Aufbruch die Stunde bestimmt, wann er wiederkommen würde. Die Stunde aber ist jetzt da.«

Die jungen Männer folgten ihr ohne weiteren Aufenthalt in das Hinterhaus und fanden den Frühstückstisch in demselben Zimmer bereitet, wo man am Abend vorher gespeist. Kaum waren sie darin angelangt, so trat auch der Meyer herein und begrüßte die jungen Leute in seiner gemessenen kurzen Weise, aber mit dem freundlichsten Gesicht.

»Ja,« sagte er zum Baron und seinem Sohn, »haben die Herren gut geschlafen? Lange genug hat es gedauert, bis in Ihrem Zimmer Tag geworden ist, aber das ist ja natürlich. Ich bin dafür früh aufgebrochen und habe schon meine Morgenarbeit verrichtet.«

»Ich hätte Dich gern begleitet, Vater,« nahm Reinhard das Wort, »aber –«

»Entschuldige Dich deshalb nicht,« unterbrach ihn der Meyer, »Du bist schon genügend bei mir entschuldigt. Ueberhaupt, um dies Thema ein für alle Mal abzumachen,

ersuche ich Dich, so lange der Herr Baron hier ist, Dich um mich und die Wirthschaft nicht zu bekümmern. Ich bin ganz allein Mann genug, das Nöthige zu thun. Gieb Dich also in den ersten Tagen ganz Deinem Gaste und Deinem Behagen hin. Wir behalten noch Zeit genug, Dich wieder in die Arbeit einzuführen und es würde mir leid thun, wenn ich Dich in irgend einer Weise beschränken sollte. – Doch nun sind genug Worte darüber gefallen, jetzt wollen wir speisen. Segne es Gott! – Gieb her, Nella!« –

Das Frühstück, welches im Spiegelhof, wie überhaupt alle Mahlzeiten, an gewöhnlichen Tagen ziemlich rasch abgehalten wurde, nahm heute, da ein gern gesehener Gast anwesend war, etwas mehr Zeit in Anspruch, ja der Meyer ließ sich sogar herbei, was er sonst nie Morgens that, eine Flasche Wein mit den jungen Leuten zu leeren, und mochte nun der Besuch oder etwas Anderes ihn in besondere gute Stimmung versetzen, er blieb selbst noch längere Zeit bei ihnen und erging sich im Gespräch mit einer Heiterkeit, wie man sie selten an ihm sah. Als man sich aber endlich vom Tisch erhob, öffnete er eine Thür, die in Thusnelda's Zimmer führte und lud die jungen Männer ein, einmal in dasselbe einzutreten und sich das neue Pianino anzusehen, das er seiner Tochter geschenkt, als sie aus der Pension in das väterliche Haus zurückgekehrt war.

»Ich weiß von meinem Sohn,« sagte er zum Baron, »daß Sie sehr musikalisch sind. Nun schauen Sie das Ding

einmal an und sagen Sie mir ehrlich, ob ich mit meinem guten Gelde auch eine gute Waare eingekauft.«

Der Baron war angenehm überrascht, als er auf diese Weise das Zimmer der Tochter des Hauses zu sehen bekam, denn so reizend, wie er es fand, hatte er es sich gewiß nicht vorgestellt. Es war nicht nur bequem und modern, sondern für ein Meyerhaus alten Styls sogar elegant ausgestattet und die gediegenen Möbel von hellpolirtem Nußbaumholz, die mit blauem Plüsch überzogenen Sofhas und Sessel und der große Spiegel über einer zierlichen Console im breiten goldenen Rococorahmen, nahmen sich sehr stattlich aus. Auf der Stelle aber zog den Baron das schöne Pianino zumeist an und er trat rasch heran und prüfte es mit einigen kunstgerechten Griffen, worauf er dem erwartungsvoll dastehenden Meyer sagte, daß es einen vortrefflichen Ton habe. »Aber da sehe ich auf dem Pult Noten für eine Sopranstimme,« fügte er hinzu, »singen Sie, Fräulein Thusnelda?«

Das junge Mädchen erröthete und erwiderte bescheiden: »Ja, ich singe etwas und sogar gern.«

»O Nella,« nahm nun ihr Bruder das Wort, »da sagst Du doch zu wenig. Sei nicht zu bescheiden und gestehe, daß Du eine recht hübsche Stimme hast. Deine spätere Ausbildung und wie weit Du es gebracht, kann ich freilich nicht beurtheilen, da ich Dich mehrere Jahre nicht singen gehört habe. Setz Dich einmal nieder und singe uns ein Lied. Armin hat auch eine Stimme, die sich hören lassen kann, während ich nur wie ein Rabe zu krächzen vermag.

Also voran, ich möchte einmal gern auch zu Hause etwas Musik vernehmen.«

»Am frühen Morgen schon?« fragte Thusnelda mit einiger Befangenheit, während des Barons Augen mit glänzendem Strahl auf ihren schönen Zügen hafteten.

»Ja, am Morgen schon, Nella, da singen ja die Lerchen am besten und die Nachtigallen lassen ihre Stimmen sogar in der Nacht erschallen. Also heraus damit. Und Du, Armin, bereite Dich auch auf ein Bravourstück vor.«

»Ich bin gern bereit, mein kleines Talent zum Besten zu geben,« erwiderte der Baron, »es fragt sich nur, was wir singen wollen, wenn unsere Stimmen zusammen passen.«

»O, da weiß ich guten Rath,« sagte nun der Meyer, der sehr gern singen hörte. »Jeder trägt zuerst sein Lieblingsstück vor und dann wird sich die Uebereinstimmung von selbst ergeben. Nella, nicht gezaudert, Du als Tochter vom Hause mußt den Anfang machen.«

Thusnelda, so ernstlich vom Vater ermuntert, der ja so viel Geld für ihre musikalische Ausbildung in Cassel verwandt, war sogleich bereit. Sie setzte sich vor das Instrument und begann nach einem kurzen Vorspiel, das sie sehr gut vortrug, zu singen. Und in der That, sie brauchte sich selbst vor einem Kenner nicht zu geniren, denn die Natur hatte ihr auch in dieser Beziehung nicht Geringes gespendet. Sie hatte eine kräftige, biegsame und höchst wohl lautende Sopranstimme, die dem Alt nahe kam, nur ihre Ausbildung war von einer Art, daß der Baron stauend hinter ihr stand und seinen vollen Beifall genügend

durch den Ausdruck seiner Mienen verrieth. Sie sang ein einfaches Waldlied, nicht heiter, nicht traurig, aber gerade ein solches, wie es hier unter den herrlichen Bäumen paßte, und sie legte so viel Seele in ihren Vortrag und sprach die ansprechenden Worte so deutlich aus, daß alle drei Zuhörer in gleicher Weise davon bezaubert wurden.

Kaum aber hatte sie geendet und sich vom Stuhle erhoben, so rief der Meyer, dem Baron die schon bereit gehaltenen Worte vom Munde abschneidend: »Das war gut, Nella, ich bin zufrieden. – Nun kommen Sie, Herr Baron. Also voran!«

Armin ließ sich nicht zweimal auffordern. Bald saß er vor dem Instrument und gleich darauf schmetterte er ein paar Töne heraus, die allen Zuhörern durch Mark und Bein gingen, obgleich sie eigentlich nur eine Art Probe sein und die Kraft und den Umfang seiner Stimme zur Anschauung bringen sollten. Nachdem er aber selbst die Ueberzeugung erlangt, daß er Herr aller seiner reichen Mittel sei, sang er mit seinem schönen vollen Tenor das damals alle Welt enthusiastirende Lied: ›Die Wacht am Rhein‹, und zwar mit einer Vollendung, einem Ausdruck und einer seinen Patriotismus bekundenden Begeisterung, daß er alle Zuhörer zur vollsten Bewunderung hinriß.

Der Meyer lehnte stumm und fast athemlos am Sopha; in seinem Innern aber arbeitete es mächtig, das sah man seiner erregten Miene und der ganzen Haltung seines Körpers an. Ja, der schöne Gesang ergriff ihn tief, auch die Wahl den Liedes hatte seinen ganzen Beifall und als

der Baron es zu Ende gesungen, ging er auf ihn zu, legte seine breite Hand auf die Schulter des jungen Mannes und sagte mit einer Stimme, die von der Bewegung seines Genüths Zeugniß ablegte:

»Das war brav, Herr Baron! Sie haben eine schöne Stimme und Ihr Lied hat mir große Freude gemacht. Aber jetzt möchte ich die beiden Stimmen einmal zusammen hören.«

Der Baron, durch seinen Gesang selbst in Feuer gerathen und über den so natürlich sich darstellenden Beifall seines guten Wirthes hoch erfreut, war sogleich zu einem neuen Vortrage bereit und bald hatte er in Thusnelda's Notenvorrath ein Duett gefunden, welches Beide kannten. Nach einigen kurzen Vorbereitungen schickten sie sich zum Gesange an und nun ließ sich ein kleines Concert vernehmen, das jedem Musikverständigen, geschweige denn dem einfachen und anspruchslosen Meyer, einen hohen Genuß bereiten mußte. Von den beiden Sängern feuerte einer den Anderen an und nie wohl zuvor hatte Nella so gut und ausdrucksvoll, und der Baron so ergreifend gesungen, denn nun gab auch er sich mit voller Seele dem Vortrage hin und zeigte die ganze Kraft und Fülle seiner in der That ausgezeichneten Stimme.

Der Meyer aber hatte sich, sobald dieser Gesang begonnen, auf das Sopha niedergelassen und den Kopf auf die rechte Hand gestützt. Er war mehr ergriffen, als er merken lassen wollte, und der sonst so harte Mann war ganz weich geworden, so daß es ihn förmlich wie eine lange nicht empfundene Rührung überkam. Kaum aber

hatten die Sänger ihr Duett beendet, so erhob er sich mit einem mächtigen Ruck von seinem Sitz und sagte mit seltsam weich klingender Stimme:

»Nella, Du hast mich sehr beglückt, und Ihnen, Herr Baron, danke ich von ganzem Herzen. Das war hübsch, Kinder, und Ihr müßt mir die Liebe anthun, mir heute Abend noch mehr vorzusingen. So, jetzt muß ich aber wieder an die Arbeit und so wünsche ich Euch Allen einen guten Morgen. Auf Wiedersehen bei Tisch!«

Er verließ rasch daß Zimmer, um draußen seiner freudigen Rührung, die nicht im ganzen Umfange zu verrathen er sich die größte Mühe gegeben, leichter Herr zu werden; die drei jungen lernte aber blieben zurück. Thusnelda und der Baron sangen noch einige Lieder und dann unterhielten sie sich über Mancherlei, bis Erstere von einer Magd in wirthschaftlichen Angelegenheiten abgerufen wurde. Alles auch sie das Zimmer verlassen hatte und Reinhard in einem auf dem Tische liegenden Buche blätterte, setzte sich der Baron schweigend an ein Fenster und starrte träumerisch in den vom Sonnenlichte goldig strahlenden Wald hinaus. Ihm war in diesem Augenblick merkwürdig zu Muthe und er glaubte, nie eine Stunde verlebt zu haben, wie er jetzt eine hinter sich hatte. Der Spiegelhof war ihm mit einem Mal zu einer Art Feenschloß geworden, viel schöner und erhabener, als es das freiherrliche Schloß seines Vaters, und der rasche Uebergang aus dem Saus und Braus des Krieges in dies friedliche Waldhaus, in dem eine ihm bis dahin unbekannte Fee zu wohnen und zu walten schien, riß seine Gedanken



wie im Wirbelwind über vergangene Zeiten und verrotte Familienüberlieferungen in künftige und frisch aufblühende Verbindungen hinein, die ihm plötzlich als sonnige Lichtblicke vor der Seele auftauchten. Aber ach! da faßte ihn ein bitterer, wie ein düster leuchtender Blitz vor ihm auftauchender Gedanke. Sein väterliches Haus mit den traurigen Verhältnissen darin trat ihm plötzlich vor Augen und der Gedanke daran zerriß wieder den reizenden, kaum gebotenen Wahn, in den er sich so eben hineinversetzt. Seufzend stand er von seinem Platze auf, verließ das Zimmer, ohne Reinhard im Lesen zu stören, und ging noch einmal an den schilfumkränzten Teich, um hier in aller Stille Herr seiner Gefühle zu werden, die nahe daran waren, die Ketten gewaltsam zu sprengen, die ihm ein schwer lastendes und beengendes Verhängniß angelegt und unter deren Wucht er so schmerzlich litt, wie ein guter unschuldiger Mensch nur leiden kann, der sich bewußt ist, stets das Gute und Beste gewollt zu haben, ohne im Stande zu sein, die Schranken zu überspringen, die ihm das unergründliche Geschick des Menschenlebens in den Weg geworfen.



Der Mittagstisch vereinigte die Familie des Meyers wieder mit ihrem Gaste und es herrschte dabei die alte Heiterkeit und Unbefangenheit, da auch der Baron wieder Herr seiner Empfindungen geworden zu sein schien. Nur

hasteten seine Blicke diesmal mit einem ganz besonderen Ausdruck lebhafter Forschung auf der ernst-ruhigen Miene seines Wirthen, um dann plötzlich rasch und fast scheu zu dem schönen Antlitz Thusnelda's zurückzukehren und ihre Erscheinung, ihr Thun und Lassen, mit einem Wort ihr ganzes Wesen gleichsam mit einem Blick zu umfassen und in sich aufzunehmen. Der Meyer selbst bemerkte von allem Diesem nichts; er besprach in seiner gelassenen Weise verschiedene Pläne in Bezug auf seine Waldungen und Felder und schlug den jungen Leuten endlich vor, am Nachmittag, wenn er geruht und seinen Kaffee getrunken, insgesamt mit ihm einen weiteren Spaziergang darin zu unternehmen.

Dankbar nahmen Alle den Vorschlag an und etwa um vier Uhr machte man sich auf den Weg, ohne daß der Meyer das Ziel angegeben hätte, das er vor Augen hatte. Reinhard schmeichelte sich schon, sein Vater werde den Weg einschlagen, der nach Blanksruh führte, und sein Herz frohlockte schon im Stillen darüber, allein er hatte sich getäuscht; der alte Herr schlug den Weg nach dem Teich ein und wandte sich dann in entgegengesetzter Richtung von den Bergen dem Wege zu, den Reinhard und der Baron am Abend ihrer Ankunft genommen hatten. So kam man denn bei gemüthlicher Plauderei bald an die Stelle, wo der Wagen Moses Joël's umgefallen und Reinhard schilderte noch einmal mit lebhaften Worten, wie unangenehm die Lage der armen Reisenden in dunkler Nacht gewesen war.

»Ja,« sagte der Meyer, »ich begreife es und es konnte nicht anders sein, das Loch ist ein Störenfried für unsern ganzen schönen Waldweg. Aber ein ähnlicher Vorfall soll nicht wieder vorkommen. Wenn Du morgen früh aufstehst, sollst Du es schon zugeschüttet und geebnet finden, ich gebe Dir mein Wort darauf.«

Auch hielt er sein Wort, denn als er gegen Abend nach Hause kam, gebot er seinem Großknecht sofort, noch heute Abend einige Wagen mit den nothwendigen Steinen und auf dem Hofe überflüssiger Erde beladen zu lassen, um gleich nach Tagesanbruch die im Hohlwege befindlichen Löcher auszufüllen. Als man aber bald darauf das Abendbrod zu früherer Stunde als am vorigen Tage verzehrt, war der Meyer der Erste, der wieder nach Musik verlangte, und weder Thusnelda noch der Baron ließen sich lange bitten, des Vaters Wunsch zu erfüllen. Sie gaben das Beste zu hören, was sie hatten, und mehrere Duette sangen sie wieder so lieblich und schön und in so harmonischem Einklang der zu einander passenden Stimmen, daß der Meyer von Neuem in die Rührung am Morgen verfiel und sich eines Genusses freute, wie er ihm in seinem früheren einsamen Leben niemals zu Theil geworden war. –

So herrschte jetzt auf dem Spiegelhof in den nächsten zwei Tagen ein überaus trauliches und Jedermann befriedigendes Leben. Am nächsten Morgen nach dem zweiten Frühstück machte man wieder kleine Ausflüge in die nahe gelegenen Waldungen, besuchte Thusnelda's und Reinhard's Lieblingsplätze und der Meyer zeigte am

Nachmittag den beiden jungen Oekonomen seine neuesten Anpflanzungen und Felder jenseits der Landstraße, und ließ sich dann herbei, gegen Abend mit den drei jungen Leuten im Nachen auf dem Teich herumzufahren, da man ihm versprochen, auch hier im Freien einmal ein fröhliches Lied erschallen zu lassen. Ja, die Stimmen schienen dem Meyer hier noch lieblicher und harmonischer zu klingen als im Zimmer, und er konnte nicht genug hören, bis man alle Vorräthe erschöpft hatte. Aber diese anmuthige Unterhaltung brachte bei ihm eine ganz andere Wirkung als bei seiner Tochter und dem Baron hervor. Es war merkwürdig und für den unbetheiligteren Reinhard ersichtlich genug, daß sein Vater, seine Schwester und sein Freund ihre bisherigen Stimmungen und Gewohnheiten allmählig vertauscht zu haben schienen. Denn je weiter der dritte Tag der Anwesenheit des Barons auf dem Hofe vorrückte, um so gesprächiger, mittheilsamer wurde der alte Meyer, und um so stiller und wortkarger wurden der Baron und Thusnelda. Augenscheinlich bemühte sich Reinhard, das Gespräch, wenn sein Vater ausgesprochen, zwischen den beiden Anderen nicht stocken zu lassen, und doch stockte es oft und wurde nur mit Mühe wieder in Gang gebracht, was der Meyer selbst freilich nicht bemerkte, da er nie ein scharfer Beobachter der Mienen oder gar der Empfindungen seiner Umgebung gewesen war.

Gegen Ende dieses dritten Tages beim Abendessen aber fiel ihm die Schweigsamkeit seines Gastes denn doch etwas auf und er fragte ihn, nachdem er ihn ein

paar Mal forschend angeblickt, ob er sich nicht wohl fühle, da er so still sei.

»O nein,« erwiderte der Baron erröthend, »ich fühle mich ganz wohl und bin nur etwas nachdenklich geworden, da ich beschlossen habe, morgen früh nach Strachnitz aufzubrechen. Ich habe nur einen Tag hier bleiben wollen und statt dessen habe ich drei ganze Tage Ihre Gastfreundschaft in Anspruch genommen. Das bedrückt mich nun etwas, doch Sie werden mir verzeihen, Herr Meyer, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich mich nur darum so lange bei Ihnen aufgehalten habe, weil es mir auf Ihrem Hof ausnehmend gefallen hat.«

»Na, das ist mir lieb,« erwiderte herzlich der Meyer, »und um die zwei Tage, die Sie länger hier geblieben sind, wie um den vermeintlichen Mißbrauch meiner Gastfreundschaft lassen Sie sich kein graues Haar wachsen. Ich will nur wünschen, daß es Ihnen in Strachnitz eben so gut oder noch besser gefalle als hier, und das hoffe ich, denn an Arbeit wird es Ihnen nicht fehlen. Ich aber habe in meinem ganzen Leben gefunden, daß man am glücklichsten ist, wenn man recht fleißig war und darum bin ich immer Abends am vergnügtesten, weil ich mir bewußt bin, meine Pflicht bis auf den letzten Punkt erfüllt zu haben. – Doch nun gesegnete Mahlzeit, meine Herrschaften! Es ist heute Sonnabend und da habe ich meine Wochenrechnung abzuschließen, für heute also war meine Arbeit noch nicht beendet. Doch – wann reiten Sie morgen früh?«

»Ich denke um Acht,« sagte der Baron mit einem unsäglich wehmüthigen Blick, den nur Reinhard bemerkte, da Thusnelda sich eben abgewendet hatte und der Meyer sein letztes Glas Wein leerte, bevor er aufstand.

»Gut, da sehe ich Sie noch und Du wirst Deinen Freund wohl eine Strecke begleiten, nicht wahr, Reinhard?«

»Gewiß, Vater, und ich habe schon Befehl gegeben, unsere Pferde gesattelt zu halten.«

»Wohl, und nun gute Nacht, Kinder!« – Er reichte allen Dreien die Hand und entfernte sich, um die jungen Leute noch eine Stunde allein zu lassen, die sie aber bei Weitem weniger munter als früher verbrachten, als ob ein unsichtbarer Druck auf allen Gemüthern läge, den Keines von ihnen so leicht abzuschütteln im Stande war. Reinhard war fast der Einzige, der die Kosten der Unterhaltung bestritt, da der Baron schweigsam blieb und Thusnelda nur mit Mühe auf die Fragen einging, die ihr Bruder von Zeit zu Zeit an sie richtete, um das Gespräch nicht ganz stocken zu lassen.

---

Einsylbig wie nie hatten die beiden Freunde an diesem Abend ihr Lager aufgesucht und als sie erst auf den weichen Pfühlen lagen, verhielten sie sich so still, daß man im Zimmer das leise Brausen des Nachtwindes in den Baumkronen draußen und das Ticken einer altväterischen Uhr in einem entfernt liegenden Gemach vernehmen konnte. Früher hatten sie, wenn sie in solcher

Nähe zusammen schliefen, stets munter über die Tagesbegebenheiten geplaudert und die bevorstehenden Ereignisse des nächsten Tages verhandelt, heute aber sprach Keiner ein Wort, als wäre eine unsichtbare Scheidewand zwischen sie getreten, die ihre Mittheilungen unmöglich machte. Da aber, als der Baron plötzlich fast ängstlich zu stöhnen und sich hin und her zu wälzen begann, fühlte Reinhard sich berufen, den über ihm schwebenden Bann zu brechen und eine Frage an ihn zu richten, und so sagte er mit warmem herzlichem Ton:

»Armin, Dein anhaltendes Schweigen fängt an mich zu beunruhigen. Ich habe Dich schon gestern, und heute in noch höherem Grade, auffallend schweigsam und zurückhaltend gefunden, und jetzt seufzest und stöhnst Du so schwer, als läge Dir eine drückende Last auf der Seele. Sprich, was ist Dir? Befindest Du Dich in irgend einen Zwiespalt mit Dir selber, so erschließe Dein Herz. Du weißt, ich bin Dir immer ein treuer berathender Freund gewesen und so will ich es auch heute sein.«

Armin seufzte noch einmal laut auf, dann sagte er: »Ja, Du hast Recht, mir liegt Etwas schwer auf der Seele, was ich nicht allein verarbeiten und wegschaffen kann, und so will ich mich an Dich wenden und Deine Hülfe dazu in Anspruch nehmen. Ach, ich habe Dir ja nie verschwiegen, wenn etwas Beklemmendes oder meine Ruhe Störendes mich bedrängte, Du kennst und weißt Alles, was mich seit Jahren am tiefsten betrübt, selbst die unglücklichen Verhältnisse in meinem elterlichen Hause sind Dir bekannt, und so sollst Du auch erfahren, was

mich augenblicklich bedrückt und mir sogar in Deinem friedlichen väterlichen Hause, wo Alles im sichersten Geleise verläuft, die Ruhe nimmt. Ja, Reinhard, ich kämpfe schon seit zwei Tagen unaufhörlich mit mir selber, ich suche das leidenschaftliche Gefühl, welches mein Blut in Wallung setzt, zu bemeistern, aber ich vermag es nicht, meine Kraft reicht nicht mehr aus und so will ich mich wenigstens dadurch erleichtern, daß ich Dir beichte, was mich so tief bewegt. – Sprich, bester Freund, hast Du schon einmal gehört oder gar an Dir selbst erfahren, daß ein Mensch, ein Mann, der sein Auge noch nie ernstlich zu einem Weibe erhoben hat und frei von allen tiefgreifenden Herzensregungen geblieben ist, also ein Mensch wie ich – daß der zu einem Mädchen – gleichsam auf den ersten Blick – eine ernste Neigung, ja eine glühende Leidenschaft fassen kann und dabei fühlt, daß dadurch unwiderruflich über seine irdische Zukunft entschieden ist?«

Auf diese gewiß unerwartete und mit fast ängstlicher Hast vorgebrachte Rede schwieg Reinhard längere Zeit, als überlege er bei sich selbst, was er darauf erwidern sollte. Daß sie aber nicht ohne Wirkung auf ihn geblieben, bewies sein plötzlich rascheres und lauterer Athmen, ja er fühlte sich durch die Worte des Freundes selbst tief getroffen und schon das Nachdenken darüber ließ ihn eine Weile vollkommen schweigsam bleiben. Als die Pause aber etwas lange dauerte und der Baron vergeblich auf die Antwort des Freundes wartete, fing er noch einmal an zu sprechen und sagte:



»Nun, hast Du keine Antwort auf meine Frage?«

Jetzt raffte sich Reinhard gewaltsam aus seinem Nachdenken empor und entgegnete mit einem ganz eigenen leisen und gepreßten Ton: »An mir selbst erfahren? Und auf den ersten Blick? Hm! Das weiß ich im Augenblick so genau nicht, oder vielmehr – doch daß es möglich ist, habe ich wohl oft gehört und sogar gelesen, denn schon Shakespeare behandelt ja in einem seiner berühmtesten Trauerspiele diesen seltsamen Punkt.«

»Nun ja, das ist wahr, und so will ich jetzt ehrlich sein und Dir die traurige Lage enthüllen, in der ich mich befinde. Sieh, wie es einst Romeo erging oder ergangen sein soll, als er zum ersten Mal seine Julia sah und durch diesen einen Blick in die Gluth einer unbegreiflichen Leidenschaft versetzt wurde, so ist es mir – mit Deiner Schwester ergangen. Ja, staune nicht, es ist wahr. Gleich im ersten Augenblick, da ich sie sah, hat sie einen Eindruck auf mich gemacht, der, von Stunde zu Stunde wachsend und an Umfang und Tiefe gewinnend, mir unvergeßlich sein und bleiben wird und – Du weißt, ich kenne mich darin – ich bin überzeugt, daß er unauslöschlich in mein Inneres gegraben ist.«

Es entstand wieder eine kurze Pause, die etwas Unheimliches für Armin hatte, da er auf das erste Wort seines Freundes unendlich begierig lauschte, dann sagte Reinhard noch leiser als vorher und dabei eben so tief aufathmend wie sein Freund: »Ach, das ist ja merkwürdig! Also auf den ersten Blick, o! Allein ich hoffe, ich will sagen, ich bin der Meinung, daß dieser Eindruck, den Du

so rasch empfangen, doch nur vorübergehend sein wird, wenn Du erst wieder in andere Verhältnisse und unter andere Menschen getreten sein wirst.«

»Du hoffst es?« fragte Armin, indem er aus ganzer Seele aufstöhnte und sich etwas aufrichtete, als ob er seinen Ohren nicht traue und dem Freunde näher kommen wolle, um ihn besser zu verstehen. »Diese Deine Hoffnung klingt nicht angenehm für mich, denn Du würdest da etwas hoffen, was ich mit allen Wünschen meiner Seele nicht hoffe und erwarte. Nein, Reinhard, glaube mir, nie wird dieser köstliche, mein ganzes Wesen erfüllende Eindruck vorübergehen, und wollte er mir mit Gewalt entweichen, so klammerte ich mich mit noch größerer Gewalt an ihm fest, denn nie, nie, nie will, kann und werde ich von Deiner Schwester wieder lassen.«

»Armin! Ist das Dein Ernst?« rief Reinhard jetzt fast erschrocken, fuhr von seinem Lager empor und starrte nach seinem Freunde hin, obwohl er bei der im Zimmer herrschenden Dunkelheit kaum die Umrisse seines Kopfes unterscheiden konnte. »Nein, ich kann es nicht denken, denn sonst hättest Du ja vergessen, daß Du der Sohn – eines Barons, eines Herrn von altem Adel bist und meine Schwester nur die Tochter – eines Bauern ist.«

»Eines Bauern? Und Du, sein eigener Sohn, der Bruder dieses herrlichen Mädchens, kannst also sprechen,« fuhr der Baron fast verletzt auf. »Ein Mann wie Dein Vater, der angestammte Erbherr eines großen westphälischen Meyerhofs, der seinen Stammbaum Schwarz auf Weiß bis zu Wittekind verfolgen kann, der ist in meinen Augen

kein gewöhnlicher Bauer, er ist ein großer und angesehener Grundbesitzer, der sein Land bebaut, wie mein Vater es thut, und noch dazu mit ungleich besseren Erfolgen als er. Doch, das weißt Du ja eben so gut wie ich.«

»Freilich weiß ich das,« versetzte Reinhard, »und doch ist es etwas durchaus Anderes, zwei Männer, wie Dein Vater und der meine, stehen auf soweit von einander verschiedenen Lebensstufen, ihre sociale Stellung in der Welt ist so ganz und gar von einander abweichend, daß ich mich wundere, wie Du in diesem Augenblick von diesem Unterschied Abstand nehmen kannst.«

»Ja, davon nehme ich Abstand, denn in meinen Augen – sie sehen klar und hell genug, Reinhard – ist ihr Verhältniß und ihre Stellung zu und in der Welt durchaus nicht so abweichend von einander, wie Du es mich glauben machen willst oder selbst zu glauben die Miene annimmst. Nein, mein Vater ist nur ein Landwirth wie der Deine und ich bin auch nur einer, sobald ich den bunten Rock, der da hängt, für immer ausgezogen habe und mich dem Stande, den ich einmal erwählt, mit ganzem Herzen widmen will. Ja, ich werde, mag kommen was will, den mir von meinem Gewissen bereits vorgezeichneten Weg verfolgen, ich werde zu Hause zuerst meine Pflicht erfüllen und mir den besten Plan, der auf kürzestem Wege zu meinem Ziele führt, entwerfen; dann aber, Reinhard, dann ist es meine nächste Pflicht, bevor ich mich Deiner Schwester zu erkennen gebe und ihr mein Inneres

enthülle, kühn, unerschrocken und im Bewußtsein meines Selbstbestimmungsrechts, vor Deinen Vater zu treten, ihm mein Herz aufzuschließen und ohne Umschweife und Winkelzüge zu sagen, was für ein Wunsch mir in Bezug auf seine Tochter auf dem Herzen liegt.«

Es entstand wieder eine Pause, die für den leidenschaftlich erregten Baron etwas ungemein Peinliches hatte. Endlich aber hatte sich Reinhard zu seinem Widerspruch, wie er ihn hier für räthlich und sogar für nothwendig hielt, aufgerafft und so sagte er: »Armin, nimm es mir nicht übel, dieses Dein Geständniß, so ehrlich verkündet, kommt mir, wenn es auch augenblicklich Dein ganzes Herz erfüllt, doch etwas seltsam vor. Nicht nur hast Du Deinen mir eben verkündeten Entschluß etwas rasch gefaßt« – und hier seufzte er aus uns noch unbekanntem Gründen recht lebhaft auf – »sondern Du hast auch nicht alle die Schwierigkeiten erwogen, die Dir bei der Verfolgung Deines Zieles im Wege stehen werden. Ja, mein Lieber, Du wirst jedenfalls ein schweres Stück Arbeit vor Dir haben, selbst wenn ich nur an *meinen* Vater und seine Meinung über Deinen Entschluß denke. Gewiß! O, bilde Dir nur nicht ein, daß er seine Hände sogleich segnend aufheben und Dir seine einzige Tochter zum ewigen Bunde an das Herz legen wird, Nein, das thut er gewiß nicht und es wird sogar schon Mühe kosten, nur seinen ersten aufwallenden Zorn zu besänftigen. Denn so gut und wacker er ist, in solchen Dingen versteht er keinen Spaß. Ach nein! Kein Mensch – und ich kenne ihn darin genau – hat so feste Grundsätze und so

tief gewurzelte Ueberzeugungen in Betreff der Verschiedenheit der Stände wir er, kein Mensch erhebt sich weniger über seine Sphäre als er, aber auch kein Mensch darf in seinen Augen einen Mißgriff in dieser Beziehung begehen. Ach, Armin, ich sage Dir das mit Schmerz, aber ich kenne ja meinen Vater, der sonst so gut und vernünftig ist. Deine Bahn wird also schon in dieser Richtung keine leichte sein. Nun aber laß mich einmal von *Deinem* Vater reden. Denkst Du es Dir denn so leicht, seinen hochadligen Sinn zu beugen, seine einer solchen Verbindung widerstrebenden Vorurtheile zu besiegen, wie?»

»Ach, Reinhard,« sprach Armin mit wehmuthsvollem Ernst, »sprich mir doch jetzt nicht von meinem Vater. Was ich von ihm denke, wie ich mit ihm stehe, das weißt Du ja. Zwischen ihm und mir liegt in vielen, in sehr vielen Dingen und durch schweres Verhängniß hervorgerufen, eine tiefere Kluft als zwischen mir und *Deinem* Vater. In fast allen Richtungen weichen unsere Lebensansichten, unsere Ziele, unsere Bestrebungen himmelweit von einander ab, und in seinem in Irrthümern befangenen Sinn, in seinem durch Unheil aller Art verhärteten Gemüths bekümmert er sich weit weniger um mich, als ein Vater es um seinen Sohn sollte, und ich – leider! kann damit nur ganz zufrieden sein. Also, was *mein* Vater über das Verhältniß denkt, welches ich mit *Deiner* Schwester im Auge habe, kann mir zunächst einerlei sein, er kommt erst in der zweiten oder dritten Linie in Betracht, und jedenfalls, mag es kommen, wie es will, werde ich stark genug

sein, seinen Widerstand, wenn er ihn zeigen sollte, zu besiegen, denn, wie Du weißt,« und hier athmete der arme Freund beklommen auf – »bin ich im Ganzen und Großen von ihm unabhängig, er kann nur gegen mich *sprechen* – das Handeln hat ihm das Leben selbst versagt – und diese seine Einsprache werde ich zu bekämpfen oder zu umgehen, oder gar, wenn es zum Aergsten kommen sollte, zu brechen wissen.«

»Armer Junge,« sagte Reinhard halblaut, »ja, es ist so, wie Du sagst, und Du bist mit Deinem Vater übel daran. Aber das Alles schlägt meinen Einwand nicht nieder, er ist und bleibt Dein Vater, und erhebt er nur den geringsten Widerspruch, so wird mein Vater – verlaß ich darauf – zu stolz sein, denselben zu bekämpfen und Du sitztest dann zwischen zwei Feuern, von denen jedes allein schon heiß genug ist, Deine in der Luft schwebenden Pläne zu Asche zu verbrennen – Indeß, Armin,« fuhr Reinhard mit warmer und eindringlicher Stimme fort, »wenn Du den Wünschen, ja Befehlen Deines Vaters widerstrebst und sie sogar besiegst – so hast Du auch noch eine Mutter. Wird die anders in diesem Punkt denken als Dein Vater? Und ich weiß, daß Du dieser Mutter mit zärtlicher Liebe und ganzem vollem Herzen ergeben bist.«

»Ach, meine Mutter!« seufzte Armin auf. »Holt die auch nach in diesen neuen Wirrwarr, in diesen meinen Conflict mit Deinem und meinem Vater gerathen! Nein, ganz gewiß nicht; sie wird sich nicht in einen solchen Kampf einlassen, wenn er über mich hereinbrechen sollte. Leidet sie ja ohnehin schon lange und schwer genug.

Krank, im Gemüth oder Herzen krank – und sie hat tausend verschiedene Gründe dazu – fast immer an ihr Lager, wenigstens an ihr Zimmer gebunden, von der ganzen sie umgebenden Welt nur die Wolken, den blauen Himmel und die grünen Bäume von ihrem Fenster aus sehend, hat sie längst auf Alles verzichtet, was anderen Frauen das Lieben süß und kostbar macht. So läßt sie auch alles Ungemach ruhig über sich ergehen, ohne dagegen Einspruch zu erheben, sie trinkt den bitteren Kelch, den ihr das Leben an die Lippen gehalten, Tropfen für Tropfen aus, schließt die Augen und sagt: Gottes Wille geschehe, ich beuge mich! Ja, so weit ist sie leider gekommen, und daran ist – es wird mir schwer, es zu sagen, aber es ist die Wahrheit – allein der Mann schuld, den mir Gott zum Vater gegeben hat. So verzeihe ihm denn Gott, ich kann es nicht. Doch, um noch einmal auf meine Mutter zu kommen – ich will Dir nur Eine sagen, was Du noch nicht weißt und das bewahre ihr und mir treulich als strengstes Geheiß. Wenn sie mir, was ich nicht glaube, in Bezug auf Deine Schwester widerstreben sollte, so brauche ich ihr bloß zu sagen: Mutter, segne unsern Bund, ich liebe Thusnelda Saaltrup von ganzem Herzen. Du wirst nicht wollen, daß ich so unglücklich werde wie Du – und dann wird sie die Hand aufheben, mich segnen und sagen: Nimm Thusnelda Saaltrup hin und sei glücklich mit ihr, ich bin ganz Deiner Ansicht und Meinung in diesem Punkt.«

»Was heißt das?« fragte Reinhard, der mit gespannter Aufmerksamkeit den letzten Worten des Freundes gefolgt war.

»Was es heißt? Danach frage nicht, es ist ja nicht *mein* Geheimniß, was ich Dir verschweigen muß. Genug, es ist so und das sei Dir wie mir ein kleiner Trost.«

»Ach,« seufzte Reinhard auf, »mag es kommen, wie ed will, ich sehe da nur trübe Tage für uns Alle voraus, wo ich zumeist auf heitere hoffte. Ist es doch ein merkwürdiger Widerspruch im Leben, daß gerade das, was alle Menschen am eifrigsten erstreben, die Ehe, die sie also nach ihrer Meinung am glücklichsten macht oder machen soll, so oft mit so vielem Herzeleid erjagt und errungen werden muß. Doch – weißt Du was? Wir wollen diese Angelegenheit beschlafen und am liebsten auf künftige Zeit vertagen. Ich bin seltsam müde oder eigentlich mehr innerlich bestürzt und angegriffen, als Du denkst. Auf den ersten Blick! O mein Gott! Ja, ja, ich begreife es und – bemitleide Dich. – Doch nun gute Nacht! Morgen müssen wir früh aus dem Bett und Dir steht ja eine neue Aufregung auf Strachnitz bevor. Also schlafe wohl!«

»Ach, vom Schlafen wird bei mir nicht viel die Rede sein,« stöhnte der Baron, »aber ich will es versuchen. Es giebt nicht allein Engel im Himmel, sondern auch auf der Erde, die uns beschützen, und an einen solchen will ich denken – an ihn glauben und – hoffen. Gute Nacht!«

---



Schon lange vor acht Uhr, also noch zeitiger, als man Adam Riese befohlen, standen die beiden Herrenpferde gesattelt in der Tenne, aber Reinhard Saaltrup's Eisenschimmel trug nicht mehr seinen soldatischen Schmuck, sondern hatte die bunte Schabracke, wie sein Herr die Uniform mit dem Civilrock, mit einer einfachen schwarzen Filzdecke vertauscht, auf der ein schöner englischer Sattel lag. Daß er heute auch noch seinen dritten Gefährten, mit dem er so lange den Stall und die Mühseligkeiten den Marsches getheilt, verlieren würde, wie er bereits den zweiten, den kleinen Berber, verloren, den man zur Stärkung auf die kleereiche Fohlenkoppel geschickt, ahnte der edle Hengst noch nicht und er schnaubte heute so lustig der frischen Luft entgegen, wie er er nur so in den Tagen heißen Kampfes gethan.

Louise, das Stubenmädchen, hatte den jungen Männern schon bald nach sieben Uhr das Frühstück auf ihr Zimmer gebracht, nach einer Viertelstunde aber kam sie wieder herein und berichtete, der Meyer habe schon zweimal gefragt, ob die Herren nicht bald sichtbar würden, er wolle mit seiner Tochter nach dem Dorfe zur Kirche fahren und gleich nach ihrem Abritt aufbrechen. So wünsche er denn den Herrn Baron bald zu sehen, um von ihm Abschied zu nehmen.

Das Wort ›Abschied‹, schien dem Baron, als er es von fremden Lippen aussprechen hörte, schwer auf's Herz zu fallen, daß so schon bedrückt genug war. Sein edles Gesicht wurde noch bleicher als zuvor und ohne ein Wort an

Reinhard zu richten, sagte er nur, also er sich vom Stuhle erhob und seinen Säbel umschnallte: »So wollen wir denn gehen. Ja, Abschied muß einmal genommen werden, er ist ja die nothwendige Brücke zum einstigen Wiedersehen. – Bist Du auch zum Aufbruch fertig?« fragte er jetzt den Freund, der mit ungewöhnlicher Sorgfalt seinen Anzug musterte und wiederholt noch hier und da etwas zu bürsten und zurechtzurücken fand.

»Ja,« sagte Reinhard endlich, indem er sich noch einmal den üppigen Vollbart vor'm Spiegel glattstrich, »ich bin fertig. Komm!«

Sie begaben sich nach dem allgemeinen Speisezimmer, wo sie den Meyer zu finden hofften und bald nach ihnen trat derselbe auch ein. »Nun,« sagte der zum Kirchgange fein säuberlich gekleidete Hausherr, indem er erst dem Baron und dann seinem Sohn die Hand reichte. »Sie sind schon in voller Rüstung, Herr Baron, ich sehe es – also es soll nun wirklich geschieden sein?«

Der Baron hob nur mit einiger Mühe seine dunklen, wehmuthsvollen Augen zu dem ernst blickenden Gesicht seines Wirthes empor, dann sagte er mit einer Stimme, die hinreichend seine innere Bewegung verrieth: »Ja, Herr Meyer, soll endlich geschieden sein. Man wird mich zu Hause sehnsüchtig erwarten und ich fühle selbst das Bedürfniß, meine leidende Mutter wiederzusehen und mich persönlich von ihrem Befinden zu überzeugen.«

»Das begreife ich. Nun, so gehen Sie denn mit Gott, wie Sie mit ihm gekommen sind. In einer kleinen Stunde, wenn Sie Ihr Pferd gut ausgreifen lassen, können

Sie zu Hause sein. Das Wetter ist günstig, nicht zu heiß, nicht zu windig. Wohlan, vorwärts! Das ist immer meine Losung gewesen, wenn es für mich kein nothwendiges Rückwärts gab. Das Stehenbleiben liebe ich am wenigsten.«

»Ich auch nicht, Herr Meyer,« – und sein Auge suchte schon in den ehrlich auf ihm haftenden Augen des straff vor ihm stehenden Mannes zu lesen – »aber, darf ich Sie – denn einmal – vielleicht recht bald, wenn ich meine nächsten Hauptpflichten erfüllt und mich von Allem, was mir zu thun obliegt, unterrichtet habe – wieder besuchen?«

»Mich? Wozu diese Frage, Herr Baron? Sie werden mir und meinem Sohne immer willkommen sein, falls Sie mein stilles Haus irgend erträglich gefunden haben. Sie wissen ja jetzt, wie es darin hergeht und was es zu bieten vermag. Aber für's Erste,« – und hier ruhten die Augen des Meyers seltsam fest auf denen des jungen Mannes, als wollte er darin lesen, welchen Eindruck die nächstfolgenden Worte auf ihn machen würden – »werden Sie Vater und Mutter genießen und sich zu Hause heimisch zu machen suchen wollen, ich bin etwas neugierig, wie es daselbst aussieht und was Sie finden, lassen Sie uns das bei Gelegenheit wissen. Ich selbst bin lange nicht nach den Lippeschen Landen gekommen. Mir gefällt dort Vieles nicht, und wem könnte Alles gefallen? Aber ich erinnere mich des schön gelegenen Gutes Ihres Herrn Vaters sehr wohl, – Sie werden nun für alle Zeiten darauf hausen, nicht wahr?«

»So Gott will, ja!« erwiderte der Baron, hochaufathmend und nach kurzem Besinnen, denn er sprach von seinen häuslichen Verhältnissen am wenigsten gern in Gegenwart des in der Hauswirthschaft so gediegenen und fleißigen Mannes, zumal derselbe ein Auge im Kopfe hatte, als könne er ihm damit bis in die tiefsten Herzensfalten sehen. »Meine Studien- und Reisezeit ist zu Ende, wie die Reinhard's, und ich werde thun, was er thut – wir sind ja einmal in Allem getreue Kameraden – das heißt also zu Hause das fleißig Erlernte redlich verwerthen.«

»Nun, nun,« versetzte der Meyer, einen fast schelmisch lächelnden Blick auf seinen ruhig daneben stehenden Sohn weisend, »was Reinhard betrifft, so wird der hier nicht ewig bleiben wollen und ich füge mich darin ganz seinem Wunsch. Dieser Hof wird ihm bald zu eng werden, wenn es ihm nicht gelingt, seine Gränzen zu erweitern, was mir wenigstens bisher mißlungen ist. Aber ich sage auch: wie Gott will! – Doch wo bleibt denn die Nella?« wandte er sich plötzlich zu seinem Sohn. »Es geht stark auf Acht und wir müssen fort, der Pastor wartet nicht auf uns.«

Reinhard verließ sogleich das Zimmer, um seine Schwester zu rufen und nach einigen Minuten trat er wieder mit ihr herein. Sie war schon zur Fahrt nach dem Dorfe gerüstet, trug ein schwarzseidenes Kleid und darüber ein leichtes, nur oberflächlich um die Schultern geschlagenem Tuch, so daß der Baron noch einmal ihres herrlichen Wuchses ansichtig werden konnte. Auf dem glänzenden blonden Haar saß ein feiner kleidsamer Strohhut,

einfach mit einem Kornblumenkranz verziert. Ihr holdseliges Gesicht aber sah heute ernst und fast etwas ängstlich aus und sie erhob kaum die Augen zum Baron, als dieser an sie herantrat, ihr die Hand reichte und sich mit wenigen, aber warmen Worten empfahl. »Leben Sie wohl,« sagte er zuletzt mit fast zitternder Stimme, »und haben Sie Dank für Ihre Güte!«

Thusnelda, die nicht bemerkte, mit welcher inneren Spannung ihr Bruder seine Augen auf ihr Gesicht gerichtet hielt, als ob er ihr ganzes Wesen bis in seine geheimsten Tiefen mit einem Blick durchdringen wolle, erwiderte auch nur wenige Worte, dann verbeugte sie sich anmuthig und gleich darauf hatte sie wieder das Zimmer verlassen, wahrscheinlich um in der Küche den Mädchen noch einige Anweisungen für den Mittag zu geben.

»Na,« sagte der Meyer zum Baron, »nun kommen wir an die Reihe, aber wir wollen es kurz machen. Leben Sie wohl! Auf baldiges frohes Wiedersehen! Damit sei Alles gesagt.«

Gleich darauf hatte er eine nicht zu verkennende Bewegung nach der Thür hin gemacht, die zur Tenne führte, und die beiden jungen Männer folgten ihm sofort dahin. »Da stehen ja schon die Pferde und unser Wagen!« sagte der Meyer draußen, auf eine hübsche, mit zwei schönen Sennerfüchsen bespannte Chaise deutend, und nickte Adam Riese, der des Sohnes Hengst hielt, freundlich zu.

Reinhard stieg zuerst in den Sattel, während der Baron dem Knecht, der sein Pferd hielt, rasch ein Geldstück in

die Hand drückte. Dann sah sich dieser noch einmal im Kreise um, als suche er Jemanden, aber Niemand war zu bemerken, den er im letzten Augenblick gewiß noch gern gesehen hätte, und so schwang er sich leicht wie eine Feder auch auf sein Pferd und folgte dem vorangerittenen Freunde nach, um, von den ernstesten Blicken des Meyers und den fröhlichen Augen der anwesenden Dienstboten verfolgt, die Tenne zu verlassen. –

Es war ein herrlicher Sonntagmorgen, der sie draußen im grünen Walde empfing. Thaufrisch waren die Sträucher, die Gräser und Wege und die Sonne eines schönen Junitages blickte mit ihren freundlichen Strahlen wohlwollend auf die stille Lichtung herab, in welcher der Spiegelhof so traulich und idyllisch lag.

Langs am ritten die beiden Freunde vom Hofe fort, noch lange von dem Gebell der festgeketteten Hunde begleitet, und anhaltend schweigend blieben sie, bis sie tief in den schattenreichen Wald eingedrungen waren. Keiner von ihnen verspürte die Neigung, ein Wort zu äußern und am wenigsten kamen sie, wie von einer geheimen Uebereinstimmung geleitet, auf den Gegenstand zurück, der sie in der letzten Nacht so lebhaft beschäftigt hatte. Fast schien es, als wäre Jeder von ihnen froh, daß dieser bedeutungsvolle Punkt für's Erste abgehandelt, und wenn der Baron anfangs auch gern noch einmal darauf zurückgekommen wäre, so scheuchte ihn doch Reinhard's ernstes Verhalten davon zurück und er hielt es schließlich

selbst für besser, darüber zu schweigen und die Fortsetzung des ihm so wichtigen Gesprächs auf eine günstigere Stunde zu verschieben.

Endlich aber war Reinhard ein neuer Gedanke aufgestoßen oder er hatte ihn vielleicht nur mit Mühe bisher zurückgehalten, da er sich im Stillen wohl schon längst damit beschäftigt, und so sagte er, ohne sich selbst zu gestehen, wie sehr er sich heimlich nach dieser Mittheilung geseht:

»Mir ist diesen Morgen recht lebhaft in die Erinnerung gekommen, was uns neulich Abebds im Walde auf dem Wege nach dem Hofe begegnete. Ich meine das Zusammentreffen mit Moses Joël –«

»Und mit seiner Tochter, ja!« ergänzte der Baron die plötzlich stockenden Worte.

»Sie sind wohlbehalten nach Blanksruh gekommen,« fuhr Reinhard, den Einwurf anscheinend nicht beachtend, ruhig fort, »Du hast ja auch Adam Riesen Bestellung vernommen, aber ob sie wohl noch dort sein mögen?«

»Das kannst Du ja bald erfahren,« erwiderte der Baron, »Du wolltest ja gleich in den ersten Tagen Euren alten Freund besuchen und ich – ich sehe es ein – habe Dich leider mehrere Tage davon abgehalten. Nun, das ist jetzt nicht mehr zu ändern, aber Du kannst das Versäumte ja auf der Stelle nachholen. Du bist einmal unterwegs und hast ein schnelles Pferd unter Dir. Sobald wir uns getrennt, nimm die Richtung nach den Bergen und in kurzer Zeit wirst Du wissen, wonach Sein Herz verlangt.«

Die letzten Worte machten Reinhard wieder stumm und da auch Armin nichts weiter sprach, so ritten sie eine Strecke ohne Meinungsaustausch weiter. Als sie aber den Meyerhof eine Viertelstunde weit hinter sich liegen hatten, kamen sie in einen Hochwald von Buchen und Eichen, wie er so schön und frisch nur an wenigen Stellen des Osnings zu finden sein mochte. Reinhard wie sein Freund hatten schon lange ihre Blicke auf die hehren Stämme mit ihren gewaltigen Laubkronen geworfen und Beide wußten, daß die Gränze des zum Meyerhofe gehörenden Walde bereits überschritten war. Endlich aber glaubte der Baron das lange Schweigen brechen zu müssen, und so sagte er, mit der Hand auf ihre Umgebung deutend:

»Sieh, Reinhard, das ist wahrhaftig ein schöner Wald. Sieh doch diese Lebenseichen und dort die Buchen, wie sind sie alle so herrlich gewachsen! Das ist Gesundheit, Kraft und Fülle in edelster Form. O, den müßte Einer von uns Beiden haben, dann stießen unsere Güter nachbarlich aneinander und wir könnten in unserem Revier ohne Hinderniß und nach Herzenslust jagen, wenn wir gerade nichts Besseres zu thun haben.«

»O ja,« erwiderte Reinhard, sich nun auch genauer ringsum schauend, »schön ist dieser Wald gewiß und mein Vater hätte ihn schon längst gern gehabt. Aber er gehört zu einem großen Areal, welches Gemeindeeigentum ist, und die Herren Bauern, die darüber zu verfügen, sind eben so hartköpfig wie so unverschämt in ihren



Ansprüchen. Das letzte Mal, als mein Vater darum angefragt, forderten sie einen so ungeheuren Preis, daß er ganz wüthend wurde und hoch und theuer schwur, daß er nie wieder eine solche Frage an sie richten würde, und darin hält er Wort, wie in Allem, was er er sich vorgenommen. Ich kenne ihn darin.«

Der Baron hatte aufmerksam zugehört und die letzten Worte hatten ihm wieder einen stillen Seufzer ausgepreßt. Indeß entgegnete er nichts darauf als:

»Nun, dann muß man sich mit seinem alten Eigenthum begnügen und ich thue ja auch mit dem meinen gern, wenn es nur erst wieder in dem Zustande wie Deines Vaters Hof wäre. Doch – kein Wort mehr darüber, die Zukunft wird bald lehren, was ich zu hoffen und zu befürchten habe. Und nun, Reinhard – und plötzlich hielt er sein Pferd an – hier ist die Gränze von Strachnitz, wir sind bereitet auf Lippeschem Grund und Boden. Jene Erdhügel bezeichnen sie. Weiter nehme ich Dich heute nicht mehr mit, ich möchte allein sein und etwas nachdenken, bis ich vor das Haus meines Vaters komme. Und so sage ich Dir denn hier ein herzliches Lebewohl. Wir sind jetzt vier Jahre unzertrennlich bei einander gewesen und heute zum ersten Mal trennen wir uns auf unbestimmte Zeit. Ein solcher ungewisser Blick in die Zukunft hat immer etwas Bedeutungsvolles und sogar Beängstigendes. Für mich aber diesmal insbesondere. Nun, ich will weiter nichts darüber sagen, als: hoffentlich sehen wir uns bald wieder, auf dem Spiegelhof oder in Strachnitz. Vor allen Dingen vergiß nicht, was ich Dir in der letzten

Nacht gebeichtet. Nimm meine Partei, wo Du kannst, was auch vorkommen mag, und sei und bleibe mein Bruder und Gefährte auch – in dem mir bevorstehenden Gefecht des Friedens, wie Du es in denen des Krieges warst. Daß es nicht ausbleiben wird, fühle ich bereits, und ich glaube an Vorgefühle. Doch still davon. In wenigen Tagen, sobald ich nur einigermaßen zu Hause orientirt bin, sollst Du von mir hören. Bis dahin lebe wohl!«

Er drängte sein Pferd dicht an den Grauschimmel heran und reichte dem Freunde die Hand, der sie ihm in kameradschaftlicher Weise warm drückte. Dann noch einen gegenseitigen tiefen Blick in die Augen – und auseinander wichen die Pferde und jeder Reiter schlug einen gesonderten Weg ein, der ihn zu seinem heutigen Ziele führen sollte.

Beide ritten langsam fort, denn Beide hatten, ein Jeder in seiner Art, an diesem Tage viel Ungewöhnliches zu bedenken, und da Reinhard die Entfernung seines nächsten Zieles von dieser Stelle aus kannte, so hatte er rasch überlegt, daß er noch Zeit genug vor sich habe, da er nicht zu früh auf Blanksruh eintreffen dürfe. So machte er sogar noch einen kleinen Umweg, obwohl er gleich anfangs den Weg nach Norden, also den Bergen zu einschlug, an deren Fuß Blanksruh in einem von Hochwald umschlossenen Thale lag. Aber der Wald blieb, wohin er auch heute kam, überall gleich schön und verlockend, die Baumkronen wölbten sich über dem jugendlichen Reiter majestätisch wie ein natürlicher Dom, und die Strahlen der allmählig höher steigenden Sonne belästigten ihn so

wenig, daß er sich sogar über die Kühle des Schattens wunderte, in dem er sein Roß langsam dahin schreiten ließ.

So sehr er sich nun aber auch auf das Zusammenreffen und Wiedersehen mit dem alten Bewohner von Blanksruh freute und so angenehme Nebengedanken sich auch an diesen Besuch knüpfen mochten, so war er doch ein zu redlicher Freund und ein zu wohlmeinender Bruder, um sich auf der Stelle von den erst vor Kurzem vor ihm aufgetauchten Verhältnissen loszureißen und nicht zuerst über das Schicksal der beiden Personen nachzudenken, die ihm so nahe standen und jetzt mit einem Mal unverhofft in eine Verbindung gerathen waren, deren endlicher Ausgang nicht abzusehen war. Ja, noch einmal wiederhellte er sich im Geiste, was sein Freund ihm in der letzten Nacht vertraut, und dann überlegte er hin und her, wie den Beiden wohl zu helfen sein möchte, wenn der Conflict mit den beiderseitigen Vätern, den er unvermeidlich voraussah, zum Ausbruch käme.

»Es ist böse,« sagte er endlich zu sich, »was sich da so rasch entwickelt hat, ich mag es betrachten, von welcher Seite ich will. Ich kenne meinen Vater und kenne auch Armin von Strachnitz. In einem Punkte sehen sie sich ähnlich, so himmelweit sie auch sonst verschieden sind. Was sie sich einmal in den Kopf gesetzt, das führen sie aus und sollten sie bis auf den letzten Blutstropfen um ihr vermeintliches Recht kämpfen. Ach, und hier werden sie bald wie Stahl und Stein auf einander treffen. Es wird

heiße Funken sprühen und an Pardongeben ist von keiner Seite zu denken. Doch – daran habe ich bisher noch gar nicht gedacht – wie mag Thusnelda selber sich dabei verhalten? Ihre Meinung fällt doch auch bei beiden Widersachern bedeutend in's Gewicht. Mag sie etwa auch schon eine kleine Neigung zu Armin gefaßt haben? Ich weiß es nicht, aber möglich ist es wohl, ich war ja nicht immer dabei, wenn sie sich unterhielten, und wer weiß, was für Worte bereits gefallen sind und ob in dem Klange ihrer schönen Stimmen nicht eine für sie allein verständliche Sprache gelegen hat. Ja, auch sie kam mir gestern den ganzen Tag merkwürdig schweigsam und nachdenklich vor. Sollte auch bei ihr der erste Blick entscheidend gewesen sein, wie bei ihm? O Romeo und Julie, Eure interessante Tragödie hat sich schon Millionenmal im Leben wiederholt und wird sich noch eben so oft in Zukunft wiederholen, aber wie wird sie hier enden?«

Er hielt plötzlich inne und schauerte wie im Fieberfrost zusammen. Und wer ihn jetzt gesehen, hatte auf der Stelle die glühende Röthe bemerkt, die gleich darauf sein ganzes blühendes Gesicht wie mit Flammen übergoß. Und warum wohl? O, das ist mit wenigen Worten zu sagen. Das Bild eines Weibes von wunderbarer Schönheit und ganz unsäglichem fremdartigen Reiz war plötzlich wieder wie eine Vision vor seine Seele getreten und im Geiste hatte Reinhard noch einmal den tiefen durchdringenden Blick dieser schwarzen Augen empfunden, wie es da in dunkler Nacht, den dem blitzenden Strahl der Laterne des blutenden Kutschers beleuchtet, vor ihm stand

und ihm – ja ihm selbst fragend, forschend und zugleich dankbar in das ehrliche Auge schaute.

War ihm hier nicht fast Dasselbe wie seinem Freunde und in noch rascherer Weise begegnet? Hatte er nicht auch gleich auf der Stelle ein seltsames, ihm bisher unbekanntes Etwas empfunden, was ihm das Blut schneller kreisen, das Herz lauter pochen machte, als er in dieses glühende Auge sah?

»O, o,« sagte er plötzlich zu sich und drückte seinem Pferde unwillkürlich die Schenkel in die Flanken, so daß es sich erhob und fortstürzen wollte, aber sogleich wieder vom Zügel zurückgehalten wurde, »der erste Blick – auf den ersten Blick – man spricht das so leicht und bezweifelnd aus – und doch – was für eine Wahrheit liegt oft darin, und ich – ich habe sie auch an mir selbst empfunden. – Doch still und seien wir vernünftig! Wir haben für's Erste an *einem* armen Romeo und *einer* unglücklichen Julia genug und mich gelüstet es nicht, in eine ähnliche grundlose Tiefe zu fallen, wie die ist, in die ich die beiden armen Liebenden schon kopfüber versinken sehe. O Weiberaugen, o Weiberaugen! Was habt ihr schon Schlimmes im Leben angerichtet, und hier – hier erfahren wir es wieder, auch unser stilles Dach wird davon in Flammen gesetzt und wer – wer wird die Gluth löschen, wenn das Feuer zum Ausbruch kommt?«

#### FÜNFTES CAPITEL. DER STERNKIEKER.

Kehren wir jetzt um eine halbe Woche in unserer Erzählung zurück und begeben wir uns an dem Tage, wo

sie begann, nach dem vielbesprochenen Blanksruh, um mit eigenen Augen zu sehen, wo und wie der alte Naturforscher wohnte, was für ein Mann er war und wie Moses Joël mit seiner schönen Tochter von ihm empfangen und fernerhin behandelt wurde.

Wir wissen bereits, daß das Grundstück und der Berg, auf und an welchem die einsame Niederlassung lag, dem Meyer Saaltrup gehörte, daß der Gelehrte es nur auf Lebenszeit als Lehn von ihm erhalten, so lange aber damit wie mit seinem Eigenthum schalten und walten konnte, ein Uebereinkommen, welches eben so dem Einen wie dem Andern zusagte und zu Beider Gunsten sprach, da Keiner von ihnen es um schnöden Gewinn veräußert oder erworben und Beide schon Jahre lang in nachbarlicher Eintracht lebten, ohne daß auch nur die geringste Störung ihre Verbindung heimgesucht oder ihre Freundschaft erkaltet hätte, die schon aus ihrer Jugendzeit stammte und bis in ihr jetziges Alter unverändert fortgedauert hatte.

Es war ein reizendes kleines Thal, in welchem Blanksruh lag. An den höchsten Berg der Gegend, den großen Spiegelberg sich lehnend, war es auf allen Seiten den dem herrlichsten Hochwald umgeben und so von aller Welt abgeschlossen, daß so leicht Niemand es ausfindig machen konnte, wenn er nicht mit der Oertlichkeit vertraut war und die dahin führenden Wege kannte. Warum dies kleine, an dem etwa vierhundert Fuß über seine Sohle aufragenden Berge gelegene Thal, das sich etwa eine Viertelstunde weit erstreckte, das Freudenthal hieß, wer

könnte darüber genügende Auskunft geben? Vielleicht wollte man mit diesem hübschen Namen auf die unschuldigen und durch nichts gestörten Freuden hindeuten, die einem hier einmal lebenden Ansiedler aus dem Umgang mit der Natur und wenigen vertrauten Menschen erwachsen könnten, allein an den zeitigen Bewohner dieser einsamen Stelle, der sich seit zehn Jahren aus dem lauten Treiben der Welt zurückgezogen, hatte man allerdings zu der Zeit, wo dieser Name entstand, nicht denken können, obgleich in Bezug auf ihn der Name gewiß ein richtiger war, denn in diesem stillen Thale und seiner Umgebung wickelten sich für den genügsamen Gelehrten alle Freuden ab, die ihm das Leben aus vergangenen Tagen übrig gelassen oder ihm hier in idyllischer Ruhe für seine letzten Tage aufgespart hatte.

Das kleine Gehöft, aus dem Blanksruh gegenwärtig bestand, war rings von einem etwa drei Fuß hohen Stacket umgeben, dessen üppig wuchernde und zur rechten Zeit beschnittene Weißdornhecke mit ihren zahllosen Blüten im Frühling und Sommer dem Ganzen einen gar lieblichen Anblick verlieh. Dies grüne Gehäge füllte außer dem Wohnhause und seiner Stallung nebst Zubehör ein gar zierlicher Garten aus, worin, wenigstens dicht um das Haus, Rosen, Levkojen und andere duftreiche Blumen auf wohlangelegten Beeten und im weiteren Umkreise edle Obstbäume und Gemüseanlagen prangten, die alles für den Bedarf der Bewohner Nothwendige in reichlicher Fülle und bester Qualität lieferten. Dieser Blumen- und Obstgarten innerhalb der Hecke war von den herrlichsten

Buchen, einigen hübschen, schnurgerade aufgeschossenen Tannen und uralten Eichen umschlossen und durch sie hindurch führte auf der Bergseite ein wohlerhaltener Fußpfad zur Höhe des großen Spiegelbergs empor, wo der einsiedlerische alte Herr sich seinen Pavillon errichtet hatte, aus dessen Inneren wir an jenem Abend das Licht schimmern sahen, als die beiden Reiter in der Ferne daran vorüberkamen, um nach dem nahen Meyerhof zu gelangen.

Das Haus selbst war ein einfaches, weißgrau getünchtes Gebäude mit einem rothen Ziegeldach, in der Mitte eberhalb der Eingangsthür mit einem giebelartigen Aufbau versehen, in dem sich zwei Zimmer befanden, dazu bestimmt, etwaige Gäste aufzunehmen, wenn dieselben einmal, was freilich selten genug geschah, den alten Herrn besuchen wollten. Im unteren Geschoß, welches über einen geräumigen Keller gewölbt war, sah man neben der Thür von braungestrichenem Eichenholz auf jeder Seite drei Fenster, und die eine, nach Osten gelegene Seite bewohnte der Doctor selbst ganz allein. Das erste Zimmer, in welches man vom Hausflur gelangte, war sein Wohn- und Studirzimmer mit zwei Fenstern und daran schloß sich ein kleineres, nur einfenstriges Gemach, welches ganz mit Schränken gefüllt war, die, wie auch mehrere ähnliche im Wohnzimmer, seine Bücher und viele physikalische Instrumente enthielten. Nach hinten hinaus, dem Berge zugekehrt, lag sein kleines Schlafcabinet und das größere Speisezimmer, aber auch in beiden waren noch Repositorien mit alten Büchern aufgestellt,



von denen der fleißige Gelehrte einen großen Vorrath besaß. Alle sonstigen Möbel und Geräthe in diesen Gemächern waren ohne allen modernen und überflüssigen Luxus und entsprachen nur den Gewohnheiten eines bescheidenen Menschen, der in keinerlei Hinsicht große Ansprüche macht, aber es gern sieht, wenn er nach vollbrachter Arbeit sich bequem ruhen und überhaupt behaglich fühlen kann.

Die gegenüberliegende Seite des Hauses bewohnte die alte Wirthschafterin des Doctors, die schon seit zehn Jahren als Hüterin seiner Besitzthümer darin waltete und seiner Küche verstand, obgleich eine jüngere Köchin die eigentliche Hauptarbeit darin zu verrichten hatte. Hinter dem Wohn- und Schlafzimmer dieser Wirthschafterin lag die Küche und Speisekammer, das Souterrain darunter aber enthielt die Wohnräume für den jungen Gärtner und die Köchin, die Beide Mann und Frau waren, während der unbeweibte Kutscher in dem im Hintergrunde des Gartens gelegenen Stallgebäude und also mit seinen beiden Ponies unter einem und demselben Dache wohnte. Neben dem Stall lag noch eine Remise, nur für die kleine Halbchaise bestimmt, in der Doctor Blank seine Ausfahrten nach der Stadt, dem nahegelegenen Dorfe und anderen benachbarten Orten unternahm. Wenn man diese ganze kleine Niederlassung in dem grünen Walde, am Fuße des schönen Kegelberges im hellen Sonnenschein vor sich liegen sah, machte dieselbe einen außerordentlich behaglichen Eindruck und eben so rief das saubere Innere des Hauses nicht nur bei dem Beschauer, der zum

ersten Mal sah, sondern auch bei dem häufiger entsprechenden Besuch, eine stille Befriedigung hervor, da Alles, was man wahrnahm, eine eben so weise Beschränkung wie ein gemüthliches Stilleben verrieth.

Was den zeitigen Besitzer und Bewohner dieses Hauses nun selbst betrifft, so wollen wir hier über sein früheres Leben noch nicht sprechen, zur rechten Zeit wird er uns selbst das Nöthige enthüllen und uns damit einen tieferen Blick in seine äußeren Verhältnisse wie in sein Inneres thun lassen. Nur so viel können wir jetzt schon sagen, daß Doctor Blank ein überaus fleißiger, in verschiedenen Wissenschaftsfächern höchst unterrichteter, ja gelehrter, vor allen Dingen aber ein braver und friedlicher Mann war, der allerdings seine Eigenheiten besaß, wie eigentlich jeder alte Mann – und er war in dem Augenblick, wo wir ihn kennen lernen, schon über die Sechzig hinaus – aber Niemandem damit zu nahe trat und noch weniger wehethat. Er hatte sich freiwillig aus der großen Welt in diese Einsamkeit zurückgezogen, vielleicht, weil er ihrer unruhigen und aufregenden Einwirkung überdrüssig geworden, vielleicht auch, weil sie ihm selbst, der alle seine Versprechungen Anderen treulich hielt, nicht gehalten, den sie ihm in strebender und vielverheißender Jugend an Gütern und Freuden des Lebens verheißten hatte. Ausgestoßen hatte sie ihn gewiß nicht, auch kein äußerer gewaltsamer Conflict, wenn Reinhard Saaltrup neulich im Gespräche mit seinem Freunde die irrthümliche Muthmaaßung blicken ließ, hatte ihn daraus vertrieben, ach nein, dazu war er zu edel und gerecht, zu

friedliebend und zu beliebt bei Jedermann gewesen, mit dem er in näherer Verbindung gestanden hatte. Gegenwärtig lebte er nur sich, seinen Lieblingswissenschaften, seinen Studien und – sagen wir das schon hier – seinen Plänen, die vielleicht magische Träume waren, aber welcher denkende und fühlende Mensch hat solche Träume nicht? Doctor Blank aber faßte die Erfüllung dieser Träume als eine Aufgabe für sein Leben auf, er suchte sie nach Kräften zu verwirklichen, und bisher – auch das wollen wir nicht verschweigen – war ihm das anscheinend bis zu einem gewissen Grade gelungen. Was das für Träume und Pläne waren, wird der Verlauf unserer Erzählung lehren, denn sie geben ja gerade den Hauptstoff für dieselbe ab, und wer an denselben theilnahm – mit oder ohne nähere Einsicht in sein früheres Leben – wird uns ebenfalls klar werden. Denn daß ein Mann wie Doctor Blank viele Freunde besaß, wenn er augenblicklich auch nur wenige von ihnen sah, unterliegt keinem Zweifel, ja, sie waren fast über den ganzen Erdball zerstreut, er unterhielt mit vielen derselben eine unausgesetzte Correspondenz, denn er hatte ehemals eine geachtete Stellung im Leben eingenommen, eine umfangreiche Wirksamkeit ausgeübt, und alles Neue, was in der Welt, in politischer wie in wissenschaftlicher Beziehung vorging, erfuhr er durch diese Freunde, – zu seiner Freude, müsse wir hinzufügen, denn er nahm als unablässig vorwärts strebender Mann an allen Errungenschaften und Fortschritten der Neuzeit den regsten Antheil, alle die Welt belebenden und erschütternden Ereignisse interessirten ihn, vor

allen Dingen aber das naturgemäß endlose Wachstum und die Ausbreitung geistiger Cultur nach allen Richtungen hin.

Sein jetziger näherer Umgangskreis dagegen war nur eng und klein. Er beschränkte sich auf den Meyer Saaltrup, einige intelligente und nicht zu adelsstolze Gutsbesitzer der Umgegend, den Pfarrer des nächsten Dorfes und einige Geschäftsleute in der benachbarten Stadt, die ja, wie wir schon wissen, zu denen gehörte, welche sich in den letzten zwanzig Jahren zu einer bedeutenden Handelsstadt emporgeschwungen und deren Betriebsamkeit in täglich zunehmender Blüthe stand. Bisweilen, obwohl nur selten, erhielt der so abgeschieden lebende Mann auch Besuch von einigen wenigen, ihm am nächsten stehenden Freunden, und am häufigsten von diesen kam Moses Joël, der alte Jude, den wir schon oberflächlich kennen gelernt, zu ihm, für den er eine an Zärtlichkeit gränzende Vorliebe besaß, mit dem er oft Geschäftliches zu verhandeln hatte und der in seiner ungewöhnlichen Redlichkeit, Treue und Geschäftskenntniß ganz der Mann war, um ein wahrer Freund und Rathgeber eines solchen philosophischen Einsiedlers zu sein.



Wenn wir nun andeuten, wie Doctor Blank diesen Tag, an welchem unsere Erzählung begann und er vergeblich

den ihm vorher angekündigten Besuch Moses Joël's erwartete, verbrachte, so werden wir damit so ziemlich alle seine Tage geschildert haben, denn der eine verlief bei ihm wie der andere und nur selten kam eine durch äußere Ereignisse veranlaßte Abwechselung bei ihm vor. Da er, wenn der Himmel heiter und sternklar war und er also Abends seine Warte besteigen konnte, um seine Beobachtungen anzustellen, nur selten vor Mitternacht zu Bett kam, so pflegte er nach seinen Begriffen erst ziemlich spät, das heißt um sieben Uhr aufzustehen, denn der alte Herr bedurfte, wie Viele, namentlich dem Gelehrtenstande angehörende Männer seines Alters, in denen der Geist rastlos thätig ist, nur weniger Stunden ruhigen Schlafes, um sich wieder kräftig und zu neuer Arbeit aufgelegt zu fühlen. War der Himmel aber am Abend trübe und konnte er seine Warte also nicht mit Aussicht auf Erfolg besuchen, so ging er schon um zehn Uhr zu Bett und dann war er Morgens einer der Ersten im Hause munter, um sogleich an seine Studien zu gehen, die er schon lange vor dem ersten Frühstück begann. Nachdem er dies aber zwischen sieben und acht Uhr genossen, begab er sich in den Garten, betrachtete seine Blumen, riß einiges Unkraut aus, das dem Gärtner entgangen war, und besprach mit diesem Allerlei, was sich auf seine Kunst und Wissenschaft bezog. Nach einer Stunde indeß saß er wieder am Arbeitstisch bis nach zehn Uhr, wo er sein zweites Frühstück einnahm, das jedoch nur aus einem Butterbrod und einem Glase Wein bestand. Nach diesem mäßigen Genuß pflegte er bei gutem Wetter seine erste

botanische Excursion anzutreten, bei schlechtem dagegen zu studiren und die ihm in Fülle zugesandten Brochüren und Briefe zu lesen und zu beantworten. Heute nun, obgleich das Wetter gut, ging er nicht aus, sondern las zu Hause, da er ja Doctor Joël erwartete und die Stunde nicht wußte, wann derselbe bei ihm eintreffen würde. War der alte Herr aus Paderborn aber zuerst nach der Stadt gefahren und hatte sich da, wie er bisweilen that, die Nacht aufgehalten, so konnte er schon Morgens eintreffen und allein darum hütete Doctor Blank heute das Haus.

Punkt ein Uhr nahm er mit seiner Wirthschafterin, die stets mit ihm aß, wenn er allein war, sein Mittagsmahl ein, und hierbei liebte er es, sich zum ersten Mal am Tage lebhaft zu unterhalten, während er zu anderen Tageszeiten wortkarg und nur mit seinen Gedanken beschäftigt blieb. Nicht selten kam es vor, daß er dabei von Seiten dieser Frau zu seinem ganz besonderen Vergnügen gewisse launenhafte Aeüßerungen und Sticheleien zu ertragen hatte, indessen gelang es ihm immer sehr bald, ihre Spitzfindigkeiten zurückzuschlagen und ihre Ansichten über diese und jene seiner Gewohnheiten und Liebhabereien, die sie angriff, zu entkräften, und selbst ein kleines Wortgefecht mit ihr sagte ihm sichtlich zu, wozu sie zufolge ihrer sanguinischen Naturanlage stets aufgelegt war. Mochte sie dabei nun oft manche Absonderlichkeiten an den Tag legen, mitunter auch ein wenig Geschwätzigkeit und die Neigung zum harmlosen Pantoffelregiment verrathen, als Haushälterin und Vorstand der

Küche suchte sie IHresgleichen. Unermüdlich fleißig und achtsam auf jeden Wunsch ihres guten Herrn, liebte und verehrte sie ihn im Stillen als eine Art höheren Wesens und hatte besonders vor seinem großen, Alles umfassenden Wissen den größten Respect. Aber dennoch griff sie einige seiner Schwächen, die zu erkennen sie die beste Gelegenheit hatte, bisweilen mit ironischer Naivetät an, deckte ihn auf harmlose Weise und legte ihm im Scherz Eigenschaften bei, die er gewiß nicht besaß.

Das Aeußere der Frau Mausgrau, denn so hieß sie, war durchaus nicht unangenehm und sie glaubte selbst von sich, daß sie trotz ihrer fünfzig Jahre noch eine ganz ansehnliche Persönlichkeit sei. Als Frau des verstorbenen Küsters im nächstgelegenen Dorfe, dem sie bei der Erziehung der ihm anvertrauten Bauernkinder redlich geholfen, war sie eine nicht ganz ungebildete Person. Von kleiner runder Gestalt, war ihr schon etwas faltenreiches Gesicht mit den Farben der Gesundheit bedeckt, nur ihr Haar und ihre Kleidung entsprachen in der Farbe ihrem Namen, denn ersteres war schon stark mit weißen Fäden durchzogen, und die Stoffe, aus denen sie selbst ihre Kleider fertigte, behagten ihr jederzeit, wenn sie nur keine grelle oder bunte Färbung zeigten, und am liebsten waren ihr die, welche zwischen Schwarz und Weiß die Mitte hielten. So sah sie in ihrem einfachen, aber stets sauberen Hauskleide mit dem weischen Häubchen auf den künstlich erzeugten Locken und der grauen, vom Halse bis auf den Boden reichenden Schürze stets ganz appetitlich aus und das war in ihres Herrn Augen ein großer Vorzug, der

an sich selbst und allen ihn umgebenden Augen die Reinlichkeit und Ehrbarkeit über Alles liebte.

Das Mittagessen war an diesem Tage sehr still verlaufen, weil Doctor Blank etwas verstimmt war, daß der erwartete Besuch bis dahin noch nicht eingetroffen, und auch Frau Mausgrau ärgerte sich, daß die in der Küche gemachten Anstrengungen ganz vergeblich gewesen. Sie hatte ihrem Herrn heute allerdings einige Bemerkungen über verschiedene Lücken in den Vorräthen des Haushalts mitzuthemen, allein in Anbetracht seiner sichtlichen Mißstimmung sparte sie diese bis zum Abend bei der Rechnungslegung auf, die immer nach dem Nachtessen und kurz vor der Zeit erfolgte, wo ihr Herr seiner Lieblingsbeschäftigung auf der Sternwarte entgegenging, also stets am besten gelaunt war.

Gleich nach Tisch pflegte Doctor Blank ein Stündchen zu ruhen und, auf dem Sopha liegend, zu lesen und dabei in der Regel einzunicken. So auch heute, denn er war am Abend vorher wieder bis nach Mitternacht im Pavillon auf dem Berge gewesen und so war es wohl natürlich, daß ihm bei der herrschenden Hitze des Tages bald die Augen zufielen. Punkt halb drei Uhr aber kam Frau Mausgrau, wie ihr ein für alle Mal befohlen, mit einer kleinen Tasse schwarzen Kaffees in das Studirzimmer, das ihr überhaupt nur um diese Zeit und Abends, wenn sie Rechnung legte, zugänglich war, um den Herrn zu wecken, wenn er etwa schlief. Als sie ihn aber heute



schon mit offenen Augen daliegen sah, setzte sie die Tasse auf einen Tisch und sagte mit fast verächtlichem Achselzucken: »Da steht sie, die *große* Tasse, Herr Doctor! Na, ich werde sie wohl nicht zu voll geschenkt haben; einem Canarienvogel freilich würde sie zu klein sein, wenn er Kaffee tränke, aber Sie verstehen ja von dieser schönen Gottesgabe nichts.«

Diese Worte, wenn sie einer Erklärung bedürfen, sind bald erklärt. Der Kaffeegenuß galt nämlich Frau Mausgrau als der größte aller irdischen Genüsse und sie bedauerte stets diejenigen Menschen, die davon nicht so viel tranken wie sie, bei der der Kaffeetopf den ganzen Tag nicht vom Feuer kam und die dem Morgen bis Abend davon schlürfte, war dies von jeher ein streitiger Punkt zwischen den beiden alten Leuten gewesen und der Doctor hatte sich früher vergeblich bemüht, ihr klar zu machen, daß ein so übertriebener Kaffeegenuß, wie sie ihn cultivire, der Gesundheit nachtheilig sei. Als er aber erst erkannt, daß diese seine Beweisführung nicht den geringsten Erfolg hatte, hüllte er sich in weises Schweigen, antwortete ihr nie mehr, wenn sie seinen Mangel an Geschmack beklagte und so war jedem Streite darüber ein für alle Mal die Spitze abgebrochen.

So auch diesmal. Als der Doctor aber mit stillem Lächeln von seinem Sopha aufgestanden war, im Beisein der alten Frau die Tasse geleert und dann einige Worte über das Ausbleiben des erwarteten Gastes gesprochen, rüstete er sich, sobald Frau Mausgrau das Zimmer verlassen, zu einer weiteren Excursion. Er nahm die grüne

Botanisirtrommel dem Nagel und hing sie sich über die Schulter; dann ergriff er seinen Hut und einen mit einem kleinen Spaten endigenden Stock und trat auf den Hausflur hinaus, wo er schon Frau Mausgrau seiner wartend fand, die ihn bis zur Thür in der Hecke zu begleiten und hinter ihm dieselbe weislich zu verschließen pflegte, damit Niemand ohne Weiteres in den Garten treten könne, wenn sie vielleicht in der Wirthschaft fern vom Vorderhause beschäftigt wäre. Doctor Blank, als er erst im Freien war und im Schatten der nächsten Buchen dennoch die warme Luft empfand, stand einen Augenblick still und besann sich, welchen Weg er diesmal einschlagen solle, aber nach kurzem Besinnen wählte er den nach dem Dorfe führenden, da er ja auf diesem seinem Gaste begegnen konnte, nach dem er ein großes Begehrt zu haben schien.

Allein er irrte sich in seiner Voraussetzung, denn Moses Joël war um diese Zeit noch weit von Blanksruh entfernt und so setzte der alte Herr seinen Weg langsam fort, um drei Stunden später wieder leidlich ermüdet und erhitzt vor seinem Hause einzutreffen.

Er brauchte den Schlüssel zur Stackethür, den er immer bei sich trug, nicht hervorzusuchen, denn die aufmerksame Frau Mausgrau stand schon davor, ihn sehnsüchtig erwartend und doch nicht wagend, ihm über sein erhitztes Gesicht einen Vorwurf zu machen, da sie ihm bald anmerkte, daß er nicht bei ganz guter Laune oder wenigstens nicht zum Sprechen aufgeiegt war, indem er

weiter nichts zu ihr sagte, als: »Guten Abend, Frau Mausgrau!«

»Nun,« sagte diese, sich ein Herz fassend, als sie dicht hinter ihm her nach dem Hause ging, »die Herrschaften sind noch nicht gekommen, Herr Doctor.«

Doctor Blank blieb stehen, sah die alte Frau dem Kopf bis zu den Füßen an und erwiderte ruhig, wie er immer sprach: »Das weiß ich schon lange, noch ehe Sie es mir gesagt. Denn wenn sie gekommen wären, hätten Sie es mir schon in den Wald hinein zugeschrieen – Jetzt gehen Sie voran und bringen Sie mir ein Glas Bier.«

»Bier? Kaltes Bier, wo Sie so erhitzt sind?« fragte die Alte.

»Seien Sie unbesorgt, Mausgrau, meine Erhitzung hat nicht der Gang und die Bewegung hervorgebracht, denn ich bin ganz langsam gegangen, sondern die Wärme der Luft, und da schadet ein frischer Trunk nicht. Gehen Sie!«

Frau Mausgrau wartete aber doch noch fünf Minuten, ehe sie das Glas Bier brachte, das einzige, welches der Doctor den ganzen Tag über trank, und da sie ihren Herrn bereits beschäftigt sah, setzte sie es, ohne ein Wort zu sprechen, auf einen Nebentisch.

Ja, Doctor Blank war beschäftigt und zwar so eifrig, daß er das Hereintreten der Wirthschafterin gar nicht bemerkte. Er stand vor seinem Arbeitstisch, die geöffnete Blerhkapsel vor sich, und sonderte die Pflanzen und Kräuter von einander aus, die er auf der heutigen Excursion gesammelt. Als er sie aber der Reihe nach auf der großen Platte geordnet und einige mit besonderem

Wohlgefallen betrachtet hatte, legte er sie vorsichtig zwischen weiches Papier, wovon er immer einen großen Vorrath besaß, um sie später unter die Presse zu bringen, die im Nebenzimmer ihren Platz hatte und jeden Sommertag unausgesetzt in Thätigkeit blieb.

Es gewährte einen beinahe rührenden Anblick, den alten Herrn so innerlich und geistig ruhig, so aufmerksam und mit so liebevollen Blicken die gewonnen Pflanzen bewundern und pflegen zu sehen, und dürfte es gerade bei dieser seiner Lieblingsbeschäftigung am Tage gerathen sein, ihn einer genaueren Betrachtung zu unterwerfen.

Er war ein eher kleiner als großer Mann, in den Schultern etwas schmal, sanft aber regelmäßig gebaut, nicht mager und nicht fett, aber im Ganzen doch wohl genährt und rüstig genug trotz seines Alters. Seine Gesichtsfarbe war gesund und bis auf die weißgebliebene Stirn von der Einwirkung der Luft leicht gebräunt. Der hervorstechendste und gewinnendste Zug dieses edel geschnittenen und den steter Geistesarbeit zeugenden Gesichts war der einer unendlichen Milde und Güte, die gleichsam aus jeder Linie desselben hervorsprangen. In der Regel und wenn er allein und bei der Arbeit wie heute war, hatte sein offenes, klares und rein blaues Auge einen tief sinnenden, mehr nach Innen gekehrten Blick, wenn er aber mit Jemandem sprach, ruhte er oft mit durchdringender und gleichsam das Geheimste errathender Schärfe aus den Augen des mit ihm Verkehrenden. Auf seiner hohen,

freien und gedankenvollen Stirn war in der Mitte zwischen den starken grauen Brauen eine bis zu den Haaren aufsteigende tiefe Falte sichtbar, wie man sie bei Naturforschern, Denkern und Mathematikern so häufig findet, und das war er nach allen drei Richtungen ja ganz gewiß. Seine Zähne waren noch wohl erhalten und das leidlich volle Gesicht rahmte ein stark ergrauter Vollbart ein, über den von den Schläfen die ebenfalls grauen Haupthaare bis auf die Wangen niederfielen und beinahe seine Schultern berührten. Die Scheere also wurde an diese Haare, wie man leicht sah, nur selten und zwar nur einmal im Jahre im hohen Sommer gelegt, weil er behauptete, daß die meisten Menschen, ohne es selbst zu wissen, sich dadurch gar leicht eine für die Kopfnerven und also auch für das Denkvermögen oft bedenkliche Erkältung zuzögen. Seine Hände waren, wie überhaupt seine ganze Organisation, überaus klein und fast so zart wie Kinderhände, und am kleinen Finger der linken Hand trug er stets einen alten Siegelring mit rothem Stein. Die Bewegungen seiner Arme und Hände waren fast graziös zu nennen und fielen um so mehr auf, da er sie meist still hielt und sein Sprechen nur selten mit irgend einer Geste begleitete, wie denn überhaupt über sein ganzes Wesen eine philosophische Ruhe gebreitet war, aus der eine ungetrübte Heiterkeit und Zufriedenheit der Seele sprach, womit wir aber nicht gesagt haben wollen, daß auch seine Stimmung, sein Gemüth immer heiter und ungetrübte war, ach nein, denn gerade in seinem Gemüth wurzelte, was wir noch später erfahren werden, ein tiefer, oft mit

Mühe verhaltener Schmerz, den er aber nie Jemandem verrieth und nur in Momenten blicken ließ, wo er ganz allein, von jederlei Beobachtung fern, nur seinen innersten Gedanken und Plänen hingegeben war.

So stand oder saß er, denn, vom langen Gehen etwas müde, hatte er sich bald einen Stuhl an den Tisch gezogen und darauf niedergelassen, auch heute in ruhiger Heiterkeit da, säuberte und ordnete lange an seinen Pflanzen, betrachtete sie wiederholt und legte im Stillen jeder den Namen bei, der ihr nach den Regeln der botanischen Wissenschaft gebührte. Diese im Sommer fast alltäglich wiederkehrende Arbeit dauerte ziemlich lange und er hatte dabei ganz seinen Durst und das Glas Bier vergessen, nach dem er vorher so eifrig verlangt. Endlich aber, als er seine heutige Aufgabe gelöst und eben seine letzten Eroberungen unter die Presse gebracht, entdeckte er das Glas und nun trank er es begierig in heftigen Zügen leer. Als er aber dann still lächelnd, als sei er mit seiner Arbeit zufrieden, an das Fenster trat, bemerkte er, daß der Abend schon merkbar herabkam, denn in dem tief eingeschnittenen Thal, worin sein Haus lag, brach die Dunkelheit immer zeitiger herein, als in der berg- und baumfreien Ebene. Als er aber diese Bemerkung gemacht und einen forschenden Blick nach dem klaren Himmel emporgeworfen, nahm sein Gesicht den Ausdruck wahrer Freude an und er rieb sich vergnügt die Hände.

»Nun,« sagte er leise zu sich, »ich habe es ja schon den ganzen Tag gewußt, daß wir eine helle Nacht und keine Wolken zu befürchten haben würden. Die Sterne werden

sichtbar sein und ich werde meine Warte zeitig besteigen können. Darum allein ist es mir lieb, daß Joël nicht gekommen ist, da versäume ich doch nichts. Er hat gewiß eine unerwartete Abhaltung bekommen, denn sonst ist er ja in Allem ein pünktlicher Mann. Na, darin muß ich mich fügen und das – ach ja – das verstehe ich!«

Bald darauf, Punkt halb acht Uhr, hörte er die Wirthschafterin im nebenangelegenen Eßzimmer mit den Tellern klappern und nach einigen Minuten öffnete sie die dahinführende Thür und rief mit dem ihr eigenen, etwas schrillen Stimmton:

»Wenn es gefällig ist, Herr Doctor? Ich bin fertig.«

»Ich auch,« rief er heiter zurück, »und ich komme schon!«

Ohne Zögern setzte er sich an den Tisch und langte eifrig von den auf der Platte stehenden Speisen zu, denn bei seiner häufigen Bewegung im Freien und der Gesundheit aller seiner Organe hatte er sich immer eines natürlichen Appetites zu erfreuen. Das Essen ging still wie am Mittag vorüber, nur als es merklich dunkler wurde, beeilte sich der alte Herr, um keine Zeit zu verlieren, denn nun kam ja bald seine Hauptbeschäftigung, von der er sich nicht gern nur eine Minute lang abhalten ließ. So hatte er denn kaum sein Kelchglas mit Rothwein ausgetrunken, so stand er auch schon auf und sagte kurz: »Gesegnete Mahlzeit!« worauf er in sein Studirzimmer zurückkehrte, wohin die Wirthschafterin ihm auf dem Fuße folgte, um ihre Rechnung abzulegen und das etwa verausgabte Geld von ihm wiederzuerhalten.

Als Frau Mausgrau ihre Ausgaben angegeben, ihr Herr aber noch immer schwieg und sie nur ruhig den der Seite betrachtete, glaubte sie schon, er würde gleich, wie früher schon oft, über die Höhe ihrer Ausgaben murren, was er, der keineswegs geizige Mann, jedoch nur im Scherz that, und daran einige Worte knüpfen, die ihre Neigung zum Wohlleben oder gar zur Verschwendung beträfen, was stets einen lamentablen Protest ihrerseits zur Folge hatte. Allein er machte heute keine derartige Bemerkung, gab ihr still das ausgelegte Geld wieder und bezeugte offenbar keine Lust, in weitere Unterhaltung mit ihr zu treten. Dazu indessen sollte er denn doch den ihr gezwungen werden, denn als er eben seine Geldkasse wieder zuschloß, sagte Frau Mausgrau mit sicherem Ton.

»Herr Doctor, ich habe noch ein Gesuch vorzubringen. Der Rothwein in unserm Keller geht auf die Neige und Sie werden bald eine neue Sendung bestellen müssen. Ich habe Ihnen das schon gestern Abend gesagt, aber keine Antwort darauf erhalten und Sie würden es am bittersten empfinden, wenn mit einem Mal die letzte Flasche auf den Tisch käme, ohne daß Sie für die Nachfolger gesorgt.«

»So,« sagte der Doctor und sah die leise grollende Alte mit schelmischem Lächeln von der Seite an, »ich würde das am bittersten empfinden, sagen Sie? Ich denke nicht, denn ich würde in diesem Fall zu meinem Rhein- und Moselwein greifen und auch ganz zufrieden damit sein. Doch wer trinkt denn eigentlich so viel Rothwein



im Hause? Ich habe ja erst vor Kurzem fünfzig Flaschen verschrieben.«

»Nun, wer denn sonst als Sie?« polterte die Alte heraus. »Ich trinke ja nur mit Ihrer Erlaubniß Mittags ein Glas, und das – das Kladderadatschgesicht wird uns doch darin keinen heimlichen Abbruch thun?«

Wen sie mit diesem Kladderadatschgesicht – ihrem häuslichen Antipoden – meinte, wird der Leser später erfahren, der Doctor aber verstand sie wohl und entgegnete ruhig: »Seien Sie nicht wieder mißtrauisch, Frau Mausgrau, das ist eine üble Untugend und verräth stets, daß man von anderen Leuten Böses denkt. Lassen Sie mir also meinen guten Isaak in Ruhe; der ist eine ehrliche Haut und wird mir in nichts Abbruch thun. Uebrigens aber sollten Sie mich heute zum letzten Mal an das *Vacuum perpetuum*, das heißt an den leeren Weinkeller erinnert haben. Gleich morgen werde ich an meinen Lieferanten in der Stadt schreiben und übermorgen kann der Mangel schon ersetzt sein. So, jetzt genug der Worte. Geben Sie mir meinen Paletot und dann leben Sie für heute wohl.«

»So? Also Sie wollen schon wieder nach dem Pavillon hinauf?« fragte die Alte mit hell aufblitzenden Augen, als ob sie froh wäre, einen neuen Gegenstand zum Angriff gefunden zu haben.

»Natürlich will ich hinauf, was haben Sie denn dagegen weiter einzuwenden? Es ist ja das herrlichste Wetter von der Welt und der klarste Himmel. Sie werden mir doch dies mein höchstes Vergnügen nicht bekritteln oder gar schmälern wollen?«

»O ganz nur gar nicht, Herr Doctor!« rief die Alte, mit beiden Händen abwehrend gegen ihren Herrn winkend. »Aber, wie Sie selbst das ewige Einerlei alle Tage wiederholen können, das fasse ich nicht. Pavillon und immer Pavillon, und jede Nacht ist das Ihr heiligstes Evangelium! – Nun ja,« fuhr sie viel ruhiger fort, nachdem sie einen raschen Blick aus dem Fenster gethan, »das Wetter ist ganz gut und der Himmel klar, ich sehe es ja, aber da oben weht in der Nacht immer ein kühler Wind und Sie werden sich ganz gewiß noch einmal bis auf den Tod erkälten, und dann haben wir die Bescheerung. Ach, Herr Doctor, nehmen Sie mir nicht übel, daß ich noch einmal sage, was ich Ihnen schon hundertmal gesagt: diese Ihre größte Leidenschaft ist mir die Unbegreiflichste von allen und wie man jede Nacht Einunddasselbe thun und sich um seine süße Ruhe bringen kann, verstehe ich nicht. Sie kennen ja die Sterne und den Mond so genau, wie ich meine Nachthaube, was haben Sie denn also immer Neues daran zu sehen?«

Doctor Blank lächelte auf die sanfteste Weise und blickte die jetzt so eifrig Redende nur mit einem gedankenvollen Kopfschütteln an, wobei sein schönes blaues Auge einen unbeschreiblichen Ausdruck wohlwollender Nachsicht annahm. »Liebe Mausgrau,« sagte er endlich, »fordern Sie darüber keine Antwort von mir, Sie würden sie ja doch nicht verstehen. Ueberhaupt ist diese so bedeutungsvolle Sache nicht mit wenigen Worten abgemacht.«

»Ja, ja doch, das haben Sie mir schon so oft gesagt, daß ich es wahrhaftig bald glauben werde, aber ich wundere mich nur alle Tage wieder, daß Sie so – bei den Frauen würden Sie es Eigensinn nennen – so beharrlich in Ihren Nachtstudien sind. Lassen Sie mir also diese Verwunderung, sie schadet Ihnen ja nicht und im Grunde Sorge ich ja nur für Sie wie für mein Kind. – Und wenn Sie denn doch in der Nacht oben sein müssen, was wollen Sie heute schon so früh auf dem Berge thun? Es ist ja noch kein Stern zu sehen.«

»Die ist wahr,« entgegnete Doctor Blank sinnend, »aber bis ich hinaufkomme, und ich werde langsam gehen, wird es schon dunkler sein. – Doch, beste Frau,« fügte er mit einem stillen Seufzer hinzu, »ich gehe auch nicht der Sterne allein wegen hinaus, sondern um mich da oben, wie immer, an Gottes großer Schöpfung noch bei vollem Tageslichte zu freuen. Und dann – dann, sehen Sie, bin ich auch immer etwas neugierig, welcher Stern zuerst hervortreten wird, und darum muß ich oben sein, ehe die Nacht hereinbricht. So und nun genug davon. Geben Sie mir meinen Paletot.«

Während der Doctor nun von einem Nagel hinter dem einen Bücherschrank eine bequeme Mütze nahm, die er

jeden Abend bei seiner Bergwanderung und Sternenmusterung benutzte, holte Frau Mausgrau, nachdem sie einmal wieder einen kleinen Pfeil nach ihrem unerreichbaren Ziel abgeschossen, aus dem Kleiderschrank im Schlafzimmer einen warmen Paletot und steckte außerdem vorsorglich ein dichtes Halstuch in die weite Tasche desselben. Damit nun kam sie zu ihrem Herrn zurück, der seine Mütze schon auf dem Kopfe hatte, seinen eisenbeschlagenen Stock und eine kleine Laterne in der Hand hielt, und sagte:

»Hier ist der Paletot und das bewußte Tuch steckt darin. Vergessen Sie es nicht wieder umzubinden, wenn es oben kühl werden sollte, und das wird es gewiß. Auf dem dummen Berge weht immer ein böser Wind.«

»Nun,« erwiderte der Doctor lächelnd, »der Berg ist weder dumm, noch ist der Wind böse, doch Sie drücken Ihre Meinung wenigstens in mir immer verständlichen Worten aus. Geben Sie den Rock her.«

»Wie? Sie selbst wollen ihn schleppen? Soll Ihnen denn nicht lieber Pinkert oder Isaak, der den ganzen Tag nichts zu thun als zu rauchen hat, den Joël den Berg hinauf tragen?« fragte die Alte fast liebevoll. »Sie erhitzen sich ja nur unnütz beim Steigen damit.«

»Nein, heute nicht, Mausgrau, ich will allein gehen. Der Gärtner hat noch die Blumen zu begießen und Isaak striegelt und füttert seine Pferde, so werde ich heute meinen Rock selbst tragen, dazu bin ich noch lange kräftig genug. Und nun gute Nacht, Alte! Hüten sie treulich das

Haus. Unsern Besuch können wir nun erst morgen erwarten.«

Er nickte ihr freundlich zu und verließ das Haus. Nachdem er den Garten durchschritten, erreichte er im Hintergrunde desselben ein Pförtchen, das unmittelbar am Fuße des Berges lag, und bald wandelte der alte Herr, glücklich wie ein Knabe, der endlich sein lang ersehntes Lieblingsspiel beginnen kann, auf einem schmalen, aber gut unterhaltenen Fußpfad, der in langem Zickzack auf die Höhe führte, dahin.

Begleiten wir ihn einmal auf seinem Wege, um das Eldorado seines jetzigen Lebens aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Ja, glücklich war Doctor Blank stets, wenn er Diesen etwas schwierigen und doch zu einem so schienen Ziele führenden Weg antrat. Jeden Abend, wenn es gutes Wetter war, konnte er kaum die Zeit erwarten, bis er die kleine Gartenpforte hinter sich hatte und den Berg dicht vor sich liegen sah. Und in der That war der Weg, der zu dem Pavillion führte, trotz seines geschlängelten Laufes etwas steil. Er führte durch eine ununterbrochene Reihe schlank gewachsener Buchen und Tannen hinauf, unter deren reinem Blätter- und Nadeldach ein undurchdringlicher feuchter Schatten lag, den selbst die gerade darüber stehende Mittagssonne nur an wenigen Stellen zu lichten vermochte. Auch das wild aufschießende Untergehölz war reich und dicht, und neben den anmuthigsten Farren wuchsen überall aus dem ewig grünen Moose in

üppigster Fülle Waldmeister, Erd- und Heidelbeeren, deren blüthenreiche Kräuter, namentlich am Abend und in der thauigen Nacht, ringsum einen wunderbar lieblichen Duft verbreiteten.

Langsam, ganz langsam und sich fest auf seinen Stock stützend, arbeitete sich der alte Herr aus diesem ihm von Baum zu Baum bekannten Wege empor, damit er sich nicht erhitze, denn eben – Frau Mausgrau hatte darin wohl Recht – war er in der That immer kühl und luftig, zumal in spät abendlicher Stunde. Nur zwei oder dreimal stand er auf dem Wege still, weniger um sich zu ruhen, als nach einem Eichhörnchen zu sehen, das auf irgend einem Baumaste begierig knusperte oder er blickte auch, wo er ihn im Dickicht des Bergwaldes erreichen konnte, forschend nach dem Himmel auf, um sich zu überzeugen, daß er auch seine Reinheit und Klarheit bewahre. Endlich aber hatte er die oberste und jetzt von den dichtstehenden Bäumen etwas gesäuberte und abgeplattete Kuppe erreicht und da stand er denn wieder vor seinem lieben Pavillon.

Tiefathmend blieb er einige Augenblicke stehen, um sein laut schlagendes Herz zur Ruhe kommen zu lassen, dann zog er einen Schlüssel aus der Tasche und schloß die Thür des Pavillons auf.

Es war dies ein kleines, meist aus Fachwerk bestehendes Häuschen, welches nur ein einziges ziemlich geräumiges Zimmer enthielt, aus dem eine schmale eiserne Wendeltreppe zur eigentlichen Warte, einer Plattform auf

dem Dache führte, die von einem aus Eisen und Glas bestehenden Aufbau überwölbt war. Drei mit festschließenden Holzjalousieen versehene Fenster waren in diesem Zimmer angebracht, damit man bequem nach Norden, Osten und Westen schauen konnte, nach Süden hin aber lag die Thür, so daß also auch dahin, wenn sie geöffnet war, dem Auge keine Schranke gesetzt wurde. An den freizbliebenen Wänden des einfach weiß getünchten und ganz schmucklosen Zimmers hingen Erd- und Himmelskarten aller Art, die man zur Stunde noch mit bloßen Augen ben einander unterscheiden konnte, da es hier oben noch ziemlich hell war. Ferner enthielt das Zimmer einen großen Glasschrank, hinter dessen Scheiben man Instrumente verschiedener Art, meist physikalische und astronomische, einige Handfernrohre, Erd- und Himmelskugeln, Barometer, Thermometer und dergleichen wahrnahm. Außerdem in der Zimmermitte einen Tisch mit ziemlich großer Platte, worauf Bücher zum Rathschlagen, Logarithmentabellen, Papier, Tinte und Federn lagen und eine große Lampe mit zwei Kuppelgläsern stand, die Doctor Blank zuerst anzündete, sobald er in den Pavillon eingetreten war, um später, wenn er den der Warte herunter kam, nicht des nothwendigen Lichtes zu entbehren. Neben dem Tisch endlich sah man nur noch drei Stühle, von denen jedoch zwei mit Büchern belegt waren, und dase war das ganze Mobiliar des so sehnsüchtig erstrebten Pavillions.

Sobald die Lampe ihr helles Licht aussandte, setzte sich Doctor Blank auf den freigebliebenen Stuhl und ruhte eine Weile, denn er war von dem Steigen doch merklich warm geworden. Als er sich aber hinreichend abgekühlt, zog er seinen Paletot an und nun bestieg er die laut knarrende Wendeltreppe, die an ihrem oberen Ende mit einer leicht regierbaren Fallthür verschlossen war. Durch diese Thür trat er auf die Plattform hinaus und nun erst war der gute Mann in seinem wahren Element, im Vollbereiche seiner über Alles geliebten und verehrten Wissenschaft. Als er sich dessen bewußt wurde und seine Blicke pfeilschnell nach allen Richtungen schweifen ließ, schwoll seine Brust mit einem tiefen Athemzug hoch auf und ein Gefühl wunderbar froher, über allem Irdischen erhabener Existenz, wie er nie ein Aehnliches im Thale empfand, erfüllte ihn ganz und gar. Hier unter der luftigen Glaskuppel, die sich über ihm wölbte und deren zahlreiche Fenster er nach jeder beliebigen Richtung mittelst einer sinnreichen Vorrichtung öffnen oder schließen konnte, so nachdem er das große Fernrohr oder ein anderes wissenschaftliches Werkzeug benutzen wollte, war er von einer Anzahl seltsam gestalteter Instrumente umgeben, die den meisten auf Erden wohnenden Menschen unbekannt bleiben und die wir hier auch nicht näher bezeichnen wollen, da wir einige den ihnen noch später kennen lernen werden. Sein kostbarstes von allen aber war ein Teleskop von ungeheurer Länge und Größe des Objectivglases, das auf einem beweglichen metallenen Postament stand und wodurch er die entlegensten



Gestirne so dicht vor seine Augen rücken konnte, wie es den Astronomen der Gegenwart nur möglich ist.

Ja, Doctor Blank athmete hier wiederholt tief auf, denn nun endlich war für ihn die schönste Tagesstunde gekommen. Allein die Sterne des Himmels zu betrachten, war noch immer nicht die rechte Zeit, Tag und Nacht kämpften noch um den Siegespreis und das mattblaue Himmelszelt war noch zu durchsichtig licht, um irgend einem funkelnden Sterne da eben den Durchtritt zu gestatten. Auch in der Ebene war es noch hell genug, um das rings um den Berg liegende, viele Meilen weit überschauliche Gebiet sogar noch in einzelnen kleinen Gegenständen klar zu erkennen und zu unterscheiden, und in der That war es wohl der Mühe werth, auch bei vollem Tageslicht von dieser Stelle aus das herrliche Stück Erde zu betrachten, welches man das Land der rothen Erde nennt und das, wenn auch bei Weitem nicht so oft genannt, wie andere schöne Punkte unserer deutschen Heimath, doch unbeschreiblich reich an Schönheiten und Reizen ganz eigener Art ist.

Ein umfassenderes Panorama, ein vollkräftigeres und farbenreicherer Bild, wenn wir größere Wasserflächen und silberartig schimmernde Ströme allein ausnehmen, dürfte selten die Aussicht von einem Berge darbieten, als die, welche der große Spiegelberg bot, der dem bescheidenen Meyer Saaltrup gehörte. Alles, was ein mit Segnungen aller Art bedachtes Land aufweisen kann, Berg und Thal, Wiese und Wald, Flur und Trift, Stadt und Dorf, Alles, Alles zeigte sich hier eben in bunter Fülle

und Abwechslung, in völlig enthülltem Reize und eine so weite Strecke erschloß sich schon dem unbewaffneten Auge, daß es nicht einmal möglich ist, nur die Haupttorte davon zu nennen und man sich nur auf allgemeine Andeutungen beschränken muß.

Den staunenden Blick zuerst nach Norden gewandt, breitete sich der dem Beschauer ein ungeheuer weites, durchweg fruchtbaren und einem großen Garten ähnliches Thal aus, welches zwischen dem Osning und dem sechs Meilen entfernten Wesergebirge liegt und in kaum absehbarem Bogen von den malerisch ausgezackten Contouren des letzteren begränzt wird. Dies weite Thal, ehemals gewiß ein gewaltiges Seebecken, wovon noch heute die unzweifelhaften Spuren vorhanden, schien, von dieser Höhe aus gesehen, ziemlich eben zu sein, und doch ist es das nicht, sondern, wie man bei genauerer Durchforschung in unmittelbarer Nähe gewahrt, bald hügelartig erhoben, bald schluchtartig vertieft und dabei so reich an Farben und Gestaltungen der Vegetation und der menschlichen Cultur, wie selten ein anderes Land. Städte von großem Umfange, malerisch hinter Gebüsch und Wald sich versteckende Dörfer, kleine Ortschaften ohne Zahl, luxuriöse Villen, idyllische Meyerhöfe, gewöhnliche Bauernhäuser, hier in Gruppen vereinigt, dort einzeln zerstreut, Alles und Alles von Bäumen, Gebüsch und üppig grünenden Saatfeldern durchzogen, füllten das ganze, mit den Augen kaum meßbare Riesenthal aus. Fern am Horizont, mitten im Wesergebirge, in bläulichen Dunst gehüllt, erkannte man deutlich einen kolossalen

Spalt, die *Porta Westphalica*, durch welche die Weser so anmuthig strömt, um gleich darauf die Wälle der Festung Minden zu bespülen. Links, nach Südwesten hin und mehr im Vordergrund, dicht am Abhang des Osning gelegen, tauchte auf grünem Berge, von gewaltigen eisgrauen Mauern umgeben, die alte, mit ihrem runden Thurm sich so malerisch gestaltende Burg, der Sparenberg auf, der sich oberhalb der reizend liegenden Stadt Bielefeld mit ihren schneeweiß glänzenden und hochberühmten Bleichen erhebt. Ein bunter Kranz geschmackvoller Villen umgab den alten Kern dieser sich alle Jahre vergrößernden Industriestadt, der sich durch das weithin leuchtende Ziegelroth seiner Dächer noch deutlich genug erkennen ließ. Noch weiter, viel weiter darüber hinaus, in bläulich angehauchter Ferne, traten die Yburger Berge am Horizont hervor, um sich in gewaltigem Bogen nordwestlich an das Wesergebirge zu schließen und es auf diese Weise mit dem poetischen Osning oder, wie man ihn häufiger nennt, dem Teutoburgerwalde zu verbinden.

Gegen Süden dagegen sah man jenseits eines breiten Waldgürtels eine weite Ebene, ganz in blauem Duft verschwimmend, die sogenannte Senne, das flache Land, welches nur sparsam mit Dörfern und Gehöften besät, bis zu den Städten Paderborn und Vorstadt reicht und in nebelhafter Ferne von den Bergen des Sauerlandes und Haarstranges umschlossen wird.

Einen ganz eigenthümlichen und, wie es schien, für Doctor Blank das schönste Bild einschließenden Anblick gewährte die Aussicht nach Osten hin, denn hier rollte

sich der ganze Teutoburger Wald mit seiner Ueberfülle an Bäumen, Bergen, anmuthig geschwungenen Spiegeln und undurchdringbaren Schluchten auf. Ganz deutlich sah man vom Pavillon aus auf dem höchsten und umfangreichsten dieser Berge, der Grotenburg, das eben so kolossale wie schöne Tempelpiedestal des Hermannsdenkmals, das nun bald kein poetischer Traum, kein frommer Wunsch mehr, sondern Dank der Beharrlichkeit seines unvergesslichen Baumeisters und Künstlers eine Wirklichkeit werden und unter den Augen von ganz Deutschland von kaiserlicher Hand seine Weihe erhalten sollte.

Hatte aber der einsame Beschauer an diesem schönen lauwarmen Abend einen freudigen Blick auf die eben erwähnten ferneren Landschaften geworfen, so wandte er auch einen fast wehmüthigen der unmittelbar zu seinen Füßen liegenden Nähe zu. Zunächst blickte er da in sein eigenes bescheidenes Heim nieder, dessen kleines Haus im grünen Garten er ganz überschauen konnte. Etwas ferner, durch hochstrebenden Wald davon getrennt, tauchte auf hellgrüner Lichtung der Giebel des Neubaus vom Spiegelhof und daneben blitzte der Spiegel des großen Teiches im Kranze seiner Buchen auf. Links davon, jenseits der Lippeschen Gränze, und nicht gar weit von der Stadt Detmold entfernt, die man aber, da sie tief im Thale und hinter Waldung versteckt lag, nicht gewahren konnte, leuchtete unter anderen hochragenden Dächern noch der weiße Giebel eines größeren Bauwerks herüber, und auf dieser Gegend schien das Auge des Beschauers fast länger und mit bedeutsamerem

Blick als nach seinem eigenen Hause zu spähen, vielleicht weil liebe Freunde von ihm dort wohnten, vielleicht auch weil er in früheren Jahren glückliche Tage daselbst verlebt. Doch wer vermöchte in diesem Augenblick seine Empfindungen und die Ursachen seiner so genauen Betrachtung und der ihn dabei befallenden Wehmuth zu ergründen; wir wollen ja nur in Gedanken mit ihm die stille Abendstunde theilen, indem wir zu begreifen versuchen, eine wie große, tiefgreifende Gewalt in solchem stillen beschaulichen Wirken lebt und webt und wie schön es ist, von einem abgesonderten Standpunkte aus, unbemerkt und ungestört, die herrliche Schöpfung Gottes zu bewundern und uns des stillen Waltens der immer fortarbeitenden und vorwärts ringenden Menschheit zu erfreuen.

Aus diesem ganzen unermeßlichen Rundgemälde aber, welches wir hier, wie gesagt, mehr anzudeuten als zu schildern versuchten, drang – und das war nicht der geringste Vorzug des stillen Pavillons – kein störender Laut auf die Höhe, auf der jetzt der einsame Beobachter stand. Nur das leise Rauschen des Nachtwindes in den zahllosen Wipfeln des Waldes ließ sich von Zeit zu Zeit vernehmen. Dann und wann tönte aus der Ferne auch das Bellen eines wachsamem Hundes aus irgend einem Gehöft herauf, nur nicht aus Blanksruh selber, denn Hunde durften daselbst nicht gehalten werden, da ihr nächtliches Geheul die Ruhe des schlafmüden oder noch arbeitenden Gelehrten störte. Bisweilen auch kreischte in der Tiefe des Waldes ein Häher oder grollte mit seinem dumpfen Ton ein

Uhu auf, aber die ungeheuere Fläche ringsum milderte und verschlang diese schrillen Laute sehr bald. Ueber Allem aber thronte ein unendlicher Friede, eine die Seele besänftigende und versöhnende Ruhe, und wer verdächtige es einem Mann von so stillem Gemüth, wie Doctor Blank es besaß, wenn er hieran Wohlgefallen fand und die Stunde täglich ersehnte, wo er sich, durch nichts gehindert und gestört, dem Genuß der Natur und der Betrachtung der schönen Gotteserde mit ganzem Herzen hingeben konnte.

So genoß er denn auch in vollen Zügen, was ihm hier so freigebig geboten wurde. Nachdem er sich aber längere Zeit nach allen Seiten umgeblickt und die ringsum ausgebreiteten Reize der Erde gleichsam in sich eingesogen, wandte er sein Auge dem Himmelsgewölbe zu, dessen vorher so reinblaue Farbe sich schon lange in ein dämmerndes Grau verwandelt hatte, aus dem allmählig ein Stern nach dem andern hervorlugte, und auch heute, wie gewöhnlich, war auf dem Punkte, den Doctor Blank einnahm, die Venus der zuerst sichtbar werdende Stern. Kaum aber hatte er das strahlende Licht desselben eine Weile mit bloßem Auge betrachtet, so schloß er ein Fenster seines Glaskammerschens auf und richtete sein großes Teleskop auf den blitzenden Stern, worauf er seine Beobachtung desselben begann. Mehrere Minuten lang blickte er so nach dem ihm vertrauten Lichtkörper empor, dann ruhte er eine Weile, um das Glas sofort

auf einen anderen Stern, den in rothem Lichte funkeln- den Mars zu richten und wieder danach empor zu spä- hen. Plötzlich aber brach er seine Beobachtung ab, nicht als habe er genug gesehen, sondern als bedürfe er einer kurzen Ruhepause, um die in ihm wogenden Gedanken auszusprechen und sich dadurch in die rechte Stimmung zu bringen, seine stundenlang dauernde Forschung noch weiter fortzusetzen.

Langsam, mit auf dem Rücken zusammengelegter Händen hin und her schreitend, so viel es der ihm zuge- wiesene enge Raum gestattete, sagte er dann nach kur- zem Nachdenken zu sich: oft, o wie sehr oft habe ich das Alles schon gesehen, was im Einzelnen aus der Fer- ne so klein erscheint und im ungeheueren Ganzen doch so groß und gewaltig ist, und doch, wie oft werde ich es noch sehen können, ohne dabei zu ermüden und mir selbst genug gethan zu haben? Nein, ich könnte hier ewig stehen und meine Augen auf das Unermeßliche richten, denn es bleibt immer groß, schön und neu, so alt es mir auch schon ist, und erfüllt mein Herz mit immer neu- en dankbaren Empfindungen der Bewunderung und des Staunens, und den Geist mit neuen, Gedanken und Ah- nungen über die wunderbare und unbegreifliche Schöp- fung Gottes selbst. Ja, daß Gott, der Schöpfer der Welt, wer oder wie er nun gewesen sein und noch sein mag, groß, unaussprechlich groß, erhaben und allmächtig ist, das weiß alle Welt, und ich – ich sehe es hier alle Näch- te von Neuem ein. Was aber hinter dem Schleier, der die Schöpfungsgeschichte umhüllt, verborgen liegt, wie das

Alles entstanden und geworden ist, das sehe ich auch heute nicht und werde es niemals sehen, wie überhaupt kein auf Erden Geborener. Nun, ich begnüge mich auch damit, denn was ich von diesem großen Universum bereits weiß, was ich von ihm sehe und aus jedem mich umströmenden Luftzug vernehme, das ist mir für jetzt schon genug.« –

Er warf wieder einen Blick nach dem Himmel empor und nachdem er einzelnen Sternen gleichsam vertraulich zugewandt, fuhr er in seinem Selbstgespräch fort und sagte:

»Ihr beiden Sterne da oben – du hellstrahlende Venus und du blutfunkelnder Mars – ihr seid die kleinsten von allen und unserer Erde am nächsten, und ihr steht auch heute wieder in eurem ganzen Glanz so verschieden wie immer vor mir. Und namentlich du, mein Liebling, helläugige Venus, von dir weiß ich ja, daß deine Organisation mit der unserer Erde am meisten übereinstimmt, so daß gewiß auch Wesen unserer oder uns wenigstens ähnlicher Art auf dir leben und atmen und gewiß auch denken können, wie wir, was ich für die höchste Gottesgabe auf Erden halte. Vielleicht siedeln wir einst, wenn unsere Augen sich hier schließen und wir die Erde verlassen, auf dich über – o ja, das ist wohl möglich, wohl denkbar. Ach, und wenn dies der Fall, dann gewährst du mir vielleicht dort oben, was mir – die Venus auf Erden versagt hat. – Ob die auf dir lebenden Wesen auch einander lieben und hassen, wie hier? O gewiß, denn es giebt wohl kein



Gestirn im Weltall, we bloße Liebe oder bloßer Haß allein herrschte, und Beides für sich würde so auch auf die Dauer unerträglich und darum für uns unmöglich sein. – Doch still davon! Was geht mich die Liebe und der Haß der Welt an? Ich liebe nicht, ich hasse nicht, was man gewöhnlich darunter versteht – das Eine ward mir versagt und das Andere habe ich nie kennen gelernt – nein, in mir lebt nur ein ganz besonderes Gefühl, für das ich keinen Namen habe und das ich nicht definiren kann. Oft glaube ich freilich, es zu können, aber wenn ich es eben aussprechen will, verschwindet es mir wieder unter den Händen, wie der Schnee unter den Strahlen der Sonne zerrinnt, ohne daß man sieht, wo er bleibt. Im Ganzen aber glaube ich, ist es der Sehnsucht nach etwas Unbekanntem verwandt, die manchmal in mir so groß ist, daß ich sie kaum bezwingen kann und weinen möchte, da mir dies Unbekannte eben unerreichbar ist.« –

»O sieh doch,« unterbrach er seine Träumerei, »wie der Stern, meine himmlische Venus, mich so liebevoll anblinzelt! Das thut er so oft, so immer, und immer ist mir dabei zu Muthe, als ob er mir außer Allem, was er mir schon so oft gesagt, noch etwas Besonderes, Bedeutungsvolleres zu sagen habe. O, thäte er es doch, mit klaren Worten, ich hörte es so gern, aber er drückt sich immer nur geheimnißvoll aus und ich muß mir Mühe geben, seine Sprache zu deuten, die er durch seine hin und herflackernden Lichtblitze verräth. Doch – was ist das?« unterbrach er sich abermals und horchte nach dem unteren Zimmer hinab, wo er einen ungewohnten Sturm zu vernehmen

glaubte, da er die dahin führende Fallthür offen gelassen hatte. Und in der That, seine heutige Beobachtung des Himmels und also sein höchster Genuß, sollte nur kurze Zeit dauern und durch einen Zwischenfall unterbrochen werden, wie er ihm hier noch nie begegnet war und auf den er heute nicht mehr gerechnet hatte. Denn ganz in seine Betrachtung und innere Gedankenwelt versunken, hatte er weder gesehen noch gehört, daß schon seit einiger Zeit ein Mensch den Berg heraufgestiegen und in den offen gelassenen Pavillon eingetreten war, und erst jetzt, da er die Wendeltreppe etwas hastig erstieg, was die eisernen Stufen laut krachen ließ, vernahm er das ihn störende Geräusch. Weniger erschrocken als unangenehm dadurch berührt, schaute er durch die Fallthür hinab und da sah er den Kopf seines jungen Gärtners auftauchen, der eine hellbrennende Laterne in der Hand hielt und hastig zu ihm auf die Plattform trat.

»Pinkert,« redete er ihn ohne alle Erregung an, »was giebt's? Warum störst Du mich hier? Ist irgend etwas im Hause unten vorgefallen?«

»Herr Doctor,« erwiderte der junge Mann, als er nun dicht vor ihm stand, »entschuldigen Sie die Störung. Aber Frau Mausgrau schickt mich herauf, um Sie zu benachrichtigen, daß der Besuch, den Sie den ganzen Tag erwartet, so eben angekommen ist.«

»Der Besuch? An so spätem Abend? Ist es Herr Joël?«

»Ja, es ist Herr Joël aus Paderborn und er hat auch seine Tochter mitgebracht.«

Durch diese Worte war Doctor Blank mit einem Schlage seiner heutigen stillen Betrachtung entrissen und in die Wirklichkeit des Alltagslebens zurückversetzt, und augenblicklich fand er sich in der neuen Lage zurecht. »O,« sagte er, wie zu sich selbst sprechend, »Joël ist endlich da und hat seine Tochter mitgebracht! Das kluge, geistreiche Mädchen, das ich so liebe! Ah, das ist gut. Nun wird es an Unterhaltung nicht fehlen und ich freue mich. – Ja, Pinkert,« wandte er sich dann zu dem ihn mit ehrerbietigem Schweigen betrachtenden Gärtner, »wenn es so ist, muß ich natürlich meine Warte verlassen und mit Dir hinuntersteigen. Es ist gut, daß Du eine Laterne mitgebracht, so brauche ich die meine nicht anzuzünden. Warte, ich bin gleich fertig.«

Mit ruhiger Hand schloß er nun die fest in einander greifenden Fenster der Warte, um seine kostbaren Instrumente vor den bösen Einwirkungen der Witterung zu schützen, dann stieg er, während Pinkert schon unten stand und ihm leuchtete, die kleine Treppe hinab und trat in den unteren Raum. Hier fand er nichts mehr zu ordnen oder zu beseitigen, er ließ Alles liegen, wie es lag, nur zog er wieder den Paletot aus, um beim Hinabsteigen sich nicht unnöthig zu erhitzen, denn die Luft war im dichten Walde noch immer angenehm warm. Als er endlich die Thür des Pavillons hinter sich geschlossen, trat er, sichtlich eiliger, als er sonst ging, seinen Rückweg an. Pinkert, den Paletot über dem Arm, schritt mit der

Laterne voraus, um den abwärts führenden Pfad zu beleuchten, und kein Wort mehr wurde unterwegs gesprochen, denn bereits hatte des alten Freundes Anwesenheit in seinem Hause alle Gedanken des stillen Mannes in Anspruch genommen und sie auf Verhältnisse in der Welt zurückgeführt, die mit den Sternen da oben, wie es schien, wenig zu schaffen hatten.

#### SECHSTES CAPITEL. MOSES JOËL UND SEINE TOCHTER.

Als Doctor Blank eine Viertelstunde später etwas hastig über die Schwelle seines Zimmers schritt, sah er nur Moses Joël allein darin stehen, da Frau Mausgrau sich der Tochter desselben bereits bemächtigt und sie in ihr Zimmer geführt hatte. Mit heiterer Miene trat er lebhaft auf ihn zu, aber wie erstaunte er, als er beim ersten Blick auf seines Gastes Gesicht bemerkte, daß ihm das helle Blut aus einer kleinen Wunde über die Wange lief, die dieser wiederholt mit Wasser kühlte, welches ihm Frau Mausgrau in einem Becken nebst einem Handtuch auf den Tisch gestellt hatte.

»Helf Gott!« rief ihm der Jude freudig entgegen, als er sich nun endlich dem alten Freunde gegenüber sah. »Wir kommen zu etwas später Stunde bei Ihnen an, aber es ging nicht anders und ich bin froh, daß ich hier bin und Sie vor mir sehe. Nun wird bald alle Noth darüber sein und ein kluger Mann wird bestätigen, was ich mir schon selbst gesagt, daß das Bischen Blut hier nichts zu bedeuten hat.«

»Joël! Was ist das?« rief Doctor Blank mit herzlicher Theilnahme, die nicht allein aus seiner milden Stimme hervorklang, sondern auch aus allen seinen Zügen sprach. »Willkommen sind Sie mir zu jeder Stunde, Sie wissen es, aber Sie bluten? Was ist Ihnen geschehen?«

Moses Joël erzählte mit kurzen Worten seinen Unfall und Aufenthalt im dunklen Walde und daß zwei Offiziere, die zufällig des Weges nach dem Spiegelhof zogen, ihn aus seiner Noth befreit und daß ihm der eine von Beiden auch einen Soldaten mitgegeben, der ihn hierher gebracht, nun aber schon wieder nach dem Meyerhof abgeritten sei.

»Zwei Offiziere?« wiederholte der Doctor, einen hörbaren Nachdruck auf die ausgesprochene Zahl legend. »Aha, das wird Saaltrup's Sohn mit einem Kameraden gewesen sein, der schon vor einigen Tagen zu Hause erwartet wurde.«

»Ja, der war es, er nannte mir seinen Namen,« bestätigte Joël.

»Nun, das von Ihnen zu hören, ist mir angenehm; der Junge ist mir von jeher lieb und werth gewesen. Aber Ihr Unfall thut mir leid, alter Freund. Zeigen Sie einmal her, wir wollen doch gleich sehen, was sich da thun läßt.«

Bei diesen Worten zog er den alten Mann dicht an das Licht der auf dem Tisch brennenden Lampe, zündete noch eine Kerze an und untersuchte die Wunde genau, deren Blutung allmählig nachzulassen begann.

»O,« sagte er dann, »das hat nichts zu sagen. Warten Sie, wir wollen gleich ein kleines Pflaster auflegen, es ist

eine ganz glatte Wunde und morgen oder übermorgen wird sie vollständig verheilt sein.«

Er nahm in aller Ruhe aus einem seiner Kasten eine zierliche Verbandtasche, schnitt zwei oder drei Streifen immer vorrätig gehaltenen Klebpfisters ab und legte es kunstgerecht auf die mehr lange als tiefe Wunde. Während er dies aber that, fuhr er im Sprechen fort und sagte: »Aber wo ist denn Ihre Tochter? Sie hat doch nicht auch bei dem Unfall des Wagens Schaden genommen?«

»O nein, Gott sei Dank ist sie mit dem bloßen Schreck davongekommen und jetzt ist sie drüben bei Ihrer Wirthschafterin, die sich freut, an ihr eine Gesellschafterin zu haben, ebenso wie Esther sich freut, einmal aus der engen Stadt heraus zu sein und Ihre schöne Berg- und Waldluft zu athmen. Ach ja, es wird dem Mädchen recht wohl thun, wenn Sie ihr erlauben, einige Zeit bei Ihnen zu bleiben.«

»Natürlich, lieber Joël, das war ja schon lange zwischen uns abgemacht, als Sie mir schrieben, daß Sie die weite Reise antreten müßten. Also nun soll es wirklich nach Rußland gehen?«

»Ja, es macht sich nöthig, wenn ich nicht viel Geld verlieren will. Ich muß einmal selbst sehen, wie die Sachen stehen. Mein Correspondent und Sachwalter ist etwas saumselig. Jedoch denke ich mit meinem Geschäft bald fertig zu werden, Freilich muß ich, wenn Esther hier bleibt, die Reise ohne sie machen und sie wird mir in manchen Dingen fehlen, allein in Minden, wohin ich meinen Koffer schon vorangeschickt, erwartet mich mein

Neffe, der mich begleitet. Das ist auch ein guter Beistand für mich alten Mann und in mancherlei Hinsicht sogar noch besser als ein Mädchen, obwohl er nicht so gut rechnet wie sie und eben nicht – meine Tochter ist.«

»Aha, ich verstehe. Sie ist also noch immer Ihr Secretair?«

»Mein Secretair und Calculator bei allen meinen Rechnungen, obgleich sie erst neunzehn Jahre zählt. Aber sie ist stark an Geist und Körper, viel stärker, viel stärker als sie scheint. Namentlich im Rechnen und was damit zusammenhängt, macht ihre Stärke aus. Sie springt mit den Zahlen schneller im Kopfe als ich auf dem Papier um und Sie werden das bald merken, wenn Sie sie einen Blick in Ihre astronomischen Rechnungen thun lassen. Darauf freut sie sich schon sehr und sie will von Ihnen lernen, was ich sie nicht lehren kann, der allen Dingen, wie weit die Sonne, der Mond und die Sterne von der Erde entfernt sind und wie man das nach allen Regeln der Wissenschaft mißt.«

»Aha! Das ist ja prächtig!« rief Doctor Blank überaus erfreut, »und das soll sie von mir erfahren. Haha! Da habe ich so eine köstliche Unterhaltung! – Doch nun, wo bleibt sie denn? Ich möchte sie doch sehen und die Mausgrau könnte uns wohl einige Erfrischungen auftischen, Sie werden sie gebrauchen können.«

In diesem Augenblick ging die Thür zum Speisezimmer auf und nun trat Esther Joël dem guten Doctor entgegen und begrüßte ihn, indem sie ihm mit hingebendem Wesen beide Hände hinstreckte.

Doctor Blank blieb einen Augenblick schweigend vor dem jungen Mädchen stehen, das in einer gewählten und eleganten, wenn auch einfachen Reisekleidung, in einer bis an den schlanken Halse reichenden schwarzen Seidenrobe erschien, und betrachtete sie mit einem Blick, aus dem eben so viel warmes Wohlwollen wie Bewunderung sprach. Allein Esther war auch ganz dazu geschaffen, solche Blicke hervorzurufen und nun sehen auch wir sie zum ersten Mal bei heller Beleuchtung und ohne die ihren herrlichen Wuchs verbergende Umhüllung, in der wir sie im Walde getroffen, vor uns stehen.

In der That, Esther war immer ein schönes und intelligentes Kind gewesen und Doctor Blank hatte oft seine Freude an ihr gehabt, wenn er sie von Zeit zu Zeit bei ihrem Vater gesehen, aber die Veränderung, welche er jetzt an ihrer ganzen Erscheinung wahrnahm, nachdem er sie mehrere Jahre nicht vor Augen gehabt, ging weit über seine Erwartung hinaus. Mittelgroß, schlank und fast zart gebaut, glich sie an Vollendung der Formen und Grazie einer Sylphe, die in ihrem Gange mehr zu schweben als zu schreiten scheint, denn alle ihre Bewegungen führte sie mit einer wunderbaren Elasticität aus, als ob sie unsichtbare Flügel gehabt hätte und ihre kleinen Füße kaum den Boden zu berühren brauchten.

Ueberraschend schön und reizend war ihr ovales, regelmäßig gebildetes Gesicht, auf dessen fein modellirten Zügen man in der That nur wenige Spuren ihrer orientalischen Abstammung entdecken konnte. Höchstens, daß



glänzende blauschwarze Haar, die in leicht geschwungenem Bogen verlaufenden, etwas stark entwickelten Brauen und der mandelförmige Schnitt der dunklen ringen deuteten darauf hin. Ihre Gesichtsfarbe war sammetartig bleich und nur die Wangen leicht rosig gefärbt, sobald sie sich lebhaft unterhielt und der Gegenstand, über den man mit ihr verhandelte, ihre Aufmerksamkeit erregte. Schöngedaltete Lippen umschlossen den auffallend kleinen Mund und ihre Zähne blitzten wie Alabaster daraus hervor, wenn sie lächelte oder sprach. Am schönsten und sprechendsten in diesem bezaubernden Gesicht aber waren die großen und selbst in der Ruhe vielsagenden Augen. In diesen dunklen Sternen lag jenes seltsame phosphorescirende Leuchten, daß einen rastlos strebenden Geist verräth und bei innerer geistiger Erregung oft Blicke versendet, die wie blitzartig dahin schießende Pfeile oder wie ein elektrischer Funke erscheinen, der belebend und zündend von Seele zu Seele springt. Um den Mund und die Augen zugleich aber, wenn sie schwieg oder sinnend vor sich niederblickte, lag unverkennbar ein Zug fester Entschlossenheit und stählerner Willenskraft, der ihrer weiblichen Schönheit keinen Eintrag that, vielmehr sie nur bedeutsamer und siegreicher machte, und gerade dieser Zug war es, der gleich im ersten Augenblick Doctor Blank auffiel und ihn erkennen ließ, daß Esther Joël sich in der That zu der klugen und geistreichen Jungfrau entwickelt habe, die zu werden sie schon in früher Jugend versprochen hatte.

»Esther, mein liebes Kind,« sagte er mit seiner weichen Stimme, indem er ihre Hände festhielt und sie ganz nahe an sich heranzog, »wie freue ich mich, Dich einmal und noch dazu in meinem stillen Hause, im Walde, den Du so liebst, nach langer Zeit wiederzusehen. O, was bist Du für eine Jungfrau geworden und kaum darf ich es wagen, Dich noch wie früher mit dem väterlichen Du anzureden. Wie?«

»Herr Doctor,« erwiderte Esther mit ihrer silberhellen Stimme, indem sie sich liebevoll an den alten Freund ihres Vaters schmiegte, »das Letztere sollten Sie eigentlich nicht sagen. Ich würde nicht halb so gern zu Ihnen gekommen sein, wenn ich nicht geglaubt hatte, daß ich immer noch Ihre kleine Esther sei, obgleich ich jetzt groß geworden bin. Also es bleibt darin beim Alten zwischen und, nicht wahr? Doch – sagen Sie mir zuerst, wird die Wunde meines Vaters ihn nicht hindern, morgen seine Reise fortzusetzen?«

»Ganz gewiß nicht, mein liebes Kind, sie hat nicht das Geringste zu bedeuten und in wenigen Tagen wird keine Spur mehr davon vorhanden sein. Doch nun – setzen wir uns – Mausgrau, geben Sie die Flasche her und regen Sie sich. Sie können die junge Dame morgen noch genug betrachten.«

Frau Mausgrau fuhr bei diesen Worten wie aus tiefen Gedanken auf, denn sie konnte ihrer Verwunderung über die auffallende Schönheit der jungen Jüdin noch immer nicht Herr werden, die, wie es ihr vorkam, wie ein heller Stern in das dunkle Waldhaus ihres Herrn gefallen

war. Aber nun raffte sie sich empor und reichte die kalten Speisen herum, die sie flugs aus ihrer Vorrathskammer hervorgeholt und schon lange aufgetragen hatte.

Die beiden Reisenden ließen es sich nach der langen Fahrt von Paderborn her schmecken und Doctor Blank trank ganz gegen seine Gewohnheit noch so spät in der Nacht mehrere Gläser Wein mit ihnen. Dabei wurde nur von der bevorstehenden Reise Moses Joël's gesprochen und als der Letztere schließlich auf die Geschäfte hindeutete, die er mit seinem Wirthe noch vor der Reise abzuwickeln gedachte, sagte dieser rasch:

»Lassen Sie die Geschäfte für jetzt ruhen, lieber Joël; ich habe meinen Arbeitstag bereits geschlossen und will mich heute nur noch Ihrer Anwesenheit freuen. Morgen früh aber wollen wir gleich an die Arbeit gehen, die Sie mit mir zu besorgen haben, und ich denke, sie wird sich rasch abthun lassen.«

»Helf Gott!« erwiderte Moses Joël mit einem sinnenden Blick in das ruhige Antlitz seines Wirthes, indem er seinen kahlen Schädel langsam auf und nieder bewegte. »Ich hoffe es. Aber ich kann nur bis Mittag bleiben und kann haben Sie wohl die Güte, mich mit Ihren Pferden nach der Stadt fahren zu lassen, da mein Miethwagen morgen nach Paderborn zurückfährt. Denn heute ist es dazu doch zu spät.«

»Gern,« erwiderte Doctor Blank, »meine Pferde stehen zu Ihren Diensten, wie mein ganzer Besitz. – Und Esther,« wandte er sich mit lächelnder Miene an das junge Mädchen, das schweigsam vor ihm saß und mit ihren klugen

Augen bald ihn, bald ihren Vater beobachtete, »willst Du wirklich gern bei mir bleiben, wenn Dein Vater fortgeht?«

Esther sah ihn mit einem liebevollen Blick an und nickte ihm kindlich vertraulich zu. »Gern?« fragte sie. »Das ist nicht das rechte Wort, Herr Doctor. Ich bin vielmehr glücklich, mich einmal in Ihrem Hause zu befinden und ein paar Wochen in der frischen Luft des grünen Waldes zu leben. Und die Sterne – die Sterne, die haben mich fast noch mehr angezogen und ich will nun endlich lernen, wie sie heißen, wie sie beschaffen sind und was Sie mich sonst von Ihrer schönen Wissenschaft lehren können.«

Doctor Blank nickte ihr wieder herzlich und vertraulich zu. »Das soll ein Wort sein!« rief er lebhaft aus. »Du sollst Alles lernen, was ich lehren kann, und rechnen sollst Du mit mir auch, aber in größeren Summen und Zahlen, als Du es bisher gewohnt bist. Ich werde bald erkennen, wie weit Du darin bist, denn zu rechnen verstehe ich auch, wenn ich« – fügte er mit einem unsichern Blick auf den still zuhörenden Joël hinzu – »auch nicht so gut mit Geld wie mit Meilen umzuspringen verstehe. – Doch nun, alter Freund, Sie stehen schon auf?«

»Ja,« sagte der alte Jude, sich in seiner ganzen Höhe vor seinem viel kleineren Wirthe aufrichtete und dehnend, also ob er des langen Sitzens überdrüssig sei. »Ich bin müde von der holprigen Fahrt und sehne mich nach dem Bett. Uebrigens geht es beinahe auf Mitternacht um: so lange halte ich es selten aus.«

»Gut, so wollen wir Alle schlafen gehen. Esther, mein Kind, ich überliefere Dich heute noch der Frau Mausgrau, morgen wirst Du Deinen Weg schon allein finden. Sie wird Dich nach Deinem Zimmer führen und da hast Du es bequem. Von morgen Mittag an aber, sobald Dein Vater fort ist, gehörst Du mir, im Walde und auf dem Berge. – Und nun, Joël, kommen Sie, ich will Ihnen den Weg nach Ihrem Bett zeigen.«

Joël nickte beistimmend und willig folgte er dem ihn führenden Wirth, nachdem Frau Mausgrau bereits mit Esther vorangegangen war und die aufmerksame Magd schon mit zwei brennenden Kerzen auf der Treppe stand, um den seltenen Besuch ihres Herrn in das ihm zugewiesene Zimmer zu geleiten.



Moses Joël, eine eben so ausdauernde, zähe und thatkräftige Natur wie Doctor Blank und fast in gleichem Alter mit ihm, obgleich er mit seinem kahlen Schädel, dem schneeweißen Bart und dem faltenreichen Gesicht bei Weitem älter aussah, bedurfte stets nur eines eben so kurzen Schlafes wie sein Freund, um sich selbst nach ungewohnten körperlichen Anstrengungen und Aufregungen wieder munter und kräftig zu fühlen, und so stand er auch am nächsten Morgen schon bald wieder nach sechs Uhr am Fenster seines niedlichen Zimmers und schaute mit stillem Behagen in den thaufrischen Wald, der rings um das einsame Haus seines Wirthes ausgebreitet lag.

Der alte Mann hatte ein Fenster geöffnet und sog mit Wohlgefallen die frisch hereinströmende Luft und den balsamischen Duft der Blumen ein, die unter ihm in gefälligen Beeten prangten. Auch der lustige Morgengesang der in den Baumzweigen herumhüpfenden Vögel ergötzte ihn, denn dergleichen genoß er in seiner engen, dumpfigen Stadt nicht und selten nur kam er vom Morgen bis Abend aus seinem staubigen Comptoir, das nun einmal der Tummelplatz seiner Bestrebungen war und das Element seines arbeitsamen Lebens enthielt. Als er aber eine Weile in die freie Gottesnatur hinausgeblickt und sein Ohr dem melodischen Rauschen der Blätter geliehen, durch die der linde Morgenwind strich, sah er seinen Wirth in den Garten treten, um sich wie gewöhnlich zu dieser Zeit mit seinen Blumen und Pflanzen zu beschäftigen und seinem Gärtner einige nothwendige Anweisungen zu geben. Zartfühlend und rücksichtsvoll, wie Moses Joël in hohem Grade war, wollte er ihn in diesem seinem ersten Morgengenuß nicht stören, denn er wußte ja aus alter Erfahrung, wie innig und fest das Herz des Freundes an allen Erscheinungen der Natur hing, und so beobachtete er ihn einstweilen nur aus der Ferne, mit seinen Gedanken bis ihm wohlbekannte Lebensbahn des wackeren Mannes überfliegend, die ihn aus anderen und viel lebhafteren Regionen zuletzt in dieses so stille Asyl geführt, in dem er sein Leben, durch nichts mehr gefährdet und aufgeregt, zu beschließen hoffte. Mit herzlicher Theilnahme sah er den ihm so werthen Freund mit seiner ewig ruhigen Miene von Beet zu Beet wandern, einen

Rosenstock nach dem andern betrachten und hie und da eine Säuberung an den Blättern vernehmen, und es dämmerte in ihm dabei der Gedanke auf, daß Doctor Blank sich an diesem Orte bei solchem harmlosen Genuß und in solchem patriarchalischen Stilleben doch wohl kein geringzuschätzendes Asyl erwählt habt. Lange betrachtete er ihn so und dachte über die seltsamen Wandlungen nach, die mancher Mensch in seinem ereignißreichen Leben durchlaufen muß, um endlich an ein Ziel zu gelangen, an das er in der Jugend am wenigsten gedacht, und verglich damit sein eigenes, immer einförmig verstrichenes Dasein, das sich nur um den Erwerb vergänglicher Güter gedreht und in dem er vielleicht doch nicht die wohlthuende Beruhigung gefunden hatte, die er auf jeder Miene des guten Doctors so deutlich las.

Da aber hatte dieser ihn, als er einmal nach dem Himmel emporsah und den Wolkenzug prüfte, am Fenster bemerkt und, einen freundlichen Gruß hinaufsendend, rief er ihn zu sich herab. Moses Joël folgte augenblicklich dem Rufe und bald standen die beiden Freunde vor einander, drückten sich die Hände und versicherten sich ihres vollständigen Wohlbefindens, wobei Doctor Blank auch nach der Wunde des alten Herrn sah und sie in der besten Verfassung erklärte.

Nach einiger Zeit jedoch kehrten sie in das Arbeitszimmer des Gelehrten zurück und hier trat alsbald Esther zu ihnen, um Beide mit dem freundlichsten Lächeln zu begrüßen. Sie sah frisch und heiter wie der junge Morgen

selber aus und auf ihrem Gesicht, das heute in seiner ganzen jugendlichen Schönheit und der ihr eigenthümlichen Anmuth leuchtete, sprach sich die vollkommene Gesundheit ihres Körpers und ihrer Seele aus, so daß Doctor Blank's Auge von Neuem mit stiller Bewunderung darauf ruhte und er sich im Stillen glücklich pries, ein solches liebes Wesen eine Zeit lang in seiner unmittelbaren Nähe zu haben.

»Guten Morgen, mein liebes Kind!« redete er sie an. »Du hast gut geschlafen, ich sehe es an Deinen klaren Augen, die wie die Sonne selber leuchten. Nun, was sagst Du zu einem solchen Morgen inmitten der Berge und des grünen Waldes, he?«

»Guten Morgen, Herr Doctor!« erwiderte sie freudig, indem sie ihm wiederholt die Hand drückte. »Was ich dazu sage? O, ich kann mein ganzes Wohlgefallen daran und meine Freude darüber nicht mit Worten ausdrücken. Alles, was ich hier sehe, ist mir neu, frisch und klar wie der Tag und ich begreife jetzt vollständig, wie Sie auf den Gedanken kommen konnten, sich aus einer engen, düsteren und menschenüberfüllten Stadt in solch idyllisches Heim zurückzuziehen.«

»So. Also früher hast Du das nicht begriffen,« erwiderte Doctor Blank sinnend, »o ja, das glaube ich wohl, und der Mensch begreift Vieles im Leben nicht, was doch so natürlich und einfach ist. Doch – Du willst uns gewiß zum Frühstück rufen und ich habe Euch schon lange vom Garten her mit den Tassen im Eßzimmer klappern hören. So wollen wir wir denn folgen. Wohlan, Joël, der Tag will



seine Arbeit und so auch der Magen seinen Tribut haben. Kommen Sie!«

Sie traten in das Speisezimmer, wo der Kaffeetisch schon mit allem Nöthigen versehen stand. Aber diesmal machte nicht wie sonst Frau Mausgrau die Wirthin, sondern an ihre Stelle war wie nach geheimer Verabredung Esther getreten, die sich gern mit dem Hauswesen beschäftigte, wie sie es ja auch bei ihrem Vater gewohnt war, und in der That besaß dies junge Mädchen auch darin ein großes Geschick. So hatte sie hier gleich im Anfang der alten Hattshälterin ihren Dienst, zunächst in den Zimmern, aus der Hand gewunden und sie zeigte sich der neuen Rolle vollkommen gewachsen, was namentlich Doctor Blank mit dem größten Behagen bemerkte. Sie goß zuerst dem Wirthe und dann ihrem Vater den Kaffee ein, reichte ihnen das Brod und die Butter, um Beide nahmen es aus ihren Händen so ruhig an, als ob sie schon lange eines solchen anmuthigen dienstbaren Geistes gewohnt wären und jede seiner Handleistungen ein sich ganz von selbst verstehendes Ding sei.

Frau Mausgrau stand anfangs gleichmüthig dabei und schaute dem jungen Mädchen mit stillem Lächeln zu; als sie aber zu bemerken glaubte, daß sie hier nun vollkommen überflüssig sei und sich unterdeß ein anderes Geschäft suchen könne, verließ sie schweigend das Zimmer und so blieb Doctor Blank mit seinen Gästen allein, was auch seinem Wunsche entsprach. Der alte Herr war heute viel heiterer als gewöhnlich, wenn er allein bei seinem Frühstück saß und dabei schon ein Buch in der

Hand hielt, um keine Minute ohne Arbeit und Nachdenken verstreichen zu lassen. Er fühlte bereits den siegreichen Reiz und das behagliche Wohlgefühl, welches ihm die Gegenwart des schönen Mädchens bereitete, und so gab er sich ihm willig hin und wurde schon zu einer Zeit gesprächig, die er sonst nur in sinnendem Schweigen zu verbringen pflegte. So ließ er es sich denn gleich jetzt angelegen sein, Esther im Allgemeinen einen kleinen Ueberblick über die Art und Weise seines stillen Lebens zu geben, und als er damit zu Stande gekommen, fügte er hinzu:

»Du sollst mich heute, sobald Dein Vater abgereist ist, auf allen meinen Wegen und bei allen meinen Arbeiten begleiten und da wirst Du bald lernen, wie ein Mann in meinen Jahren und unter meinen Verhältnissen sich die Zeit zu Nutze macht. Man gewinnt eine doppelte Zeit zur Arbeit, wenn man den Tag in bestimmte Abschnitte theilt und jeder Stunde die ihr zukommende Aufgabe zuntheilt. So habe ich es mein ganzes Leben hindurch gehalten und so wird es bleiben, bis ich nicht mehr arbeiten und denken kann. Was Du aber als meine Gefährtin und Mitarbeiterin in den verschiedenen Disciplinen, die ich vorzugsweise treibe, leisten kannst, wird sich bald ergeben, denn ich durchschaue die Fähigkeiten und das Leistungsvermögen der mir nahestehenden Menschen schnell.«

»Und ich,« nahm Esther, ihm holdselig zunickend das Wort, »lerne und fasse eben so schnell, Herr Doctor, und was Sie mir zu thun und zu leisten auftragen, werde ich mit tausend Freuden thun und leisten.«

»Helf Gott,« rief Moses Joël aus, »darin hat sie Recht, alter Freund. Obgleich sie mein Kind ist und ich ihr Vater bin, muß ich es bestätigen. Ja, willig ist sie, auch gehorsam und treu, und leicht fassen kann sie auch. Geben Sie ihr nur recht schwierige Aufgaben auf, denn mit leichten Dingen befaßt sie sich nicht gern, die betrachtet sie mehr als Spielerei, und ihr Kopf – ah, ihr Kopf will mehr Nahrung haben als ihr Herz. Nicht wahr, mein Kind?«

»Das weiß ich nun doch nicht,« erwiderte Esther, nachdem sie eine Secunde sinnend vor sich niedergeblickt. »Meiner Meinung nach müssen Kopf und Herz immer gemeinsam arbeiten, als auch gemeinsame Nahrung haben, wenn sie etwas Gutes und Nützliches leisten selten, und so, denke ich,« fügte sie lächelnd und ihm zunickend hinzu, »wird der Herr Doctor auch mit meinem Herzen zufrieden sein.«

»Gewiß, gewiß,« bestätigte dieser, »und ich bin es schon jetzt, da Du diese mir sehr zusagende Bemerkung machst. – Doch nun, Joël, sind Sie fertig? Wollen wir endlich an unsere Geschäfte gehen?«

Moses Joël hatte schon seit einiger Zeit auf diese Mahnung gewartet und seinen alten Freund zu dem Zweck bisweilen bedeutsam angeblickt, als wolle er ihn dadurch sanft auffordern, die Zeit auch heute zu Rathe zu halten.

»Ja,« sagte er, sich schon von seinem Stuhle erhebend, »ich bin fertig und zu unserem Geschäft aufgelegt, und um so lieber will ich gleich jetzt daran gehen, da ich beschlossen habe, schon einige Stunden früher abzureisen, als ich gestern verkündet. Ich erübrige dadurch einige

Stunden für die Stadt und da kann ich auch ein kleines, mich schon lange erwartendes Geschäft abmachen. Lassen Sie also Ihren Wagen um elf Uhr bereit sein, mein Mittagessen nehme ich in den ›Drei Kronen‹ ein, und dann fahre ich bald nach Tisch nach Minden ab.«

Doctor Blank nickte beistimmend und erhob sich. »Ihr Wunsch geschehe,« sagte er ruhig, »und nun kommen Sie!«

Gleich darauf hatten Beide das Eßzimmer verlassen und sich in die stille Studirstube des Hausherrn begeben, während Esther, die wußte, daß es sich um eine ernste Angelegenheit zwischen den beiden Männern handelte, auch das Speisezimmer verließ und sich zu Frau Mausgrau begab, um die lebhafteste Frau von jeder Störung ihres Herrn fernzuhalten.

Als Doctor Blank mit dem Gaste in seinem Zimmer angekommen war, setzte er sich auf seinen gewöhnlichen Arbeitssessel und Joël nahm ihm gegenüber auf einem Stuhl Platz, doch so, daß er dem Freund voll in's Gesicht blicken konnte. Keiner von ihnen sprach zuerst ein Wort, Doctor Blank schaute ruhig und wie in einiger Verlegenheit vor sich nieder, als sei er auf das, was sich sogleich entwickeln würde, innerlich gespannt und über den Ausfall einigermaßen besorgt, und Moses Joël hielt sein brennendes Auge fest auf sein Gesicht gerichtet, als wolle er schon im Voraus darauf lesen, was für einen Erfolg er mit seinen Vorschlägen erzielen würde, die er mit der besten Absicht von der Welt und von der reinsten Freundschaft geleitet, ihm zu unterbreiten gedachte. Da

aber, als der Doctor in seiner ruhigen und abwartenden Stellung verharrte und doch innerlich sichtbar bewegt mit einem hastig aufgegriffenen Bleistift spielte, womit er seine Zahlen niederzuschreiben pflegte, erhob Joël den Kopf, nickte ihm ermuthigend zu und sagte, während seine schwarzen Augen lebhaft blitzten und wie die seiner Tochter den rührigen Geist verriethen, der ihn beseelte:

»Mein lieber Herr Doctor! Der Anfang muß einmal gemacht werden und ich sehe es, wie immer wird es Ihnen auch heute schwer, die mir schon bekannten Fragen zu sprechen, die Sie auf der Zunge haben, und so will ich denn meinerseits den auf Ihnen liegenden Bann brechen und zu reden anfangen. Und wenn Sie mir nicht einen neuen Vorschlag zu machen haben oder einen anderen Plan wie früher verfolgen – ah, ich sehe schon, daß dies nicht der Fall, Sie schütteln den Kopf – nun ja, dann wird die Sache bald abgemacht sein. Vorwärts denn!«

Bei diesen Worten knöpfte er seinen bis zum Hals geschlossenen Rock auf, faßte in die tiefe Tasche seiner Weste, knöpfte auch diese, die sehr fest verwahrt schienen, vorsichtig auf und zog eine umfangreiche Briefftasche von braunem Leder hervor, die nicht nur durch ein festes Schloß, sondern auch durch starke Gummibänder zusammengehalten wurde. Nachdem er diese gelöst und die Briefftasche geöffnet, nahm er zuerst eine darin liegende Brille mit zwei großen runden, in breite schwarze Hornreifen gefaßten Gläsern hervor und zwängte sie fest auf seine charakteristisch gewölbte Nase, so daß sie

die Flügel derselben sichtbar zusammenpreßte und seiner Stimme dadurch einen eigenartig näselnden Klang verlieh.

»Da habe ich zuerst die Rechnungslegung über Ihr – *kleines Capital*,« sagte er langsam und legte einen halben, rasch aus einander gefalteten Bogen auf den Tisch. – »Sie verstehen mich. Sie ist nach alter Art – schauen Sie doch hin – übersichtlich aufgestellt – hier steht das Capital und worin es angelegt – dort stehen die Zinsen, und hier unten die Tage, die letztere gelaufen sind. Es ist Alles genau berechnet, auf Stunde und Pfennig, und Esther hat es selbst controlirt. Damit ist Alles gesagt. – Hier aber,« und er nahm ein Packet sorgsam zusammengelegter und mit einer Gummischnur umwundener Banknoten heraus, legte sie dicht vor die Augen des Doctors auf den Tisch, holte noch eine lange Rolle Gold aus seiner Hosentasche, und fuhr dann ruhig fort, ist das Geld. Zählen Sie nach; es wird auf den Pfennig stimmen, ich habe schon zu Hause Alles nach Pflicht und Gewissen geordnet.«

Aber Doctor Blank regte sich nicht, rührte das Geld nicht an und legte auch die Rechnung auf den Tisch die er einen Augenblick in die Hand genommen und oberflächlich angeblickt. »Es ist schon gut,« sagte er endlich leise. »Sie haben immer richtig gerechnet und werden es auch diesmal gethan haben. Keine unnütze Arbeit also, die Minuten des kurzen Menschenlebens sind kostbar.«

Moses Joël nahm die Brille von der Nase, sah den also Redenden mit funkelnden Augen an und schüttelte verwundert den Kopf. »Sie sind ein seltsamer Mann,« sagte

er dann, »und kein Mensch auf der Welt wäre leichter zu betrügen als Sie. O, o, aus dieser Vertrauensseligkeit, die eigentlich ein kluger und denkender Mensch nie haben sollte, erkläre ich mir Vieles aus Ihrer Vergangenheit. Doch still, Sie hören das nicht gern. Also Sie verweigerte wieder die Prüfung der Rechnung und das Zählen des Geldes, wie sonst?«

»Ja,« sagte Doctor Blank mit energischem Ton, »ich verweigere das Alles. Wenn alle Welt mich betrügen sollte, Sie und Esther thun es nicht, das lese ich in Ihrer Beider Augen, in die Gott selbst seine Schrift eingetragen hat.«

»Helf Gott!« rief der Jude, seine großen schwarzen Augen voll gegen den Himmel aufschlagend. »Ja, Sie sind ganz der Alte geblieben und ich muß mich bescheiden. Uebrigens haben Sie in so mit Recht, daß Sie von uns Beiden nicht betrogen werden und ich will nur wünschen, daß Ihre Capitalien nie in andere Hände gerathen.«

Doctor Blank nickte, als ob er des auch wünsche und vollständig überzeugt von seiner Ehrlichkeit sei, denn sagte er nur das eine Wort. »Weiter!« wobei man ihm eine gewisse Beklommenheit anmerkte, die auch Moses Joël nicht entging.

»Ja, weiter!« sagte dieser, »ich bin schon dabei!« Und indem er seine Brille wieder aufsetzte, einen zweiten halben, mit Zahlen beschriebenen Bogen hervorlangte und ein noch viel dickeres Packet großer Bankscheine auf den Tisch legte, fuhr er also zu reden fort:

»Hier ist die zweite Rechnung von dem – dem ande-  
ren *großen* Capital. Hier stehen die Papiere, in denen sie  
angelegt, und hier die Hypotheken und die Namen der  
Personen, auf die sie eingetragen sind. – Es ist zwar nur  
*ein* Name,« fuhr er lächelnd und mit großer Bedeutung  
zu sprechen fort, »aber Sie werden damit zufrieden sein.  
Nicht wahr?«

Doctor Blank nickte wieder mit zu Boden geschlage-  
nen Augen, als ob er sich fürchte, in die starr auf ihn  
gerichteten Glanzsterne des edlen Juden zu sehen. Nach  
kurzer Zeit aber fuhr dieser fort: »Und hier sind die Zin-  
sen davon, die ich auch gleich mitgebracht, wenn Sie et-  
wa eine augenblickliche Verwendung dafür hätten.«

Doctor Blank lächelte fast schmerzlich und schüttel-  
te still den Kopf, dann streckte er abwehrend die Hand  
gegen die Rechnung und die Bankscheine aus, als wider-  
strebe es ihm sogar, sie mit der Hand zu berühren, und  
sagte lauter und bestimmten als er vorher gesprochen.

»Halt! Keine Neuerung und kein Wort darüber verlor-  
en! Behalten Sie daß Geld wie zuvor und was – nicht  
gebraucht wird, legen Sie ferner an, wie es Ihnen gut  
dünkt. Sie haben vollkommen freie Hand wie bisher.«

Ueber Moses Joël's faltenreiches Gesicht flog der  
Schimmer eines fast mitleidigen Lächelns und auch er  
schüttelte den Kopf, den seltsamen und ihm oft unbe-  
greiflichen Mann vor sich mit stiller Verwunderung be-  
trachtend.

»Gut, gut,« sagte er, »ich wußte es ja, daß Sie Ihre An-  
sichten nicht ändern würden. Doch halt – die Quittungen



wenigstens – Sie verstehen – die ich hier bei mir habe, die werden Sie doch ansehen?«

»Die Quittungen? Ah, ja, ich verstehe. Die will ich mir ansehen. – Also da sind sie, hm! eine schöne, feste männliche Schrift, wie immer, ich kenne sie nun schon.« Und dabei ließ er einen heftigen und doch ungemein warmen Blick über die ihm vorgelegten Schriften laufen, gleich darauf aber machte er das Zeichen, daß er genug gesehen und daß Joël nun alle Papiere und das Geld wieder einstecken solle.

»Ich thue es ja schon,« sagte dieser, der ihn auf der Stelle verstanden hatte. »So bleibt denn also Alles beim Alten,« fügte er seufzend hinzu, »und ich soll fortfahren, ganz so wie bisher?«

»Ja, ja, ja,« rief Doctor Blank, »und nun kein Wort mehr darüber! Es bleibt Alles beim Alten, ein für alle Mal, und wenn etwas Neues – Unerwartetes vorkommen sollte, was ich indeß nicht befürchte, so werden Sie, mögen Sie sein, wo Sie wollen, schriftlich meine Meinung hören.«

»Wo ich sein mag?« fragte Joël, sich hoch aufrichtend und des ehrwürdigen Mannes Gesicht nahm einen Ausdruck unbeschreiblicher Würde an. »Helf Gott! Wenn ich nun gar sterben sollte und schon im Himmel wäre?«

Doctor Blank sah den also Redenden mit einem liebevollen Blick an, in dem seine ganze Zuneigung zu ihm lag, schüttelte sanft den Kopf und sagte mit einer seine volle Ueberzeugung aussprechenden sicheren Stimme:

»Sie sterben noch lange nicht, wenigstens nicht, so lange ich lebe. Sie haben eine Organisation, wie sie Ihre weisen Stammväter hatten, sind völlig gesund, mäßig und vorsichtig in jedem Genuß, und Ihr Gemüth ist glücklicher Weise so beschaffen, daß Alles, was die Welt um Sie her beunruhigt, Sie nicht außer Athem bringt. Ja, so sind Sie und das nenne ich eine glückliche Natur!«

»Helf Gott! Das ist wahr!« rief Joël, heiter auflächelnd.

»Nun sehen Sie. Uebrigens würden Ihre Bücher doch wohl das Nöthige enthalten, nicht wahr?«

»Vollständig. Unser geheimer Vertrag – alles übrige Nothwendige liegt in meinem feuerfesten Schrank, zu dem nur ich und Esther die Schlüssel haben, und trägt die Aufschrift, daß es Ihnen gehört. Esther ist darin eingeweiht, Sie wissen es wohl, und wird Alles in ihrem Gedächtniß bewahren.«

»Alles?« fuhr Doctor Blank lebhaft auf. »Sollte sie Alles wissen? Das will ich nicht hoffen und wünschen.«

»Beruhigen Sie sich, nicht Alles, helf Gott! Nur von den Geldangelegenheiten, das heißt, daß das ganze Geld, das große und das kleine Capital – das Ihrige ist, ist sie unterrichtet, und das mußte sie ja sein, und das ist doch eigentlich die Hauptsache, nicht wahr?«

Doctor Blank besann sich eine Weile, »Nun ja,« sagte er endlich. »Und von – dem Uebrigen weiß sie wirklich nichts?«

Kein Sterbenswörtchen. Habe ich denn vergessen meinen Schwur? Werde ich ihn nicht halten bis zu meiner Sterbestunde?«

»So ist es gut, Joël, ich bin mit Ihnen immer und in Allem zufrieden.«

»Wohl, das freut mich, ich aber sage, muß sagen, daß es mir leid thut, daß der alte – sage ich es geradezu – der alte Eigensinn noch immer an Ihnen haftet.«

»Nennen Sie es Eigensinn oder wie Sie wollen – ich nenne es Consequenz, die aus der festen Ueberzeugung entsprungen ist, daß Alles, wie wir es eingerichtet haben, am besten ist. – Doch nun noch zwei wichtige Fragen und sie auszusprechen – ich gestehe es – wird mir schwer. Aber es muß sein und so sage ich: was – was haben Sie in Bezug auf die bewußte Gesundheit – Sie verstehen – in Erfahrung gebracht? Das muß ich wissen und darin seien Sie genau, ich bitte Sie darum.«

Joël zuckte die Achseln. »Auch darin ist es, so viel ich weiß, ganz beim Alten geblieben und ich wüßte nicht das geringste Neue hinzuzufügen. Die letzten Nachrichten lauteten sogar etwas günstiger.«

»Ah, das ist gut, das freut mich!« rief Doctor Blank, die blauen Augen dankbar gegen den Himmel erhebend, »O ihr Sterne, ihr Sterne, die ihr über uns waltet, ich danke euch, denn in euch ist Gott, euer Glanz und eure Existenz ist seine schönste, seine überzeugendste, seine unvergänglichste Schrift! – Und nun die zweite Frage, die leider eine Hauptfrage zu werden scheint: wie steht es mit – mit dem Deficit – Sie verstehen!«

Joël nickte und lächelte sanft dabei. »O, auch damit steht es gut, Alles ist in Richtigkeit, Ihre Wünsche sind

haarscharf ausgeführt, ich bin im vollen Besitz Dessen, was nothwendig war, um –«

»Still! Ich weiß genug; zwischen uns bedarf es keiner weiteren Worte darüber. Und nun, Joël, sind ja wohl unsere *Geschäfte* abgemacht?« fragte er, aus voller Brust tief aufseufzend, als fühle er sich unbeschreiblich erleichtert.

»Nein,« sagte Joël mit seltsamer Milde, »ich habe noch eins und zwar eins, was mich selbst betrifft.«

Doctor Blank erhob neugierig den Kopf, »Was Sie selbst betrifft?« fragte er.

»Nun, mich oder mein Kind, das ist ja Dasselbe. Und dies Kind, mein höchster Schatz, mein kostbarstes, liebstes Kleinod denn ich allein kenne seinen ganzen Werth – das lege ich jetzt an *Ihr* Herz.«

»Oho! Ist *das* Ihre Sorge? An meinem Herzen liegt Esther schon lange. Und sie soll gut bei mir aufgehoben sein.«

»Das weiß ich. Aber ich weiß nicht, wie lange ich ausbleiben und von ihr getrennt sein werde. Fallen meine Geschäfte nach Wunsch aus, so wird meine Reise nicht lange dauern und ich kehre spätestens in acht bis zehn Tagen zurück. Fallen sie nicht nach Wunsch aus, ziehen die Verhandlungen sich in die Länge, so dehnt auch meine Abwesenheit sich länger aus.«

»Das ist einerlei, lieber Joël. Bleiben Sie kurze oder lange Zeit fort – in Bezug auf Ihre Tochter und mich macht das keinen Unterschied, sie soll *gut* aufgehoben sein, sage ich.«

»Dann bin ich zufrieden und ich hoffe, sie wird Ihnen nicht lästig werden, Aber lassen Sie sie nicht müßig sein, der Müßiggang verdirbt alles Gute auf Erden, Sie wissen es ja, Esther muß immer etwas zu denken, zu rechnen, zu arbeiten, zu lernen haben, wenn sie sich wohl fühlen soll. Sie ist von Kindesbeinen an daran gewöhnt, und Gott, der Herr, hat ihr Fähigkeiten verliehen, die immer geprüft, geübt, gestählt sein wollen. Prüfen, üben und stählen Sie sie also.«

»Gewiß; auch darin, bester Joël, haben Sie keine Sorge, Sie soll so wenig wie möglich von meiner Seite, aus meinem Zimmer kommen, und draußen soll sie mit mir botanisiren und die Sonne, den Mond und die Sterne begucken, was sie ja schon so lange gewünscht, Sie soll mit einem Wort mein Schüler und Famulus sein und Alles thun und treiben, was ich thue und treibe.«

»Dann bin ich zufrieden, dann ist sie auch in meinem Sinn gut aufgehoben.«

Die beiden Männer erhoben sich von ihren Stühlen und schüttelten sich die Hände. Dann legte Joël seine Brille und alle auf dem Tisch liegenden Papiere, die Doctor Blank anzusehen und anzunehmen verweigert, in die Briefftasche, verschloß sie und steckte sie vorsichtig in die geräumige Westentasche, die er, wie auch den Rock, wieder bis an den Hals zuknöpfte. Hierauf verließen sie Beide das Zimmer und das Haus und traten in den Garten, wo sie schon Esther bei den Blumen fanden und der Gärtner ihr eben verschiedene Fragen beantwortete, die das

wißbegierige Mädchen in Betreff der Pflege und Zucht derselben an ihn gerichtet hatte.

---

Es war zehn Uhr geworden und die kleine Gesellschaft saß wieder im Eßzimmer beisammen, um das zweite Frühstück gemeinschaftlich einzunehmen. Keiner der Anwesenden zeigte einen besonderen Appetit, so sehr Frau Mausgrau sich auch bemüht hatte, denselben zu reizen, und eben so wenig Neigung, noch eine längere Unterhaltung zu führen, da Alle mit den eben verhandelten Dingen noch beschäftigt sein mochten oder an der bevorstehenden Abreise Joël's einen mehr oder minder innigen Antheil nehmen, erhob man sich denn auch bald wieder vom Tisch und gleich darauf gab Moses Joël seiner Tochter einen Wink, ihm noch einmal nach seinem Zimmer zu folgen, da er ihr noch einige Worte unter vier Augen zu sagen habe.

Esther folgte ihm augenblicklich und bald befanden sie sich ohne Zeugen in dem kleinen Gemach des oberen Stockwerks. Rührende Kindlichkeit und herzliche Zuneigung auf ihren lebensvollen Zügen, stand Esther vor ihrem Vater und schaute ihn mit ihren dunklen Augen forschend an, da sie nicht errathen konnte, was er ihr noch insgeheim zu sagen haben könne.

»Mein Kind,« begann er, nachdem er sie lange liebevoll angesehen und ihre beiden Hände ergriffen hatte, mit warm aus dem Herzen quellendem Tone zu reden,

der auf Esther alsobald eine tiefgreifende Wirkung hervorbrachte, »ich reise jetzt in die weite Welt und zum ersten Mal in meinem Leben trenne ich mich auf längere Zeit von Dir, was mir herzlich schwer fällt. Ich habe lange darüber nachgedacht, ob ich es soll, aber der Gedanke, daß Doctor Blank es ist, in dessen väterlicher Obhut ich Dich lasse, hat endlich den Ausschlag gegeben. So bleibe denn bei ihm, gewinne ihn lieb, wie ich ihn schon lange liebe, denn er ist ein vortrefflicher Mann, und arbeite bei und mit ihm nach Herzenslust. Beides wird Dir leicht werden, denn er verdient Seine Liebe und Du arbeitest gern. Etwas Anderes wüßte ich nicht zu erwähnen und Du bist verständig genug, um Dir selbst zu sagen, was Du hier thun und lassen mußst. Nur noch eine Kleinigkeit füge ich hinzu. Damit Du auch in meiner Abwesenheit nicht ohne Geld bist, nimm diese Börse, es sind kleine niedliche Goldstücke darin, Sie sind Dein Eigenthum und Du kannst damit machen, was Du willst. Wenn Du aber einen Rath von mir hören willst, so spare sie nicht zu unnützen Dingen auf, nein, sondern wenn die Gelegenheit sich bietet, halte Deine Ausgaben nicht zurück und sei freigebig. Namentlich wenn Dir arme Leute im Walde begegnen, die sich kümmerlich nähren und sich über die schöne grüne Welt nicht so freuen können wie Du, oder wenn Du hungrige Kinder siehst, die mit bloßen Füßen durch das Gestrüpp kriechen, um Beeren zu suchen und damit Meilen weit zu laufen, um ein paar Pfennige zu verdienen, dann gieb ihnen reichlich und sprich im

Stillen, was ich so oft laut spreche, helf Gott! Du bist eines wohlhabenden Mannes Kind, den Gott gesegnet hat, und hast nie die Entbehrungen der Armen und Elenden kennen gelernt. So theilt denn diesen Segen nach Deinen Kräften auch Anderen mit – das thut im Herzen wohl und giebt Deinem Geiste Kraft, Dir selber zu nützen. – So, jetzt bin ich fertig, Nun küsse mich und geh!« –

Er legte die rechte Hand auf ihren Scheitel, der sich demüthig vor ihm neigte, und sprach einen stillen Segenswunsch über sie aus. Sie fiel ihm an die Brust, preßte ihn fest an sich und schluchzte dabei laut auf. Aber sie vermochte kein einziges Wort mehr zu sprechen, ihre Rührung war zu groß und die Gefühle, die sie in diesem für sie so seltenen Moment bewegten, erstickten sie fast.

In diesem Augenblick hörten Beide den Kutscher vor der Pforte der Weißdornhecke laut mit der Peitsche knallen und das kleine niedliche Gefährt Doctor Blank's fuhr vor das Haus. Joël schritt Hand in Hand mit seiner Tochter die Treppe hinab und fand schon seinen Wirth und dessen Wirthschafterin zum Abschiednehmen im Garten stehen.

»Mein Freund,« redete hier Moses Joël den Doctor an, »meine Stunde hat geschlagen und ich gehe. Wende Gott alle meine Schritte zum Besten und gebe er auch Euch nur Gutes und Angenehmes. Zu sprechen habe ich weiter nichts mehr, denn was wir zu verhandeln hatten, ist geschehen. So leben Sie denn wohl und haben Sie Dank für Ihre Gastfreundschaft!«



Er reichte dem alten Herrn die Hand, drückte sie herzlich, grüßte auch Frau Mausgrau und wandte sich dann noch einmal nach Esther hin, um sie zum letzten Mal zu küssen. Dann stieg er rasch in den Wagen und die Pferde liefen auf der Stelle hurtig davon. Doctor Blank und Esther blieben so lange vor der grünen Hecke stehen, als sie ihn sehen konnten, als er aber ihren Augen entschwunden war, kehrte sich der alte Herr nach Esther um, schlang seinen Arm um ihre seine Taille und sagte, als er ihre schönen Augen in hellen Thränen schimmern sah, kurz, aber mit einem so herzlichen und besänftigenden Ton, daß sie fast augenblicklich dadurch getröstet wurde:

»Komm, Kind! Jetzt sind wir allein und Du bist mein. So wollen wir denn sehen, ob ich Dir ein eben so guter Vater sein kann wie der, der uns eben verlassen hat.«

Esther blickte in Thränen lächelnd dankbar zu ihm auf, dann folgte sie ihm in sein Studirzimmer und hier wußte der weise Mann, der es vielleicht an sich selbst gelernt, wie man am leichtesten seines Herzens Kummer beschwichtigen könne, sie sogleich in eine Fülle geistiger Arbeiten und ihr interessanter Dinge zu verwickeln, daß ihre Aufmerksamkeit bald vollständig gefesselt und sie sich bewußt wurde, daß sie in der That von einem Augenblick an die Schülerin eines Meisters geworden war.

---

Es bedurfte nur weniger Tage Aufenthalts in Blanksruh, so war Esther schon, ohne daß sie selbst eine Ahnung davon hatte, der Liebling aller Bewohner der kleinen Ansiedlung geworden und Frau Mausgrau, die früher oft mürrisch und launenhaft gewesen, über manche Absonderlichkeiten und Gewohnheiten ihres Herrn gewitzelt und sich namentlich über sein anhaltendes Arbeiten beklagt, witzelte und klagte über nichts mehr, ja sie schienen förmlich aufgelebt und gleichsam in eine ganz andere Bahn ihres Handelns und Wirkens gerathen zu sein. So war auch ihre Miene viel freundlicher als sonst geworden und wenn sie das junge jüdische Märchen an ihrer Seite bald Dies, bald Jenes ergreifen und immer mit dem größten Geschick handhaben sah, war ihr zu Muthe, als beginne jetzt mit einem Mal ein neues Leben der Behaglichkeit und Gemüthlichkeit für sie und als habe sie zum ersten Mal eine ihrer Theilnahme würdige Helferin und Beratherin im Haushalt des einsamen Mannes gefunden.

Aehnlich erging es der Köchin in der Küche, wo Esther ebenfalls zu Zeiten thätig und wirksam zu sein wünschte und nach vielen Dingen fragte, die Suse noch nie von anderen Menschen hatte aussprechen hören und wobei sie sich, wenn sie einmal eine belehrende Antwort geben konnte, selbst viel klüger und erfahrener vorkam als früher.

Auch der Gärtner, Suse's Mann und ein intelligenter und umsichtiger Mensch, war schon gleich am ersten Tage von dem jungen Fräulein gewonnen worden und er

schaute mit dem lebhaftesten Vergnügen auf ihre zierliche Gestalt, wenn sie an eine Rose trat, mit der schneeweißen Hand sie zu sich niederzog und daran roch. War sie doch, und in seinem Auge wohl nicht allein, selbst eine menschliche Rose, so duftig, so reizend, so süß in ihrem leichten Morgengewand, und der sinnige junge Mann, der seine Freude an Allem hatte, was in der Natur Schönes wuchs und blühte, erkannte bald viele der herrlichen Eigenschaften heraus, die in dem Innern des stillen Gastes verborgen lagen und nur von kundiger Hand und einem reifen Sinn entwickelt zu werden brauchten, um bald sichtbar und faßlich vor die Augen Aller zu treten.

Ja, Esther war ganz dazu angethan, sich im Fluge die Herzen der Bewohner von Blanksruh zu gewinnen, und wenn zu diesem Erfolge schon ihre äußere Erscheinung den ersten siegreichen Schritt that, so waren es noch weit mehr ihre geistigen Fähigkeiten, die allmählig zum Vorschein kamen und Jeden, der Sinn und Empfängniß dafür besaß, in Erstaunen setzen mußten, denn sie war nicht allein mit einem scharfen Verstande, sondern auch einem instinktartigen Gefühl begabt, welches sie alles Rechte und Gute auf der Stelle erkennen ließ, und da sie eben so gelehrig wie lernbegierig und dabei rastlos thätig und fleißig war, so lernte sie Alles, was sie noch nicht wußte, im Handumdrehen. Nein, nichts wurde ihr schwer, sie bewies in Allem Geschick, selbst in Dem, was ihr bisher ganz fremd geblieben war. So wußte sie auch bald im ganzen Hause, in Küche und Keller Bescheid, das Kleine wie das Große in der Wirthschaft zog sie an, und

überall ging sie, sobald sie einige Minuten aus Doctor Blank's Stube entlassen wurde, um einmal frische Luft zu schöpfen, Frau Mausgrau zur Hand, half ihr, wo sie ihre Hülfe nützlich glaubte, und prägte sich vor allen Dingen schnell die Gewohnheiten und Liebhabereien des alten Herrn ein, um dessen Wohlbefinden sich von nun an ihre ganze Sorgfalt drehte.

Dieser selbst aber war unter seinen Hausgenossen wohl am meisten befähigt, die ungewöhnlichen Geistes-eigenschaften des jungen Mädchens zu erkennen und zu würdigen, denn mit ihm verkehrte sie so den größten Theil des Tages. Zumeist zog sie am ersten Tage, wo sie noch unter der Einwirkung der Abreise ihres Vaters litt, die stille gemüthliche Studirstube des alten Herrn an. Hier saß sie am Schreibtisch neben ihm und horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit seinem Unterricht zu, der ungemein interessant und lehrreich für sie war, da sie unendlich viel Neues erfuhr, was ihr einen richtigeren Lebenszweck erschloß, als sie ihn früher im Bereiche eines Menschendaseins geahnt.

Doctor Blank hatte sich sehr bald von der Wahrheit der Mittheilung ihres Vaters überzeugt, daß Esther eine vortreffliche Rechnerin sei, und der alte Herr staunte, als er sie Aufgaben lösen sah, die einem gewiegten Mathematiker Ehre gemacht haben würden, und woraus er ihre ganze Fähigkeit und die Schnelligkeit ihrer Fassungsgabe erkannte, da sie selbst Schweres begriff, was ihr noch nie vor Augen und unter die Hände gekommen war.

Doctor Blank war in seinem Unterricht unmittelbar auf das eingegangen, wonach Esther schon so lange am eifrigsten getrachtet hatte, und schlug dabei in seiner gemüthlichen Weise einen erzählenden Conversationston an, der sie kaum erkennen ließ, um welche ernste Wissenschaft es sich hier handelte. Er hatte nämlich sogleich begonnen, ihr die Anfangsgründe in der Astronomie zu eröffnen, indem er ihr schöne Himmelskarten zeigte, die Stellung und den Umlauf der Gestirne darauf klar machte und ihr so die erste Stunde von unserm Sonnen- und Planetensystem gab. In diesem Unterricht konnte er rasch vorschreiten, denn Esther faßte Alles unglaublich schnell und was sie einmal gehört, behielt sie im Gedächtniß, so daß der Lehrer nicht ermüdete, da er nichts zum zweiten Mal zu wiederholen brauchte. Und gleich, sobald sie das Allgemeine gefaßt und sich eingepägt, verrieth sie die Neigung, auch aus Specielleres überzugehen, und das betraf namentlich die astronomische Berechnung des Abstandes unserer Planeten unter sich und von der Sonne und Erde, und da lernte sie zum ersten Mal die logarithmischen Tafeln kennen, deren für den Anfänger so schwierige Anwendung sie gleichsam spielend begriff.

Oft, wenn sie Doctor Blank's Worte so rasch faßte und schon wieder auf Neues horchte oder danach fragte, schaute er das junge Mädchen mit gränzenlosem Staunen von der Seite an, denn er konnte nicht begreifen, wie Jemand, der sich nie mit dergleichen schwierigen Dingen

beschäftigt, ein solches Verständniß dafür und eine solche Leichtigkeit des Begreifens derselben an den Tag legen könne. Bisweilen kam es ihm so vor, als ob schon Alles vorbereitet und gleichsam wie eine Knospe zum Aufbruch der Blüthe entwickelt in ihrem Innern gelegen hätte und er nur daran zu rühren brauche, um die Hülle zu sprengen und die farbige Blume sichtbar werden zu lassen. Und er, der kluge, immer logisch richtig denkende und Satz auf Satz ruhig fortschreitende Mann, der durch langes Studium sich eine so große Kenntniß vom Zusammenhang und der ewig fortschreitenden Entwicklung des Universums verschafft, der mit jahrelanger Mühe und Arbeit sich über die Schwierigkeiten der erhabensten aller Wissenschaften emporgerungen, wie verhielt er sich selbst in seinen Empfindungen seiner so gelehrigen Schülerin gegenüber? O, er war nicht nur entzückt und begeistert von einer solchen nie geahnten Fähigkeit, sondern er wurde auch dadurch selbst zu neuen fortgesetzten Forschungen gedrängt, und so gab er sich die größte Mühe, in seinen Vorträgen so klar wie möglich zu werden, um das einmal lebendig gewordene Interesse nicht erkalten zu lassen und den stätig fortschreitenden Geist seiner Schülerin mit einem neuen Interesse zu füllen. Denn nichts spornt und stachelt so einen an Geist und Gemüth gleich hochstehenden Lehrer mehr zu neuen Anstrengungen der Belehrung an, als ein lernbegieriger, talentvoller Schüler, den er wegen seiner Fähigkeiten schätzen und wegen seiner sonstigen schönen Eigenschaften zugleich lieben muß.

Allerdings kam er in den ersten Tagen nicht gar weit in seinem Unterricht, der sich doch immer nur auf einige Stunden beschränken konnte, denn das Fiele des Lehrens und Lernens war ja viel zu groß, aber doch merkte er bald, daß er mit einem solchen Schüler rasch vorschreiten und aus dem leichteren erzählenden Ton bald in den wirklicher wissenschaftlicher Belehrung übertreten könne. Auch wurden die Beschäftigungen im Studirzimmer täglich mehrere Male den Excursionen in die Außenwelt unterbrochen, denn Doctor Blank hielt auch jetzt streng an seinem bisherigen Lebensgange fest, indem er der Meinung war, daß namentlich ein junger Geist in seinen Beschäftigungsart Abwechselung genießen müsse, um das Erlernte nicht nur gehörig innerlich zu verarbeiten, sondern auch das Interesse an der Außenwelt nicht zu verlieren und mit seinem Geist zugleich seinen Körper zu entwickeln, wozu nach seiner Ansicht nothwendig der Genuß der freien Luft und eine kräftige Bewegung in derselben gehörte.

So mußte Esther ihn denn auch auf seinen täglichen botanischen Excursionen begleiten, und das that sie gern, denn sie sah bald ein, daß sie auch hier viel Neues und Interessantes lerne könne und wenn er dann gegen Abend mit ihr nach Hause kam und sie ihm die eingesammelten Pflanzen auspacken und ordnen half, dann zeigte er ihr, wie sie deren Samen, Gattung und Zweck er ihr genannt, gelegt und gepreßt werden müßten, um zu trocknen und dem ferneren Studium zugänglich und nutzbar zu werden. Und das Alles lernte und trieb sie mit einer wahren,

täglich zunehmenden Herzensfreudigkeit und so machte sie auch in der botanischen Wissenschaft, deren Grundzüge er ihr unterwegs erzählend und gleichsam spielend beibrachte, so auffallende und rasche Fortschritte, daß der alte Mann unwillkürlich aus einem Erstaunen in das andere fiel.

Wenn nun alle diese verschiedenartigen Belehrungen, die natürlich nicht so rasch auseinander folgten, wie wir sie hier vorweg erwähnt haben und die der wißbegierigen Esther eine ganz neue Welt aufzuschließen begonnen haben, schon überaus anziehend und verlockend für sie waren und ihr Geist dadurch eine Fülle von Nahrung erhielt, wie er sie in dem engen Kreise ihres bisherigen Lebens nie geahnt – was wollte das Alles gegen das unaussprechliche Glück und die, ihre ganze Seele in Entzücken tauchende Bewunderung sagen, als Doctor Blank nun zu der eigentlichen Blüte und Frucht aller seiner Studien gelangte und ihr die Wunder erschloß, die der sterbliche Mensch mit seinen Augen auf nächtlichen Himmelsgewölbe wahrnehmen kamt, wenn dies Auge durch künstliche Mittel geschärft und seine Sinne überhaupt der Wahrnehmung so gewaltiger Erscheinungen von kundiger Hand und erfahrenem Geist geöffnet werden? Ja, Esther sollte gar bald ihren Lieblingswunsch erfüllt sehen und den ihrem liebevollen Führer, der mit einer nie empfundenen Herzensfreude jetzt Vaterstelle bei ihr vertrat, in die Geheimnisse seiner kleinen Sternwarte eingeweiht werden. Auf diesen Augenblick hatte er sich selbst im Stillen schon lange gefreut



und um seine Pflegebefohlene nicht plötzlich in die Ueberfülle ihr so neuer Anschauungen zu versetzen und ihren klaren Geist dadurch zu verwirren, hatte er beschlossen, sie allmählig auf das Bedeutungsvolle und Gewaltige vorzubereiten, was sie da oben erwartete. Nachdem er ihr also mehrere kleine Vorträge gehalten, die sie einen allgemeinen Ueberblick über den Inhalt und Zusammenhang des Himmelsgewölbes gewinnen ließen, beschloß er, noch bei vollem Tageslichte mit ihr zu seinem Pavillon emporzusteigen, ihr zuerst seine schöne Heimath zu zeigen und sie dann eine Zeugin aller der Vorgänge werden zu lassen, die sich in der Atmosphäre auf der Erde und am Himmel zutragen, wenn der helle Tag der Dämmerung weicht und allmählig in die dunkle, nur durch die himmlischen Gestirne erleuchtete Nacht übergeht.

Schon um halb acht Uhr dieses Tages, gleich nachdem man hastig das einfache Abendbrod verspeist, sah Frau Mausgrau zu ihrer höchsten Verwunderung Vorkehrungen treffen, die sie schließen ließen, daß ihr Herr gewillt sei, seinen lieben Gast nicht allein an seinen Studien innerhalb des Hauses theilnehmen, sondern sich sogar von demselben auf seine Bergwarte begleiten zu lassen. Als sie dies auch bei Tische schließlich besprechen hörte, blieb sie im ersten Augenblick starr vor Staunen, und als gleich darauf Esther aufgefordert wurde, sich mit einem warmen Tuch und einer leichten Kopfbedeckung zu versehen, um gegen eine etwa eintretende nächtliche Kühle oder den Wind geschützt zu sein, und ihr Herr sich nun selbst seinen Paletot geben ließ und endlich mit Esther

langsam den Weg nach dem Berge antrat, sah sie den Beiden mit Blicken nach, die ihre ganze Verwunderung aussprechen und auf einen etwaigen Beobachter den Eindruck hätten machen können, als stehe der guten Frau im wahren Sinne des Worts der Verstand auf einige Minuten still.

»Gott steh uns bei!« sagte sie, als sie so im Garten stand, ganz laut, schlug vor Erstaunen die Hände zusammen und schüttelte den Kopf so stark, daß ihr beinahe die Mütze vom Haare gefallen wäre. »Nun nimmt er das junge Blut gar mit auf den Berg und in seinen Pavillon, um ihren schon überklugen Kopf mit noch mehr unnützen Gedanken zu füllen, als bereits darin sind. Hat denn das Ding da oben, wo die blanken Kanonenröhre stehen und Gott weiß was Alles spukt, nicht schon genug gehext und gezaubert, daß es den alten Mann in die Sterne verliebt gemacht hat, und muß denn nun auch noch dies kluge Kind in den Zauberspiegel gucken, um sein bisschen Verstand ganz und gar zu verlieren? Soll die sich etwa auch in die Sterne verlieben, wie er? Na, das wäre mir schrecklich und ich bin wahrhaftig der Meinung, daß sie viel klüger thäte, ihre Liebe hier unten auf irgend einen Menschen zu richten, denn hübsch genug ist sie dazu, eigentlich viel zu hübsch. O Herr Doctor, Herr Doctor, was machen Sie mir doch für tolle Streiche! – Sind denn die Augen dieser kleinen Person nicht scharf genug, den Mond und die Sterne von hier unten aus zu betrachten, wie ich und alle gescheidten Menschen es thun? Na ja,

ich muß es immer wieder sagen, er ist so ein ganz prächtiger Mann, ich habe mich über ihn in nichts zu beklagen, aber – seine Schrullen hat er doch, sobald es sich um die Sterne da oben handelt. Und was er sich nur einbilden mag – dieses schöne Kind soll wirklich ein Vergnügen daran haben, ihn in die Nacht hinein auf den kalten Glasboden zu begleiten und den Wind aus der ersten Hand pfeifen zu hören. O Herr Doctor, Herr Doctor! Sie sollten mit dem armen Weesen lieber nach der Stadt fahren und auf einen Ball gehen, das würde ihr mehr Spaß machen und sie hätte doch noch Etwas davon!« –

Während Frau Mausgrau so sprach und, nach dem Hause zurückkehrend, immer wieder den Kopf schüttelte, daß die Haube wackelte, und über die Narrheit gelehrter Männer spottete, hatte Doctor Blank mit seiner Begleiterin ganz langsam den Berg zu ersteigen begonnen, und Esther, obgleich sie gehört, daß der Weg mühsam sei, fand dies durchaus nicht, denn ihre Lungen waren vortrefflich organisirt und ihre Füße so elastisch und kräftig, daß sie nicht die geringste Schwierigkeit in dem ihr biesher unbekanntem Bergsteigen wahrnahm. Ja, sie fand schon diesen Weg an sich höchst interessant; die schönen schlanken Bäume, die so still und traulich ihr zur Seite ragten, ließen in ihren Laubkronen ein so liebliches Rauschen und Flüstern hören, der tiefe Schatten, den sie warfen und dem sie seelenvergnügt emporstieg, war so kühl und labend, daß sie ihre Brust ganz frei werden fühlte und wiederholt ihr Behagen an dem ihr vollkommen neuen Vergnügen zu erkennen gab.

Unterwegs stand Doctor Blank einige Mal still, um sich zu ruhen, wie er es auch that, wenn er allein den Berg erstieg, und dann machte er Esther bald auf Dies, bald auf Jenes aufmerksam, von dem er glaubte, daß es ein kleines Interesse für sie haben könne. Als sie aber endlich vor dem Pavillon angekommen und der Doctor die Thür seines Bergstudirzimmers geöffnet hatte, ließ er sie niedersitzen, um sich erst abzukühlen, denn sie war doch etwas warm geworden, ihre immer rosig angehauchten Wangen überzog ein glühenderes Roth und ihr Busen hob sich sichtbar auf und nieder. Bald jedoch war sie wieder im Stande, sich genauer in dem kleinen Heiligthum umzusehen, und es sie mit Bedacht Schritt der Schritt in ihren Entdeckungen und Erfahrungen vorzuschreiten pflegte, fragte sie nach der Bedeutung jedes einzelnen Gegenstandes, der ihr bisher noch nicht vor Augen gekommen war. So hatte sie bald erfahren, was sie wünschte, Doctor Blank hatte ihr Verschiedenes erklärt, obgleich es nach seiner Meinung hier noch nicht viel Bedeutendes zu sehen gab, und endlich, nachdem er wieder seine Lampe angezündet, forderte er sie auf, ihm auf die alle Wipfel weit überragende Plattform zu folgen, wo ja sein Allerheiligsten lag.

Mit der Erwartung bebender Hast – denn nun kam ja das leidenschaftlich Erstrebte und Begehrte – stieg sie die kleine Wendeltreppe empor und es stand sie nun unter dem gläsernen Dach, unter welchem sie es durchaus nicht kühl, wie sie geglaubt, sondern sogar recht heiß

fand, denn die Sonne hatte den ganzen Tag darauf geschienen und das Innere des Glashauses fast übermäßig erwärmt. Aber hiergegen wußte Doctor Blank bald Rath. Er öffnete rasch ein paar Fenster und ließ einen frischen Luftzug hindurchströmen und jetzt, da Esther auch diese Labe fühlte, athmete sie hoch auf um, blickte sich staunend in Dem ihr ganz neuen Reiche um, denn sie hatte ja nie auf einem so hohen Berge gestanden und die schöne Gotteswelt in so herrlicher Gestaltung in so unermeßlicher Runde zu ihren Füßen liegen sehen.

Ja, staunend blickte sie sich ringsum und es war, als ob ihr im ersten Augenblick die Lippen versiegelt wären, so stumm verhielt sie sich dabei. Und allerdings mußte ein solcher Anblick auf ein empfängliches Gemüth, dem noch nie im Leben ein ähnlicher zu Theil geworden war, eine tiefe Wirkung üben. Bei prachtvoller Beleuchtung, nicht zu grell und nicht zu düster, während eben die letzten Strahlen der untergehenden Sonne schräg über das weite grüne Thal zu ihren Füßen fielen, lag das ungeheuere Panorama mit seinen Waldungen und Feldern, seinen Städten und Dörfern, seinen Häusern und Hütten und seinen ausgedehnten Matten und Wiesenflächen vorr und unter ihr. Wohin ihr Auge blickte, überall sah es farbige Frische und milden Glanz, und auf Allem ruhte sanfter Friede nur träumerische Stille, denn der beginnende Abend trägt ja auf seinen dämmernden Schwingen immer ein feierliches Schweigen mit sich heran und alle sichtbaren Gegenstände nehmen sich zu der Zeit, wo die

Sonne den Erdball verlassen will, stets am lieblichsten und harmonischsten aus.

Als Beide so im Anschauen des großen herrlichen Naturbildes versunken waren, legte Esther fast unwillkürlich ihren Kopf vertraulich an des alten Mannen Schulter und leise flüsterten die Worte an sein Ohr: »Das ist groß, das ist schön; das habe ich noch nie gesehen!«

Doctor Blank wandte sich sanft zu der so leise Redenden um und bemerkte, daß sie vor innerer Erregung ganz bleich geworden war. »O ja,« sagte er und umfaßte sie liebevoll, »da hast Du wohl Recht und bei einem solchen Anblick, wo jedes andere herbe und drückende Gefühl verstummt, muß jeder fühlende Mensch glücklich und Gott dankbar sein, daß er ihm eine solche Heimath gegeben hat. Und dankbar wenigstens bin ich ihm immer dafür, so oft ich hier stehe, und habe es ihm auch schon oft gesagt, und er hat mir dadurch geantwortet, daß er mir stets eine neue Bewunderung seiner Allmacht und Größe, wie seiner Vaterliebe und Güte eingeflößt hat.«

»Ich danke ihm mit Ihnen,« flüsterte sie, »o, noch viel inniger als Sie, wenn das möglich ist, denn mir zeigt er dies Alles ja zum ersten Mal und ich fühle mich fast bedrückt von so viel Glück und Seligkeit. Ja, jetzt empfinde ich so recht, daß es wahr ist, was ich Sie schon oft meinem Vater sagen hörte: Es giebt nichts Beruhigenderes und Lindernderes für ein tiefes Seelenleid, als den Anblick der friedlich waltenden und ohne Schranken sich enthüllenden Natur. Nun, wenn schon ein von Schmerz gefoltertes Herz solche Wohlthat dabei empfinden kann,

wie muß erst einer jungen Seele zu Muthe sein, die der Schmerz noch nicht heimgesucht hat?«

»Du hast Recht,« erwiderte Doctor Blank, »und ich will Dir wünschen, daß Dir *der* oder ein solcher Schmerz für ewig erspart bleibe, wie ich ihn schon empfunden und mit jenen Worten Deinem Vater ausgesprochen habe.«

Esther erwiderte nichts darauf, obwohl sie sich im Stillen fragen mochte, was das für seltsamer Schmerz sei, den der anscheinend so heitere Mann hier leise andeutete. Als sie sich aber Beide an dem schönen Anblick hinreichend gesättigt und die Dämmerung immer merklicher über das weite Thal und seine in matten Duft versinkende Umgränzung hereinsank, wandte sich Esther plötzlich von der fernen Welt ab und blickte sich in der ihr ganz nahe liegenden kleinen Stätte um.

»Ach,« sagte sie, »da sind ja Ihre oft erwähnten schönen Instrumente. Darf ich sie mir einmal näher betrachten und wollen Sie mir nicht den Gebrauch und Zweck derselben erklären?«

Doctor Blank war sogleich dazu bereit und mit einer wahren Begeisterung sprach er nun von der früher unbekanntem Wirkung dieser erst neuerdings erfundenen seltsam geformten Instrumente. Unter vielen anderen zeigte und erklärte er ihr feinen Theodolithen, das heißt das Instrument, womit man die horizontalen Winkel zwischen Gegenständen auf der Erde mißt; seinen neuen Spectralapparat zur Ermittlung der Sternspectra, ferner die Passageinstrumente, die dazu dienen, den Durchgang eines Sternes durch den Meridian zu beobachten, und endlich

sein kostbarstes Kleinod von allen, sein großes Teleskop, das Frau Mausgrau vorher mit einem großen Kanonenrohr verglichen hatte, womit es allerdings eine entfernte Aehnlichkeit besaß.

Nachdem er ihr alle diese Instrumente in Bezug auf ihren Gebrauch und Zweck erklärt, ging er wieder zu einem kleinen Vortrage über, der die eben erwähnten Gegenstände näher berührte und sie faßte auch hier Alles schnell, was sie dem darüber glücklichen Lehrer durch einige schicklich eingestreute Fragen bewies.

Während dieser längeren lehrreichen Unterhaltung aber war die Dämmerung mit jedem Augenblick stärker und stärker geworden. Der Abend sank mit seinen tieferen Schatten herein und lud gleichsam die Nacht ein, aus ihrem Versteck hervorzutreten und das bisher so allmächtige Tageslicht zu verdrängen. Doctor Blank stand unbeweglich und schweigsam wie eins seiner Instrumente an Esther's Seite und beobachtete genau alle Vorgänge in der Natur, die von Secunde zu Secunde stiller und feierlicher wurde, bis der letzte Lichtschimmer in dem ungeheuren Raume verschwunden war und der düstere Flor der beginnenden Nacht sich auf Nähe und Ferne senkte.

Ohne Zweifel hatte er schon lange auf das Erscheinen des ersten Sternes gewartet und endlich sah er ihn sich langsam aus dem unergründlichen Schooße der Luft hervorringen und mit seinem erst perlenden, gleichsam spielenden, dann aber funkelnden und strahlenden Licht das Auge beglücken. Kaum aber war er sichtbar geworden,



da tauchten auch andere, bald kleinere, bald größere seiner Gefährten aus dem Luftmeere auf, die allmählig an Glanz zunahmen, bis sie endlich in ihrer ganzen Glorie am wieder blau gewordenen Himmelszelt flatterten.

Doctor Blank war immer noch in Schweigen versunken und nur seine Brust athmete höher auf, als er seiner alten Freunde und Genossen in mancher stillen Nacht wieder ansichtig wurde. Als er sie aber alle mit raschem Blick überflogen, als ob er sie zähle und dabei im Stillen begrüße, wandte er sich zu der still neben ihm Stehenden um und zeigte ihr die klar gewordenen Sternbilder, nannte sie bei ihren Namen und fügte einige Worte über ihre muthmaßliche Organisation, Größe und Entfernung von der Erde hinzu. Als aber nun auch im Osten aus einer leichten Wolke die kleine Mondsichel hervortrat, lenkte er ihre Aufmerksamkeit auf diese hin und berichtete ihr, was sie bis dahin noch nie geahnt, daß der Mond ein im Absterben begriffener Weltkörper sei, der seine blühendste Lebenszeit lange hinter sich habe. Jetzt sei er, sagte er, nach allen in der Neuzeit angestellten Untersuchungen, ein todter Körper, auf dem kein organisches Leben mehr vorhanden sein könne. Er habe weder eine Atmosphäre noch Wasser und so könne auch kein Wesen, welches wir Menschen nennen, wenigstens nicht unter den Bedingungen darauf leben, wie wir sie zu unserer Existenz gebrauchen. Der Mond, das werde er ihr künftig, wenn er sich erst voller entwickelt habe, auch durch das bewaffnete Auge beweisen, zeige gewaltige Risse und Spalten, die

darauf hindeuten, daß er einst, natürlich erst nach vielen tausend oder Millionen Jahren, auseinandergerissen werde, um kometenartig auf seiner Bahn dahinzufiegen und sich endlich, wie alle Kometen, in seine einzelnen Atome aufzulösen.

»Du staunst,« schloß er seine Rede, als Esther still und regungslos, wie ein Bild von Stein neben ihm stand und ihre schönen Augen voller Verwunderung auf ihm haften ließ, »daß ich Dir hier so Bedeutsames verkünde, aber es ist, wie ich sage und nicht ich allein in meiner wissenschaftlichen Richtigkeit habe dies entdeckt oder aus verschiedenen Anzeichen geschlossen. Das zu entdecken und zu schließen, mag Dir vielleicht schwierig erscheinen, allein es ist uns in unserer Jugend Vieles schwer vorgekommen, was uns in späteren Jahren leicht, fast kindisch leicht erscheint. Denn sieh, mein Kind, versetze Dich einmal in Deine Jugend zurück, als Du noch nicht lesen konntest und Dir ein Buch vor die Augen gelegt wurde. Das waren seltsame und unverständliche Charaktere und Zeichen, die Du da in den einzelnen Buchstaben vor Dir stehen und sich bald vereinigen, bald trennen sahst. Es war Dir damals unmöglich, den dunklen Sinn, der in ihnen lag, zu entziffern und zu deuten; als Du aber erst lesen gelernt hattest, die einzelnen Buchstaben und ihre Zusammengehörigkeit kanntest, da entziffertest und deutetest Du sie Dir mit Leichtigkeit, und Dein Geist war gereift, auch den Sinn, der in den einzelnen Worten lag, zu ergründen. Nun sieh denn – hier im großen

Sternenhimmel hast Du auch ein Dir noch unverständliches Buch vor Augen, in dem Du die einzelnen Schriftzeichen nicht verstehst und kaum unterscheiden kannst, nur ist dies Buch viel schöner, erhabener und großartiger, als das herrlichste Buch, welches ein Mensch auf Erden geschrieben hat. Alle diese glänzenden Zeichen und Charaktere, die köstlichsten Lichtpunkte, die wir gerne nennen und die jeder für sich ein ungeheurer Weltkörper ist, der im großen Weltenraume schwebt, alle sie verkünden Gottes Größe und Allmacht, Weisheit und Güte mit unverkennbarer, unvergänglicher Schrift, und wenn Du erst so deutlich darin lesen kannst wie ich, dann wird Dir diese Größe und Allmacht, diese Weisheit und Güte so offenbar wie mir werden. Mir aber, ach, mein Kind, sind diese Sterne schon oft, sehr oft ein Trost und eine Hilfe in der Noth gewesen. Denn, wenn ich mich einmal – und das ist oft geschehen – in einem großen Drang- und Trübsal befand, aus dem ich mir nicht allein zu helfen wußte, dann blickte ich zu jenen glänzenden Weltkörpern empor und erkannte in ihnen und lernte aus ihnen die allweise Fügung und Schwerkraft, die so Großes vollbracht, denn die Sterne, Esther, lügen nicht, sie predigen und verkünden vielmehr die lautere Wahrheit. Wie, sagte ich zu mir, der Geist oder die Kraft, die das Alles schuf und in Allem die größte Ordnung, die weiseste Beschränkung, aller Dinge Lebenslauf und Ende vorherbestimmt und berechnet, der Geist und die Kraft, die so Großes vollbracht, sie sollten nicht auch mir, dem denkenden, liebenden, hoffenden Geschöpf, das ihre Größe

und Weisheit begreift, auch meine Lebensbahn, also mein Schicksal vorgezeichnet, mein inneres Sein und Wesen bestimmt und zugewiesen haben? Ja, das hat dieser Geist gewiß gethan, sagte ich mir, und so ist Alles, was mir begegnet, auf seine Anordnung geschehen; es *mußte* kommen, wie es gekommen ist und so muß ich mich in seinen Beschluß fügen und geduldig ausharren, bis er auch mir mein Ende, das heißt das mir gesteckte Ziel meiner irdischen Vollendung dictirt, mir vielleicht gerade dadurch die lange vergeblich gesuchte Auflösung des menschlichen Räthsels gewährt und damit den Schlüssel zu dem geheimnißvollen Ziel und Zweck meines Daseins in die Hand giebt. – So, nun habe ich genug von mir und meinem Glauben an die Sterne gesprochen, und nun sollst Du zum ersten Mal einen klareren Blick in das unermeßliche Weltall thun.«

Er hatte bei diesen Worten sein Teleskop auf den Mond gerichtet und ihm eine Stellung gegeben, daß Esther bequem hindurchschauen konnte. Lange stand sie und betrachtete das wunderbare Gebilde, das sich hier zum ersten Mal vor ihrer staunenden Seele entwickelte. Dann aber richtete er das Glas auf die im strahlendsten Glanze schimmernde Venus, auf den weiß funkelnden Jupiter, auf den blutrothen Mars und noch mehrere andere Gestirne, bis das junge Mädchen das grelle Licht der fernen Himmelskörper nicht mehr ertragen konnte und, gleichsam eingeschüchtert von dem unermeßlich erhabenen

Schauspiel, von dem Teleskop zurücktrat. Sie begann dabei zu beben und zu zittern und plötzlich, von ihren Gefühlen überwältigt, fiel sie dem alten Mann an die Brust und schluchzte in unbeschreiblicher Rührung bitterlich auf.

»Aha,« sagte er nach einiger Zeit und nachdem sie sich wieder beruhigt, »ich dachte es mir, daß es so kommen würde. Die Größe und Erhabenheit Dessen, was Du gesehen, hat Dich gepackt und Du fühlst oder ahnst wenigstens schon die Bedeutsamkeit jener himmlischen Schriftzeichen. Nun, mein Kind, setze Dich hierher und beruhige Dich. Heute noch wirft Dich das Ungeheure zu Boden, morgen erträgst Du schon standhafter seinen Anblick und bald wirst Du so ruhig in den Glanz und den Flimmer schauen können, wie ich, und dabei denken und überlegen, wie wir Alle es müssen, die wir uns dieser Wissenschaft ergeben haben. So laß es also mit dieser Deiner ersten Fernsicht in die Unendlichkeit heute genug sein, Du darfst Dein Auge eben so wenig wie Deinen Geist mit Licht überfüllen, sonst siehst und begreifst Du gar nichts mehr. Also komm. Ich schließe die Fenster und berge die Instrumente. So. Jetzt nimm Dein Tuch und folge mir vorsichtig. Unten finden wir meine Laterne und sie soll uns wie ein irdischer, aber begreiflicher Stern nach unserem Hause hinabgeleiten. Komm!«

---

Esther war, dem alten Herrn unmittelbar auf dem Fuße folgend, der die Laterne dicht über dem Erdboden hielt, so daß sie den schmalen Fußpfad klar vor sich sah, in einer Art geistigen Taumels im Thale angekommen, ohne zu wissen, wie sie den steilen Berg hinabgestiegen. Ihr ganzes Innere durchfluthete es wie ein Strom, gemischt aus den erhabensten Gedanken und Empfindungen, denn sie konnte das eben Gesehene und Gehörte nicht so schnell verarbeiten, wie sie es in sich aufgenommen. Darum verhielt sie sich auch völlig schweigend, und der alte Herr, der ihren Gemüthszustand jetzt errieth, regte sie nicht zu weiterer Mittheilung an. Erst als sie unten im Garten angelangt war und ebenen Boden unter den Füßen fühlte, ward sie sich ihrer und des eben Erlebten wieder vollständig bewußt und, von einer warmen Gefühlswoge ergriffen, trat sie rasch an den alten Freund heran, hing sich an seinen Arm, schmiegte ihren Kopf an seine Schulter und dankte ihm innig für Alles, was er ihr in den letzten Stunden gezeigt und enthüllt.

Freudiger als in dieser Nacht war Doctor Blank lange nicht zu Bett gegangen. Er hatte eine Schülerin gefunden, wie er sich nie eine liebevollere, befähigtere und dankbarere hätte denken und wünschen können. Zum ersten Mal seit langer Zeit war er mit seinem Tagewerk vollkommen zufrieden und schon faßte er neue Entschlüsse und schmiedete Pläne über Pläne, wie er sie in den folgenden Tagen belehren und erquicken könnte, um dem gewaltsamen Drange nach Belehrung und Erkenntniß,

nach Handlung und Leistung, der in diesem klugen Wesen schlummerte, nach allen Richtungen menschlichen Lebens genug zu thun.

Und dieses junge Wesen selbst, wie war ihm zu Muthe, als es in dieser Nacht erst kurz vor Mitternacht zur Ruhe ging? Ach, als Esther ihren reizenden Kopf, die schönen schwarzen Haare in zwei lange Zöpfe geflochten, auf das weiche Kissen legte, starrte sie, die kleinen Hände unter diesen Kopf gestützt und mit einem Gefühl von Glückseligkeit gefüllt, wie sie es nie empfunden, über sich empor, schloß die Augen und ließ die glühenden Lichtkörper, die sie so eben am Himmel strahlen gesehen, noch einmal vor ihrem inneren Auge erscheinen. Dann, wie voll Ahnung einstiger nach höherer Seligkeit, dankte sie ihrem Schöpfer, wie, wo und wer er auch sein möge, der jene Welten und Alles, was darauf lebte und webte hervor gebracht, aus hellem Herzen, und mit diesem leise gestammelten Dank auf den Lippen schlummerte sie ein, so friedlich und sanft, als ob Engelsfittige sie umschwebt und auch den leisesten Schatten irdischer Sorge von ihren Schläfen hinweggefächelt hätten.

#### SIEBENTES CAPITEL. DER ERSTE BESUCH IN BLANKSRUH.

So waren auch in Blanksruh schnell genug drei Tage im eifrigsten Studium, in Belehrung und geistigem Genuß mancherlei Art vergangen und der Morgen war gekommen, an welchem der Baron von Strachnitz vom Spiegelhof fortgeritten war und den Reinhard Saaltrup

bis zur Gränze seines väterlichen Gutes begleitet wurde. Wir wissen, in wie ernste Gedanken versenkt, Reinhard seinen Weg allein nach Blanksruh angetreten hatte, allein je näher er der stillen Niederlassung im Freudenthal kam, um so heiterer wurde er wieder gestimmt, da er sich wahrhaft freute, den alten Freund seines väterlichen Hauses wiederzusehen und – vielleicht in seiner Nähe noch etwas Anderes zu finden, was dieser Freude unmöglich einen Abbruch thun konnte.

Langsam, wie bisher, ritt er an Blanksruh heran und um ganz unbemerkt in dasselbe zu gelangen und den alten Herrn in seinem Studirzimmer zu überraschen, lenkte er sein Pferd nach der Bergseite des Hauses hin, wo die Stellung und dicht daneben die kleine Pforte lag, durch die man auch nach dem Pavillon emporstieg, um hier zuerst sein Pferd abzugeben. Aber da sollte er, bevor er dahin gelangte, erst noch Zeuge einer drolligen Scene werden, die sich zwischen zwei Personen abwickelte, die im Haushalt des alten Herrn eine wichtige Rolle spielten und die ihm Beide in ihren seltsamen Eigenthümlichkeiten wohl bekannt waren. Denn als er bereits aus dem Sattel gestiegen war und sich eben die Pforte öffnen wollte, wurde er einige Minuten an seine Stelle gefesselt, da er ein Gespräch vernahm, welches zwischen Frau Mausgrau und dem Kutscher des Doctors laut genug geführt wurde.

Dieser letztere war ein seltsamer Mensch und im ganzen Umkreise als ein Original in seiner Art bekannt. Er hieß Isaak Triller, wurde aber von seinem Herrn nur bei



seinem Vornamen und den ihm näher stehenden Bekannten mit einem Beinamen genannt, den wir schon einmal aus Frau Mausgraus Munde gehört haben, und zu diesem Namen hatte ihm seine äußere auffallende Erscheinung verholfen. Er war ein kurzer, etwas starkleibiger Mann mit breiten Schultern und einem schwerfälligen steifen Gange, fast wie ein Seemann oder ein Kutscher ihn hat, die selten von ihrem Schiff oder ihrem Kutschbock auf ebenen festen Boden kommen. Sein kolossal breites Gesicht war schwammig aufgedunsen und an allen möglichen Stellen mit Fettpolstern überladen. Die Lippen seines riesigen Mundes waren wulstig aufgetrieben, seine wasserblauen Augen quollen froschartig unter buschigen Brauen hervor und auf seinen auseinander gelaufenen Zügen prägte sich eine ganz eigenthümliche Mischung von geistiger Beschränktheit und pffiffiger Schelmerei aus. So hatte dieses auffallende Gesicht eine frappante Aehnlichkeit mit der Titelvignette eines berühmten Berliner und auch in hiesiger Gegend vielgelesenen Witzblattes und deshalb wurde der gute Isaak von allen Bekannten nur Kladderadatsch genannt. Uebrigens war er ein durchaus harmloser Mensch, der nicht ganz ohne natürlichen Mutterwitz war und meist nur dadurch seine Beschränktheit verrieth, daß er über Alles sprach und seine Meinung abgab, was er auch nicht im Geringsten verstand.

Er versah sein Amt in Blanksrüh schon eben so lange wie Frau Mausgrau das ihrige, denn er war an einem und

demselben Tage mit ihr daselbst eingezogen. Für Doctor Blank, vor dem er den größten Respect hatte, war er ein treuer, zuverlässiger Diener, der gewissermaßen bei Tag und Nacht die Stelle des fehlenden Hofhundes vertrat, und für sich selbst der glücklichste Mensch, wenn er, den ewig glimmenden Stummel im Munde, auf seinem Kutschbock sitzend, den guten Herrn spazieren fuhr oder, zu Hause auf seinen Lorbeeren ruhend, beim stets gefüllten Kaffeetopf ein still beschauliches Leben führen durfte.

Zwischen ihm und Frau Mausgrau aber, trotzdem sie im großen Ganzen die besten Freunde waren, fand ein beständiger Kampf statt und sie mochten sich im Laufe des Tages so oft begegnen, wie sie wollten, immer war die Eine oder der Andere geneigt, auf der Stelle ein kleines Wortgeplänkel zu beginnen, was oft viel kriegerischer klang, als es wirklich war, Obgleich sie dabei die möglichste Freundlichkeit beobachteten, so sagten sie sich doch unverhohlen die größten Grobheiten in's Gesicht, nur wußte Frau Mausgrau immer ihre Stellung als oberste Hausverweserin zu behaupten, und Isaak war gutmüthig genug, sich in dieser Beziehung, wenn auch mit hörbarem Widerspruch, in ihre entscheidenden Machtsprüche zu fügen, da er so in vielen Dingen, namentlich was seine leibliche Verpflegung betraf, den der Gnade oder Ungnade der gestrengen Frau abhing.

Ein solches kleines Wortgefecht nun fand eben statt, als Reinhard Saaltrup bei der Stallung angekommen war und es wurde am Eingang derselben abgehalten, da Frau

Mausgrau heute die moralische Verpflichtung gefühlt, auch einmal die Wohnung Isaak's zu inspiciren und sich von der Reinlichkeit und Ordnungsliebe des genialen Rosselenkers mit eigenen Augen zu überzeugen.

»Ja, Isaak,« hörte er eben die gute Frau ganz laut sagen, »Du bist wahrhaftig der dummste Kerl auf der Welt und könntest doch für leidlich klug gelten, wenn du nur wolltest, das heißt Deinen ungewaschenen Mund hieltest, wenn Du etwas sagen willst. Denn siehst Du, darin besteht eben der große Unterschied zwischen Dir und Deinem Herrn, dem Du es doch in Allem nachzumachen suchst, daß er immer nur spricht, wenn er wirklich etwas Gescheidtes zu sagen hat, Du aber Deinen Mund stets überfließen lässest, wenn Du nichts Vernünftiges zu sagen hast, wie diesmal. Mit einem Wort, ich will jetzt wissen, wie Du auf den dummen Gedanken gekommen bist, Dir mit einem Mal den gräulichen Schnurrbart wachsen zu lassen, der sich, wenn er auch so dünn gerathen wie ein mageres Haferfeld, doch für einen Mann nicht geziemt, der in Deinen Jahren und im Dienst eines so gelehrten Herrn steht. Ich bin eine abgesagte Feindin von solchem überflüssigen Haarwuchs; mein seliger Mann trug auch keinen Bart unter der Nase, und ich habe ihn doch sehr lieb gehabt. Oder willst Du am Ende auch darin Deinem gelehrten Herrn ähnlich sehen?«

»Hm!« brummte Isaak, der die lange Straspredigt mit stiller Ergebung, und einem grinsenden Lächeln hingenommen, griesgrämig der sich hin, »wie können Sie wissen, Frau Mausgrau, worin ich meinem Herrn ähnlich

bin? So genau haben Sie sich ihn doch nicht besehen, obgleich Ihre Augen scharf genug sind und sogar um eine Ecke lügen können, was andere Menschenkinder ihr Lebtag nicht zu Stande bringen. Hm! Und warum ich mir den Schnurrbart habe wachsen lassen, fragen Sie? Nun, Frau Mausgrau, eigentlich wäre das allein meine Sache und ich brauchte sie Niemandem auf die Nase zu binden; da Sie aber in allen Dingen so wißbegierig sind, daß Sie sogar das Gras wachsen hören möchten, so will ich es Ihnen ganz kurz sagen. Es sind eben kriegerische Zeiten, sehen Sie, und da man nicht wissen kann, ob heute oder morgen, wenn wieder ein Krieg ausbricht, der Landsturm aufgeboten wird, zu dem ich ja auch noch gehöre – denn ich bin so noch nicht so alt und mausegrau wie Sie – so bereite ich mich schon jetzt darauf vor. Man sieht doch etwas martialischer aus, wenn man so ein paar Haare unter der Nase hat und nehmen Sie es mir nicht übel – das ist auch mit ein Grund, warum ich manchmal vor Ihnen ein Bieschen Furcht habe, denn wenn ich mich nicht irre, so sehe ich ja unter Ihrer Nase auch so einen kleinen Anflug davon.«

Der Hieb saß und Frau Mausgrau, im ersten Augenblick schwer betroffen, zuckte wie von einem spitzen Pfeil berührt, zusammen. Schnell aber faßte sie sich wieder und versetzte, indem sie sich sehen zur Retirade entschloß und dem kühnen Rosselenker vorsichtlich den Rücken zukehrte:

»Da haben wir es! Das war einmal wieder ein neuer Beweis von Deiner Dummheit, denn welcher Mensch, er

mußte denn frech wie ein gewisser Jemand sein, sagt einer ehrbaren Frau und Wittwe solche Injurien in's Gesicht? Und Du, Du willst in einem Kriege martialisch aussehen! Na, wahrscheinlich darum, damit die Feinde vor Dir davonlaufen, noch ehe Du in ihr Feuer gekommen bist, aber darin irrst Du Dich, vor Dir läuft kein Hase davon, selbst wenn er Dich mit Deiner Peitsche – rein aus Furcht vor ihm – noch so laut knallen hört.«

»Na ja,« lachte Isaak laut und höhnisch hinter ihr her, »Sie fürchten sich freilich nicht vor mir, denn Sie fürchten sich selbst vor dem Teufel nicht. Und ich – ich bin – zwar auch kein Engel, aber so böse wie gewisse Leute bin ich doch ganz gewiß nicht. Da,« fuhr er zu sich selbst sprechend fort – »da läuft sie weg, weil ich ihr jetzt zu dämonisch auf den Leib gerückt bin. Sie ist abermals besiegt und in die Flucht geschlagen, – aber halt – wer kommt denn da?« wandte er sich nach der Heckenthür um, die eben laut knarrte und von Reinhard aufgestoßen wurde. »Herr Du meine Güte! Sie sind es, Herr Saaltrup! O, o, wie wird unser Herr sich freuen!«

»Guten Morgen, Isaak,« begrüßte ihn Reinhard, und reichte ihm lächelnd die Hand, als er nun auch die ungewohnten braungrauen Stoppeln des bekittelten martialischen Schnurrbarts sah. »Wie geht es? Ist der Herr Doctor zu Hause und findet mein Schimmel noch einen Platz bei Dir?«

»Für Sie und Ihren Schimmel ist immer Platz bei uns, Herr Saaltrup, geben Sie ihn mir nur her. Na, warm ist er nicht, trotzdem es so heiß ist, Sie haben keine große Eile

gehabt, hierherzukommen. Und der Herr ist zu Hause – o ja, und – recht sehr!«

Reinhard war schon nach dem Hause gegangen um durch die Hinterthür eingetreten, so daß Doctor Blank, der nach der vorderen Seite hinaus wohnte, ihn nicht kommen sehen konnte. Da aber kam ihm Frau Mausgrau, noch etwas erhitzt von ihrem Wortgefecht, aus dem Hausgang entgegen, und die Hände vor Freude zusammenschlagend, rief sie laut aus:

»Was sehe ich? O ja, ja, ja, Sie sind es, Herr Reinhard. Na, dann wird eine große Freude sein für den Herrn, und wie prächtig, schön und stark sehen Sie aus!«

Reinhard reichte auch ihr die Hand und tauschte noch einige Worte mit ihr aus, die ihr eigenes Wohlsein betrafen, dann aber fragte er, die Unterredung mit ihr rasch abbrechend: »Also der Herr Doctor ist zu Hause? Isaak hat es mir schon im Stall gesagt.«

»Natürlich ist er zu Hause. Er sitzt mit seiner neuen Schülerin in der Studirstube und da rechnet und predigt er nach Herzenslust,« versetzte die Haushälterin, ohne im Stande zu sein, ein kleines, vielsagendes Lächeln zu unterdrücken, dessen Bedeutung Reinhard Saaltrup schon aus früherer Zeit her bekannt war.

»Mit seiner Schülerin?« fragte er, etwas erstaunt auf die Verkünderin einer ihm so angenehmen Neuigkeit blickend und doch dabei, da er alsbald errieth, wer diese Schülerin war, sichtlich vor Freunde erröthend.

»Nun ja,« fuhr Frau Mausgrau etwas leiser sprechend fort, »wir haben ja Besuch in's Haus bekommen und daei

ist wahrhaftig ein gar lieber und angenehmer Besuch. Sie sollen ihn nur einmal erst sehen. Es ist eine junge Jüdin – sehr, sehr schön, Herr Reinhard – die Tochter des Herrn Joël aus Paderborn, der nach Rußland gereist ist und sie bei unserm Herrn gelassen hat, bis er wiederkommt.«

»So, so!« sagte Reinhard und bewegte sich schon der Thür des vorderen Zimmers zu. »Nun, da werde ich sie aber doch in ihren Arbeiten stören müssen,« fügte er hinzu, die Hand schon zum Anklopfen ausstreckend.

»Immer dreist!« ermunterte Frau Mausgrau mit einer energischen Armbewegung. »Es ist ein wahrer Segen, wenn sie einmal ein Bischen gestört werden, sonst studiren und rechnen sie sich noch zu Tode.«

Das Klopfen war mit bescheidener Hand erfolgt und schien nicht gehört zu sein, denn im Zimmer blieb Alles still wie zuvor. Da trat Frau Mausgrau heran und klopfte auf eine Weise, daß der ämsige Arbeiter auf der Stelle wissen mußte, wer der Einlaß Begehrende sei, und nun ließ er mit seiner milden Stimme sein Herein! ertönen, das Auge schon scharf nach der Thür richtend, um, wie er dachte, alsbald seine Wirthschafterin eintreten zu sehen.

Als nun aber Reinhard die Schwelle überschritt, erkannte dieser beim ersten Blick in das Zimmer, daß Alles darin so sei, wie er es sich im Stillen schon lange gewünscht und daß das schöne Mädchen, welches er neulich im Walde nur so flüchtig gesehen und doch keinen Augenblick vergessen hatte, wirklich noch im Hause des alten Freundes verweile.

Die Logarithmentafeln, eine Himmelskarte und verschiedene gelehrte Bücher vor sich, saßen Doctor Blank und Esther dicht neben einander am Schreibtisch, wo Letztere so eben wieder ihren Morgenunterricht empfing. Ihr feines Gesicht war von der Arbeit des Aufmerkens und Denkens leicht geröthet, ihr Auge aber blitzte mit jenem unbeschreiblich intensiven Strahl des Forschens, der Reinhard schon an jenem Abend so wunderbar entgegengeleuchtet, sogleich nach der Thür, um den unwillkommenen Störenfried, der ihre Arbeit unterbrach, zu mustern. Kaum aber hatte Doctor Blank einen Blick auf diesen geworfen, und anstatt der erwarteten Haushälterin den jungen Mann eintreten sehen und auf der Stelle erkannt, so sprang er mit einem freudigen Ruf vom Stuhle auf, eilte ihm entgegen und streckte ihm mit ungewöhnlicher Hast beide Hände hin.

»Ah,« rief er dabei, »da ist er so endlich, den ich schon lange erwartet. – Nun, Esther,« wandte er sich zuerst zu dieser, die auch aufgestanden war und den Ankommen den mit ruhiger Miene betrachtete, »wirf für heute die Logarithmen und das Sonnensystem bei Seite. Da haben wir einmal einen Freund, dem unsere Zeit zu widmen auch eine angenehme und erfreuliche Sache ist. Er ist lange nicht bei mir gewesen und ich freue mich wie ein Vater, der seinen sieggekrönten Sohn mit Ruhm bedeckt vom Felde der Ehre zurückkehren sieht. Ja, Reinhard! sei mir von ganzem Herzen willkommen! Aber,« – und nun betrachtete er ihn erst aufmerksam vom Kopf bis zu den



Füßen und sein mildes Gesicht wurde immer freundlicher dabei – »aber, Reinhard, Du bist jetzt kein Jüngling mehr, wie damals, als Du zum letzten Mal vor drei Jahren in dieser Stube standest, weißt Du es noch? Nein, Du bist unterdeß ein Mann geworden und ein – ein recht stattlicher Mann. Fast wird es mir schwer, Dich noch wie sonst mit Deinem Vornamen auszureden, aber Du wirst hoffentlich nichts dagegen haben, wenn ich Dich noch immer als meinen alten Freund betrachte und behandle, nicht wahr?«

»Herr Doctor!« rief Reinhard in seiner treuherzigen Weise nur, wobei doch einige Verlegenheit auf seinen blühenden Zügen bemerklich wurde und er die noch festgehaltenen Hände des alten Herrn wiederholt drückte, »Sie werden mir doch Ihre alte Liebe beweisen, indem Sie mich noch jetzt für das halten, was ich früher war und zu sein nie aufhören werde? O, es würde mich schmerzen, wenn ich Ihnen seit unserer Trennung nur im Mindesten fremd geworden oder ferner getreten wäre.«

Doctor Blank schien die letzten Worte gar nicht gehört zu haben, vielmehr war er noch immer in Betrachtung des hochgewachsenen Mannees mit dem edlen sonnenverbrannten Gesicht versunken. »Hm,« fuhr er auch gleich wieder zu reden fort, wie gut Dir das Kreuz da auf der Brust steht! Weißt Du wohl, daß mir das einen gewissen Respect vor Dir einflößt? Nun, Du brauchst deshalb nicht zu erröthen. Ehre Dem, dem Ehre gebührt! – Doch halt, ich hätte es in meiner Freude beinahe vergessen. Erst muß, ich Dich einmal dieser jungen Dame verstellen.

– Sieh, Esther,« wandte er sich, mit einer bei ihm ganz ungewöhnlichen eifrigen Hast sprechend, nun zu dieser, »wie Du mir seit einigen Tagen eine kluge Freundin und Schülerin bist, so ist mir dieser junge Held schon lange ein eben so lieber Freund und Schüler gewesen, Sieh ihn Dir an, er hat mehr von der Welt gesehen als Du und ich, und was er an gelernt, das kann ich Dich nicht lehren. Er ist der Sohn eines alten Freundes, des Meyers Saaltrup auf dem Spiegelhof, und diese junge Dame, Reinhard, ist Moses Joël's Tochter, die mir auf einige Zeit meine Einsamkeit versüßt.«

Esther hörte diese Worte mit ungetheilter Aufmerksamkeit an und nur ihr Gesicht hatte dabei allmählig eine freundlich zufriedene Miene angenommen. Als Doctor Blank aber seine Vorstellung beendet, verbeugte sie sich anmuthig vor dem jungen Mann, wie auch dieser es mit dem ihm eigenen Anstande vor ihr that. Eben wollte er einige Worte an sie richten und auf die bereits zwischen ihnen bestehende Bekanntschaft hindeuten, als sie selber zu sprechen begann und mit ihrer silberhellen Stimme die etwas leise tönenden Worte sprach:

»Ich habe schon die Ehre, diesen Herrn zu kennen, lieber Herr Doctor. Er war jener Offizier, der meinem Vater und mir half, als wir neulich in Noth gerathen waren,« und sie sah den jungen Mann dabei mit einem Blick an, aus dem unverkennbar ein herzliches Dankgefühl sprach.

»Und ich,« nahm nun Reinhard das Wort, »habe Sie noch gleich wieder einmal, obwohl unsere Begegnung nur eine sehr flüchtige war. Ich glaube aber schon damals

angedeutet zu haben, daß ich Ihren Herrn Vater auch bereits von früherer Zeit her kannte, da er ja öfter in Blanksruh gewesen ist und auch den Spiegelhof schon betreten hat. Aber Ihr Herr Vater hatte sich neulich etwas verletzt – der Unfall hatte doch nichts zu bedeuten?« Und er sah dabei Doctor Blank fragend von der Seite an, der sogleich das Wort ergriff und sagte:

»Keine Sorge, keine Sorge, lieber Junge, es war nichts von Belang. Aber jetzt, da Ihr Euch Beide kennt, freue ich mich doppelt, daß Ihr Euch wieder bei mir getroffen habt. – Und nun, Esther, erfülle Deine nächste Pflicht; geh' hinaus und bestelle bei Frau Mausgrau rasch ein Frühstück, so gut wie sie es hat, und laß sie eine Flasche vom besten Wein aus dem Keller holen. Aber deutschen Wein! Hörst Du? Heute ist ein Festtag bei uns und den wollen wir feierlich begehen. Ein andermal wollen wir dafür um so fleißiger arbeiten.« –

Esther verschwand so leicht aus dem Zimmer, als ob ein linder Windzug sie wie eine Feder davongetragen hatte, wenigstens kann dem ihr nachblickenden Reinhard ihre Bewegung so anmuthig vor. Auch Doctor Blank sah der Davoneilenden mit liebevollen Blicken nach und als er des jungen Mannes Augen auf demselben Wege begegnete, sagte er, mit der rechten Hand nach der Thür deutete, durch die sie entschwebt war:

»Reinhard, sieh Dir dies Mädchen genau an. Das ist eine Perle von seltener und kostbarer Art, die selbst einem Manne wie mir zu denken giebt. Auf die hat Gott seinen Segen in mancherlei Gestalt ausgegossen; ihr Geist ist so

klar wie ihr Herz rein und ihresgleichen mag es wohl nur wenige geben. – Doch nun nimm einmal bei mir Platz, bis Esther uns zum Frühstück ruft, das wir auch ohne Dich bald eingenommen hätten. Wie es Dir ergangen ist, sollst Du nachher erzählen, das muß das Mädchen auch hören, denn es wird sie wie mich interessiren, und ich bin nicht so egoistisch, Deine Heldenthaten allein hören zu wollen. Sage mir nur, ob Du gern in unser stilles Land zurückgekommen bist?«

»Sehr gern, Herr Doctor, das können Sie sich wohl denken. Nach so viel Unruhe und Sorge sehnt man sich unglaublich nach der friedlichen Stille des heimischen Hauses und mein Vater ist auch erfreut, daß ich wieder da bin, will mir aber kaum glauben, daß ich nun bei ihm zu bleiben gedenke. Allein das ist mein fester Vorsatz, von dem ich mich nicht abbringen lasse, und Sie werden gewiß begreifen, daß ich hier am liebsten auf die Dauer weilen möchte. Meine Studienzeit ist so endlich zu Ende und da wünsche ich zunächst meinem Vater zu zeigen, was ich gelernt und daß ich nicht vergeblich die Ausbildung genossen habe, die er mir so gütig zu Theil werden ließ.«

Doctor Blank sah den also Redenden mit vollem Auge an und es spiegelte sich seine innere Zufriedenheit darin ab. Er nickte auch sogleich Reinhard freudig zu und sagte: »Das ist recht, mein Junge, darin stimme ich Dir vollkommen bei. Ja, zeige dem Alten, daß Du tüchtig geworden bist, bestelle Dein eigenes Feld und schweife

nicht weiter in der Fremde herum. Die Theorie muß einmal ein Ende nehmen und die Praxis beginnen, so habe ich es auch gemacht. Doch – darüber sprechen wir weitläufig später, heute kein Wort mehr davon. Vor der Hand haben wir ganz andere Dinge abzuhandeln und heute zumal will ich von Dir hören, wie es da draußen in der Welt ausgesehen, als die Kanonen auf so lärmvolle Weise ihr trauriges Urtheil, ihre *ultima ratio* gesprochen. Ja, auf diese Deine Mittheilungen habe ich mich lange gefreut und nun werde ich sie hören. Doch – da ist Esther schon wieder. Ist das Frühstück fertig, mein Kind?«

Esther nickte ihm freundlich zu und bald saßen alle Drei um den kleinen Speisetisch, den Frau Mausgrau schon seit einiger Zeit in Ordnung gebracht, da ja ihr Herr um diese Zeit stets sein Butterbrod zu essen pflegte. Diesmal aber hatte sie den Tisch mit Blitzesschnelle etwas reichlicher bedacht und sie verließ auch nicht wie sonst das Zimmer, denn auch sie war über die Maaßen neugierig geworden, was der junge Mann, dessen Brustschmuck ihre Blicke immer von Neuem anzog, sogleich erzählen würde. So hatte sie sich ihm denn auch gegenüber aufgestellt, verwandte kein Auge von seinem treuherzigen Gesicht und horchte mit vorgebeugten Kopfe auf seine Erzählung, die er, durch wiederholte Fragen seines Wirthes dazu genöthigt, endlich in der bescheidensten und anspruchlosesten Weise vortrug.

Er begann seinen Bericht mit seiner Einberufung von Poppelsdorf, das er eben zu verlassen im Begriff gestanden, nachdem er daselbst seine letzten Studien beendet

hatte. Er schilderte die Begeisterung der Truppen, als sie sich in Münster versammelt und in Reih und Glied traten, um noch einmal gegen den ewigen Feind des deutschen Landes zu ziehen. Sodann führte er seine Zuhörer nach den zuerst bedrohten Punkten des Vaterlandes und erzählte, was er dort gesehen und gehört, bis er jenseits der Gränze die Feuertaufe im ersten siegreichen Gefecht erhalten. Diesen ersten Kampf beschrieb er auf eine höchst anschauliche Weise, und sein Vortrag die Stimme, mit der er es that, die Bescheidenheit, die sich dabei in seinem ganzen Wesen verrieth, wenn er persönlicher Dienstleistungen Erwähnung thun mußte, wirkten auf seine Zuhörer mächtig ein und mit warmer Hingebung und der gespanntesten Aufmerksamkeit horchten sie auf seine immer ruhig und klar sich abwickelnde Schilderung. So schritt er von Kampf zu Kampf, von Sieg zu Sieg vor, bis die großen entscheidenden Schlachten an die Reihe kamen, an denen allen er einen mehr oder minder thätigen Antheil genommen. Als er aber an die Belagerung von Paris kam und sein dortiges beschwerliches Lagerleben im Winter ergreifend zeichnete, wurde er allmählig wärmer und wärmer und entwickelte vor den mit gerötheten Gesichtern der ihm sitzenden Zuhörern ein so anschauliches und bewegtes Bild des großartigen Krieges, daß Doctor Blank wiederholt durch Miene und Geberde seinen lebhaften Beifall zu erkennen gab. Nur als er zu dem letzten Kampfe gelangte, an dem er theilgenommen und verwundet worden war, bewegte er sich sprungweise in

einzelnen allgemeinen Andeutungen vor und seine Rede wurde weniger zusammenhängend, als widerstrebe es seinem Gefühl, von sich und seinen persönlichen Handlungen zu viele Worte zu machen, bis er zuletzt in fast flüchtiger Weise erzählte, wie er plötzlich außer Gefecht gesetzt und in eine nahegelegene Verbandstätte gebracht worden sei. Und als er nun hier endlich ganz schwieg und still vor sich nieder sah, als habe er genug gesagt, schöpfte sowohl Doctor Blank wie Esther tief Athem und Ersterer fragte mit seiner sanften Stimme, aus der eine tiefe Rührung hervorklang:

»So. Das war hübsch und ich danke Dir, mein braver Junge. Aber sprich, wo und bei welcher Affaire hast Du Dir dieses Kreuz da erworben?«

»Ach,« erwiderte Reinhard erröthend und schaute wieder bescheiden vor sich nieder, »davon lassen Sie mich heute lieber nicht reden. Weiß man doch eigentlich nie, wofür man eine solche Auszeichnung empfängt. Denn gerade da, wo man einen Anspruch darauf zu haben glaubt, erhält man sie nicht, und sie wird Einem zu Theil, wo man sie am wenigsten erwartet. Das Glück spricht hier sein schwerwiegendes Wort mit.«

»Ha! Ja!« unterbrach ihn der alte Herr mit stillem Lächeln. »So ist es so immer und überall im Leben in Betreff der öffentlichen Belohnungen. O, davon weiß ich auch ein Lied zu singen, doch – nicht von mir sprechen wir heute, sondern von Dir. Also kurz und gut – wo und wofür hast Du es erhalten?«

»Vor Paris,« erwiderte Reinhard mit sichtbarem inneren Widerstreben. »Die Franzosen machten in einer dunklen Nacht einen kräftigen Ausfall vom Mont Valerien und sie überraschten uns, indem sie große Truppenmassen gegen unsere schwache Vorhut in's Gefecht führten. Die Infanterie mußte also zurück, um eine sehr nöthige Verstärkung abzuwarten und – bis diese kam – ward ich mit meiner Batterie vorbeordert, um den Feind so lange wie möglich aufzuhalten. Nun, das war allerdings eine schwierige Aufgabe und wir hielten uns fast schon verloren, da wir bereits von allen Seiten umzingelt waren. Da gab es denn einen harten Kampf Mann gegen Mann, um unsere Geschütze zu retten, aber – wir hielten den Feind auf, und als die Hülfe endlich kam, ward er mit großen Verlusten in seine Festung zurückgeworfen. Bei dieser Gelegenheit erhielt ich meinen Schuß und wurde kampfunfähig zu Boden geschleudert. Erst an einem entfernteren Verbandplatz und nach starkem Blutverlust kehrte mir die verlorene Besinnung wieder und bald darauf ward ich nach Deutschland zurück in ein Hospital gebracht.«

»Ah, ja, das war brav,« setzte der Doctor das Gespräch fort, da der Erzähler schwieg, »aber das mußt Du mir bei Gelegenheit noch einmal ausführlicher erzählen. Doch nun fahre fort. Du kamst in das Hospital auf dem Rochusberge bei Bingen, nicht wahr?«



»Ja, und da hatten wir es gut, fast zu gut, und als wir endlich genesen waren, wurde der Friede geschlossen und wir rückten langsam in die Heimath zurück, wo ich jetzt endlich völlig gesund eingetroffen bin.«

Doctor Blank senkte den Kopf, als sinne er über irgend Etwas ernstlich nach. Plötzlich hob sich seine Brust hoch auf, er richtete sein Angesicht mit Mühe gegen Reinhard empor und sagte dann langsam, als ob ihm die folgenden Worte einige Anstrengung verursachten:

»Du lagst in jenem Hospital mit einem Freunde zusammen – wenigstens hast Du das in Deinen Briefen geschrieben. Er war also auch verwundet?«

»Ja, es war mein bester Freund, mein treuster Kamerad,« entgegnete Reinhard mit erhobener warmer Stimme, »der seit Jahren an meiner Seite lebte und kämpfte, aber auch er genas und ist wieder so gesund und stark geworden, wie er früher war.«

»Hat er auch das Kreuz erhalten?« fragte Doctor Blank mit etwas heiserer Stimme und indem seine Brust sich mühsam hob.

»Ja,« erwiderte Reinhard, den Kopf einen Augenblick leicht senkend, »wir erhielten es zu gleicher Zeit und so theilte er also auch die Freude mit mir, wie er all mein Leid getheilt. Er ist auch jetzt wieder mit mir hierher zurückgekehrt – Sie haben ihn ja gesehen, mein Fräulein,« wandte er sich an Esther, »denn er war es, mit dem ich Sie und Ihren Herrn Vater neulich im Walde traf. Er ist bis heute Morgen bei uns im Spiegelhof geblieben und ich

habe ihn eben bis an die Gränze seiner väterlichen Besitzung begleitet. Dieser Besuch allein, Herr Doctor, war daran schuld, daß ich mich Ihnen nicht früher vorstellte, was Sie mir also gewiß verzeihen werden.«

Doctor Blank blickte still vor sich nieder und nickte. Plötzlich aber raffte er sich wieder empor und als ob er im Stillen Gedanken ganz besonderer Art verarbeitet, überging er die letzten Worte Reinhard's und sagte, wobei ein blitzartig vorübergehender Freudenstrahl sein Auge belebte: »Es freut mich, daß Du an ihm einen so treuen Gefährten gefunden hast. Einen solchen kann man im Kriege noch besser gebrauchen als im Frieden, obgleich er auch da immer ein Segen ist. Ich kenne den jungen Mann nicht und habe nur aus Deinen Briefen von ihm gehört. Er ist so wohl – ein Baron? Und nach Deinen Gerichten muß er ein braver und rechtschaffener Mann sein, wie?«

»Ja wohl,« erwiderte Reinhard mit auflodernder Wärme, »einen braveren und rechtschaffeneren kenne ich nicht und er verdient gewiß die Liebe, die ich ihm mit ganzem Herzen zuwende. Auch ist er ein Baron, also weit höheren Standes als ich, doch ist das nie zwischen uns zur Sprache gekommen und hat nie einen Einfluß auf unsere Freundschaft gehabt. Sein Vater wohnt hier ganz in der Nähe, auf Strachnitz im Lippeschen, wo die alte Familie schon seit einem Jahrhundert angesessen ist. Leider –«

Hier machte Reinhard unwillkürlich eine Pause und es war, als besinne er sich, ob es rätlich sei, in der begonnenen Rede fortzufahren, aber Doctor Blank's Auge schaute

ihn voller Spannung und mit durchdringender Schärfe an und er sagte mit einiger Hast:

»Nun? Fahre fort – leider –«

»Ja, ich wollte sagen,« fuhr Reinhard fort, »leider lebt er nicht in so günstigen Verhältnissen wie ich. Er wird von manchem Kummer heimgesucht und – und – doch, sollte mein Vater nicht mit Ihnen darüber gesprochen haben?«

»Es kann wohl sein,« sagte der Doctor nach einigem Zögern, als besinne er sich. »Ja, ich erinnere mich, er sprach einmal davon, als er mir einen Deiner Briefe vorlas. – Doch, was ist das? Du siehst so schon zum zweiten Mal nach der Uhr und wir haben die Flasche noch nicht leer getrunken. Hast Du heute so wenig Zeit für mich?«

Reinhard war vom Stuhl aufgestanden und verbeugte sich höflich vor Esther, als wolle er bereits Abschied von ihr nehmen. Sie hielt ihr dunkles Auge dabei fest auf ihn gerichtet und ihr ganzes Gebahren bewies, daß sie lebhaften Antheil an Allem genommen, was sie eben gehört.

»Nein,« sagte er jetzt, nur mit Mühe sein Auge von den glanzvollen Sternen des jungen Mädchens losreißend, das, je länger er es betrachtete, einen um so tieferen Eindruck auf ihn machte, »nein, Herr Doctor, heute möchte ich nicht länger bleiben und ich bin so schon anderthalb Stunden hier. Ich habe mich in den letzten drei Tagen sehr wenig um meinen Vater und seine Geschäfte bekümmern können und das muß ich nun eifrig nachholen. Er

dürfte mich schon lange erwarten und ich möchte nicht gleich in den ersten Tagen säumig erscheinen.«

»Gut, wenn Du so sprichst, will ich Dich nicht zu halten versuchen. Deine Pflicht geht meinem Vergnügen vor. Doch komm – erst noch ein Glas! Ich trinke es auf Dein Wohl und heiße Dich bei uns nochmals willkommen. Es wird mir stets eine Freude sein, Dich hier wiederzusehen und sobald Du eine Stunde Zeit übrig hast, komm herüber, der Weg ist ja nicht weit und Dein Pferd läuft schnell.«

Reinhard nahm das volle Glas, verneigte sich gegen den alten Freund und seine Schülerin und trank es in langsamen Zügen leer. Dann ergriff er seinen Hut, zog die Handschuhe an und empfahl sich Esther, die regungslos vor ihm stand und nur in seinem Gesicht zu lesen schien.

»Halt,« sagte nun Doctor Blank. »Ich lasse Dich nicht allein fortgehen. Ich begleite Dich eine kurze Strecke und Isaak kann Dein Pferd langsam hinter uns herführen. Ich habe Dir noch einige Worte zu sagen und das soll unterwegs geschehen. – In zehn Minuten bin ich wieder hier,« wandte er sich zu Esther hin, nachdem er rasch seinen Hut geholt. »Halte Dich bis dahin bereit, wir wollen dann auch noch einen kleinen Spaziergang unternehmen. Für heute mag ich nicht mehr rechnen – unser Freund hier hat mir Manches zu denken gegeben, was mir die Lust zum Sitzen benommen. Also lebe wohl bis dahin!« –

Langsam folgte er dem bereits aus der Thür getretenen jungen Mann und gebot draußen seinem Kutscher, das Pferd des Herrn ihnen nachzuführen. Dann hing er sich

an Reinhard's Arm und trat mit ihm aus dem Garten in den Wald, um auf der breiten Fahrstraße den Weg nach dem Spiegelhof einzuschlagen.

Eine Weile schritt er an Reinhard's Seite schweigend einher, dann wandte er sich mit freundlicher Miene zu ihm hin und sagte:

»Reinhard, muß ich Dich bitten, mich bald, recht bald wiederzubesuchen? Du glaubst nicht, welche Freude Du mir gerade jetzt damit machst, und wenn Du mich auch bei der Arbeit triffst – ich arbeite ja immer – so störst Du mich doch nie und die Unterbrechung darin durch Dich ist mir stets ein willkommener Genuß. Von Deiner jetzigen und künftigen Stellung im väterlichen Hause und von der neuen Wirksamkeit, in die Du von nun an trittst, haben wir noch gar nicht gesprochen. Doch dazu haben wir noch Zeit genug und ich werde Dir bald meine Meinung darüber sagen. Für jetzt beschäftigt mich etwas ganz Anderes. Du siehst, daß ich gegenwärtig ganz angenehm lebe. Esther Joël ist eine Person, die mir nicht nur zu denken giebt, wie ich Dir schon gesagt, sondern die auch mein altes Herz mit warmer, frischer Lebensfreude erfüllt. O ja, sie ist ein prachtvolles Geschöpf, innerlich und äußerlich, und Du mußt recht bald ihre nähere Bekanntschaft machen. Solche Gaben, wie sie sie besitzt, habe ich sobald an keinem Menschen, geschweige denn an einem so jungen Mädchen gesehen. Du solltest sie einmal rechnen sehen! Alles, was sie in die Hand nimmt, geräth, und es kommt mir manchmal vor, als brauchte man

ihr gar nichts zu lehren, sondern nur das in ihr Liegende und von ihrem Schöpfer Vorbereitete zu wecken, um es lebendig und wirksam vor Augen zu haben. Und außerdem hat sie für Alles Interesse, was schön und gut ist und das Rechte findet sie überall im Fluge auf. Aber was für eine Erziehung hat sie auch genossen! Da ist keine Klimperelei, keine Stümperei in den leidigen Siebensachen der jetzigen Mädchenausdrechselung an sie herangetreten. Der Alte hat sie wie einen Knaben erzogen und doch ist sie dabei durch und durch ein ächtes rechtes Weib geblieben. Das ist etwas Seltenes, das ist Viel! Er hat ihren reinen strebsamen Sinn nur auf das Reale gerichtet und Du weißt, das liebe ich in ihrer Erziehung der heutigen jungen Generation. Die Wirklichkeit des Lebens muß einem denkenden Menschen stets die Hauptsache sein und die Träumerei und Tändelei in und mit dem überflüssigen Schnickschnack sogenannter moderner Bildung ist nur ein Spielwerk, das uns wohl einmal auf kurze Zeit ergötzen, aber nie zerstreuen und fesseln darf. Da hast Du meine ganze Ansicht von dem lieben Mädchen und nun kannst Du Dir denken, wie glücklich ich bin, daß ich einmal ein solches Wesen auf längere Zeit an meiner Seite habe.«

Reinhard hatte, so lange Doctor Blank von Esther sprach und sie so lebhaft rühmte, aufmerksam zugehört, aber, wie in ernste Gedanken versenkt, völlig schweigsam neben dem alten Freunde seinen Weg fortgesetzt. Bisweilen nur, als habe er manches Wort gleichsam mit Wohlgefallen eingesogen, hatte er still vor sich hin gelächelt und

auch wohl, leise mit dem Kopfe nickend, seine Beistimmung zu erkennen gegeben. Jetzt, da auch Esther's Vaters so rühmende Erwähnung geschah, hob er den Kopf nur, sagte:

»O ja, ich kann mir Ihr jetziges Glück lebhaft ausmalen, da Sie der Welt und ihren Freuden nun nicht mehr so weit entrückt sind wie früher. Doch, da Sie des Vaters Ihren lieben Besuches gedenken, so sagen Sie mir, was ist er sonst für ein Mann? Er ist ja wohl – ein Jude?«

Doctor Blank hob und senkte mehrmals den Kopf, als wolle er den Worten, die er sogleich hören ließ, eine noch merklichere Bedeutung geben. »Ja freilich,« sagte er, »ein Jude ist er, aber einer von denen unter dieser seltsamen und charakteristischen Nation, die jeder anderen – und bestände sie aus lauter blaublütigen Individuen – zur Ehre gereichen würden. Er ist mit einem Wort ein überaus redlicher, geistesklarer und vorurtheilsfreier Mann, den ich aus tausend Gründen hoch, sehr hoch schätze, und damit habe ich ihn Dir ganz genau und zur Genüge geschildert.«

»O nein,« fuhr Reinhard, ohne es selbst zu wissen, mit sichtbarem Eifer fort, »sagen Sie mir noch etwas mehr von ihm. So viel ich weiß, ist er ein Kaufmann, nicht wahr?«

»Ein Kaufmann? Ja, wie man es nehmen will. Er treibt ein mehr solides als umfangreiches Geldgeschäft, mehr aus Liebe zur geregelten, liebgewonnenen Arbeit, als um Gewinn zu erzielen, dessen er auch nicht bedarf, da er von Hause aus reich genug ist. Seit langen Jahren führt

er auch meine kleinen Geldgeschäfte, und zwar in einer Art, daß mir alle Sorgen darum abgenommen sind. Der eben so kluge wie gefällige Mann handelt stets in meinem Sinn, indem er meine unmaßgeblichen Ansichten und Vorschläge nach seiner Erfahrung läutert und regelt und mich überhaupt auf die richtigen Wege finanzieller Verwerthung meiner Mittel bringt. Das ist eine der Brücken gewesen, die uns seit so vielen Jahren in aufrichtiger und wahrer Freundschaft verbunden haben. Augenblicklich ist er in einer wichtigen Angelegenheit nach Rußland gereist und bis er wiederkommt, wird seine Tochter bei mir bleiben. Den größten Vortheil habe ich selbst davon, denn Du hast sie so gesehen und wirst Dich in Zukunft noch mehr überzeugen, eine wie reizende und gelehrige Schülerin ich an ihr habe. Schon ihretwegen besuche mich recht bald wieder, die nähere Bekanntschaft mit ihr wird Dir nicht leid thun.«

Reinhard war schon wieder in Gedanken versunken, plötzlich aber fuhr er in die Höhe und sagte schnell: »Ganz gewiß nicht, aber werden Sie sie denn nicht einmal nach dem Spiegelhof führen, wenn sie länger bei Ihnen bleibt? Sie würde auch Thusnelden und diese vielleicht auch ihr gefallen.«

»O ja, daran habe ich längst gedacht, mein Junge, und sogar schon meinen kleinen Plan darauf gebaut. Thusnelda ist auch eine prächtige Natur, obgleich in ganz anderer Art. Ja, die beiden Mädchen müssen sich kennen lernen, und Esther, die noch nie einen solchen alten Meyerhof gesehen, wird große Augen machen, wenn sie einen



Blick in das mächtige Räderwerk einer so umfangreichen Wirthschaft wirft. Das wird sie gewiß interessiren, da sie schon an meiner kleinen Küche und Vorrathskammer Gefallen findet und darin so gut Bescheid weiß, daß sie Frau Mausgrau ein wahres Wunder zu sein scheint. Erzähle einstweilen Deiner Schwester von ihr und kündige ihr immerhin unsern baldigen Besuch an.«

Reinhard nickte still vor sich hin, als wollte er sagen: das hätte er mir gar nicht aufzutragen brauchen, er würde der Schwester auch so schon von dem schönen Judenmädchen erzählen. Endlich aber wandte er sich zu dem so heiteren alten Herrn hin und sagte: »Das soll geschehen, Herr Doctor, aber jetzt trennen wir uns. Ihre zehn Minuten sind längst um und Sie dürfen Ihren Besuch nicht auf sich warten lassen.«

»Nein, das will ich auch nicht, ich will gleich umkehren. – Isaak, bringe das Pferd heran!« rief er dem langsam hinter ihnen hergehenden Kutscher mit dem martialischen Schnurrbart zu.

Isaak that wie ihm befohlen und als Doctor Blank das schöne Pferd herantanzten sah, sagte er: »Aha, ich kenne ihn noch, es ist der kostbare Sennerhengst, den Dir Dein Vater nach Poppelsdorf sandte, kurz bevor der Krieg ausbrach. Na, der hat ja auch alle Strapazen glücklich bestanden!«

»Ja,« erwiderte Reinhard, den schlanken Hals des edlen Thieres zärtlich klopfend, »das hat er. – Und nun leben Sie wohl, Herr Doctor, und haben Sie Dank – für Alles!«

Mit diesen Worten und nachdem er dem alten Herrn noch einmal die Hand gedrückt, hatte er sich in den Sattel geschwungen und ritt langsam davon.

»Grüße den Alten und Nella!« rief ihm der Doctor nach.

Reinhard nickte bejahend zurück, dann fiel er in einen kurzen Galopp und sprengte dem Hofe seines Vaters zu. Doctor Blank aber stand noch eine Weile still und blickte dem Davonreitenden nach, wobei ein freudiges Lächeln über seine milden Züge flog.

»Das ist ein Deutscher,« sagte er zu sich, »wie er im Buche steht. Kein Städter, kein Bauer, kein Edler, kein Gemeiner, kein Prahler, kein Kopfhänger, sondern ein Mann, wie er sein muß, wie ich ihn liebe. Er wird nicht so lange Zeit gebrauchen wie sein Vater, um ein vollkommener Landwirth zu sein, aber es wurde ihm freilich auch leichter gemacht, als diesem. Er hat eine ganz andere Erziehung genossen, hat frühzeitig die Welt und die Menschen kennen gelernt, während er Alte nie vonn seinem Hofe gekommen ist und sich alle Steine zu seinem Bau mit eigenen Händen hat herbeischleppen müssen. So. Na, das war ein angenehmer Morgen und ich habe ein paar seltene Gäste in meinen vier Pfählen zusammen gehabt.«

Langsam und sinnend, wie er immer that und war, wenn er allein ging, schritt er nach Blanksruh heim, aber er hatte erst eine kurze Strecke zurückgelegt, als er Esther mit ihrem anmuthig elastischen Gange von seinem Hause näher kommen sah. Seine Botanisirbüchse, wenn er sie etwa gebrauchen wollte, hatte sie sich über

die Schulter gehängt und in der rechten Hand hielt sie seinen Spatenstock, den sie schon in der Ferne erhob und grüßend schwenkte. Doctor Blank sah der also hurtig näher Kommenden mit einem Wohlgefallen entgegen, das ihm aus allen Blicken strahlte, und so rief er ihr herzlich zu:

»Das ist recht, Esther, Du kommst mir entgegen, um mich keine Zeit verlieren zu lassen. Ah, und Du hast mir alle meine Utensilien mitgebracht, das freut mich. Aber hast Du denn für Dich keinen Schirm zur Hand?«

»Nein, ich brauche keinen Schirm,« lautete die rasche Antwort. »Der breite Strohhut, den ich hier trage, schützt mich hinreichend und im Walde ist mehr Schatten als Sonnenschein. – Haben Sie denn Ihren Besuch auf den richtigen Weg gebracht?« fragte sie dann lächelnd.

»Oho, der braucht keinen Führer hier herum, der ist er sich selbst genug und es ist ja sein Revier. Aber da hast Du einmal eine hübsche Bekanntschaft gemacht oder vielmehr eine alte erneuert. Schätze diesen jungen Landwirth nicht gering, mein Kind, wenn er auch kein Buchstabengelehrter und Rechenkünstler ist. Nein, er ist ein Wackerer, der würdige Sohn eines würdigen Vaters, den ich liebe, in ähnlicher Art, wie ich Dich liebe, und den ich mir auch seit langen Jahren an mein Herz herangezogen habe. Auch seine äußere Erscheinung ist angenehm, männlich stattlich und edel. Gefällt er Dir?«

Esther besann sich nur einige Secunden, dann sagte sie ruhig und mit einem so wahren Ausdruck innerer Ueberzeugung, daß Doctor Blank auf der Stelle wußte, daß sie

Alles aussprach, was sie dachte: »Ja, er gefällt nur, denn er ist, wie Sie sagen, männlich und edel, *das* ging schon aus seiner einfachen Kriegserzählung hervor. Uebrigens ist er – *Ihr* Freund und so ist auch *mein* Urtheil über ihn gesprochen.«

»Aha, ich verstehe. Nun, es freut mich, daß er Dir gefällt, und daß er uns heute in unserer Arbeit unterbrochen, wollen wir uns nicht verdrießen lassen. Im Gegentheil, er hat uns Freude bereitet und wir wollen ihm, wenn er wiederkommt, gern ein paar Stunden widmen. Du sollst mich auch einmal nächstens nach seines Vaters Hof begleiten und das große Hauswesen einen tüchtigen Landmann kennen lernen. Das ist Dir auch etwas Neues, und sein Vater und seine Schwester, die werden Dir ebenfalls gefallen, zumal Thusnelda, die ein schönes und wackeres Mädchen ist und ihrem Bruder in Allem ähnlich sieht. Ja, ja, die mußt Du bald sehen nur jetzt erkenne ich, daß die alte Mausgrau Recht hat, wenn sie mir gestern schon zweimal hergebrummt, daß ich Dir auch ein kleines Vergnügen außer dem Hause schaffen muß, denn Du bist nicht so alt und stumpf wie ich, Du bedarfst belebenden Sonnenscheins, und der strahlt gerade auch von den Menschen aus, die auf jenem Hofe wohnen.«

Esther antwortete nicht darauf, sie hing sich nur einen Augenblick an den alten Manns Arm und schmiegte sich fest daran an. Was sie damit sagen wollte, wußte der Doctor, sie drückte dadurch nur ihre Dankbarkeit für seine Güte und Liebe aus.

Eine Stunde später, denn der Vormittag war ihnen unglaublich rasch vergangen, kamen Beide schon wieder nach Hause und nur wenige Pflanzen waren heute gefunden und allerdings auch nicht eifrig gesucht worden, denn der alte Herr hatte nach dem heutigen Besuch keine große Neigung zum Botanisiren, vielmehr hafteten seine Gedanken noch immer an Reinhard Saaltrup und er sprach noch viel von ihm und erzählte Esther Manches aus seinen Knabenjahren und wie er ihn allmählig zum Jüngling habe heranwachsen sehen. Auch von seinem Vater sprach er lebhaft und schilderte den ernsten Mann, wie er wirklich war, und rieth ihr, daß sie ihn, wenn sie ihn sähe, nicht nach dem ersten Anblick beurtheilen möge, denn er sei, wenn auch innerlich nicht künstlich geschliffen und polirt, doch innerlich von edelstem Stoff und Kern.

Esther schenkte allen seinen Worten ein aufmerksames Ohr und als sie nach Hause kamen, war sie so deutlich über alle Verhältnisse des Spiegelhofes aufgeklärt, so daß sie sich im Stillen wahrhaft freute, ihn nun halb mit eigenen Augen zu sehen, und Thusnelda, die Schwester des ihr so wacker geschilderten Helfers in der Noth, persönlich kennen zu lernen. –

Der gehabte Besuch aber mußte Doctor Blank in der That innerlich stark in Anspruch nehmen, ja in mancher Beziehung nach viel mehr interessiren, als er es blicken ließ, denn ohne Zweifel war derselbe daran schuld, daß

er heute einmal von seiner alten Gewohnheit abwich und die erste Stunde nach dem Mittagessen nicht der Ruhe auf dem Sopha widmete. Es mußte sogar etwas Wichtiges sein, was ihn beschäftigte, denn sobald er aus dem Eßzimmer in das seinige getreten war, verschloß er vorsichtig beide Thüren, als wolle er für's Erste nicht einmal von Esther gestört sein, und setzte sich an seinen Schreibtisch, um einen ziemlich langen Brief zu schreiben. Als er damit fertig war, siegelte er ihn rasch zu, adressirte und recommandirte ihn, worauf er ihn in seine Brusttasche steckte und nun erst wieder leise die Thüren aufschloß. Am Nachmittag aber, als er mit Esther seine gewöhnliche Excursion in den Wald antrat, schlug er den Weg nach dem Dorfe ein und als er es erreicht, ging er auf die Post und gab selbst seinen Brief ab, ohne jedoch Esther, die neben ihm am Schalter stand, sehen zu lassen, an wen er adressirt war. Allein des jungen Mädchen scharfes Auge war doch schneller gewesen als die Bewegung, mit der er die Adresse nach unten kehrte, da er ihren Blick zufällig darauf gerichtet sah, und sie glaubte einen Namen gelesen zu haben, der ihr nicht ganz unbekannt.

Als Beide das Posthaus verlassen hatten und den nächsten nach dem Walde führenden Weg wieder einschlugen, fragte Esther, die sich überzeugen wollte, ob sie richtig gelesen: »An wen war der Brief gerichtet, Herr Doctor, den Sie eben auf die Post gaben und warum haben Sie ihn recommandirt?«

Doctor Blank hob das Auge nicht zu der Fragenden auf, wie er sonst zu thun pflegte, wenn er ihr eine Erwiderung

zukommen ließ, sondern schaute sinnend vor sich nieder. Auch dauerte etwas lange, ehe er ihr eine Antwort gab. Endlich aber sagte er: »Er war an einen Freund gerichtet, der jetzt in weiter Ferne wohnt, und da sein Inhalt wichtig war, recommandirte ich ihn, wie ich es in ähnlichen Fällen immer thue.«

Esther schwieg darauf, aber im Stillen wunderte sie sich doch, daß der gute Doctor gerade ihr etwas verbarg, was, in Anbetracht des wirklich richtig den ihr gelesenen Namen, von gar keiner Bedeutung für sie sein konnte. Indessen gab sie sich nicht lange dem Gedanken darüber hin und bald war sie wieder in lebhafter Unterhaltung mit ihrem Führer begriffen, der jede Minute benutzte, um sie tiefer und tiefer in die Wissenschaften blicken zu lassen, denen er sein ganzes Leben gewidmet hatte und die zugleich seinen Stolz, seine Freude und seinen höchsten irdischen Genuß in sich schlossen.

ZWEITER BAND.

ERSTES CAPITEL. DOCTOR BLANK'S MAGNETISCHE  
KRÄFTE FANGEN AN ZU WIRKEN.

Die rasche Gangart, die Reinhard sein Pferd im Anfang annehmen ließ, als er sich von dem alten Herrn trennte, behielt es nicht lange bei, denn bald zog er ihm die Zügel wieder an, um seinen Weg – durch den schönen Wald nach dem Spiegelhof langsam fortzusetzen. Diese ruhige Bewegung stimmte auch mit der augenblicklichen Gemüthsverfassung des Reiters überein, der sich weit mehr zum stillen beschaulichen Nachdenken als zum leidenschaftlichen Dahinstürmen geneigt fühlte. Ja, Reinhard Saaltrup hatte in diesem Augenblick Mancherlei zu denken und zu überlegen, und obwohl seine Augen nach dem friedlichen Heim, also vorwärts gerichtet waren, blickten sie im Geiste doch viel mehr rückwärts, als ob da eine wohlthuende und glänzende Sonne läge, die mit einem Mal seinen Lebensweg zu erleuchten begonnen hatte. Nachdem er aber einige Zeit seinem Grübeln nachgehungen, raffte der kräftige junge Mann sich mit einem plötzlichen Entschluß daraus empor und dem ihn bedrängenden Gefühl gleichsam die Zügel schießen lassend, sagte er endlich mit einem tiefen Seufzer zu sich:

»Wer das noch vor kurzer Zeit für möglich gehalten oder mir gar auf den Kopf zugesagt hätte, was ich jetzt wie einen Blitz aus den Wolken auf mich herabgeschleudert sehe! O, o Armin, mein armer Armin, jetzt verstehe



ich erst ganz, wie Dir zu Muthe war, als Du mich fragtest, ob ich schon an mir selbst erfahren, daß man auf *einen* Blick sich in ein Weib verlieben könne? Doch nein, verlieben? Dies Wort paßt nicht hierher, wenigstens nicht auf mich, aber lieben – lieben, o ja, das ist etwas Anderes und jetzt weiß ich es, das kann man auf einen Blick, und dieser Blick, ach! ist auch mir, wie es scheint, nicht erspart worden. So hätte ich denn am Ende auch meine Julia wie er die seine gefunden, denn mit welchem anderen Namen als Liebe sollte ich wohl dies nie empfundene, heiße, beklemmende und doch beseligende und im Ganzen heilige Gefühl, welches alle meine Gedanken rückwärts in die einsame Klausen dieses modernen Eremiten zieht, benennen? Sehen mich diese Augen, diese dunklen vielsagenden Augen, aus denen ein wunderbar verlockender Geist spricht, nicht immer noch mit diesem unbegreiflichen, mich ganz durchdringenden und durchforschenden Blick an, wie sie es vom ersten Augenblick an in jener Nacht thaten, wo ich, vom Schicksal selbst gesendet, als Helfer in der Noth in ihre Nähe trat? Prägen sich diese reinen weiblichen Züge nicht immer tiefer und siegreicher in mein innerstes Gemüth ein? Und diese ruhige überlegende Sprache, diese wohllautende, weiche und klare Stimme, glaube ich sie nicht immer noch in meinen Ohren zu hören, so wenig sie auch eigentlich mit mir sprach?« –

»Aber ach,« fuhr er nach kurzem Besinnen fort, »Was sind das für seltsame und mich mit einem Mal wie ein Sturmwind überfallende Gedanken? Wie konnten sie so

plötzlich in mir entstehen? Und was – was können sie nicht Alles im Gefolge haben, wenn ich sie nicht zügelte, wenn sie sich fortsetzten und zu Weiterungen führten, die ich mir lieber nicht ausmalen will! Wäre ich da nicht in eine eben so traurige Lage gerathen, wie Armin mit meiner Schwester? Würde mein Vater mir in diesem Punkte nachgiebiger und willfähriger gestimmt sein, als ihm? O ganz gewiß nicht. Ja, er ist ein guter braver Mann, ein nachsichtiger und gütiger Vater, aber auch mir bleibt er immer der felsenstirnige Meyer vom Spiegelhof, der von seinen ihm angeborenen Vorurtheilen und mit ihm groß gewordenen Ansichten nicht abweichen wird. Ich, sein einziger Sohn und Erbe seines uralten Beitzes, dem in seiner Schätzung äußerer Verhältnisse so strengen und scharfkantigen Manne gegenüber – und dieses Mädchen, die Tochter von Moses Joël, einem Juden, wenn sie auch noch so schön, wohlhabend und geistreich ist – würde er über eine solche Verbindung nicht ganz anders denken als ich? Und dieser jüdische Vater selbst, ein Mann, der eine andere Religion hat als wir, würde er seine einzige Tochter, sein Kleinod, die er für seine Verhältnisse, in seinem Glauben, zu seinen Zwecken erzog, würde er die mit Gleichmuth auf das stille Land, in das einfache Haus eines Landwirths übersiedeln lassen? Nein, o nein, das würde er gewiß nicht. O, überall also, wohin ich blicke, bei Armin, bei mir, bei meinem Vater, bei Moses Joël, bei meiner Schwester und Esther – überall würden mir thurmhohe Klippen drohen und ich würde mich außer Stande fühlen, mein Schiff

so zu steuern, daß ich sie ungefährdet damit umschiffen kann!« –

Er senkte wieder den Kopf und dachte ernstlich und mit einem schmerzlichen Wehegefühl über alle diese Klippen nach. Plötzlich aber erhob er ihn wieder und als er den blauen Himmel so klar und wonniglich über sich leuchten sah, da strömte mit einem Mal eine wunderbare Kraft auf ihn ein, er riß sich mit Gewalt von dem ihn erfüllenden Trübsinn los und sagte ermuthigend zu sich:

»Doch nicht verzagt! Nein, noch drohen alle diese Klippen nur weit in der Ferne und mein Lebensschiff berührt sie noch lange nicht. So rasch segelt das schnellste Fahrzeug nicht, wie meine Gedanken eben in die Zukunft segelten, und Alles, was geschieht, muß sich in Ruhe entwickeln und will seine Zeit haben. Wer weiß, was diese Zeit bringt und welche Hülfsmittel in kommenden Tagen auftauchen. So will ich denn nicht daran denken, was mir jetzt so gefährlich erscheint, ich will vielmehr geduldig abwarten, ob die Gefahr sich nicht verringert, wenn man ihr allmählig vorsichtig und mit Bedacht näher kommt. In Gottes Hand liegt Alles, was uns beschieden ist und das will ich ergebungsvoll auf mich nehmen. So habe ich einst im Kriege gedacht, wenn ich in die blutige Schlacht ging, und hat es mich getäuscht? Nein, gewiß nicht, durch Graus und Tod hat mich die allmächtige Hand da oben zum Siege geführt und ich bin wohl erhalten an den Heerd meiner Heimath, in den Schooß meiner Familie zurückgekehrt. Sollte ich jetzt im Frieden und in dieser stillen Heimath weniger vertrauensvoll sein? Nein,

das will, das darf ich nicht, das liegt nicht in meiner Natur, und so will ich noch eine Weile sorglos in die Zukunft blicken und – von meinem über den Sternen beschlossenen Schicksal, wie Doctor Blank sagt und an das auch ich nun einmal glauben gelernt, das Beste erwarte.«

Mit diesen Worten hatte er sich frei gerungen aus dem ersten dumpfen Gewühl seiner Empfindungen und, frisch an natürlicher Kraft und voll von jugendlichem Muth, blickte er standhaft vor sich in die drohende Ferne. Und so ließ er dem in sein Gebiß schäumenden Hengste wieder die Zügel frei und dahin jagte er, fröhlich fast wie sonst, durch den sonnigen Wald, dem Hause des Vaters zu, wie er einst, den Säbel in der Faust, über das blutige Feld der Ehre und des Ruhmes gesagt, um seine Pflicht zu thun, wie die Würfel über sein ferneres Geschick auch fallen mochten. –

Als er auf dem Spiegelhof anlangte, galt seine erste Frage dem Vater und da hörte er, daß derselbe, nachdem er aus der Kirche frühzeitig mit seiner Tochter zurückgekehrt, gleich zu Pferde gestiegen und fortgeritten sei. Auch werde er heute wohl etwas lange ausbleiben, da er einige Nachbarn aufgesucht, die er nur Sonntags zu Hause treffe und mit denen er wichtige Geschäfte zu verhandeln habe.

Reinhard gab sein Pferd an Adam Riese ab und ging durch die Tenne in das Hinterhaus, alle Knechte und Mägde, die heute in ruhiger Plauderei bei einander saßen, freundlich grüßend und von ihnen wieder begrüßt.

Im vorderen Speisezimmer stand der Tisch schon gedeckt, aber Niemand war darin zu sehen. Vermuthend, daß Thusnelda, nach der er zunächst ein warmes Verlangen trug, in ihrem Zimmer sei, suchte er sie dort auf und da fand er sie auch, am Fenster sitzend und mit einer Stickerei beschäftigt, um auf ihn und den Vater zu warten, da Beide heute nach ihrer Meinung ungewöhnlich lange ausblieben, so daß es ihr ganz einsam im Hause vorkam, nachdem in den letzten drei Tagen ein so lebhaftes Treiben darin geherrscht.

Als Reinhard die Schwester selbst am Sonntag so arbeitsam auf ihrem Stuhl sitzen und die weißen Finger ämsig bewegen sah, stand er einen Moment still und seine Augen wurzelten fest auf ihr, als wolle er im Stillen die offenbare Schönheit des üppig blühenden Mädchens mit jenen ihm nicht minder offenbar erscheinenden Reizen der schwarzäugigen Jüdin vergleichen. Kaum aber hatte er seine Gedanken einige Secunden auf diesem Felde getummelt, so kehrte er in die ihm so behagende Gegenwart zurück und die friedliche Stille, die in dem sauberen Gemach um die fleißige Schwester herrschte, war so wohlthuend für ihn, daß er sich völlig beruhigt fühlte und mit freundlichem Gesicht neben Thusnelda niederlassen und mit ihr ein harmloses Gespräch – wie er wenigstens dachte – beginnen konnte.

»Guten Morgen, Nella!« sagte er herzlich. »Wir haben uns heute fast noch gar nicht gesprochen, da ich so früh fortritt und Ihr nach der Kirche fuhret. Der Vater ist also,

nachdem Ihr zurückgekommen, gleich wieder zu Pferde gestiegen und noch nicht daheim?«

»Nein, Reinhard,« erwiderte sie eben so freundlich und reichte ihm die Hand, nachdem sie die Nadel einen Augenblick bei Seite gelegt. »Doch wo bist Du so lange gewesen?«

Er lächelte heimlich und wider seinen Willen überzog eine dunklere Farbe sein gebräuntes Gesicht. »Nähe nur ruhig weiter,« sagte er sanft, »dabei kann ich Dir am besten erzählen. Und wo ich gewesen bin, fragst Du? Nun, Du weißt es ja, ich habe Armin bis zur Gränze seines Gutes das Geleite gegeben. Er läßt Dich noch einmal recht freundlich grüßen.«

Thusnelda erröthete sichtlich, fuhr aber gleich darauf eifrig zu nähen fort, indem sie ihren Kopf noch etwas tiefer auf die Arbeit senkte, dann sagte sie leise: »Ich danke!«

»Er wird uns auch bald wieder besuchen,« fuhr Reinhard fort, sein Auge forschend auf das liebliche Gesicht der Schwester heftend, – »das heißt, wenn Du nichts dagegen einzuwenden hast,« fügte er etwas zögernd hinzu.

»Was sollte ich dagegen einzuwenden haben?« fragte Thusnelda in einem ziemlich gleichgültig klingenden Ton. »Er ist ja Dein bester Freund und dem wird Niemand bei uns im Wege sein.«

»So.« Und er schwieg eine Weile, dann sagte er plötzlich: »Nella, sieh mich einmal ordentlich an. Deine Augen sind so sehr auf Deine bunten Blumen gerichtet, daß ich

sie gar nicht sehen kann, und ich möchte einmal etwas darin lesen, worauf ich recht neugierig bin.«

Thusnelda erhob auf der Selle ihren Kopf und sah ihren Bruder mit lachendem Munde an und doch lag in ihrem schönen reinen Auge ein Blick voll peinlicher Verlegenheit und Ungewißheit, den der scharfblickende Bruder nur zu gut bemerkte.

»So,« sagte er herzlich, »so war es recht. Und nun sage mir: Armin ist jetzt drei Tage bei uns gewesen, obgleich er eigentlich nur einen bleiben wollte, und da hast Du Gelegenheit gehabt, ihn im näheren Umgang kennen zu lernen. Hat er Dir gefallen? Aber ich möchte Deine aufrichtige Meinung hören, denn mir liegt viel daran, zu wissen, welchen Eindruck mein Freund auf Dich gemacht.«

Thusnelda erröthete noch stärker als vorher und augenblicklich fing sie wieder zu nähern an. »Wie Du so fragen kannst,« sagte sie etwas zögernd, »als ob sich das nicht von selbst verstände!«

»Nun, was versteht sich denn von selbst?«

»Daß Herr von Strachnitz ein sehr liebenswürdiger Mensch ist – so viel kann ich Dir ehrlich sagen, wenigstens ist er mir in den wenigen Tagen so erschienen.«

»Er würde Dir noch liebenswürdiger erscheinen, wenn Du länger und häufiger mit ihm verkehrtest, doch dazu wird sich ja nun die Gelegenheit bieten. Glaube mir,« fuhr er mit größerer Wärme fort, »Armin verdient auch unsere ganze Liebe und Freundschaft. Der arme Junge befindet sich in einer sehr üblen Lage, Du kennst sie noch lange nicht so genau wie ich. Hast Du ihm wohl angemerkt,

daß der Kummer um seinen Vater ihm schwer auf dem Herzen liegt?«

Jetzt erhob Thusnelda freiwillig den Kopf, nickte ihrem Bruder zu und sagte: »Ja, das habe ich ihm wohl angemerkt und der Vater auch. Wir haben noch heute Morgen unterwegs darüber gesprochen. Aber es wird ja nun hoffentlich bald besser werden, wenn er – ich meine den jungen Baron – erst die Zügel des Regiments zu Hause in die Hand nimmt. Das müsse er unter jeder Bedingung thun, meinte der Vater.«

»Und das wird er auch thun, verlaß Dich darauf, er ist consequent in Allem, was er ergreift. In wenigen Tagen schon wird uns die Kunde darüber zugehen, denn er will mir schreiben, wie er Alles gefunden und was er seinem Vater abgerungen hat.«

»Mag es ihm gelingen!« sagte Thusnelda wie zu sich selbst und seufzte dabei ganz leise auf. – »Aber sprich,« fuhr sie, ihre Gedanken rasch in eine andere Richtung wendend fort, »hat Dein Ritt bis zur Gränze von Strachnitz so lange gedauert? Es geht ja schon stark auf Mittags.«

»Nein,« erwiderte Reinhard etwas zögernd und doch überaus begierig, seiner Schwester, die er von jeher am liebsten zur Vertrauten seiner kleinen Geheimnisse gemacht, auch seine neuesten Erlebnisse mitzuthemen, »ich habe noch einen Besuch abgestattet, Nella, und bin zwei Stunden in Blanksruh gewesen.«



»Ah,« rief Thusnelda erfreut »das ist recht! Wie geht es dem guten Doctor? Ich habe ihn seit mehr als acht Tagen nicht gesehen.«

»Es geht ihm gerade jetzt sehr gut,« erwiderte Reinhard mit freudig aufblitzenden Augen, »denn er hat einen Gast im Hause, der ihm, wie er mir selbst gesagt außerordentlich willkommen ist.«

»Einen Gast, der ihm außerordentlich willkommen ist? Wer ist das?«

»Es ist die Tochter des Herrn Moses Joël aus Paderborn, der, wie Du ja weißt, neulich Nachts, als wir hier ankamen, den kleinen Unfall im Walde gehabt hat. Der alte Herr ist weiter gereist und hat bis zu seiner Rückkehr seine Tochter beim Doctor gelassen.«

Und nun erging er sich in einer genauen Schilderung dieser Tochter, wobei er, ohne es zu wissen, ihr Bild in so warmen Farben ausmalte, daß auch der unbefangenste und theilnahmloseste Zuhörer auf eine sehr rege Antheilnahme seinerseits hätte schließen müssen.

So hörte ihm denn auch Thusnelda mit steigender Verwunderung zu, denn so warm und umständlich hatte sie ihren ernsten Bruder noch nie über ein weibliches Wesen sprechen hören. Schon während er sprach, sah sie ihn groß an und da er im Eifer seines Vortrags ihre Verwunderung gar nicht bemerkte, vielmehr ihr Schweigen ihn nur zur Fortsetzung desselben anfeuerte, sagte er zuletzt:

»Ja, Nella, so ist dieses Mädchen und Du mußt sie durchaus und recht bald kennen lernen. Ich bin überzeugt, daß sie auch auf Dich einen lebhaften Eindruck

machen wird, denn sie ist so eigenartig gebildet, ihr edles schönes Gesicht stimmt so ganz und gar mit ihrem ganzen Wesen überein, daß ich ehrlich bekenne, etwas Derartiges noch nie in meinem Leben gesehen zu haben. – Und daß sie eine Jüdin ist,« schloß er seine Rede, »siehst Du ihr gar nicht an, kein orientalischer Zug, der dies Volk uns auf den ersten Blick kenntlich, und oft zuwider macht, stört Dich bei Deiner Betrachtung ihrer reinen sanften Züge, und höchstens die Farbe der Haare, der Schnitt der Augen – o, dieser wunderbaren, so unendlich Viel verheißenden Augen – läßt errathen, daß sie von einem Volke stammt, das sich stets durch die Schönheit seiner Frauen ausgezeichnet hat.«

Thusnelda war bei dieser feurigen Schilderung ganz still geworden und als ihr Bruder schon längere Zeit schwieg, sah sie ihn noch immer mit gespannt forschenden Blicken an. Endlich aber bemühte sie sich, ihren sie heimsuchenden Gefühlen einen Ausdruck zu geben, und so sagte sie, wobei ein sanftes Lächeln ihre schönen Züge überflog:

»Da hast Du ja eine recht hübsche Bekanntschaft gemacht, wie mir scheint, lieber Reinhard, und Du mußt Dir dieses junge Mädchen sehr genau betrachtet haben. Wenigstens läßt das Deine begeisterte Schilderung schließen und ich bin recht begierig geworden, ein solch kleines Wunderwerk persönlich kennen zu lernen.«

»Nun ja, das sollst Du ja auch,« fuhr Reinhard, von Neuem in Eifer gerathend fort, »und Du wirst Dich bald überzeugen, wie merkwürdig rasch sie auf Dich wirkt.

Jeder Blick von ihr, den sie auf irgend einen Gegenstand wirft, verräth Geist und spricht so deutlich ihre innere Regung aus, daß man sie gar nicht sprechen zu hören braucht, um sich doch Rechenschaft von ihren Gedanken abzulegen. Ja, Du sollst und mußt sie recht bald kennen lernen und Doctor Blank selbst wünscht das sehr lebhaft, er hat es mir wiederholt gesagt.«

Thusnelda war von ihrem Stuhl aufgestanden und suchte irgend einen Gegenstand aus dem Kasten eines Schrankes hervor. Vielleicht wollte sie ihrem Bruder dabei ihr glühendes Gesicht verbergen, denn sie fühlte selbst, wie ihr das Blut in die Wangen gestiegen war, da sie mit einem Mal eine Entdeckung an ihm gemacht zu haben glaubte, die sie vor den etwaigen Folgen bangen und zittern ließ. Während sie aber in dem Kasten suchte, sagte sie so ruhig wie möglich: »Das muß ja für den Doctor ein sehr interessanter Besuch sein und Du hast mich wirklich neugierig gemacht, diese schöne Jüdin zu sehen.«

Reinhard trat zu der Schwester heran, umfaßte liebevoll ihre schlanke Taille und zog sie sanft an sich. »Du wirst sie bald sehen, Nella,« sagte er herzlich, »ich werde mir alle Mühe geben, diese Bekanntschaft schon in den nächsten Tagen zu vermitteln, wozu mir der Doctor selbst die beste Gelegenheit geboten hat. Ich habe ihm nämlich versprechen müssen, ihm jeden Tag wenigstens *eine* Stunde zu schenken, da er mir unzählige Fragen über meine letzten Erlebnisse vorzulegen hat. Du weißt ja, wie er darin ist.«

»Ja, das weiß ich,« erwiderte sie und wollte eben noch etwas Anderes hinzufügen, als die Thür aufging und der Meyer, sichtbar erhitzt von seinem raschen Ritt, in's Zimmer trat. Als er seine Kinder, die er Beide gleich innig liebte, so nahe bei einander stehen und Reinhard die Schwester noch umschlingen sah, heiterte sich seine Miene sichtbar auf, er nickte Beiden, da sie sich zugleich nach ihm umwandten, herzlich zu und sagte:

»Ah, da seid Ihr ja und Ihr habt gewiß schon auf mich gewartet, da ich mich um mehr als eine Stunde verspätet. Aber ich habe die Leute, mit denen ich zu verkehren hatte, etwas umständlich gefunden und das hat mich aufgehalten. Nun, und Du –« wandte er sich zu Reinhard, »scheinst mir auch noch nicht lange zu Hause zu sein, wenigstens sah ich Deinen Schimmel noch gesattelt im Stalle stehen.«

Reinhard wollte eben etwas erwidern, als Thusnelda ihm zuvorkam und rasch sagte: »Er hat den Doctor besucht, Vater, und bei ihm eine angenehme Bekanntschaft gemacht oder vielmehr erneuert. – Nun, Reinhard, erzähle dem Vater, was Du so eben mir erzähl,« wandte sie sich zu dem Bruder, der plötzlich, als er die hohe ernste Gestalt seines Vaters vor sich sah und an seinen Morgenbesuch dachte, ganz stumm geworden war.

»Halt ein!« rief der Meyer da, als Reinhard sich schon zum Sprechen anschicken wollte, »das können wir, denke ich, auch bei Tische abmachen. Ich habe Hunger, Nella, und auch Durst. Laß uns eine Flasche Moselwein aus dem

Keller heraufholen, und bringe auch etwas Selterswasser mit.«

Thusnelda verließ augenblicklich das Zimmer, um des Vaters Wünsche zu erfüllen, der Meyer aber, ohne Reinhard nach seinen neusten Erlebnissen zu fragen, folgte ihr bald, um es sich in seinem Zimmer bequem zu machen und den Reitrock mit einem leichteren Hausrock zu vertauschen.

Fünf Minuten später saßen die drei Personen am Tisch und der Meyer langte eifrig von den ihm vorgesetzten Speisen zu. Erst nachdem er seinen Appetit einigermaßen gestillt, fing er wieder zu sprechen an und nun wandte er sich an seinen Sohn und forderte ihn auf, ihm vorzutragen, was er wissen solle.

Reinhard erzählte, wo er gewesen, wen er bei Doctor Blank getroffen und wie glücklich dieser über die Unterbrechung seiner Einsamkeit sei; aber von Esther Joël sprach er bei Weitem nicht so viel, wie vorher zu seiner Schwester, und auch sein Eifer, die Eigenschaften des jungen Mädchens in ein so glänzendes Licht zu stellen, war nicht ganz so groß. Als er mit seinem Vortrage fertig war, nickte der Meyer still vor sich hin und sagte ruhig:

»Das freut mich des guten Doctors wegen. Es ist mir lieb, daß er einmal ein wenig Zerstreung hat. Er wird uns also bald besuchen?«

»Ja, morgen oder übermorgen schon,« erwiderte Reinhard etwas hastiger, als Thusnelda es zu wünschen schien, »und er wird auch seinen Besuch mitbringen.«

»Das versteht sich von selbst,« sagte der Meyer bedächtig, »und es soll mir recht sein. Ich kenne den Joël ja auch, er ist ein braver und zuverlässiger Mann; seine Tochter aber kenne ich noch nicht und weiß nur vom Doctor, daß sie ein kluges Kind gewesen sein soll.«

»Sehr klug und geistreich!« schaltete Reinhard ein.

Der Meyer nickte wieder und schwieg. Nach einer Weile aber sagte er: »Ich bin auf unsern Feldern an der Senne gewesen. Die Frucht steht überall prächtig und man kann Hoffnung auf eine gute Erndte haben. Bist Du geneigt, Reinhard, heute Nachmittag mit mir durch den Wald zu wandern? Ich will Dir meine neusten Anpflanzungen in unserer Sandregion an der Ebene zeigen, damit Du doch allmählig Dein Territorium kennen lernst. Und damit Nella auch etwas von Dir hat, denn bis jetzt habt Ihr Euch ja noch wenig allein gesehen, so begleitet sie uns vielleicht?«

Thusnelda blickte freundlich zu ihm auf und sagte, daß sie sich wahrhaft nach einem so ausgedehnten Spaziergang sehne.

»Und ich,« nahm Reinhard das Wort, »stehe Dir von jetzt an jeden Augenblick zu Diensten. Auch ich sehne mich nach Arbeit und Du brauchst mir nur zu sagen, was Du zuerst von mir gethan haben willst.«

»Eile mit Weile,« versetzte der Meyer, »das wird sich Alles von selbst finden und Du wirst Dich bald wieder heimisch und als Landwirth fühlen. An Arbeit wird es nicht fehlen. So. Nun bin ich fertig und wünsche Euch eine gesegnete Mahlzeit. Kann ich also um vier Uhr auf

Euch rechnen?« wandte er sich zu den Beiden um, als er schon die Thür in der Hand hielt, um sich in sein Zimmer zu begeben.

»Wir werden bereit sein,« entgegnete Reinhard und gleich darauf war er wieder mit der Schwester allein und folgte ihr in ihr Zimmer, um sich da mit ihr auf ein Sopha zu setzen und gemüthlich noch etwas zu plaudern, wie sie es von jeher nach Tische gewohnt waren, wenn Reinhard einmal zum Besuch in's väterliche Haus gekommen war.

»Nun,« begann Nella das Gespräch, »da hast Du ja dem Vater Deine neue Bekanntschaft wenigstens im Geiste vorgeführt.«

»Ja, aber er sprach meiner Ansicht nach nur sehr wenig darüber.«

»Das ist so seine Art,« erwiderte Thusnelda, »Du kennst ihn ja; von vielen Worten war er nie ein Freund. Uebrigens – was sollte er auch weiter darüber sprechen? Er hat ja die schöne Jüdin nicht gesehen und also auch nicht *den* Eindruck von ihr empfangen, den sie auf Dich gemacht hat.«

Reinhard schwieg. Bald darauf aber sagte er und es schien fast, als habe er absichtlich einen anderen Gegenstand gewählt: »Jetzt ist Armin schon lange zu Hause und wird mit seinem Vater wohl schon ein wichtiges Gespräch geführt haben. Das war wenigstens seine Absicht.«

Auf diese Rede hatte Thusnelda keine Antwort und so fuhr Reinhard nach einer kurzen Pause fort: »Seine Mutter wird glücklich gewesen sein, daß sie ihn wieder hat,

und nach ihr hatte er auch die meiste Sehnsucht. – Aber was bist Du denn so still?« fragte er nach einer Weile, da sie ihm wieder keine Antwort gegeben.

»O,« sagte sie langsam, »ich dachte nur eben an den Doctor.«

»Ich sprach ja aber von Armin – hörtest Du das nicht?«

»Gewiß hörte ich es, und daß er Sehnsucht nach seiner Mutter hatte, finde ich ganz natürlich, da er sie so lange nicht gesehen. Du wirst ja bald Nachricht von ihm erhalten, wie er es zu Hause gefunden und dann wollen wir weiter darüber reden.«

Reinhard schwieg, nahm eine Cigarre hervor und brannte sie sich an. Dann aber plauderte er mit der Schwester bis gegen vier Uhr, denn das Mittagsessen hatte sich heute durch das Ausbleiben des Vaters ungewöhnlich verzögert und es war schon halb drei Uhr, als sie vom Tische aufstanden.

Punkt vier Uhr aber rief der Meyer seine Kinder zu dem bewußten Spaziergange ab und dieser dehnte sich fast bis um sieben Uhr aus. Nach dem Abendessen jedoch, wo der Vater immer am gesprächigsten war, da er alsdann seine Tagesarbeit im Freien geschlossen, blieben sie bis nach neun Uhr beisammen und jetzt sprachen sie gemüthlich bald über verschiedene, den Spiegelhof betreffende Verhältnisse, bald über die letzten vergangenen Jahre, ohne noch einmal auf die Ereignisse und Personen zurückzukommen, die der jungen Leute Gemüther im Augenblick am lebhaftesten beschäftigten.



Der neue Tag war angebrochen und hatte wieder einen heiteren thaufrischen Morgen gebracht. Ringsum leuchtete der Wald unter den warmen Sonnenstrahlen in seinem blühendsten Frühlingsschmuck, die Vögel sangen munterer denn je auf den Zweigen, die Spechte hämmerten rüstig an den hehren Buchenstämmen, die Bienen summten im vollen Chor bei ihrer ämsigen Arbeit und so verrieth sich überall im ganzen Umkreise der Natur Lust und Freude am Leben und seinem Genuß.

Als der Meyer um sechs Uhr, schon zum Ausgange gerüstet, in die Tenne trat, fand er seinen Sohn mitten unter den Knechten stehen, um ihnen die Aufträge zu erteilen, die er Abends vorher von ihm selbst zu diesem Behufe empfangen hatte, worauf er mit Adam Riese zu den Pferden ging, um sich auch von ihrem Wohlbefinden zu überzeugen. Als der Vater den Sohn in solcher Thätigkeit erblickte, flog ein zufriedenes Lächeln über sein strenges Gesicht und alsbald trat er zu ihm heran und forderte ihn auf, wenn er nichts mehr im Hause zu thun habe, ihm in den Wald zu folgen, um verschiedene Pläne für die Zukunft zu vernehmen, die er seit einiger Zeit gefaßt und deren Zweckmäßigkeit er ihm klar vor Augen stellen wolle.

Reinhard gab sogleich seine Bereitwilligkeit zu erkennen und nachdem sie rasch ihr Frühstück verzehrt, verließen sie den Hof und der Meyer schlug den Weg in den Wald ein, den sein Sohn am vorigen Tage genommen, als

er seinen Freund bis zur Gränze seiner Besitzungen begleitet hatte.

Nachdem nun der Meyer verschiedene Dinge im Haushalt besprochen und mit seinem Sohn hin und her überlegt, sagte er, das Gespräch auf einen neuen Gegenstand wendend: »Ich bin gestern auch in meiner Fohlenkoppel an der Senne gewesen und habe sie eigentlich zu eng für die jetzige Zucht gefunden. Die munteren Thiere müssen sich lebhaftere Bewegung machen und so wollen wir heute die Bäume aussuchen, um das Stangengerüst um die Koppel zu erweitern. Passenden Boden mit gutem Futter habe ich ja genug dazu. – Den Grund zu dieser Neuerung wirst Du einleuchtend finden,« fuhr er fort, »wenn Du einmal hinüber reiten willst. Die Thiere mehren sich alle Jahre und ich möchte sie immer noch besser und stärker haben, als sie sind.«

Reinhard stimmte ihm natürlich bei und bald hatten sie einen jungen Anwuchs schlanker Fichten erreicht, die viel zu dicht standen und eine verständige Lichtung schon ertragen konnten.

»Da haben wir gleich, was wir suchen,« sagte der Meyer, »und ein paar Hundert feine Stämmchen weniger werden dem Wachsthum der übrigen wohlthätig sein. Doch gehen wir weiter, wir finden ihrer noch mehr und dann kannst Du dem Großknecht die Anweisung geben, sie bei Gelegenheit niederlegen zu lassen.«

Nach diesen Worten setzte er mit seinen gewaltigen Schritten den Weg fort und bald hatten sie den Hochwald erreicht, der die Gränze des Spiegelhofs bildete und

den Armin von Strachnitz am vorigen Tage so lebhaft gegen Reinhard gerühmt hatte. Hier blieb der Meyer einen Augenblick stehen und blickte sich ringsum, wobei sein Gesicht sich verdüsterte und jenen harten und trotzigem Ausdruck annahm, den sein Sohn schon an ihm kannte, wenn ihm etwas Unangenehmes durch den Sinn fuhr.

»Das ist ein schönes Stück Wald,« begann er gleich darauf wieder zu reden und deutete mit seinem Stock im Kreise umher, »aber er ist nicht zu haben, so gern ich ihn auch den meinen nennen möchte. Denke Dir doch, ich traf gestern ganz zufällig wieder mit einigen Bauern der Gemeinde zusammen, die von jeher ein großes Maul in der Sache gehabt, und sie mochten vielleicht glauben, ich käme wieder wegen des Kaufs. Aber sie irrten sich. Von diesem Handel ist unter den jetzt obwaltenden Verhältnissen bei mir keine Rede und man kann sein Geld besser zu nöthigeren Dingen gebrauchen. Nun, das dachte ich und sie mochten es merken. Da fingen sie denn selber mit honigsüßen Mienen davon zu reden an und suchten ihren Wald bis in den Himmel zu erheben. Als sie mich aber fest zugeknöpft bleiben sahen, gingen sie mir stärker zu Leibe und sagten, ich könnte den Wald jetzt haben, sie wollten ihn billiger lassen als früher. – Was wollt Ihr haben? fragte ich darauf, denn meine Begier nach den Bäumen war von Neuem erwacht. Das mochten sie abermals merken, denn bei einem solchen Handel sind die starren Kerle feinfühlig und klug genug, und sie forderten einen Preis, der allerdings geringer als der frühere war, aber den wirklichen Werth, den er wenigstens

für mich hat, doch bei Weitem überstieg. Da schwoll mir der Kamm und mich erfaßte der Zorn, daß ich so dumm gewesen, mich mit diesen Beutelschneidern einzulassen, und so erwiderte ich kein Wort darauf, als ob ich ihren Vorschlag verachtete und ihn nicht der Rede werth hielt. So habe ich denn diesen Handel ein für alle Mal aufgegeben und denke nicht mehr daran. Dir aber kann ich es wohl sagen: leid thut es mir doch und ich hätte Dir gern den Wald mit übergeben, wenn Du Dein Erbe antrittst oder mich von meinem Posten ablösest, was über kurz oder lang geschehen wird, denn ich fange allmählig an, mich nach Ruhe zu sehnen und die Reize des Landlebens packen mich nicht mehr so fest wie früher. Doch genug davon.«

»Es kommen vielleicht einst bessere Zeiten,« erwiderte Reinhard, der den Vater nicht gern seinem inneren Grimm verfallen sah, und daß ihn der abermalige Fehlschlag seines Handels schmerzte, merkte er ihm nur zu deutlich an. »Ja, sie kommen gewiß und dann werden die Herren froh sein, ein so gutes Geschäft mit Dir abschließen zu können.«

»Mit mir?« fuhr der Meyer auf. »O nein, ich denke nicht daran, also höchstens mit Dir, doch das wird in Zukunft Deine Sache sein, wenn Du mit eigenen Mitteln schalten und walten kannst. – Doch, was ist denn das?« unterbrach er sich und blieb stehen, um seinen Sohn genauer zu betrachten, an dem er jetzt erst bemerkte, daß er nicht in seine gewöhnliche Arbeitstracht gekleidet war, sondern einen ganz neuen und modernen Reitanzug

trug. »Du hast ja Deine blanken Reitstiefel und Sporen an. Dachtest Du, wir wollten die kurze Strecke reiten? O nein, ich muß mir bisweilen mehr Bewegung zu Fuß machen und gestern bin ich lange genug im Sattel gewesen.«

»Nein,« erwiderte Reinhard mit einiger Verlegenheit, doch sah er seinem Vater dabei offen in das ernst auf ihn gerichtete Gesicht, »das dachte ich nicht, Vater, allein, wenn wir von unserm Gange zurückkommen, wollte ich allerdings reiten. Mein Pferd ist auch an tüchtige Bewegung gewöhnt und darf nicht steif werden, und bis jetzt habe ich es hier nur wenig benutzen können. Nun, da wollte ich denn – noch einmal nach Blanksruh zum Doctor hinüberreiten –«

»Wie?« unterbrach ihn der Vater. »Schon wieder? Du bist ja erst gestern bei ihm gewesen?«

»Ja wohl, aber nur kurze Zeit und ich habe nur wenig davon erzählen können, was der alte Herr wissen wollte. Du weißt ja, wie begierig er auf solche Neuigkeiten ist. Und da hat er mich herzlich eingeladen, ihn in den ersten Tagen wenigstens auf eine Stunde täglich zu besuchen, und das wollte ich denn thun, da ich ja jetzt doch nichts hier zu versäumen habe.«

»Aha! Nun ja, ich kann mir denken, daß er Dich gern sieht; Du und Nella, Ihr waret ja immer seine Lieblinge von Kindesbeinen an. Auch wird man neugierig, wenn man, wie er, so lange von der Welt entfernt lebt. Nun, so wollen wir denn unsern Gang heute nicht zu weit ausdehnen, damit Du zeitig zu dem alten Freunde kommst.

Ich gönne ihm die Freude gern. Ueberdies wollte ich selbst früh zu Hause sein. Ich hatte mir vorgenommen, um elf Uhr nach der Stadt zu fahren, wo ich Geschäfte habe, die mich wohl bis zum Abend in Anspruch nehmen werden. Hast Du vielleicht einige Besorgungen auszurichten?«

»Nein, für jetzt nicht,« erwiderte Reinhard nach einigem Besinnen, »und ich danke Dir. Nächstens muß ich doch einmal selbst nach der Stadt und meinem Herrn Schneider und Schuhmacher die Aufwartung machen. Ich bin jetzt besser auf den Kriegs- als Friedensfuß eingerichtet und von Poppelsdorf her gewohnt, mich in der Kleidertracht etwas zusammenzunehmen. Man muß die Mode doch einmal mitmachen, nicht wahr?«

Der Meyer lachte. »Ja wohl,« sagte er, »das muß man, wenn man mich selbst nur nicht allzu straff in ihre Fesseln klemmt, haha! – So, das ist der kürzeste Weg nach Hause, den wollen wir einschlagen.« –

Wie er sagte, so geschah es, und bald nach neun Uhr trafen Beide wieder im Hofe ein, wo der Meyer seiner Tochter, die er nun zum ersten Mal an diesem Morgen sah, den Auftrag gab, ihm um halb elf Uhr ein warmes Frühstück zu besorgen, da er nach der Stadt fahren wolle. So sei sie also den Tag über mit Reinhard allein, fügte er hinzu, und sie möchten sich die Zeit ohne ihn nicht lang werden lassen.

»Das geschieht nie, lieber Vater,« entgegnete Thusnel-da und legte ihre Hand zutraulich auf seine Schulter.

»Wir haben immer zu thun und Mancherlei mit einander zu sprechen. Amüsire Dich nur in der Stadt.«

»Das will ich nach Kräften. Wenn Du einen Wunschzettel hast, so halte ihn bis zur Abfahrt bereit; ich werde Alles treulich besorgen.«

»Ich danke, lieber Vater,« erwiderte Thusnelda herzlich. »Ich bin durch deine Güte so reichlich versorgt, daß ich nicht wüßte, was ich mir vor der Hand wünschen sollte.«

Der Meyer nickte und verließ die Tenne, in der er Thusnelda bei der Kuhmagd getroffen hatte, der sie gerade eine Anweisung gab. Als er aber die Thür des vordersten Zimmers erreicht, blieb er einen Augenblick stehen und kehrte sich noch einmal nach seiner Tochter um.

»Apropos,« rief er ihr zu, »Du wirst am Ende heute doch etwas Langeweile haben; Reinhard will wieder zum Doctor und bleibt gewiß bis Mittag, wenn nicht länger aus. Willst Du mit mir nach der Stadt fahren?«

Thusnelda besann sich nur einen Augenblick, dann entgegnete sie freundlich, aber bestimmt: »Auch dafür danke ich, Vater, ich habe mit meiner Näherei heute noch reichlich zu thun. Reinhard mag immerhin nach Blanksruh gehen, er wird nicht vergessen, daß ich allein zu Hause bin und mich zu lange auf seine Rückkehr warten lassen.«

»Das schärfe Du ihm nur selbst ein,« sagte der Meyer wohlgelaunt. »Dem Doctor stehen magnetische Kräfte zu Gebote, ich weiß es an mir selber, und er dürfte ihm einen neuen Sonnenfleck zeigen wollen, auf die er seit einiger

Zeit wie versessen ist. Und bis sie auf den Berg und die Warte kommen, – wo ja die Sonne viel heller scheint als unten,« setzte er lächelnd hinzu, »vergeht die Zeit. Doch nun Adieu und um halb Elf mein Essen!« –

Es war erst halb zehn Uhr, als Reinhard zu seiner Schwester in's Zimmer kam, um ihr Lebewohl zu sagen, bevor er zu Pferde stieg. Als seine hohe und männliche Gestalt vor sie hintrat und seine Blicke mit stillem Forschen auf ihrem Gesicht ruhten, lächelte sie unwillkürlich und sagte: »Nun, Du hast Dich ja heute sehr stattlich gemacht und siehst mit Deinem frohen Gesicht aus, als ob Du unter lauter vornehme Offiziersfrauen gehen und ihnen den Hof machen wolltest. Aber das finde ich ganz in der Ordnung. Also Du willst wieder nach Blanksruh? Nun, grüße den alten Herrn herzlich von mir und sage ihm, daß ich ihn bald, recht bald erwarte. Du bist doch um Mittag wieder hier?«

»Ganz gewiß, Du sollst nicht wie gestern mit dem Essen warten. – Aber wie, nur den Doctor soll ich von Dir grüßen? Hast Du keinen Gruß für seinen Besuch?«

Thusnelda lachte heiter auf. »Ob ich diese Frage nicht vorausgesehen habe!« rief sie munter. »O, wie wir uns kennen, bester Reinhard! Ja, gewiß, grüße – die schöne Jüdin mit den unbegreiflichen Augen freundlich von mir und sage ihr, daß ich mich freue, sie nun auch kennen zu lernen. Bist Du damit zufrieden?«

»Vollkommen, und nun lebe wohl!« Er reichte ihr mit etwas verlegenem Erröthen die Hand und sie drohte ihm schelmisch mit dem Finger, als er zur Thür hinausschritt,



um sich noch einmal zum Vater zu begeben und auch ihm Lebewohl zu sagen.

Zwei Minuten später trat er in die Tenne, wo sein Hengst schon gesattelt stand, und selbst Adam Riese fiel das strahlende Gesicht seines jungen Herrn auf, als er sich in den Sattel schwang und in's Freie hinausritt. Kaum aber befand er sich draußen, so drückte er dem Schimmel die Schenkel an und in einer Gangart, wie er sie ihn selten so nahe am Hofe annehmen ließ, sprengte er in den Wald hinein, daß die Hunde an ihren Ketten ein lautes Geheul ausstießen, als beneideten sie das edle Pferd, daß es sich einmal nach Herzenslust auslaufen könne.

»Na, der hat es heute eilig!« brummte Adam Riese, der vor das große Thor der Tenne getreten war und seinem jungen Herrn nachsah. »Gerade so ritt er davon, als es zur Attaque ging, hast Du nicht gesehen! Aber hier brummen keine Kanonen, wie dort hinterher –«

»Nein, nur die Menschen, die nichts zu thun haben,« sagte eine tiefe ernste Stimme hinter ihm, und als er sich erschrocken danach umdrehte, sah er den Meyer stehen, der es sich auch nicht hatte versagen können, seinen schmucken Sohn abreiten zu sehen. – »Aber Du brauchst darum nicht zu erschrecken,« fuhr der gestrenge Herr milder fort, als Adam Riese mit langem Gesicht bei Seite

schleichen wollte. »Was Du eben von Deinem Herrn gesagt, hat mich gefreut und ich hätte ihn wohl auch mögen zur Attaque reiten sehen, wie jetzt zu einem freundschaftlichen Besuch. Doch nun genug mit dem Nachgaffen. Um halb Elf spann an und lege den Füchsen das neue Geschirr auf. Du verstehst mich!«

»Immer, Herr Meyer, und ich habe schon Alles blitzblank gemacht, wie es sich gebührt, wenn *wir* in die Stadt fahren.«



Es war noch nicht ganz zehn Uhr, als Reinhard auf demselben Wege, den er am vorigen Tage eingeschlagen, vor der Stallung von Blanksruh anlangte und an Isaak sein heute etwas warm gewordenes Pferd abgab. Ohne Aufenthalt trat er nun wieder von der Bergseite her in's Haus und traf hier auf Frau Mausgrau, die so eben aus der Küche kam. Sobald sie aber den jungen Mann vor sich sah, schlug sie die Hände zusammen und rief:

»Ei du meine Güte! Sie sind schon wieder da, Herr Reinhard? das ist ja schön und da wird der Herr Doctor gewiß seine Freude haben; hat er doch heute Morgen beim Kaffee schon von Ihnen gesprochen und Ihr Lob in alle Windrichtungen ausposaunt! Na, gehen Sie nur hinein in's Studirzimmer, da sitzt er und rechnet und kritzelt, daß mir angst und bange wird, wenn ich es sehe.«

»Arbeitet er denn heute allein?« fragte Reinhard etwas verwundert.

»Allein? Gott schütze mich! Wie können Sie das denken! Er hat ja Besuch, wie Sie wissen, und der hält ihn fest vom Morgen an, wenn er aufsteht, bis spät in die Nacht, wo er zu Bett geht, und auf den Berg kriechen sie alle Abende hinauf, daß ich schon vom bloßen Zusehen Kreuzschmerzen gekriegt habe.«

»Oho! So schlimm wird es doch nicht sein!« erwiderte Reinhard lachend. »Aber – ich störe sie am Ende, wenn sie bei der Arbeit sind?«

»Ei, warum nicht gar! Immer dreist vorwärts, Herr Reinhard. Ich hätte sie doch in fünf Minuten stören müssen, denn da ist die Frühstückszeit und ich muß dafür sorgen, daß sie das Essen und Trinken nicht vergessen, denn wenn ich ihnen nicht sagte: jetzt ist es Frühstücks-, Mittags oder Abendessens-Zeit, sie dächten meiner Seele nicht daran, so sind sie in ihren gelehrten Kram vernarrt.«

Reinhard nickte der immer grollenden und es mit ihrem Herrn doch so gut meinenden Alten zu und klopfte leise an die Thür. Diesmal vernahm Esther zuerst das kaum hörbare Geräusch und machte ihren eifrigen Lehrer darauf aufmerksam. Dieser schaute von seiner Planetentafel auf, warf einen Blick nach der Uhr und rief dann ein draußen deutlich vernehmbares Herein! Kaum aber sah er die hohe Gestalt seines ehemaligen Schülers in das Zimmer treten, so flog ein gemüthliches heimliches Lächeln über sein friedliches Gesicht, als habe er eine kleine Ahnung von dem Magnet, der den jungen Mann heute schon wieder nach seinem Hause gezogen, und eben noch hatte er gegen Esther von der Schwerkraft der im

Weltraum umschwebenden Planeten und den unbekanntem, gleichsam magnetisch wirkenden Kräften der Natur gesprochen.

»Bravo, Reinhard!« rief er, sprang von seinem Sitz auf und streckte dem Ankommenden die Hand entgegen. »Ich grüße Dich, Du bist uns willkommen. Wir haben Dich beinahe erwartet und sehnen uns, unsre gestrige Planderei noch ein wenig fortzusetzen. – Aber wo willst Du hin?« wandte er sich an Esther, die aus Bescheidenheit und um die beiden Männer in ihrer ersten Begrüßung nicht zu stören, das Zimmer verlassen wollte. »Nein, mein Kind, bleib hier, Du bist uns nicht im Wege – oder doch, geh und sieh nach, ob die griesgrämige Mausgrau mit dem Frühstück fertig ist. Ich sehe eben, daß die Zeit dazu gekommen ist und möchte nicht wieder eine moralische Vorlesung von der Alten hören.«

Esther nickte ihm freundlich zu und gleich darauf war sie in das nebenan liegende Eßzimmer getreten.

»Nein,« sagte der Doctor, sobald die Thür sich hinter ihr geschlossen und indem er seine sanfte Stimme noch mehr dämpfte, »Du glaubst nicht, wie glücklich mich diese kleine Creatur macht. Eine solche Fassungsgabe, wie sie sie hat, ist mir noch nie in meinem Leben vorgekommen. Da muß ich mich wahrhaftig beeilen, immer neue Lectionen ausfindig zu machen, und wenn sie lange bei mir bleibt, werde ich mit meinem Latein bald am Ende sein. Die hätte ein Junge werden und studiren müssen, der Tausend, was hätte die vor sich gebracht!«

»Nun,« erwiderte Reinhard lächelnd, »es scheint mir auch nicht ganz unangenehm, daß sie ein Mädchen geworden ist. Man kann ja auch kluge Frauen gebrauchen, wenn sie nur über ihre erlernte Weisheit nicht ihre häusliche Pflicht und die Anforderungen, die man an ihre Weiblichkeit stellt, vergessen.«

»O nein, o nein, das thut Esther gewiß nicht,« fiel der Doctor rasch ein, »und das ist es ja gerade, was ich an ihr bewundere und so hoch schätze. Wenn sie in der Küche ist, ist sie nur Köchin, im Garten Gärtnerin, beim Studium Schülerin, denn Alles, was sie ist, ist sie ganz und nie vermengt sie das Eine mit dem Andern oder vergißt über das Eine das Andere. Auch wirst Du sie nie in ihrer Unterhaltung ein gelehrtes Wort gebrauchen hören, wie jene klugen Jungfrauen in blasirten Städten, die man Blausrümpfe nennt und die sich auf ihr Bischen blasse Weisheit wunder was einbilden. – Doch still – da kommt sie wieder. – Ist der Tisch fertig, mein Kind?«

»Ja, Herr Doctor,« berichtete Esther mit der freudigsten Miene. »Wenn es Ihnen gefällig ist, treten Sie näher.«

»Hast Du uns auch wieder eine Flasche Wein besorgt?«

»Ja, und Rheinwein, wie gestern.«

»Das ist recht, das ist recht. Nun komm, Reinhard, und jetzt sage mir zuerst, wie es bei Dir zu Hause steht. Mein Gewissen schlägt mir schon, daß ich so lange nicht auf dem Spiegelhof gewesen bin und Deinem Vater und der Nella die Hand gedrückt habe.«

Während er dies sprach, hatte man sich gesetzt und Esther füllte, ohne daß es ihr Jemand geheißen, sogleich

den beiden Männern die Gläser, während sie das eigene Glas leer ließ.

»Warum thust Du das?« fragte der Doctor. »Willst Du nicht auch Deine eigene Hebe sein, wie Du es uns bist? Es schmeckt uns besser, wenn Du mit uns ein Glas trinkst.« – Dabei hatte er die Flasche ergriffen und goß ihr etwas Wein ein, als sie die kleine Hand sanft auf seinen Arm legte und sagte:

»Nur ein halbes, wenn ich bitten darf. Es macht mich so heiß und die Luft ist warm genug.«

Der Doctor erfüllte ihren Wunsch, dann wandte er sich wieder an Reinhard und sagte: »Nun, Du wolltest eben etwas von Hause sagen.«

»Ja, ich bringe herzliche Grüße, sowohl von meinem Vater wie von meiner Schwester, und letztere insbesondere freut sich ungemein, Sie nun recht bald kennen zu lernen, Fräulein Joël.«

Esther erröthete freudig, als sie diese Worte vernahm, die mit einer ihr wohlthuenden Wärme und Herzlichkeit gesprochen wurden, und gleich darauf entgegnete sie:

»Ich weiß nicht, ob sie sich auf mich so freuen kann, wie ich mich auf sie freue. Der Herr Doctor hat mir so viel Liebes und Gutes von Ihrer Schwester erzählt, daß ich neugierig geworden bin, ein Wesen zu sehen, das Alles versteht, was eine Frau auf dem Lande und in der Stadt gebraucht, um ihre Stelle vollkommen auszufüllen. Von einer solchen wirthschaftlichen Vollkommenheit habe ich bis jetzt keinen Begriff. Aber ich fürchte, wir werden ihre

Zeit zu sehr in Auspruch nehmen, wenn wir, wie der Herr Doctor es wünscht, den Hof bald besuchen.«

»Das befürchten Sie durchaus nicht,« versetzte Reinhard mit sichtbarem Eifer. »Weit eher könnte ich das in diesem Hause befürchten, als Sie bei uns. Meiner Schwester Geschäfte sind vom frühen Morgen an so geordnet, daß Alles wie in Reihe und Glied vor sich geht, auch wenn sie nicht dabei ist; außerdem ist ihr Auge schnell und sie bemerkt leicht, wo etwas fehlt. Uebrigens sind ihre Gehülfen vortrefflich geschult und so scheint sie im Hause oft viel nöthiger zu sein, als sie wirklich ist.«

»Was macht der Alte?« fragte nun der Doctor, indem er schon eifrig von seinem Butterbrod aß, das Morgens seine gewöhnliche Speise ausmachte.

»Es geht ihm gut und er fährt so eben nach der Stadt, was er, wie mir Nella gesagt, in der letzten Zeit sehr gern und häufig thut.«

»Ja, das habe ich auch schon bemerkt,« erwiderte der Doctor, »und er spricht sogar davon, daß es ihm dort außerordentlich gefällt. Doch – heute ist er wieder dort und bleibt er lange aus?«

»Bis zum Abend, sagte er, und er habe verschiedene Geschäfte abzuwickeln, die ihn lange in Anspruch nehmen würden.«

Doctor Blank dachte einen Augenblick über etwas nach, dann sagte er mit heiterer Miene: »Höre einmal, Esther, wenn es so ist und die beiden Geschwister heute Nachmittag auf dem Hofe allein sind, dann könnten

wir unsern Vorsatz ja auf der Stelle ausführen und sie besuchen. Was meinst Du?«

Ehe Esther aber darauf eine Antwort geben konnte, legte Reinhard seine Hand auf des alten Herrn Arm und sagte mit dem freundlichsten Ton: »Nein, lieber Herr Doctor, wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, so besuchen Sie uns heute lieber nicht. Ich wünsche, daß Fräulein Joël, wenn sie zum ersten Mal unsern Hof betritt, auch meinen Vater trifft, sieht und hört. Man versteht unser Haus, unsern Hof und Wald erst, wenn man den wackeren Mann nach seiner Weise darin schalten und walten sieht.«

»Junge,« rief der alte Herr mit hellem Aufblitzen seines klugen Auges, »da hast Du ein wahres und zugleich sinniges Wort gesprochen. Ja, darin hast Du Recht, Euer Hof ist nur ein vollkommenes Ganze, wenn Euer Vater zu Hause ist und mit seiner mächtigen Gestalt und seiner patriarchalischen Ruhe seine Gäste an der Tenne empfängt, und so soll ihn Esther auch nur zum ersten Male sehen. Aber damit dieser unser freier Nachmittag nicht verloren gehe, habe ich nun einen anderen Vorschlag. Da Ihr Beide zu Hause allein seid und wir Euch nicht besuchen können, so besuchet Ihr uns, wie? Das wird Esther eben so recht sein wie mir.«

Esther erhob schnell ihr Gesicht zu dem also Redenden und ein freudig strahlender und dankbarer Blick flog zu



ihm hinüber, der ihre volle Beistimmung verrieth, indes-  
sen sprach sie kein Wort, sondern sah nur Reinhard for-  
schend von der Seite an, der seinen Kopf etwas gesenkt  
hielt und eifrig nachzudenken schien.

»Nun, was hast Du denn dagegen auszusetzen?« frag-  
te ihn der Doctor, der dieses nachdenkliche Wesen wohl  
bemerkt hatte.

Da hob Reinhard sein ehrliches Auge voll gegen ihn  
auf und schon ehe er sprach, hatten sich seine Wangen  
mit dunkler Röthe bedeckt. »Schon wieder?« klang es fast  
zaghaft über seine Lippen. »Ich bin ja erst jetzt bei Ihnen  
und so oft darf ich Sie doch nicht belästigen und stören.«

»Was stören und belästigen!« rief der Doctor. »Wir, ich  
meine Esther und mich, arbeiten und lernen immer, mö-  
gen wir nun allein oder mit Euch zusammen sein, denn  
leeres Stroh dreschen wir ja Alle nicht, und ich bin über-  
zeugt, daß Esther gerade von Euch beiden Geschwistern  
viel lernen kann, was ihr Freude macht. Nicht wahr, mein  
Kind?«

Er sah Esther an, die ihre Augen niedergeschlagen hielt  
und kein Wort darauf erwiderte. Nur neigte sie fast un-  
merklich den Kopf und ihr schönes Gesicht überstrahlte  
eine Gluth, die genügend bewies, wie sehr sie mit der  
Ansicht des Doctors einverstanden war.

»Nun ja,« fuhr dieser zu Reinhard gewendet fort, »es  
ist also abgemacht und Ihr kommt, und da der Vater mit  
der Chaise nach der Stadt gefahren ist, werde ich Euch  
meine Ponies schicken, die ohnehin nichts zu thun haben  
und der Bewegung bedürfen.«

»O nicht doch,« sagte nun Reinhard, »die kleine halbe Stunde können wir auch gehen.«

»Nein, ich bestehe darauf,« erwiderte der Doctor im bestimmtem Ton und einer Miene, die keinen Widerspruch aufkommen ließ, »Es ist heute heiß und Deine Schwester sehe ich gern, wenn sie ganz frisch und nicht erschöpft oder müde ist. Sie ist eben eine Natur, die man in vollkommener Ruhe sprechen hören und handeln sehen muß. O, Du wirst Dich freuen, Esther. Thusnelda Saaltrup ist von jeher mein Liebling gewesen, und obgleich Du es jetzt auch bist, so hat sie dadurch doch nicht das Geringste bei mir verloren, sondern nur ich allein habe gewonnen, denn ich habe nun ihrer zwei. Gott sei Dank! – Doch, wir wollen gleich die Zeit bestimmen, wann der Wagen Euch holen soll. Ist es Dir recht, wenn ich ihn Punkt Zwei sende?«

»Es ist etwas früh,« sagte Reinhard, »aber mir ist es recht und Nella wird es auch angenehm sein.«

»Natürlich,« rief der Doctor, ganz erfreut, daß er seinen Wunsch durchgesetzt, »da haben wir den ganzen Nachmittag für uns und können sogar auf die Warte steigen, wo ich Dir einmal die neuste Entdeckung an der Sonne, ihre Protuberanzen durch meinen Spectralapparat zeigen kann. Doch das wird sich ja Alles finden, wenn Ihr erst hier seid. – Jetzt aber, Kinder, denke ich, haben wir lange genug in der Stube gesessen und das herrliche Wetter ladet uns in den Wald ein. Macht Ihr eine kleine Botanisirexcursion mit mir?«

Beide stimmten ihm auf der Stelle bei und so erhob und rüstete man sich zu dem kleinen Ausfluge. »Ich muß aber um zwölf Uhr wieder hier sein, um mein Pferd zu holen,« sagte noch Reinhard, »denn ich muß Thusnelda zeitig benachrichtigen, daß sie um zwei Uhr in den Wagen steigen soll.«

»Um zwölf Uhr sind wir zurück, verlaß Dich darauf,« rief der alte Herr, während er schon seinen Stock und die blecherne Kapsel ergriff. »So, nun kommt und jetzt wollen wir uns einmal wieder einer gemüthlichen Unterhaltung hingeben, wie wir sie Dir gestern verdankten. Erzähle uns zuerst noch vom Kriege, und Du, Esther, nimm den Platz an seiner anderen Seite ein, da haben wir Beide gleich viel von ihm.«

So schritten sie denn in heiterster Stimmung in den schattigen Wald hinaus und bald waren dem jungen Manne wieder so viele Fragen in Betreff seiner kriegerischen Erlebnisse vorgelegt, daß er Mühe hatte, sie alle genügend zu beantworten. Indessen erzählte er ruhig und stetig weiter und nur wenn Doctor Blank sich irgend wo zur Erde neigte, um hier und da eine Pflanze zu pflücken, die sein scharfes Auge in der Nähe des Weges entdeckt, schwieg er, um gleich darauf, von Neuem zur Fortsetzung ermuntert, weiter zu reden, bis er endlich bat, ihn für heute schweigen zu lassen, da er den Wunsch hege, auch den Doctor und seinen zweiten Liebling etwas sprechen zu hören. Das geschah denn auch und bald war wieder ein neuer Stoff der Unterhaltung gefunden, den Esther mit ihren Fragen zur Sprache gebracht und der sie

alle Drei so anregend beschäftigte, daß Reinhard die Zeit wie im Fluge verstrich und er den Doctor ermahnen mußte, zurückzukehren, so gern er auch die ihn belehrende Unterhaltung mit ihm und Esther noch länger fortgesetzt hätte.



Es war noch nicht halb ein Uhr, als Reinhard etwas weniger hastig, als er vom Spiegelhof vorher fortgeritten, daselbst wieder eintraf und sich, sobald er sein Pferd abgegeben, zu seiner Schwester begab, um ihr die Einladung zum Nachmittag nach Blanksruh zu überbringen. Sie saß wie gewöhnlich bei ihrer Arbeit im stillen Zimmer und hatte sich ganz warm genäht. Als sie aber ihren Bruder etwas eilig und ebenfalls mit geröthetem Gesicht eintreten sah, rief sie ihm freundlich ihren Gruß zu und sagte dann: »Aber wie, Du bist schon wieder da? So zeitig habe ich Dich heute gar nicht erwartet. Du hast Dich wohl nicht so gut unterhalten wie das erste Mal?«

»O, wie kannst Du das denken, Nella?« lautete die rasche Antwort. »Im Gegentheile, es war heute besonders interessant beim Doctor und wir sind gemeinschaftlich botanisiren gegangen. O diese Esther, Du kannst es mir glauben, ist jeden Augenblick eine neue und reizende Erscheinung, und wenn sie auch zweimal Dasselbe sagt, so klingt es doch jedesmal anders und das zweite Mal immer süßer und lieblicher als das erste Mal.«

Thusnelda lachte und sah ihren Bruder mit scherzhaft kritischer Miene an. »Oho,« sagte sie, »das liegt vielleicht an Deinen fein organisirten Ohren. Schade, daß Du nicht musikalisch bist, Du könntest dann mit ihr singen und das würde am Ende noch süßer klingen.«

»Ja, wie bei Dir und Armin. Nun, Du brauchst darüber nicht roth zu werden, es war durchaus nicht böse gemeint. Ihr sanget Beide wirklich allerliebste und die Stimmen harmonirten so gut zusammen, als ob sie aus einer und derselben Seele kämen. Doch darüber wollte ich eben nicht mit Dir reden, liebe Nella,« fuhr er fort, indem er einen ernsteren Ton anschlug, »vielmehr wollte ich Dir nur sagen, daß ich für Dich und mich heute Nachmittag eine Einladung zum Doctor angenommen habe, damit wir, wie er so freundlich sagte, nicht allein zu Hause wären. Eigentlich wollte er zu uns kommen, aber ich bat ihn, es bis morgen aufzuschieben, damit der Vater auch etwas von ihnen habe. Er muß durchaus diese – diese junge Jüdin kennen lernen und ich bin ungeheuer begierig, zu sehen, wie sie auf ihn wirkt, und daß sie auf ihn wirkt, weiß ich im Voraus.«

»Du schließt vielleicht von Dir auf ihn?« scherzte Nella wieder.

»Mag sein,« erwiderte Reinhard ernst, »aber Du sollst Deine Meinung über sie erst kund thun, wenn Du sie selbst gesehen hast, bis dahin will ich kein Wort mehr darüber verlieren. Doch – Du kannst doch – heute Nachmittag abkommen?«

Thusnelda besann sich nur einen Augenblick. »Gewiß,« sagte sie dann, »ich gehe gern mit. Es ist doch einmal eine kleine Abwechslung in meinem einförmigen Leben.«

»Sicher, und Du wirst Dich sehr freuen über das, was Du findest. Der Alte ist in prächtiger Laune und hat auch Grund dazu. Er nennt seinen neuen Liebling, wie Du sein alter bist, ein Juwel, eine Perle –«

»Und wie nennst Du ihn?« fragte sie scherzend.

Reinhard erröthete wieder. »Ich mache aus meiner Empfindung gar kein Hehl,« versetzte er warm, »ich finde sie sehr liebenswürdig. – Doch nun laß uns bald essen. Der Doctor schickt seine Ponies um zwei Uhr, damit Du bei der Hitze nicht zu erschöpft bei ihm anlangst, sagte er.«

»Das ist sehr freundlich von ihm,« erwiderte Thusnelda, »und ich werde mich zur rechten Zeit bereit halten.«

–

Nach diesem Bescheid verließ Reinhard seine Schwester, um sich in sein Zimmer zu begeben, die schweren Reitstiefel abzulegen und sich etwas bequemer zu kleiden. Gegen ein Uhr aber erschien er im Speisezimmer und nahm mit Thusnelda das Mahl ein, wobei er wenig sprach und über den so angenehm begonnenen Tag seinen Gedanken nachzuhängen schien, der nun auch, wie er gewiß war, eben so angenehm endigen sollte.

Punkt zwei Uhr kam des Doctors kleiner Wagen vor das Tennenthor gerollt und Isaak gab seine Ankunft durch ein furchtbares Peitschenconcert zu erkennen, so

daß die Hofhunde ihn mit wüthendem Geheul empfangen. Den edlen Rosselenker aber kümmerte das nicht, je mehr sie heulten und ihn mit den Zähnen anfletschten, um so lauter knallte er und schnitt ihnen mit seinem fleischigen Gesicht ganz entsetzliche Grimassen, bis Reinhard vor die Thür trat und dem überlauten Gebahren Isaak's und der Hunde ein Ende machte.

Thusnelda erschien in einem luftigen Sommerkleide, den Strohhut auf dem goldblonden Haar, und sah blühend und lieblich wie immer aus. Die Geschwister stiegen rasch ein und fort ging es im scharfen Trabe durch den sonnigen Wald, der in nachmittäglicher Stille lag, als ob die unruhigen Vögel auch ihre Siesta hielten. Nach etwa fünfzehn Minuten langte man vor dem grünen Weißdorngehäge von Blanksruh an und kaum hielt der Wagen, so kam Doctor Blank, von Esther langsam gefolgt, aus dem Hause, den Geschwistern schon von Weitem seinen Willkommensgruß zurufend.

Als Thusnelda aus dem kleinen Gefährt stieg, empfing er sie liebevoll und küßte sie wie seine Tochter, worauf er sie seinem Besuche vorstellte. Esther, obgleich sie im ersten Augenblick etwas befangen schien, zeigte sich überaus herzlich gegen Thusnelda, und diese kam dem jungen Mädchen mit ihrer ganzen reizenden Natürlichkeit entgegen. Hatten sie doch schon Beide manches Gute von einander gehört und jetzt standen sie sich, schon längst darauf neugierig geworden, zum ersten Mal von

Angesicht zu Angesicht gegenüber. Aber welche Schönheiten gewahrten da die beiden Männer, und doch welcher Unterschied bestand zwischen den zwei herrlichen Gestalten! Wenn man Thusnelda mit einer vollen duftreichen Rose vergleichen konnte, so war Esther eine seltene tropische Blüthe, deren eigenartiger Duft berauscht und die man im ersten Augenblick nicht begreifen kann, während man Thusnelda auf der Stelle begriff. Mit ihrer hohen kräftigen und doch so anmuthigen Gestalt, dem blühenden, von frischen Farben strahlenden Gesicht, mit den treuen blauen Augen, die gerade so redlich, klar und klug wie die ihres Bruders vor sich hin schauten, stand sie vor der etwas kleineren und zarteren Esther und überflog mit raschem Blick die elastisch geschmeidige Gestalt mit den dunklen tiefdringenden Augen, aus denen ein geistvolles Lächeln und ein so inniges Gemüth sprühte, daß Thusnelda in der That gleich im ersten Moment und für immer dadurch gewonnen wurde.

Zum ersten Mal reichte heute Reinhard Esther die Hand, als er sie begrüßte, und ihm kam es dabei vor, als ob das reizende Mädchen, nachdem es nun auch seine Schwester kennen gelernt, ihm selber näher gerückt sei, was vielleicht auf Gegenseitigkeit beruhte, denn Esther fühlte sich, sobald sie einen raschen Blick auf Thusnelda geworfen, wie von einer geheimen Beklemmung befreit und so erwiderte sie seinen Gruß mit einem so offenen und vertrauenden Wesen, daß es ihm schien, als seien nun plötzlich die Schranken gefallen, die ihn von Moses Joël's Tochter bisher noch fern gehalten hatten.



Nachdem man sich so im Freien begrüßt und einige Worte gewechselt hatte, führte Doctor Blank seine Gäste in's Haus, wo Frau Mausgrau im höchsten Glanz stand, um auch die schöne Tochter des reichen Meyers mit den süßesten Worten willkommen zu heißen. Bald darauf lud sie die kleine Gesellschaft in das Eßzimmer ein und hier präsentirte sie Allen den Kaffee, der ja bei keinem Besuche auf dem Lande und im Bereiche der rothen Erde zur Nachmittagszeit fehlen darf.

So saß man denn bald gemüthlich beisammen und in wenigen Minuten war die Unterhaltung im lebhaftesten Fluß, wobei Esther sich diesmal viel gesprächiger zeigte, als da sie mit dem Doctor und Reinhard allein gewesen war. Ersterer aber, sobald man den Kaffee eingenommen, wandte sich an die jungen Leute und sagte:

»Ich hatte mir vorgenommen, Euch den Vorschlag zu machen, mir einmal nach meiner Warte zu folgen, wo ich Dir, Reinhard, etwas ganz Neues und Absonderliches zeigen und erklären wollte. Allein nach reiflicher Ueberlegung scheint es mir räthlicher, davon abzustehen. Es ist zu dieser Stunde für Euch wirklich zu warm, den Berg zu erklettern, und da Esther ihn heute Abend noch einmal mit mir besucht, so möchte auch ihr das Steigen zu beschwerlich werden. So wollen wir denn lieber hier unten bleiben und die Sonnenbetrachtung auf einen andern Tag verschieben. Seid Ihr damit einverstanden und ist es Euch nicht genehmer, einen traulichen Spaziergang durch den Wald anzutreten, den wir so weit ausdehnen können, wie wir wollen?«

»Lieber Herr Doctor,« nahm nun Thusnelda das Wort, »wir thun Alles gern, was Sie wünschen. Hauptsächlich war es mir heute ja nur darum zu thun, Sie selbst einmal wiederzusehen und dann Fräulein Joël kennen zu lernen, worin mir mein Bruder schon weit voraus ist. Ich muß mich also beeilen, ihm etwas nachzukommen,« und hierbei warf sie Esther einen herzlichen Blick aus ihren schönen blauen Augen zu. »So bleiben wir denn im Thale, da ist es auch wunderschön und hier bewegen wir uns in aller Gemüthlichkeit, wohin Sie uns führen.«

»Du hast Recht, wie immer, Nella,« sagte der Doctor, »und bist ein Weib, das jeder Belehrung eines Mannes zugänglich ist, was nicht bei allen der Fall. O nein! Nun, Esther gleicht Dir auch darin, obwohl sie in manchem Anderen von Dir verschieden ist. Die Vernunft hat auch bei ihr eine warme Stätte gefunden und solche Frauen liebe ich. So, jetzt macht Euch fertig und dann wollen wir einmal in den Hochwald gehen, der meine Freude ist, und die Vögel singen hören, die mir in diesem Frühling noch viel schönere Stimmen zu haben scheinen als sonst.«

Bald darauf waren die beiden Mädchen zum Aufbruch gerüstet; als man aber aus dem Gehäge in's Freie trat und Esther und Thusnelda zufällig vorangingen, gab der Doctor Reinhard einen Wink, etwas zurückzubleiben, und sagte dann zu ihm:

»Reinhard, laß einmal die beiden Mädchen eine Strecke allein gehen. Wir wollen ihnen auf diese Weise Gelegenheit geben, sich etwas näher kennen zu lernen, und das geschieht am besten und schnellsten, wenn sie für sich

bleiben und ihre Gedanken ungestört mit einander austauschen können. Ich habe meine besondere Freude daran, daß Beide, die ich so liebe und die einander werth sind, sich auch lieben lernen, denn ach, mein Freund, es ist im Menschenleben immer ein Gewinnst, ein Herz zu finden, dem man sich ergeben und vertrauen kann. Also überlaß sie sich heute ganz, wir wollen sie nicht stören und uns lieber einmal allein unterhalten, nachher haben auch wir Vortheil davon, wenn sich hier eine edle Freundschaft entwickelt.«

Reinhard schwieg, aber er stimmte dem erfahrenen Manne im Stillen mit Freuden bei, denn auch er glaubte im ahnungsvollen Gemüth, einen Vortheil für die Zukunft darin zu erkennen, wenn seine Schwester Esther näher stand, und er gab sich eben einem stillen Grübeln über dies schöne Freundschaftsbündniß hin, als Doctor Blank ihn demselben entzog und mit leicht erkennbarer Wärme also zu sprechen fortfuhr:

»Du hast mit mir noch gar nicht über Esther gesprochen, sondern immer nur *meine* Meinung über sie gehört. So wie ich aber aus dieser meiner Herzensmeinung über sie kein Hehl mache, so brauchst Du gegen mich aus der Deinigen auch keins zu machen. So sage mir also offen, wie gefällt Dir dieses Israeliten Töchterlein? Ist sie nicht eben so schön und retzvoll, wie klug und geistreich?«

Er hatte dabei, gleichsam um Reinhard's Vertrauen noch rascher hervorzulocken, seinen Arm in den des jungen Mannes gelegt und sah ihn nun mit seinen treuen,

tiefforschenden Augen fest an. Reinhard dagegen blickte fast starr vor sich hin, denn es überlief ihn bei diesen Worten wie ein sanfter Schauer, dem jedoch rasch eine seltsame Wärme im Herzen folgte, die sein Blut schneller kreisen ließ und es ihm jäh in die Wangen jagte. Aber gleich darauf wandte er sich zu dem alten Freunde hin, dem er ja schon in früherer Zeit so manche ernste Angelegenheit vertraut, und sagte:

»Soll ich ganz ehrlich sprechen, Herr Doctor?«

»Natürlich. Mir kannst Du Alles sagen, das weißt Du ja.«

»Nun, so will ich Ihnen sagen, daß ich Esther Joël wunderbar schön und anziehend finde, so wie ich noch nie ein anderes Mädchen gefunden habe, und sie hat gleich im ersten Augenblick, da ich sie in jener Nacht im Walde traf, einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, wobei am meisten ihr Auge wirkte, das einen Blick hat, den ich nicht näher bezeichnen kann und der mich bewegt – ja, sage ich es ehrlich – sogar erschüttert, wie mich noch nie etwas Anderes bewegt und erschüttert hat.«

Doctor Blank drückte Reinhard's Arm fester an sich und schaute ihm, freudig lächelnd, voll in das ehrliche Gesicht. »Haha!« sagte er, »ja, das ist das Rechte und Du hast es diesmal getroffen. In ihrem Blick liegt eine geheimnißvolle magnetische Kraft, die alles Metall anzieht, und Du hast in Deinem Herzen und Wesen auch etwas davon. Nur ist es diesmal kein Eisen, sondern Gold, aber warum sollte es nicht auch Magnete, wenigstens in der

inneren Menschennatur geben, die, selbst aus Gold bestehend, das Gold in Anderen anziehen? O mein lieber Junge, glaube mir und folge diesem Dich unwiderstehlich fesselnden Zuge, wenn Du eben fühlst, daß er vorhanden ist, und thue Deinen Gefühlen in Bezug auf diese edle Tochter eines edlen Mannes keinen Zwang an. Erkenne in ihr das reine Herzensgold und halte mit dem Deinen nicht zurück. Es giebt für mich nichts Schöneres, Edleres und Höheres auf der Welt, als wenn zwei Menschen sich in dem Wust und Wirrwarr des Lebens finden, die einander werth sind und sich, indem sie sich ihre Achtung, Freundschaft und Liebe schenken, das oft so bittere Leben versüßen und verschönen. So. Nun sind wir damit fertig, ich habe Dir meine ganze Meinung über Esther Joël gesagt und die Deine gehört, und nun laß uns von Anderem reden. Erzähle mir wieder etwas aus Deinen letzten Erlebnissen, ich möchte noch verschiedene Dinge von Dir erörtern hören.«

Und er begann wieder eine Menge Fragen zu thun, und Reinhard, obgleich er von den eben vernommenen Worten tief ergriffen war und eigentlich nicht wußte, wie er sie nehmen und deuten sollte, und ob der Doctor bloß in seiner beliebten Manie, junge Herzen zu allem Guten anzuregen und zu stacheln, hier bloß im Allgemeinen gesprochen oder ob er insbesondere eine gewagte Anspielung auf seine persönlichen Gefühle gemacht, die ja erst dunkel in seinem Innern keimten und sproßten.

Reinhard, sagen wir, antwortete doch so zusammenhängend, wie er in diesem ihm so bedeutungsvollen Augenblick sprechen konnte, bis er allmählig ruhiger wurde und zuletzt wieder in seinen gewöhnlichen, gemüthlich erzählenden Ton, gerieth.

Daß aber Doctor Blank in Bezug auf das leichtere Bekanntwerden der beiden Mädchen, wenn man sie sich selbst überließe, Recht gehabt, bewiesen deren heutige Unterhaltung und ihre späteren Folgen nur zu sehr. Als Thusnelda und Esther die Männer zurückbleiben sahen und daraus zu erkennen glaubten, daß sie etwas Besonderes zu verhandeln hätten, gaben sie sich, ihrem edlen und offenen Naturell folgend, einander ganz hin und namentlich war es Thusnelda, die, schon jetzt von Esther lebhaft angezogen, die ersten Kosten der Unterhaltung bestritt und von ihren kleinen häuslichen Freuden, Sorgen und Mühen sprach, nachdem Esther durch einige Fragen das Gespräch auf das Landleben und namentlich Thusnelda's Stellung im Hause ihres Vaters gelenkt.

Esther hörte ihr mit gespannter Aufmerksamkeit zu und jedes Wort, welches das junge Mädchen sprach, löste sich so klar und faßlich aus ihrem Innern los, daß sie ein deutliches Bild von deren, wenngleich stillem, doch traulichem Leben empfing. Alles, was sie vernahm, prägte sich ihrem Geiste tief ein und schon der Wohlklang der süßen Stimme ihrer neuen Freundin übte eine siegreiche Gewalt über sie aus, so daß sie sich mit jeder Minute inniger zu ihr hingezogen fühlte. Als Thusnelda ihr aber einen kurzen Abriß ihres bisherigen Lebens gegeben, die

Licht- wie die Schattenseiten in demselben enthüllt und zuletzt die ihr so leicht werdenden Pflichten geschildert hatte, die sie in ihrem väterlichen Hause gern und mit der größten Pünktlichkeit erfülle, erwiderte Esther, nachdem sie eine Weile nachgedacht und mit ihren dunklen Augen träumerisch in den schattigen, von goldigen Lichtern durchfurchten Wald geblickt:

»Ich danke Ihnen, daß Sie mir ein so treues Bild von Ihrem jetzigen Leben entworfen haben und es ist mir dadurch klar geworden, daß Sie eigentlich einen viel größeren und angenehmeren Wirkungskreis haben, als er mir beschieden ist, obgleich ich mich gewiß nicht beklagen kann und mit den mir zu Theil gewordenen Aufgaben ganz zufrieden bin. O ja, wie glücklich sind Sie, in einer so schönen und durch viele geschichtliche Erinnerungen geweihten Heimath mitten unter grünen Bäumen leben und Gottes große und schrankenlose Welt stets vor Augen haben zu können. Ach, nur diesen einen Genuß möchte ich auch mein Eigen nennen, und wenn ich neidisch wäre, was ich glücklicher Weise nicht bin, könnte ich Sie allein darum beneiden. Meine ganze Seele lechzt von Kindheit an nach der Freiheit in der Natur und der Benutzung ihrer herrlichen Gaben und Segnungen. O, Sie glauben gar nicht, wie öde und düster mir die enge Stadt mit ihren schmalen Gassen und hastig auf und ab laufenden Menschen vorkommt. Einer treibt an dem Andern rastlos vorüber, ohne die geringste Rücksicht auf ihn zu nehmen oder den Wunsch zu hegen, ihm näher zu stehen und seine Freundschaft zu gewinnen. Zwischen den

dumpfigen Häusern kann man keinen freien Athemzug thun, jeder Schritt wird von tausend Augen beobachtet, beurtheilt, bekrittelt, Niemand nimmt an dem Wohl und Weh des Andern wahrhaft Theil, und doch glaubt Jeder sich berechtigt, der Richter über seine Handlungen, ja oft über seine Gedanken zu sein. O, wie ist das Leben hier auf dem Lande doch ein ganz Anders! Hier erst fühlt man sich Mensch und die Lust zum Denken und Empfinden erwacht, was doch eigentlich das geistige Brod unserer Existenz ist. Ja, hier fallen die Schlacken des Alltagslebens von unseren Schultern und mit der reinen Luft, die uns umgiebt, strömen reinere Gefühle in unser Herz, in unser Blut ein. Ach, liebe Thusnelda, wie gern wollte ich an Ihrer Stelle sein, alle Ihre Arbeiten und Mühen, Ihre Beschwerden und Unbequemlichkeiten, die Sie vorher als an das Landleben gebunden andeuteten, und wären sie auch noch so groß, auf mich nehmen, denn, wie mir scheint, schließt Ihr einsamer Hof eine ganze kleine Welt für sich, und damit Freuden und Genüsse ein, die man in keiner anderen Lebenslage so rein und unverfälscht sich zu eigen machen kann.«

»Ach ja,« erwiderte Thusnelda, die der Redenden mit Herzklopfen und steigender Bewunderung zugehört, »da haben Sie wohl Recht!« Und nun erging sie sich ihrerseits in einzelnen Schilderungen ihres harmlosen Lebens und erzählte Esther, was für Freuden sie genösse, während sie vorher mehr von den Mühen und Entbehrungen des Landlebens gesprochen hatte.



Als sie aber zu sprechen aufhörte, nickte Esther ihr dankbar zu und versetzte sogleich: »Halten Sie mich nicht für undankbar, wenn ich vorher von meinem düsteren Stadtleben sprach, mein guter Vater versüßt mir auch dort jede Stunde durch seine Güte und Liebe. So hat er mich ja auch jetzt hierher gebracht und ich bin ihm unendlich dankbar für Alles, was er mich hier finden ließ, wonach ich schon so lange gedürstet. Ja, von den Freuden, die ich gegenwärtig in dem stillen Hause unseres edlen Freundes genieße,« fuhr sie lebhaft fort, »habe ich noch gar nicht gesprochen und doch muß ich es thun, um Ihnen das Glück zu offenbaren, welches mich augenblicklich umfängt.«

Und nun fing sie an, ihr Entzücken über Alles auszugießen, was sie im Hause und im Umgange mit Doctor Blank gefunden, sie erzählte Thusnelda, was sie hier in der letzten Zeit gesehen und gelernt, wie ihr Gesichtskreis sich jede Stunde erweitere und wie sie nur das eine Bedauern habe, daß ein solch seliger Zustand nur kurze Zeit dauern könne, da sie ja wieder nach der Stadt zurückkehren müsse, sobald ihr Vater seine Reise vollendet habe.

Thusnelda dachte über das zuletzt Gehörte eine Weile nach und sagte dann: »Das ist freilich nicht angenehm und auch uns Allen, die wir Sie kennen gelernt, wird Ihre Abreise eine empfindliche Lücke fühlbar machen, namentlich dem guten Doctor Blank, der ja so glücklich ist, daß er Sie bei sich hat. Allein Sie scheiden ja nicht für immer von hier und mir würde es eine große Freude sein,

wenn ich die Hoffnung hegen könnte, daß Sie uns und vielleicht auch mich einmal auf längere Zeit besuchten, obgleich ich Sie dem guten Doctor nicht abwendig machen will. Nein, Sie sollen halb bei ihm und halb bei mir sein, so haben wir Jedes einen Theil von Ihnen und Sie auch von uns. Würden Sie mich also diese frohe Hoffnung hegen lassen?«

Esther schlang ihren Arm um den Thusnelda's, drückte ihn mit leidenschaftlicher Wärme an ihre Brust und sah sie mit einem Blick an, der ihre ganze Seele zu erschließen schien und Thusnelda's Herz erbeben machte, indem es sich mit voller weiblicher Innigkeit zu dem lieben Mädchen hinneigte.

»O,« sagte sie, »diese süße Hoffnung habe ich mir schon selbst aufgebaut und mein Vater ist so gütig und mild daß er mir gewiß meine Bitte erfüllen und mich einmal bald wieder hierher bringen wird. Nun ich erst einmal hier gewesen, werde ich im Geiste oft bei Ihnen sein und öfter wiederkommen, und jetzt, da ich auch von Ihnen weiß, daß Sie mich gern haben mögen, fühle ich mich doppelt so glücklich als vorher.« –

In ähnlicher Weise unterhielten sich die beiden Mädchen noch längere Zeit und ihre gegenseitige Herzenergießung, die gute Menschen ja immer rasch einander näher bringt, hatte sie in kurzer Zeit zu Freundinnen gemacht, als ob sie sich schon Jahre lang gekannt und heute nur wieder zufällig getroffen hätten. Endlich aber glaubte Doctor Blank den beiden Mädchen Zeit genug zu ihrer

ersten vertraulichen Unterhaltung gelassen zu haben und so näherte er sich ihnen mit Reinhard und sagte:

»Nun, Kinder, habt Ihr Euch genügend mit einander bekannt gemacht? Na, Eure Gesichter sehen ja sehr fröhlich aus und so haben gewiß auch die Herzen an keiner zu großen Sorge gelitten. Jetzt aber laßt einmal einen Wechsel unter uns eintreten, und Du, Nella, erinnere Dich, daß ich auch einige Ansprüche an Dich zu machen habe. So komm denn zu mir her und erzähle mir, wie Du die letzten acht Tage verbracht und – wie Du Dich mit dem Freunde Deines Bruders unterhalten hast.«

Thusnelda trat sofort an seine Seite, blickte ihn aber etwas verwundert an, da er sogleich von Jemandem zu sprechen begann, den er bisher noch gar nicht erwähnt und überhaupt gar nicht kannte. Da sie aber sein Gesicht ruhig wie immer bleiben sah und auch aus seiner Stimme nur den Ausdruck harmloser Neugierde herauszuhören glaubte, warf sie nur einen fragenden Blick auf ihren Bruder, den er sofort verstand, denn er schüttelte lächelnd den Kopf und sagte:

»Ich habe ihm noch nichts von Armin gesagt und Du hast also vollkommen freie Hand, Deine Meinung über ihn zu äußern.«

Mit diesen Worten begab er sich zu Esther und da er wußte, daß Doctor Blank stets gern langsam ging, schritt er mit ihr voraus und war bald außer Hörweite des ihm folgenden Paares gelangt.

Anfangs schritten die beiden jungen Leute schweigend neben einander her, während der Doctor und Thusnelda sogleich in ein lebhaftes Gespräch geriethen; als aber Reinhard seine holde Begleiterin lange genug von der Seite betrachtet hatte und nun ihren Blicken folgte, die im Walde sinnig umherstreiften, begann er das Gespräch indem er sagte: »Nicht wahr, wir haben da einen schönen Wald?«

»Gewiß!« versetzte Esther, und augenblicklich war ihre erste Verlegenheit, als sie sich mit Reinhard allein sah, verschwunden und ihre frühere Gesprächigkeit kehrte zurück, indem sie ihre Meinung über die Lage von Blanksruh aussprach und zuletzt Einiges wiederholte, was sie so eben mit Thusnelda verhandelt. »Ja,« sagte sie zuletzt, »ich habe Ihrer Schwester schon mein ganzes Entzücken über Alles, was ich hier sehe, ausgedrückt, und was mir ein großes Vergnügen bereitet hat, ist ihr Wunsch, daß ich einmal längere Zeit auf dem Spiegelhof weilen soll, was ich ihr auch zugesagt, vorausgesetzt, daß Ihr Herr Vater und der meinige nichts dagegen einzuwenden haben.

Als sie dies so sanft und freundlich sprach, blickte Reinhard freudig zu ihr hin und sogleich erwiderte: »Meines Vaters Zustimmung kann ich Ihnen im Voraus verbürgen, denn er liebt sehr Besuch von Leuten, die sich bei ihm wohl und heimisch fühlen. Hat Ihnen denn meine Schwester aber auch gesagt, daß Sie den Hof schon morgen mit dem Doctor besuchen werden?«

»Ja, und ich freue mich nicht wenig darauf. Eine große Landwirthschaft und ihre Einrichtungen zu sehen, wo so viel Frucht und Speise aller Art für Hunderte erzeugt wird, habe ich mir immer als etwas sehr Sehenswerthes vorgestellt.«

»Nun, wenn Ihnen das eine Freude ist, so wird sie Ihnen vollauf zu Theil werden, und da werden Sie in meinem Vater einen Landwirth reinsten Schlages kennen lernen.«

»Das habe ich schon vom Doctor gehört – aber sehen Sie doch da – was mögen die Kinder so eifrig suchen?«

Reinhard stand einen Augenblick mit ihr still und blickte in ein Gebüsch zur Seite, wo zwei ärmlich gekleidete Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, in gebückter Lage standen und ämsig etwas auf dem Moosboden zu suchen schienen. »Ah,« sagte er, »das sind Kinder aus der Nachbarschaft, die Erdbeeren pflücken und damit nach der Stadt wandern, um einen kleinen Verdienst zu haben.«

Augenblicklich dachte Esther an das, was ihr Vater ihr beim Abschiede gesagt und sie trat den Kindern näher, um sie genauer zu betrachten. Reinhard folgte ihr und bald standen sie bei den Kleinen, die einen Augenblick ihre Arbeit einstellten und schon zu den beiden Personen aufblickten, als fürchteten sie, von ihnen in ihrem Thun gestört zu werden.

»Sucht Ihr Erdbeeren?« fragte Esther sanft, indem sie ihre weiße Hand auf den hellblonden Kopf des Knaben legte.

»Ja,« sagte der hübsche Junge, indem er seine dunkelblauen Augen etwas scheu zu der jungen Dame erhob, »und wir haben die Erlaubniß vom Herrn Meyer dazu. Er ist uns vorher auf einem Wagen begegnet und da hat er es gesagt.«

»Diese Erlaubniß soll Euch auch nicht von uns genommen werden,« erwiderte Esther. »Wieviel habt Ihr schon gesammelt?«

Das kleine Mädchen hob einen Korb in die Höhe und zeigte ihn hin. »Das ist Alles, was wir heute gefunden haben,« sagte sie, »und es ist nicht viel.«

»Wieviel Geld bekommt Ihr dafür?«

»Wir füllen diese kleinen Töpfe mit den Beeren und für Jeden bekommen wir einen Groschen.«

Esther faßte schon in ihre Tasche und zog die feine Börse hervor, deren Inhalt ihr Vater ihr zum beliebigen Gebrauch geschenkt. »Wartet einmal,« sagte sie und langte ein kleines Goldstück hervor. »Da habt Ihr etwas für Eure Mühe, und Eure Erdbeeren könnt Ihr auch behalten.«

Der kleine Knabe nahm das Goldstück und besah es von allen Seiten. Offenbar hatte er ein solches noch nie gesehen und kannte auch nicht seinen Werth. In diesem Augenblick trat Reinhard nahe heran und sagte, verwundert zu Esther ausblickend: »Das ist ja Gold! Haben Sie es dem Jungen absichtlich gegeben?«

»Ja, Herr Saaltrup, und ich erfülle damit nur einen Wunsch meines Vaters, der mir dieses Geld zu ähnlichen

Ausgaben geschenkt hat,« und dabei hielt sie die niedliche Börse empor und ließ die darin enthaltenen Goldstücke an einander klingen.

»O,« versetzte Reinhard, »das ist etwas viel für die Kinder und sie könnten das Goldstück nicht nach seinem Werthe schätzen oder es gar verlieren. Zeig einmal her, mein Junge, gieb mir dies kleine Stück und ich gebe Dir ein paar große Silberstücke dafür.«

Er hatte rasch seine Börse gezogen und für das kleine Goldstück vier harte Thaler in die Hand des ganz erstaunt aufblickenden Knaben gelegt, die ja den Werth der Goldkrone noch übertrafen. Diese selbst aber besah er noch einmal genau und steckte sie dann mit stillem Lächeln in seine eigene Börse. Der Knabe und das Mädchen aber sahen den freigebigen Herrn und die Dame verwundert an und wußten offenbar nicht, was sie von der Großmuth derselben denken sollten. »Nehmt es und geht,« sagte er dann, »aber bedankt Euch bei der Dame hier, sie allein hat Euch ein so großes Geschenk gemacht und das könnt Ihr Euern Eltern zum Abendbrod bringen.«

Als die Kinder aber, ohne ihren Dank auszusprechen, spornstreichs davon liefen, vielleicht aus Furcht, daß man ihnen das Geld wieder abnehmen könne oder um den so leicht erworbenen Schatz so rasch wie möglich nach Hause zu tragen, sagte Reinhard lächelnd zu Esther:

»Sie haben den Kindern da eben ein übermäßig großes Geschenk gemacht und wenn Sie fortfahren, so freigebig

zu sein, werden Sie bald ein zahlreiches Gefolge von Erdbeersammlern um sich haben. An Dergleichen sind unsere Armen hier nicht gewöhnt.«

»Dann wundere ich mich nur,« erwiderte Esther, wie eine Rose erglühend, »daß Sie mein Geschenk noch um ein Beträchtliches erhöht haben, indessen lassen Sie sie,« fuhr sie fort, in aller Ruhe wieder auf den verlassenen Weg zurückkehrend, wo sie nun bald auf den Doctor und Thusnelda trafen. »Wenn man Jemandem eine Freude bereiten will, und das wollte ich ja, soll man nie nach den möglichen Folgen fragen. Ich erfülle einmal den Wunsch meines Vaters damit und dann – dann habe ich auch heute einen so glücklichen Tag verlebt, daß es mir wahrhaft Freude macht, auch Andere glücklich zu wissen.«

Reinhard hatte keine Antwort darauf, er sah nur mit stolzem Blick das junge Mädchen forschend von der Seite an und schritt langsam mit ihr weiter, ohne zu bemerken, daß der Doctor und Thusnelda, die einige Schritte vorgegangen, bereits einen Weg einschlugen, der sie wieder nach Blanksruh zurückführen mußte.

---

Es war sechs Uhr, als man wieder daselbst anlangte und Reinhard wunderte sich, als er nach der Uhr sah, daß ihm der Nachmittag wie im Fluge vergangen war, da er so eben erst angekommen zu sein glaubte.

»Wann steigen Sie auf Ihre Warte?« fragte Thusnelda, als man im Zimmer des gelehrten Herrn angekommen



war und auf dem Tisch im Eßzimmer schon einige Erfrischungen aufgetragen fand.

»In der Regel jetzt um sieben Uhr,« sagte der alte Herr. »Die Sonne steht um diese Jahreszeit dann noch ziemlich hoch und ich kann Esther zeigen, was ich Euch auch zeigen wollte, wenn Ihr mehr Zeit gehabt hättet. Der Himmel bleibt in diesem Monat wunderbar heiter und wir werden wieder reiche Ausbeute an den Sternen finden.«

»So wollen wir auch um sieben Uhr aufbrechen,« sagte Thusnelda, während man sich an den Tisch setzte, »denn um acht Uhr kommt gewiß der Vater zurück und er sieht es gern, wenn er uns zu Hause und seinen Abendtisch bereit findet.«

»Das ist natürlich,« erwiderte der Doctor, »und ich will Euch nicht halten. Aber erst trinkt ein Glas Wein und ich esse mein frugales Abendbrod. – Esther, mache wieder die Hebe, das ist recht. Wenn ich einen neuen Planeten entdecken sollte, auf den ich schon lange Jagd mache, soll er auch Deinen Namen tragen. – Und wann sollen wir morgen auf dem Spiegelhof eintreffen?«

»So früh wie möglich,« erwiderte Thusnelda, die von den drei jungen Leuten die gesprächigste war, »aber da Sie gern nach Tisch ein Stündchen ruhen und unser Vater auch, so hoffen wir Sie um halb Drei bei uns zu sehen.«

»Das ist auch meine Meinung, Nella. Aber soll ich heute Abend wieder anspannen lassen oder wollt Ihr gehen?«

»Wir gehen lieber,« nahm Reinhard das Wort. »Das Wetter ist prächtig, der Weg ist gut und wir haben noch mehr als eine halbe Stunde Zeit.«

Der Doctor nickte beistimmend und aß dann ruhig sein Butterbrod und trank seinen Wein. Als er aber damit fertig war, sah er nach der Uhr und es wollte die Geschwister bedünken, als ob der alte Herr etwas unruhig würde und schon sehnsüchtig nach seiner Warte verlangte. So erhoben sie sich denn und machten sich reisefertig. Auch Esther und der Doctor waren bald zu ihrer Bergexcursion gerüstet und alle Vier traten vor die Thür, um im Garten von einander Abschied zu nehmen.

»Habt Dank,« sagte der alte Mann, indem er Thusnelda wieder auf die Stirn küßte und Reinhard herzlich die Hand drückte, »tausend Dank für Euren lieben Besuch. Grüßet den Vater und morgen um halb Drei habt Ihr uns. Und nun kommt gut nach Hause. Lebt wohl!«

Thusnelda und Esther nahmen zärtlichen Abschied von einander und ihre Blicke sprachen hinreichend aus, wie lieb sie sich in so kurzer Zeit gewonnen. Auch Reinhard reichte Esther die Hand, aber Beide fanden nur wenige Worte und so schieden sie rasch, nachdem sie sich ein kurzes Lebewohl gesagt, worauf Reinhard seiner Schwester voran vor die Stacketthür trat, um langsam den Weg durch den still dämmernden Wald nach dem Hofe mit ihr anzutreten.

Als Beide eine Strecke schweigend ihren Weg verfolgt hatten, wandte Thusnelda das Gesicht nach ihrem Bruder hin und da auch er sie nun anblickte, glaubte er sie

heiterer und glücklicher denn je zu finden, während er selbst seiner Schwester etwas still und fast bedrückt erschien. Da Thusnelda ihren in der Regel ernsten Bruder heute gerade auch gern heiter gesehen hätte, hing sie sich liebevoll an seinen Arm, nickte ihm herzlich zu und sagte:

»Das war ein angenehmer Tag, Reinhard, und ich bin der Meinung, daß wir ihn nicht besser hätten anwenden können, nicht wahr?«

»Ich bin derselben Meinung,« erwiderte er ruhig, indem er sich mit einiger Mühe von den Gedanken freizuringen suchte, die ihn widerstandslos ergriffen hatten, seitdem er Blanksruh den Rücken gekehrt. – »Aber sprich,« fuhr er plötzlich mit wiedererwachender Lebhaftigkeit fort, »habe ich Dir zu viel von Deiner jetzigen Nebenbuhlerin in der Gunst unsers alten Freundes gesagt?«

»Nein,« sagte Thusnelda, nun auch ernst werdend, »viel eher noch zu wenig und ich werde mich gewaltig zusammennehmen müssen, damit die Schale seiner Gunst nicht zu sehr mit mir in die Höhe schnellt. Diese Esther wiegt in gewisser Beziehung schwer, Reinhard, und sie fällt auch bei mir schon stark in's Gewicht, wie bisher bei Dir. Doch glaube nicht, daß ich deshalb eifersüchtig auf sie bin. Ach nein! Sie ist ein von der Natur so bevorzugtes Wesen, so reich mit Geist und Gaben aller Art bedacht, daß ich ihr gern den ersten Platz einräumen will, ich behalte ja doch noch Raum genug in Euren Herzen, nicht wahr? Ich bin nur glücklich, daß ich sie kennen gelernt und sehe daraus die schönste Frucht

entstehen. Ja, ich verspreche mir viel von ihr für die Zukunft, wenn sie uns öfter und länger besucht. Und weißt Du, was merkwürdig ist? Ich habe, so lange ich bei ihr war, nicht ein einziges Mal daran gedacht, daß – sie eine Jüdin ist, woran man doch so oft und unwillkürlich denken muß, wenn man mit einer gewöhnlichen Frau ihrer Nation zusammentrifft.«

»O, wer denkt daran,« unterbrach sie Reinhard mit neu auflebendem Eifer, »wenn man ein solches Geschöpf Gottes vor sich hat. *Der Ansicht* ist auch Doctor Blank und er sprach schon mehrmals mit mir darüber.«

»*Die Ansicht* hat er mit Recht und nun kann ich mir auch seine gute Laune und glückliche Stimmung erklären, denn in der That habe ich ihn nie so fröhlich und heiter wie heute gesehen.«

»Ach ja,« sagte Reinhard gedankenvoll, »aber wie wird es sein, wenn sie wieder fort ist? Da wird er am Ende wieder in seine alte Traurigkeit verfallen, die ihn früher so oft heimgesucht hat.«

»Du am Ende auch,« scherzte Thusnelda, indem sie sich fester an ihn schmiegte, »aber ich mit Dir,« setzte sie ernster hinzu. »Doch daran denken wir jetzt noch nicht. Noch haben wir sie. Nicht wahr? Und morgen wird sie bei uns sein. O, wie ich mich darauf freue, schon des Vaters wegen, denn daß sie den auch auf der Stelle gewinnt, darauf möchte ich wetten!«

Reinhard lächelte wieder still vor sich hin. Der Gedanke, den seine Schwester eben geäußert, mußte für ihn etwas sehr Angenehmes haben, und auf dem ganzen Rückwege blieb er von nun an heiter und ging lebhaft auf die Scherze ein, die Thusnelda über Dies und Jenes hören ließ, als wollte sie damit die letzte Spur von Bedrücktheit verscheuchen, die ihr trotz alledem auf seiner ersten Stirn zu liegen schien.

## ZWEITES CAPITEL. DER BESUCH AUF DEM SPIEGELHOF.

Als der Meyer Saaltrup an diesem Abend, viel später als man ihn erwartet, im Spiegelhof eintraf, fand er die beiden Geschwister in Thusnelda's Zimmer sitzen und plaudern, wobei Reinhard behaglich seine Cigarre rauchte. Schon aus der Art, wie der Vater sie begrüßte, erkannten sie, daß er in bester Laune sei, denn er rief, sobald er in die Stube getreten: »Guten Abend, Kinder! Na, da bin ich ja wieder und da ich so lange blieb, glaubtet Ihr am Ende, ich würde noch auf meine alten Tage ein Nachtschwärmer werden. Aber nein, dazu habe ich doch nicht das Zeug und die Lust, obgleich die Stadt mich heute ein wenig behext hat. – Doch nun, Nella, Du hast wohl kein Abendbrod mehr für mich und Ihr habt gewiß Alles allein aufgezehrt, wie?«

»Nein, lieber Vater,« erwiderte Thusnelda, »es steht Alles für Dich bereit. Komm nur in's Eßzimmer, da wirst Du sehen, daß wir Dich nicht vergessen und auch heute wie immer für Dich gesorgt haben.«

»Na, wenn es so ist, dann laß mir auch eine Flasche kühlen Wein heraufholen, ich will heute einmal etwas über die Stränge schlagen – es war ein gar zu hübscher Tag.«

Thusnelda hatte sich schon entfernt, um des Vaters Wunsch zu erfüllen, und Reinhard sah seinen Vater, dessen gute Stimmung er sich zwar nach nicht erklären konnte, die ihm aber doch sehr angenehm war, mit prüfenden Blicken an, was der gute Mann indessen gar nicht bemerkte. Beide begaben sich nun in's Eßzimmer und sobald Thusnelda den Wein auf den Tisch gestellt, setzte sich der Meyer, begann, ohne für's Erste zu sprechen, wacker zu essen und trank auch vom Wein, den seine Tochter ihm eingegossen, worauf sie und Reinhard dem Vater gegenüber als Zuschauer am Tische Platz nahmen, da sie ihr Abendbrod schon vor einer Stunde verspeist.

Als der Meyer aber seinen Appetit befriedigt und nun die Gabel niederlegte, um sogleich auch zur Cigarre zu greifen, fing er wieder zu sprechen an und sagte zu den ihn unausgesetzt beobachtenden Kindern:

»Ja, ich habe heute wirklich einen recht frohen Tag verlebt! Noch nie habe ich die Stadt so amüsan und verlockend gefunden wie diesmal. Freilich, das herrliche Sommerwetter und daß noch Alles so frisch und grün, trug auch das Seinige dazu bei. Ich habe so bald keinen Ort gesehen, der so schön und anmuthig liegt wie dieser. Am Fuße ihrer beiden reizenden Berge ausgebreitet, schmiegt sich die Stadt, wie ein schutzsuchendes Kind an die Mutter, an die so dicht belaubten Waldrücken an, und

darum und darüber schwebt ein eigenartiger poetischer Duft, der mich ganz merkwürdig fesselt, obwohl ich doch wahrhaftig nur ein sehr prosaischer Mensch bin. Man fühlt sich ordentlich romantisch gestimmt, wenn man sie unter ihren Rauchwolken so lustig vom Sparenberg aus liegen sieht und die Glocken darin läuten hört. Ich bin nämlich auch auf der Burg da oben gewesen, müßt Ihr wissen, und habe mir von dort aus die ganze Umgegend betrachtet, die ich noch viel schöner und bunter finde, als von unserm großen Spiegelberge aus. Ja, und daran ist allein die nahe liegende Stadt schuld, die mit ihrem Gürtel von Villen und Gärten, die sich immer weiter nach allen Richtungen ausbreiten, Auge und Herz wie eine Sirene an sich lockt und fesselt.«

Als der Vater dies mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit sprach und dabei rasch ein Glas Wein nach dem andern trank, sahen sich die Geschwister verwundert an, denn so aufgeräumt und redselig war er selten. Nach kurzer Zeit fing er auch wieder von Neuem zu reden an und fuhr also fort:

»Ja, wenn ich jemals meinen Hof verlassen sollte, und das muß ja geschehen, wenn ich ihn Dir übergebe, Reinhard, dann möchte ich wohl dort am Fuß des Johannisberges eine kleine Villa bewohnen, und da habe ich mir – ja, warum soll ich Euch das verschweigen – heute eine ausgesucht, die ich gern haben möchte und auch haben kann. Sie liegt in einem schönen Obst- und Blumengarten, der mich an Doctor Blank's kleines Haus erinnert hat,

aber noch viel größer und lieblicher ist. Ich hörte nämlich, daß sie zu verkaufen sei, und so will ich mir überlegen, ob ich sie mir nicht für die Zukunft erstehe. Ein angenehmeres Altenheim finde ich so bald nicht wieder. Auch brauche ich sie ja nicht gleich zu beziehen, wenn ich handelseins mit dem Verkäufer werde, sondern ich kann sie vermiethen, bis die Lust mich anwandelt, den Spiegelhof zu verlassen, und dann habe ich ja sogleich Etwas, was mir gefällt.«

Reinhard und Thusnelda hatten dem Vater, als er dies mit ziemlich ernstem Gesicht sprach, mit wachsendem Erstaunen zugehört, denn in so bestimmten Ausdrücken hatte er noch niemals seines Auszuges aus dem Spiegelhof Erwähnung gethan. So sagte denn auch Reinhard, sobald der Vater schwieg:

»Ich traue meinen Ohren kaum, Vater, denn da sagst Du uns ja in der That etwas ganz Neues und ich bin fast der Meinung, daß Du nur im Scherz so sprichst und hören willst, was wir dazu sagen. Nun, *meine* Meinung ist bald gesagt. Ich kann mir nicht denken, daß Du in Deinen besten Jahren, bei solcher Rüstigkeit und Kraft die Neigung hast, den schönen Hof, Deine Wälder und Felder zu verlassen und Dich damit von Allem zu trennen, was Dir bisher lieb und theuer war. Nein, Vater, das *kann* ich mir nicht denken, und noch trüber wäre mir der Gedanke, daß ich dadurch nicht nur Dich allein, sondern auch Thusnelda verlieren sollte, die Du doch jedenfalls als Deine Gesellschafterin und Haushälterin mit nach der Stadt nehmen würdest.«



»Haha!« lachte der Vater heiter auf, »in meinen besten Jahren! Wie das klingt! Nein, Junge, wenn man über die Sechzig hinaus ist, dann liegen die guten Tage hinter uns. Allerdings – rüstig, gesund und arbeitslustig bin ich noch, Gott sei Dank, aber der Trieb nach ruhigem Leben und einer Lage, in der man sich über die Leute im Hause und die trotzköpfigen Nachbarn nicht zu ärgern braucht, überfällt einen doch bisweilen. – Na, laß nur nicht gleich den Kopf hängen,« fuhr er mit mildem Ernste fort, »so weit, daß ich den Hof und das Haus schon verlassen will, sind wir noch nicht, aber daran denken kann man immerhin und wer kann überhaupt wissen, was kommt? Jeder Tag kann etwas bringen, was Einem Haus und Hof verleidet und die Wohnung in der Stadt dagegen süß erscheinen läßt, und wenn man dann einen vernünftigen Plan in der Tasche hat, ist man wohl daran. Doch – jetzt wollen wir darüber nicht mehr reden und ich habe Euch nur so eben eine Idee mitgeteilt, die mir heute Nachmittag in der Stadt wieder in den Kopf gefahren ist, da es mir daselbst so ausnehmend gefiel. Erzählt Ihr mir lieber, wie Ihr den Tag hingebracht. Oder habt Ihr mir gar nichts Neues und Angenehmes zu verkünden?«

»O ja,« nahm nun Thusnelda das Wort, die jetzt erst zu erkennen glaubte, daß der Vater in seiner heiteren Laune gescherzt und Reinhard habe prüfen wollen, was er dazu sage, wenn er den Hof zu verlassen gedenke, »o ja, lieber Vater, wir können Dir auch etwas Neues erzählen und haben den Nachmittag recht angenehm zugebracht. Wir

sind nämlich beim Doctor in Blanksruh gewesen, nachdem er Reinhard schon heute Morgen zu einem Besuche mit mir eingeladen, und da sandte er um zwei Uhr seine kleinen Pferde und wir fuhren hinüber.«

»Ah,« sagte der Meyer, indem er mit einem Mal auffallend ruhig wurde und in seinen gewöhnlichen ernstesten Ton zurückfiel, »das ist recht. Also er hat Euch seinen Wagen geschickt? Na, da muß ihm viel an Eurem Besuch gelegen gewesen sein, denn umsonst stört er seinen Isaak, den dummsten Kerl auf rother Erde, aus seiner phlegmatischen Ruhe nicht. Habt Ihr Euch denn gut bei ihm unterhalten?«

»Außerordentlich gut,« fuhr Thusnelda fort, während Reinhard sein Auge bald auf dem Vater, bald auf der Schwester ruhen ließ, als wolle er sich keine Miene von Ersterem entgehen lassen, die Thusnelda mit ihrer Erzählung hervorrufen würde. »Der Doctor war der liebenswürdigste Wirth, wie immer, und in einer so frohen Stimmung, wie ich ihn eigentlich noch nie gesehen. Daran war aber einzig und allein sein Besuch schuld, und wenn man dies junge Mädchen mit klarem Auge betrachtet, so kann man sich freilich nicht über die Wirkung wundern, die sie auf den alten Herrn übt. Du glaubst gar nicht, Vater, was für ein liebes, schönes und kluges Mädchen diese Esther Joël ist. Ich habe nie eine so liebenswürdige Person vor Augen gehabt. Und daß sie eine Jüdin ist, woran die Frauen in Städten so oft einen großen Anstoß nehmen, was ich auch in Cassel erfahren, merkt man ihr gar nicht an, wenigstens hier in der ganzen Umgegend lebt

gar keine solche. Nun, Du wirst sie ja morgen sehen und kannst Dir dann Dein eigenes Urtheil bilden. Der Doctor wird sie uns zuführen und will mit ihr den ganzen Nachmittag hier bleiben, da Esther gern den Hof mit allem seinem Zubehör kennen lernen möchte.«

Der Meyer nickte. »Gut,« sagte er, »das ist mir auch recht. Und daß er uns den ganzen Nachmittag schenken will, beweist in der That, daß diese Jüdin ihn völlig gewonnen hat, denn sonst ist er mit seiner Zeit doch nicht so verschwenderisch.«

»O, er verschwendet seine Zeit nie, wenn er mit ihr zusammen ist,« fuhr Thusnelda fort, die, zur höchsten Freude Reinhard's, die Schilderung Esther's mit hingebender Wärme übernommen hatte, »seine Gespräche mit ihr sind immer lehrreich und anziehend und er unterrichtet sie dabei in den Wissenschaften, die er vorzugsweise treibt, wozu sie einen außerordentlichen Trieb und Drang hat. Er nimmt sie sogar Abends mit auf seine Warte und lehrt sie den Himmel und die Gestirne kennen, auch soll sie ein Genie im Rechnen sein, wie dem Doctor noch kein zweites vorgekommen ist.«

»Im Rechnen?« fragte der Meyer gedankenvoll. »Das ist bei einer Frau eine Seltenheit und nicht zu verachten. Ich, ach!« – und er seufzte dabei tief auf – »habe nur *Eine* in meinem Leben kennen gelernt und die hat mir dadurch manche Sorge erspart. Ja. Denn eine Frau, die gut und richtig rechnet, wird immer eine gute und richtige Hausfrau sein, sie wird nie zur Verschwendung neigen, wird wissen, was sie in der Hand hält und austhun kann,

und das verstehen die wenigsten Frauen heutigen Tages. – Na, es freut mich, daß Ihr Euren Tag gut angewandt,« schloß er die Unterhaltung, »und morgen werden wir erfahren, ob Ihr Euch in der Schilderung Eurer Jüdin nicht – verrechnet habt. Ich werde sie mir einmal auch genau ansehen und prüfen, und dann will ich Euch am Abend sagen, was sie nach meiner Meinung werth ist. – Jetzt aber will ich meine Stube aufsuchen, ich habe noch Einiges zu schreiben und – auch zu rechnen, und dann will ich schlafen gehen. Die Fahrt, die Hitze, die Stadt, der Wein – alles das zusammen hat mich müde gemacht. Also gute Nacht, Kinder!«

Er reichte Beiden die Hand, Thusnelda zündete ihm ein Licht an und gab es ihm, da er eben das Zimmer verlassen wollte. Aber da blieb er noch einen Augenblick vor ihr stehen, sah sie mit freundlicher Miene an und sagte:

»Du siehst heute Abend recht hübsch aus, Nella, und es gefällt mir an Dir, daß Du die kleine Jüdin so gelobt hast. Das thun die Frauen einander selten an. Aber der Reinhard, der gefällt mir heute gar nicht. Auf ihn hat das junge Mädchen gewiß keinen so guten Eindruck gemacht wie auf Dich, denn er sah Dich immer bedenklich an, als Du sprachst, und sieht selber etwas sauertöpfig aus. Aber das wird sich wieder morgen geben, mein Junge, wenn wir in der frischen Luft sind und Du Dich überzeugt hast, daß ich noch immer der Meyer Saaltrup bin und meinen Hof noch nicht so bald zu verlassen denke. Ich will schon um sechs Uhr einen tüchtigen Ritt nach der Senne machen und hoffe, Du wirst mich begleiten, wie?«

»Gewiß, Vater,« versetzte Reinhard schnell, »ich werde pünktlich zur Stelle sein und Du sollst mich in Geschäften gewiß nicht sauertöpflich finden.«

»Na, das versteht sich von selbst. Die Geschäfte – muß man immer mit freiem Kopf und Herzen anfassen und die hast Du ja Gottlob! Gute Nacht!«

---

Bald nach sechs Uhr, wie es am Abend vorher besprochen, ritten Vater und Sohn am nächsten Morgen vom Hofe fort und schlugen zuerst im langsamen Schritt den Weg nach der an der Senne gelegenen Fohlenkoppel ein. Auf diesem langen Wege sprach zumeist der Meyer seine Ansichten über verschiedene Wirthschaftsgegenstände und beabsichtigte Neuerungen aus, und dabei war er wieder ganz und gar der umsichtige Landwirth, der sich dem Interesse und Gedeihen seiner so reichen Ertrag liefernden Grundstücke hingab. Und kein Wort floß an diesem Morgen aus seinem Munde, das nur im Entferntesten seinen gestern geäußerten Wunsch, den Aufenthalt auf dem Lande mit dem in der Stadt zu vertauschen und sich zur Ruhe zu setzen, kundgegeben hätte, und es kam Reinhard fast seltsam vor, daß sein Vater am Abend vorher so unverhohlen eine so große Neigung dazu verrathen hatte. Nein, er sah und erkannte es heute so recht von Neuem, der Meyer liebte sein Gut und die ihm damit aufgebürdete Arbeit, er war viel zu sehr an eine geregelte Thätigkeit gewöhnt, um sich so leicht von

seinen alten liebgewonnenen Gewohnheiten trennen zu können, und seine besondere Liebhaberei für verschiedene Zweige der Wirthschaft, zum Beispiel für Pferde-, Rindvieh- und Schafzucht, trat heute wieder so deutlich an's Tageslicht, daß sein Sohn eigentlich, nicht begreifen konnte, wie er nur auf den Gedanken gerathen war, eine so fruchtbringende Beschäftigung mit dem Nichtsthun in einer lärmvollen Stadt zu vertauschen.

An der Fohlenkoppel, auf der sie bald eintrafen und längere Zeit verweilten und in deren Nähe auch zeitweilig die große Schaafheerde in ihrer Hürde lag, überzeugte sich Reinhard von dem Wohlstand, ja dem Reichthum seines Vaters an schönem Vieh, denn hier sprangen wohl an fünfzig junge Pferde in munterster Jugendlust herum und allen sah man an, daß sie wohl gepflegt wurden, einer edlen Race entstammten und einen reichlichen Gewinnst für die Zukunft versprachen. Auch sein kleines arabisches Beutepferd, welches Adam Riese an dem Abend geritten, da wir seine Bekanntschaft machten, befand sich hier auf der Weide und sprang übermüthig lustig mit den Füllen um die Wette herum.

»Sieh,« sagte der Meyer, auf das zierliche Thier deutend, »da ist ja auch Dein aus Frankreich mitgebrachtes Spahipferd. Nun, es sieht ja schon ganz manierlich aus und das üppige Gras unserer Koppel bekommt ihm wohl. Wenn ich noch ein passendes Thier dazu finde – denn zum Reiten ist es für uns Alle zu schwach – spanne ich beide in Zukunft vor einen leichten Phaeton und schenke sie Nella zu Weihnachten, dann kann sie mit eigener

Hand in die weite Welt kutschiren, was die Frauen ja so gern thun. Es würde sich freilich auch zum Reiten für sie eignen, aber so albern bin ich nicht, daß ich meine Tochter, wenn sie auch noch so schön und stattlich ist, hoch zu Roß mit einem langen Schleppekleid sehen möchte. Das sind Ausgeburten einer kranken Phantasie sogenannter vornehmer Leute, die mit sich Staat machen wollen und nicht bedenken, wie lächerlich es aussieht, wenn so eine dünne Dame mit einer Wespentaille, die kaum auf ihren Hackenschuhen vernünftig gehen kann und die ein starker Wind beinahe umbläst, mit knapper Noth auf einem Thiere hängt, das wahrhaftig nur für Männer und zu ernsteren Zwecken geschaffen ist. Also weg damit und Nella selbst ist zu vernünftig, um an solcher immerhin nicht gefahrlosen Spielerei Gefallen zu finden. Fahren, ja, das mag sie, da vergiebt sie ihrer Weiblichkeit nichts, aber reiten mag ich sie nicht sehen, das würde mich entweder zum Lachen oder zum Weinen bringen, wenn es überhaupt noch Thränen in meinen ausgetrockneten Augen gäbe. Vorwärts, laß uns einmal die jüngsten Fohlen betrachten, sie sind dahinten neben den Schaafen eingepfercht. Sieh doch, da sind sie und wie die lustigen Dingerchen hüpfen und springen. Ha, es ist eine Lust, ein Landwirth zu sein und solches Schauspiel auf grüner Haide vor sich zu haben! Nicht wahr, Reinhard?»

Reinhard stimmte ihm von Herzen bei und nach einer halben Stunde, nachdem sie noch mit einem Knechte und dem Hirten gesprochen, denen die Aufsicht über die Füllen und Schaafe anvertraut war, ritten sie wieder

nach dem Walde hinüber, um ihren Weg fortzusetzen, das ganze Gut zu umkreisen und schließlich die Leute aufzusuchen, die mit dem Fällen der jungen, zur neuen Fohlenkoppel bestimmten Fichten beschäftigt waren. Sie fanden sie in voller Arbeit und schon lagen zahllose dünne Stämmchen in Haufen aufgeschichtet, um bald an den Ort ihrer Bestimmung geschafft und dort verwandt zu werden.

Auch die Weizen-, Roggen-, Hafer- und Rapsfelder, die zum Hofe gehörten, wurden an diesem Morgen besucht, und hier freute sich Reinhard wahrhaft, als er Alles in schönster Blüthe stehen und die herrlichste Frucht verheißten sah.

»Ja, es giebt Gottlob! wieder ein gutes Jahr,« sagte der Meyer, als sie eben an einem wogenden und süßen Duft verbreitenden Rapsfelde vorüberkamen, »und das ist bei uns schon das dritte, wenn viele Andere auch klagen und lamentiren, daß es nur so eine Art hat. Aber die Bauern und Winzer klagen ewig, sie können nie genug kriegen, und je mehr sie einheimsen, um so unverschämter werden sie mit dem Preise, so daß ein anständiger Landwirth sich oft schämen muß, wenn er bei seinen Colleggen solche Erfahrung macht. Freilich, so viel, wie unsere Vorfahren erübrigten, schlagen wir nicht mehr heraus,



doch das ist ja natürlich und beruht mit in den sogenannten verbesserten, ich möchte lieber sagen: nichtswürdigen und ganz unsinnig gewordenen Zeitverhältnissen. Alle Bedürfnisse der Menschen sind nach jeder Richtung gewachsen, die Verfeinerung, das heißt Verschlechterung hat zugenommen, und die meisten Landwirthe geben dreimal so viel in ihrer kostspieligen Haushaltung aus als unsere Großväter, so daß ich noch die Zeit kommen sehe, wo sie sich selbst auffressen werden. Na, wir, mein Junge, sind darin etwas vernünftiger und können es ruhig mit ansehen, denn wir treiben keinen Luxus, aber da sieh einmal viele der adligen Güter an, da wird mehr im Herrenhause verzehrt, als der ganze Grund und Boden erzeugen kann, und dann schreien und brüllen sie über schlechte Zeiten, daß Einem ganz angst und bange werden möchte. Laß sie schreien, brüllen und jammern, so viel sie wollen, aber ich zucke nicht mit den Achseln, wenn Einer nach dem Andern von ihnen in den Sand kippt und die hochadligen Herren in die Hände von Güterschlächtern und Juden fallen. Der Tausend auch, mir kribbelt es in den Fingern und ich möchte, weiß Gott! einmal mächtig dreinschlagen, wenn ich solche vertrackte Wirthschaft sehe, wie sie hier herum leider Mode zu werden beginnt. – Ja, ja,« unterbrach er sich und sah Reinhard mit dem Kopfe nickend an, da dieser bei dem Worte ›Juden‹ zusammengezuckt war und fragend den Kopf nach ihm wandte, »so sage ich, in die Hände von Güterschlächtern und Juden fallen sie zuletzt, denn ich weiß es ganz bestimmt, daß viele Güter hier herum schon

auf dem Wege nach Nazareth sich verloren haben, und das muß man den Juden wenigstens lassen, zu rechnen verstehen sie, Kaufleute sind sie durch und durch und nichts durchschauen sie leichter, als wo ein sicherer Vorteil oder Nachtheil für sie liegt, und da sie klüger und sparsamer wie jene Herren sind, so werden sie reich mit ihren Gütern, während diese dabei arm geworden sind und zuletzt sich wie die Spreu im Winde verlieren.«

Reinhard war, während der Vater diese Worte ohne alle Ahnung sprach, daß sie für seinen Sohn irgend einen ihn zur Zeit aufregenden oder verstimmenden Sinn enthalten könnten, sehr nachdenklich geworden, endlich aber konnte er dem inneren Drange nicht widerstehen, es mußte herunter, was ihm fast die Seele abdrückte, und so sagte er:

»Ob Moses Joël in Paderborn auch wohl auf solche Güter speculiren mag?«

»Der Joël in Paderborn?« fragte der Meyer zurück. »O nein, das glaube ich nicht. Der ist kein Speculant, so viel ich weiß, und bleibt in seiner Branche. Er ist ein angesehener und großes Vertrauen besitzender Bankier, macht Geldgeschäfte, wie man hört, in gediegenster Art, und damit hat er genug zu thun. Allerdings, wer schaut in einen solchen Kram, er mag auch wohl mit Güter- und Häuserkauf Geschäfte machen, doch – das ist mir einerlei, was er macht, aber so viel weiß ich gewiß, ein sogenannter gemeiner Jude ist er nicht, sonst würde auch Doctor Blank nicht so intim mit ihm sein. – Doch nun laß uns einmal ein Bischen da hinübertraben, da haben

wir noch einige Rapsfelder und die habe ich seit vierzehn Tagen nicht gesehen.«

Reinhard athmete tief auf und fühlte sich nach diesen Worten des Vaters förmlich erleichtert; so gab er denn seinem Pferde nicht ungerne die Sporen und sprengte an der Seite des Meyers durch eine Strecke Wald nach den ferner liegenden Rapsfeldern hin. –

Während die beiden Männer in der geschilderten Art außerhalb des Hauses ihren Geschäften nachgingen und Reinhard allmählig in die heimathlichen Verhältnisse wieder eingeweiht wurde, war Thusnelda im Innern des Hauses nicht weniger thätig. Schon in aller Frühe hatte sie in der Tenne, der Küche und im Keller Alles geordnet, wie alle Tage, und jeder Magd ihr heutiges Pensum zugetheilt; als sie aber damit zu Stande gekommen, gab sie ihrer Stubenmagd Anweisung, alle Zimmer in den saubersten Zustand zu versetzen, denn sie wollte bei Esther, wenn sie zum ersten Mal den Spiegelhof besuchte, in jeder Weise Ehre einlegen. Auch traf sie rechtzeitig ihre Anordnungen zu einem recht leckeren Abendessen, ließ aus einem nahe gelegenen Bache Forellen, aus dem Teiche Karpfen holen und ein halbes Dutzend fetter junger Hähne zurecht machen, damit die Tafel für Jedermanns Geschmack etwas Gutes böte, denn ihr Vater liebte in dieser Beziehung eine gewisse Fülle, wenn Besuch da war, und obgleich er selbst kein Feinschmecker, ja bei seinem mächtigen Körper nicht einmal ein starker Esser war und sich in der Regel mit kräftiger Hausmannskost und einfachen Gerichten begnügte, so sah er es doch gern, wenn

auf seinen Gasttisch Speisen kamen, von denen er sagen konnte, daß er sie selbst gezogen, und die so schmackhaft zubereitet waren, daß sie so bald kein Anderer eben so lecker aufweisen konnte wie er. Daß Doctor Blank und Esther aber so lange auf dem Hofe bleiben würden, bis das zeitig bestellte Essen fertig war, daran zweifelte sie nicht, behielt er doch, da er fuhr, noch Zeit genug, auf seiner Warte die Sterne zu beobachten, und wenn er sich doch etwas sträubte, bis zum Abend vom Hause fortzubleiben, so wollte sie ihn so lange bitten, bis er nachgab, und daß ihre Bitten bei ihm etwas galten, wußte die schöne Meyerstochter aus alter Erfahrung.

Erst gegen zwölf Uhr kamen die beiden Männer etwas erhitzt und bestäubt nach Hause und Reinhard fiel beim ersten Blick die Sauberkeit der Tenne, der Küche und dann der sich daran schließenden Zimmer auf. Indessen sagte er nichts, er kannte ja seine wirthschaftliche Schwester, und daß sie gerade heute sich und ihr Haus in vollem Glanze zeigen wollte, freute ihn um so mehr, da er in diesem Wunsch vollkommen mit ihr übereinstimmte und sie also den seinen errathen, ohne daß er ein Wort mit ihr darüber gewechselt.

Als er gegen halb ein Uhr vollständig umgekleidet bei Tisch erschien, fand er auch Thusnelda selbst in einem ganz frischen Sommerkleide vor, und ihre üppigen goldblonden Haare hatte sie so schön geordnet, als erwartete sie nicht eine Freundin, sondern einen Herrn, dem sie mit ihrer Person gefallen wollte. Indessen daran dachte Thusnelda wohl nicht, sie war ein viel zu einfaches

und wohlerzogenes Mädchen und kleidete sich nie eines Anderen wegen elegant und hübsch, sondern sie that es ihrer selbst wegen und es war ihr ein herzliches Bedürfniß, dem Vater zu zeigen, daß man nicht nur eine fleißige und gute Hausfrau, sondern zugleich auch die stattliche Repräsentantin eines geordneten Hauswesens sein könne.

Der Meyer schien von seinem langen Ritt etwas abgesspannt und sprach bei Tische wenig; auch hielt er sich nicht lange dabei auf, sondern erhob sich, sobald er sich gesättigt fühlte, ohne sich noch, wie wohl sonst, in ein längeres Gespräch mit seinen Kindern einzulassen. Nur als er die Thür eben hinter sich schließen wollte, drehte er sich noch einmal nach ihnen um und sagte:

»Wann kommt der Doctor? Sagtest Du nicht um Drei, Nella?«

»Sie wollten um halb Drei hier sein,« erwiderte Thusnelda, »aber wenn Du dann noch ruhen willst, so genire Dich nicht, wir werden die Gäste schon nach besten Kräften zu unterhalten suchen.«

»Daran zweifle ich nicht, aber ich habe an einer Stunde Schlaf genug und werde nicht auf mich warten lassen. Sobald ich die Hunde bellen und den Esel, den Isaak, mit seiner Bombenpeitsche knallen höre, werde ich in der Tenne sein. Adieu!«

Es war zwei Uhr vorüber, als Reinhard aus dem Hause trat und nach dem Teich hinüber ging, um im Schatten der großen Bäume auf und niederzuwandeln und dort den sehnlichst erwarteten Besuch schon aus der Ferne ankommen zu sehen. Ja, daß er ihn sehnlichst erwartete, gestand er sich selbst, aber er fühlte sich auch etwas beklommen, denn wenn er auch wußte, daß sein Vater seinen heutigen Gästen mit seiner gewöhnlichen Gastlichkeit freundlich entgengetreten werde, so war er doch in unruhiger Spannung, ob die Einwirkung Esther's auf ihn den Lobpreisungen entsprechen würde, die man ihm über dieselbe gemacht. Eine solche aber wünschte er auf das Lebhafteste und da sie ihm eben durch nichts verbürgt werden konnte, fühlte er sich beunruhigt, obwohl er sich die größte Mühe gab, es sich selbst und Anderen zu verbergen.

Als er in solcher Stimmung auf dem schattigen Fußpfade am Teiche auf und niederschritt und oft Auge und Ohren in die Richtung wandte, in welcher der Weg von Blanksruh nach dem Hofe lief, trat Thusnelda aus dem Hause und näherte sich ihm, denn sie hatte ihren Bruder vom Fenster eines Zimmers auf den Weg nach dem Wasser einschlagen sehen. Mit freundlicher Miene und etwas heftigem Schritt kam sie jetzt auf ihn zu, und also sie an seiner Seite war, sagte sie:

»Es ist bald halb Drei, Reinhard und ich hoffe der Doctor wird pünktlich sein. Der Vater verhält sich noch ruhig in seinem Zimmer und wir wollen ihn schlafen lassen, damit er sich wieder rüstig und bei guter Laune fühlt, wenn

die Gäste kommen. Eigentlich aber machen wir uns, glaube ich, in dieser Beziehung etwas zu viel Sorge,« fuhr sie nach einer Weile fort, da Reinhard immer noch schwieg, »denn was liegt daran, ob der Vater Esther mit denselben Augen betrachtet wie wir?«

Sie sah ihn dabei schelmisch von der Seite an und hätte Reinhard ein Auge dafür gehabt und wären seine Gedanken in diesem Augenblick nicht weit von der Schwester abgewendet gewesen, so würde er an ihrem ganzem Wesen bemerkt haben, daß ihr schon seinetwegen, dessen Empfindungen sie in Bezug auf Esther zu kennen glaubte, sehr viel daran liege und sie sich eben so viel Sorge um des Vaters Beistimmung mache wie er. Als er aber auch jetzt noch schwieg, fuhr sie fort und sagte:

»Du bist so merkwürdig still, Reinhard, freust Du Dich etwa nicht mehr auf unsern Besuch?«

Durch diese stachelnden Worte aus seinen Grübeleien geweckt, ging Reinhard sofort auf seiner Schwester Gedankengang ein und versetzte:

»Ja, Du hast Recht, still bin ich und ich mag wohl meine Gründe dazu haben, allein ich freue mich gewiß in meiner Art. Du weißt ja, daß die Menschen ihre Freude, wie überhaupt ihre Gefühle, auf verschiedene Art ausdrücken. Der Eine lacht, wenn er sich freut, mit dem ganzen Gesicht, der Andere mit dem Munde und ein Dritter mit dem Auge.«

»Nun, fahre nur fort,« sagte sie, da er wieder schwieg. »Womit lachst oder freust Du Dich denn jetzt, da ich weder aus Deinem Munde, noch in Deinem Auge die Freude erkennen kaun?«

Der so ernste und von unausgesprochenen Empfindungen hin und her geschüttelte Mann mußte unwillkürlich lächeln, denn er erkannte in seiner liebevollen Schwester eine aufmerksame Beobachterin der Vorgänge in seinem Innern. »Vielleicht lache und freue ich mich mit dem Herzen!« sagte er halblaut.

»Ah, mit dem Herzen! Dann bin ich zufrieden, Reinhard, denn mir scheint, wer mit dem Herzen lachen kann, lacht am besten.«

»Wenn er damit lachen *kann*, ja, das ist es. Ich möchte aber lieber hier sagen, wenn er damit lachen *darf*, und ob ich es darf, das weiß ich eben nicht.«

»Findest Du darin einen großen Unterschied?« fragte Thusnelda ernster als vorher. »Wie es scheint, ja, doch das ist in meinen Augen kein großer, nur ein etwas subtiler Unterschied, und Du scheinst in solchen Dingen seit einigen Tagen in Blanksruh bei einer gewissen, immer regelrecht denkenden und sprechenden Dame gute Studien gemacht zu haben. – Doch still, da höre ich die Räder eines Wagens klappern und da – da klatscht auch Isaak schon mit seiner Peitsche. – Reinhard!« rief sie plötzlich laut, faßte seinen Arm und drückte ihn lebhaft an sich, »sie kommen! Der ersehnte und zugleich gefürchtete Augenblick ist da und nun laß Deine Freude aus dem Herzen auch ein wenig auf Dein Gesicht treten, damit sie



auch Andere merken, wie ich sie an Dir – schon lange gemerkt habe.«

Sie sah ihn mit liebevoll schelmischem Blick an und zog ihn nach dem Hause hinüber, um die Tennenpforte zu erreichen, nach der, unter endlosem Geheul der wachsamem Hunde, der eben sichtbar werdende Wagen von Isaak schon gelenkt wurde.

Thusnelda's Rath war nicht umsonst, aber vielleicht auch unnöthig gesprochen, denn sobald Reinhard des Wagens und seiner Insassen ansichtig wurde, veränderte sich sein ganzes Aussehen und sein Gesicht nahm den unverkennbaren Ausdruck unaufhaltsam hervorbrechender strahlender Freude an. Mit hastigen Schritt war er an den schon stillhaltenden Wagen geeilt und mit herzlichen Worten und einem festen Händedruck begrüßte er Doctor Blank, der zuerst ausstieg und sogleich auf Thusnelda zueilte, während Reinhard nun auch Esther beim Aussteigen half und sie mit einigen freundlichen Worten willkommen hieß.

»Guten Tag, Kinder!« rief Doctor Blank in heiterster Laune aus. »Da sind wir und kommen wir nicht pünktlich? Na, wo ist denn der Alte? Schläft er etwa noch? Ah, dann will ich ihn wecken, er soll heute nichts vor mir voraushaben und des Tages Last und Mühe so redlich tragen wie ich.«

In diesem Augenblick trat der Meyer aus dem ersten am hinteren Ende der Tenne liegenden Zimmer, da er bereits die Hunde heftig bellen gehört, und wandte sich

mit seinem ruhigen festen Schritt dem Eingang der Tenne zu. Als er den Doctor, der ihn zuerst wahrgenommen und ihm entgegenkam, erreicht, drückte er ihm mit heiterem Gesicht die Hand und sprach seine Freude aus, ihn endlich einmal wieder auf dem Hofe zu haben. Da aber richtete er sein Auge zur Seite, wo eben Esther neben den alten Herrn getreten war, und nun war der Augenblick gekommen, den seine Kinder lange mit Herzklopfen erwartet und der ihnen vorläufig Aufschluß geben sollte, ob der heutige Tag ein erfreulicher werden würde oder nicht. Kaum aber hatte der Meyer sein Auge fest auf die jugendliche Erscheinung in seiner unmittelbaren Nähe gerichtet, so stutzte er sichtbar, denn so reizend, anziehend und graziös hatte er sich, wie er später seinen Kindern sagte, die Tochter Moses Joël's doch nicht dargestellt.

Aber auch auf Esther wirkte der erste Anblick des Meyers sichtbar tief ein. Einige Secunden standen die beiden Menschen dicht vor einander und sahen sich gegenseitig mit seltsam forschenden Blicken an. Offenbar imponirte Esther die große mächtige Gestalt mit der straffen Kopfhaltung des athletischen Mannes, aber eben so zog sie auch sein redliches blaues Auge – das ja das Auge seiner Kinder war – mit dem klaren festen Blick an. Der Meyer dagegen, nicht ganz ohne Neugierde, die vielgerühmte Jüdin zu sehen, war doch im ersten Moment überrascht, als er den durchdringenden, vielsagenden Blick ihres dunklen Auges forschend auf das seine gerichtet sah und bemerkte, daß sie es nicht niederschlug,

sondern seine etwas lange dauernde Prüfung standhaft aushielt. Da aber, als Beide sich für's Erste genügend betrachtet, erhob Esther mit einem sinnigen Lächeln ihre feine Hand, von der sie rasch den Handschuh abgestreift, streckte sie ihm mit anmuthiger Geberde hin und sagte mit einem Klang in der Stimme, aus dem unläugbar eine herzliche Innigkeit sprach:

»Herr Meyer! Ich grüße Sie und bitte mich bei Ihnen zu Gaste. Aber zuerst geben Sie mir Ihre Hand, die zu berühren ich mich schon lange gesehnt. Nicht nur der Herr Doctor, sondern auch mein Vater hat mir viel Liebes und Gutes von Ihnen gesagt, und ich habe ein wahrhaftes Verlangen gehabt, Sie persönlich kennen zu lernen. Nehmen Sie mich mit Ihrem alten Freunde gütig auf und gewähren Sie mir die Freude, die mir so werthe Bekanntschaft mit Ihren Kindern auch in Ihrem Hause fortzusetzen.«

War es der Inhalt dieser so natürlich und glatt hervorfließenden Worte oder der silberhelle Klang der Stimme, was den Meyer seltsam ergriff und fesselte, genug, von diesem Augenblick an hatte die magnetische Gewalt, die schon Reinhard und Thusnelda an Esther verspürt, auch auf ihn gewirkt, und er war mehr, als er es für möglich gehalten, von einer ihm bisher noch unbekanntem Macht umspinnen, wie sie manchem Menschen unbewußt innewohnt und entströmt, in dessen Innern ein so starker Geist wohnt, daß er augenblicklich auf Jedermann seine Einwirkung übt.

Der Meyer, als Esther schon lange zu Ende gesprochen, schien noch immer auf den Nachhall ihrer Worte zu horchen und wandte sein Auge keine Secunde von ihr ab. »Fräulein Joël,« sagte er endlich, »ich heiße Sie in meinem ländlichen Hause willkommen und freue mich, daß meine Kinder in der Lage gewesen sind, Sie mit meinem alten Freunde hierher zu locken. O, sie haben es sich schon angelegen sein lassen, mich auf Sie vorzubereiten, und wenn man das auch bei Ihnen in Bezug auf mich gethan hat, so dürfen Sie keine großen Ansprüche erheben, denn ich bin nur ein simpler Landwirth der nicht gelernt hat, viele Worte zu machen und sein kleines Licht offen leuchten zu lassen. Nein, das verstehe ich nicht, ich zeige mich vielmehr immer nur so, wie ich bin, und spreche wie ich denke. Also noch einmal: Sie sind mir willkommen und damit ist Alles gesagt.«

Während diese Begrüßung zwischen dem Meyer und Esther vor sich ging, standen die drei anderen Personen in ihrer unmittelbaren Nähe und schauten dem Vorgange schweigend und voll lebhafter Theilnahme zu. Zweien von ihnen pochte laut das Herz, aber sie gewahrten sofort den Sieg, den ihre junge Freundin eben errungen, und die Befangenheit, unter deren Herrschaft sie bisher gestanden, wich und sie gaben sich nun allem Kommenden ohne die geringste Sorge hin. Des Vaters Miene drückte offenbar eine große Befriedigung aus und der immer so ernste Mann gerieth sehr bald in eine Stimmung, wie er

sie nur selten hatte und noch viel weniger an den Tag legte, als es zu allgemeiner Verwunderung der Anwesenden sogleich geschah.

Denn, als ob es sich von selbst verstünde, bemächtigte er sich auf der Stelle Esther's in vollem Maaße und ohne sich vorläufig um Doctor Blank zu bekümmern, den er seinen Kindern überließ, sagte er zu dem jungen Mädchen: »Nun schauen Sie sich hier einmal zuerst etwas um. Sind Sie schon öfter in einem solchen Bauernhause gewesen?«

»Nein, noch niemals, Herr Meyer. Aber das ist doch kein gewöhnliches Bauernhaus?«

»Nun, was denn Anderes? Ein Meyer ist nichts als ein Bauer, das heißt ein Landmann, wenn man ihn je nach den Umständen auch für etwas Besseres halten mag. Ich selbst aber halte mich durchaus für nichts Besseres und bin stolz darauf, nichts Anderes zu sein, als wozu mich der liebe Gott und mein Beruf gemacht haben. Doch, da Sie ein solches Haus noch nicht gesehen, muß ich Ihnen wohl einmal seine innere Einrichtung zeigen.«

Und nun beschrieb er ihr den Zweck und Gebrauch der großen Tenne, während er mit ihr auf und nieder schritt und dabei, als er sah, wie Esther für jede Kleinigkeit ein aufmerksames Auge hatte, mit jeder Minute lebhafter und froher wurde, zumal des jungen Mädchens Blicke stets auf seinem Auge hefteten und zwar mit so klarem und verständigem Ausdruck, daß der Meyer ihre

Gedanken darin zu lesen vermeinte. Augenblicklich gewahrte der praktische Mann, daß er hier eine Persönlichkeit vor sich habe, die ein großes Interesse an seinen Verhältnissen und Arbeiten nehme, und das befeuerte ihn dergestalt, daß er auch unbedeutende Dinge, die er sonst niemals erwähnte und Niemandem verführte, ihr klar und deutlich zu machen suchte.

Esther war in der That überrascht, ja mehr als das, sie war erstaunt, als sie das große Haus und alle darin vorhandenen zweckmäßigen Einrichtungen sah. Hatte sie doch nie etwas Aehnliches vor Augen gehabt. Daß hier alles Nöthige unmittelbar zur Hand, alles Ueberflüssige fern, alles Angenehme und Brauchbare übersichtlich geordnet war, hatte sie mit raschem Blick erkannt und sie sprach auf der Stelle ihre Meinung darüber offen gegen den Meyer aus. Dieser wurde von ihren treffenden und eingehenden Fragen entzückt und da er ihr Interesse sich gleichmäßig auf alles Einzelne vertheilen sah, ging er auch mit ihr hinter die Raufen und zeigte ihr zuerst seine schönen Reit- und Kutschpferde, dann die für die Feld und Waldarbeit bestimmten, und schritt endlich nach den Kühen hinüber, die in langer Reihe neben einander standen, mit ihren Ketten rasselten und neugierig die Köpfe nach den fremden Personen richteten, da sowohl der Doctor wie Reinhard und Thusnelda dem vorangehenden Paare folgten und sich im Stillen mit immer größerer Spannung fragten, was sich endlich aus dieser umständlichen Betrachtung entwickeln würde, wobei sie

unter sich oft leise Worte innerlicher Befriedigung austauschten.

Vor einer schönen weiß und braun gefleckten Kuh von auffallender Größe und umfangreicher Gestalt blieb der Meyer stehen und sagte: »Sehen Sie sich einmal dieses Thier an, ein solches hat gewiß ganz Paderborn nicht aufzuweisen und ich habe sie wie die meisten dieser in Holstein gekauft. Sie heißt Lise und trägt die größte Glocke am Halse, ohne die sie nicht fressen und schlafen kann. Dafür ist sie außerordentlich dankbar und giebt mir täglich fünfzehn Quart Milch.«

»So,« sagte Esther nach kurzem Besinnen und nachdem sie einen raschen Blick über die lange Reihe der Kühe geworfen, »dann würden Sie also, wenn alle Kühe so dankbar wären, täglich vierhundertfünfundsechzig Quart Milch erhalten.«

Der Meyer sah die also Redende groß an und fragte mit einiger Hast: »Woher wissen Sie das?«

»Das ist ja sehr einfach,« erwiderte Esther mit dem anmuthigsten Lächeln. »Hier stehen einunddreißig Kühe in einer Reihe, das macht also fünfzehn mal einunddreißig gleich vierhundertfünfundsechzig.«

»Wer hat Ihnen denn gesagt, daß hier einunddreißig Kühe stehen?« fragte der Meyer mit weitgeöffneten Augen.

Esther lachte heiter auf und versetzte: »Niemand hat es mir gesagt, sondern ich habe sie gleich im Fluge gezählt, als ich mit Ihnen hinter sie trat.«

Der Meyer glaubte seinen Ohren und Augen nicht zu trauen. Er sah die Umstehenden der Reihe nach an, als wollte er sie fragen, ob es wahr oder möglich sei, was er eben hörte, aber Alle verzogen ihre Mienen zu einem heiteren Lächeln und nur der Doctor lachte laut auf, indem er sagte:

»Aber bester Meyer, das war ja nur ein sehr leichtes Exempel. Esther hat einen raschen Blick und Sie können ihr dreist eine schwerere Aufgabe stellen. Geben Sie ihr einmal eine sechsziffrige Zahl und jede mit einem verschiedenen Bruchtheil an und dann fragen Sie sie, wieviel die Summe macht, wenn man sie mit fünfzehn multiplicirt.«

»Ich danke,« erwiderte der Meyer im höchsten Erstaunen. »Solche Zahlen weiß ich nicht so rasch zusammensetzen, noch weniger mit ihnen umzuspringen, und ich bin schon mit der Angabe der Zahl meiner Quart Milch zufrieden.« Und indem er sich wieder mit ernster Miene zu Esther wandte, fügte er hinzu: »Sie haben ganz Recht, vierhundert fünfundsechzig Quart würden die hier stehenden Kühe geben, wenn sie alle gleich ergiebig wären, wie die Lise da, aber das ist leider nicht der Fall und ich bin der Meinung, daß ich auf ein Erkleckliches weniger rechnen muß.«

»Nun,« versetzte Esther sogleich, »so ziehen Sie fünfundsechzig Quart ab, dann bleiben immer noch vierhundert, und das ist für einen einzelnen Tag eine hübsche Menge Milch.«

»Nun ja,« sagte der Meyer ganz kleinlaut, »vierhundert werden es, so viel ich weiß, ungefähr sein; ich werde



einmal in meinen Büchern nachsehen; die enthalten die Summe von jedem Tag.«

»O,« rief Esther ganz erfreut, »führen Sie darüber Buch? Das ist recht; mein Vater oder vielmehr ich schreibe auch jeden Tag ein, wieviel Geld im Laufe desselben durch unsere Kasse läuft, und es ist das immer ein sichtbarer Beweis, daß man den Tag über fleißig gewesen ist und die Hände nicht in den Schooß gelegt hat.«

Der Meyer blickte immer erstaunter auf das junge Mädchen, das ihn in seiner Natürlichkeit und Intelligenz von Minute zu Minute mit größerem Respect erfüllte. »Also Sie führen die Bücher Ihres Vater?« fragte er. »Nun, da müssen Sie freilich mit Rechnungen im größeren Maaßstabe vertraut sein.«

»Ja wohl,« sagte sie, »und das ist nur eine sehr leichte Arbeit, wenn man sie einmal begriffen und ihren Nutzen eingesehen hat. Aber nun sagen Sie mir – wieviel Butter geben diese vierhundert Quart Milch?«

Der Meyer blickte ganz verdutzt bald den lachenden Doctor, bald seine Kinder an. »Ja,« sagte er endlich, »das weiß ich so genau nicht, da müßte ich abermals in meinen Büchern nachschlagen, denn das behalte ich nicht im Kopf.«

»So etwas würde ich nie vergessen,« erwiderte Esther. »Doch nun lassen Sie uns weiter gehen. Ich möchte wohl einmal die Stätte sehen, wo diese Milch in Butter verwandelt wird und wie dies geschieht. Das ist ein Proceß, der für jede achtsame Hausfrau von Werth sein muß.«

Der Meyer schickte sich sogleich zum Weitergehen an, aber er war dabei ganz still geworden. Nach einigen Schritten in der Tenne stiegen sie eine breite Kellertreppe hinab und traten in den kühlen Raum, wo die Milch in unzähligen großen metallenen und steinernen Kübeln aufbewahrt ward und in deren Nähe in einem abgesonderten Vorschläge die Buttermaschinen standen, an denen eben einige Mägde ämsig mit ihrer Arbeit beschäftigt waren.

Esther betrachtete jedes Einzelne genau, fragte nach Diesem und Jenem und nun fand der Meyer die Worte wieder und erklärte ihr kurz und scharf, was sie wissen wollte. Und es war merkwürdig, je mehr er ihr Interesse an seinem Haushalt wachsen sah, um so höhere Bedeutung schien derselbe, sogar in Nebendingen, für ihn selbst zu gewinnen, und so führte er sie auch in seine unter und über der Erde gelegenen Vorrathskammern und als er damit fertig war, nach seinem Maschinenraum auf den Hof, wo die Dresch-, Sae- und andere Maschinen standen, und Alles erläuterte er ihr, die ein großes Gefallen daran fand, ihn so fließend sprechen zu hören, zumal sie hier ganz neue und ihr bisher unbekannte Dinge sah und vernahm und eigenthümliche Menschen- und Naturkräfte kennen lernte, von deren Existenz sie in ihrem Comptoir keine Ahnung gehabt. Ja, sie wäre dem Hausherrn auch willig auf die Heu-, Getreide- und Strohböden gefolgt, wenn er sie dahin geleitet hätte, aber endlich hatte er selbst für's Erste genug und seine frühere

Gesprächigkeit war einer stillen Nachdenklichkeit gewichen, bis ihm Thusnelda bemerklich machte, daß es nun wohl Zeit sei, in die Zimmer zu treten und den Kaffee einzunehmen, der sonst kalt werden würde, da man ihn bereits bald nach Ankunft der Gäste aufgetragen.

So schritt man denn durch die lange Zimmerreihe in Thusnelda's Wohngemach und hier ließ man sich nieder und die Tochter vom Hause übte das Amt der Wirthin mit ihrer gewöhnlichen Munterkeit aus und zeigte dabei, daß sie auch in ihrem Wirkungskreise so gut wie ihr Vater in dem seinigen Bescheid wisse. Als man aber hier eine Weile gesessen, dem guten Kaffee und dem feinen Gebäck der Wirthin alle Ehre erwiesen, forderte der Meyer seine Gäste auf, mit ihm einen kleinen Spaziergang anzutreten, da Fräulein Joël gewiß auch begierig sei, die nächste Umgebung des Hauses kennen zu lernen. Alle waren auf der Stelle bereit, diesem Vorschläge Folge zu leisten, und alsbald begab man sich an den im tiefen Waldthale romantisch gelegenen Teich, wo Reinhard und Thusnelda Esther leicht überredeten, mit ihnen eine kurze Wasserfahrt zu machen, ein Vergnügen, welches diese auch noch nicht kannte, da sie nie an einem ähnlichen See oder Teich gewesen war. Während die jungen Leute sich aber auf diese Weise harmlos vergnügten, wandelten die beiden älteren Männer auf dem schattigen Fußpfade um den Teich herum und gewahrten mit heiteren Mienen, wie ihre Kinder sich belustigten und Thusnelda Esther im Führen der Ruder unterwies, was diese auch bald begriff. Als man nun vom Lande aus bald darauf die

beiden Mädchen mit fast gleichem Geschick die Ruder führen sah, während Reinhard den Kahn vorsichtig mit dem Steuer lenkte, schüttelte der Meyer den Kopf und als der Doctor eben laut ausrief: »Na, das hat sie ja auch bald gelernt, wie sie eben Alles lernt!« sagte er:

»Hören Sie, lieber Blank, Sie haben mir da ein seltsam liebes Geschöpf in's Haus gebracht. Das ist ja ein Blitzmädel, wie man selten eins sieht und ich habe noch nie so rasch vor einem so jungen Wesen Respect gekriegt. Sie hat mich vorher im Hause ordentlich warm gemacht. So jung noch und schon so klug, und wie hübsch, wie sehr hübsch ist sie dabei! So wahr ich lebe, ja, hübsch ist sie und von ganz anderer Art wie meine Nella, die sich doch wahrhaftig vor Jedermann sehen lassen kann. Wenn ich sie Beide neben einander sehe und vergleiche, weiß ich wahrhaftig nicht, welcher ich den Preis zuerkennen soll, und beinahe kommt es mir so vor, als ob sie zu einander gehörten, gar nicht von einander zu trennen wären und die Eine nur die Andere ergänzte. Sie wundern sich vielleicht, daß ich so viel von diesem Mädchen spreche, aber, bei Gott! als ich ihr vorher meine Maschinen erklärte, war mir fast zu Muthe, als brauchte ich das gar nicht und als ob sie schon Alles besser wüßte als ich. Und was sie auch sagen oder fragen mochte, beim Himmel, es war immer das Rechte und sie konnte gar nicht anders sprechen und fragen. Haha! Und das ist nun eine Jüdin, Bester, von denen man so selten etwas Gutes schwatzen hört. Na, ich habe darin Glück gehabt, denn sie ist die erste, die ich in der Nähe kennen lerne. Wahrhaftig, wenn

sie alle so wären, so fände ich die ganze Nation so übel nicht.«

»Ach nein, lieber Meyer,« entgegnete der Doctor, »so wie diese Esther sind die Töchter Israels nicht alle, bei Weitem nicht, aber sie ist auch, wie Sie gleich in der ersten Stunde ganz richtig erkannt haben, eine Ausnahme von der Regel, und welcher Nation sie angehörte, sie würde einer jeden zur Ehre gereichen. Die Beobachtung die Sie da heute zum ersten Mal an ihr gemacht, habe ich schon oft, auch in ernsteren und wichtigeren Dingen, zu machen Gelegenheit gehabt, und was Sie so eben ausgesprochen, habe ich mir schon hundertmal selbst gesagt. Denn, lieber Meyer, glauben Sie es mir, diese Esther ist etwas ganz Besonderes und wir dürfen sie eigentlich mit keiner Anderen vergleichen. Ja, mein Freund Joël ist ein glücklicher Mann, daß er eine solche Tochter hat, und ich habe nie ein Mädchen von solcher verschiedenartigen und reichen Begabung kennen gelernt. Ihre äußere Erscheinung lasse ich dabei ganz außer Acht, denn obgleich dieselbe gewiß angenehm ist, so ist ihr inneres Wesen doch noch ungleich reicher ausgestattet. Und merkwürdig wie sie in Einem ist, ist sie in Allem, nie tritt sie bei aller ihrer geistigen Potenz aus den Schranken reiner Weiblichkeit heraus und wenn Sie sie häufiger sähen, würden Sie sie jedesmal lieber gewinnen, so oft Sie eine neue Gabe an ihr entdecken. Uebrigens freut es mich sehr, daß sie Ihnen gefällt, und so habe ich meinen heutigen Tag mit gegenseitigem Vortheil hingebracht: nicht allein Sie und Ihre Kinder haben ein Vergnügen davon,

sondern auch mir und Esther wird dieser ihr erster Tag auf Ihrem Hofe unvergeßlich sein. – Sehen sie doch, wie ruhig und gleichmäßig die beiden Mädchen rudern. Ist es nicht, als ab sie sich schon wochenlang darin mit einander geübt? Ja, Sie haben Recht, sie haben sich sehr bald zusammen gefunden und bilden ein hübsches und vollkommenes Ganze. Und der Reinhard da sitzt so aufmerksam und tiefsinnig dabei, als ob er von ihnen etwas lernen könnte, und doch ist er gewiß der Lehrmeister den Beiden in dieser kleinen Kunst gewesen. – Aber nun, dünkte ich, könnten sie wieder an's Land kommen, für's Erste haben sie genug Schifffahrt getrieben und wir wollen doch noch ein wenig weiter in den Wald hineingehen.«

Als ob die jungen Leute diesen Wunsch des guten Doctors errathen hätten, kamen sie so eben wieder an das Land gerudert und nun wandelte man, vorn vorangehenden Meyer und dem Doctor geleitet, nach den reizendsten Stellen des Waldes, wo in den Schluchten und Hohlwegen unter fast ewigem Schatten hochstrebende Farren und duftende Kräuter wuchsen, wo Hügel auf Hügel folgte, auf denen überall die schönsten Bäume sich erhoben, die man alle Tage gern von Neuem betrachtet, als ob man sich an dem Grün ihrer Blätter und dem Gewirr ihrer Aeste und Zweige niemals satt sehen könnte.

Unter den drei jungen Leuten hatte sich bald ein ganz eigenartiges und augenscheinlich herzliches Verhältniß entwickelt und Thusnelda's liebevolles Wesen, das sich gegen die junge Freundin wie den Bruder gleich warm

und schwesterlich zeigte, trug Allen unbewußt nicht wenig dazu bei, daß auch diese Beiden sich rascher näherten und ihre Gedanken aufrichtiger und offener austauschten, als es vielleicht der Fall gewesen, wenn sie allein geblieben wären. Esther gefiel es auf dem Meyerhof und in so lebensfrischer und heiterer Gesellschaft offenbar außerordentlich, ja noch weit mehr, als sie es merken ließ, und ihr scharfes Auge fand überall auf den ersten Blick das Angenehme und Schöne heraus. Vor Allem entzückten sie in dem meilenweit sich hinziehenden Walde die uralten Buchen und Eichen, die durch absichtliche Lichtung entstandenen Fernsichten auf die blaue Sonne und die in so regelmäßiger Pyramidenform gestalteten Berge, und es war wohl erklärlich, daß ein solcher Genuß der ungekünstelten Natur tief auf ihre Seele einwirkte, da sie ja in der Heimath nur selten aus dem engen Hause gekommen war und hier zum ersten Mal in ihrem Leben sich völlig frei und ungebunden fühlte.

So dehnte man denn, unbewußt dem Wunsche Esther's folgend, den Spaziergang länger aus, als man anfänglich eigentlich gewollt, und als man endlich auf Thusnelda's Antrieb wieder nach dem Hofe zurücklenkte, war bereits die Zeit herangekommen, die sie zur Abendmahlzeit festgesetzt, da sie im Voraus gewußt, daß der Doctor den Wunsch hegen würde, zeitig nach Hause zu fahren, um zur gewohnten Stunde auf seine Warte zu steigen, deren Besuch er nur höchst ungern und in den seltensten Ausnahmefällen ganz opferte. So hatte er sich denn

auch heute vorgenommen, schon in einer halben Stunde aufzubrechen, allein er sollte diesmal doch etwas länger aufgehalten werden, denn als man in's Haus zurückgekehrt war und das Speisezimmer erreichte, sah er zu seinem großen Erstaunen eine zierliche und fast festlich geschmückte Tafel vor sich, so daß er keinen Augenblick zweifeln konnte, daß man für diesmal auf ein viel längeres Verweilen seinerseits gerechnet.

»Wie,« rief er, als er diese ihm im ersten Augenblick nicht ganz angenehme Bemerkung machte, »sollen wir denn hier auch noch speisen?«

»Nun natürlich,« sagte der Meyer und nahm ihm Hut und Stock aus der Hand, die er noch immer hielt, »soll denn die junge Dame, die Sie uns zugeführt und die bisher einen ganz leidlichen Eindruck von unserem Hof bekommen, einen um so schlechteren Begriff von der Gastfreundschaft eines westphälischen Meyers mit nach Hause nehmen? Nein, das soll sie gewiß nicht und Sie werden mir heute wohl das kleine Opfer bringen, einmal zu Abend an meinem Tische zu speisen.«

Doctor Blank, der bei diesen Worten seine Augen auf Esther gerichtet hielt und an ihren Mienen zu bemerken glaubte, daß sie nicht ungern noch etwas länger in Thusnelda's Nähe bleiben würde, wollte kein Störenfried der allgemeinen Freude sein und so fügte er sich leise aufseufzend in den von seinen Wirthen gefaßten Beschluß, nur sagte er noch, daß er spätestens um halb neun Uhr zu Hause sein müsse, da er eine halbe Stunde gebrauche, um gemächlich auf seine Warte zu kommen.



»Punkt Acht sollen Sie fahren, ich gebe Ihnen mein Wort,« entgegnete darauf der Meyer, »ich werde es Isaak bestellen lassen, und dann sind Sie zur rechten Zeit zu Hause. Aber keine Minute lasse ich Sie früher fort und Sie sollen daraus erkennen, daß ich in der Befolgung meiner Principien eben so tyrannisch verfahren kann, wie Sie in den Ihrigen.«

So setzte man sich denn zu dem schleunig aufgetragenen Mahle nieder und der Doctor wie Esther staunten über die Fülle und Güte der Speisen, die ein glänzendes Zeugniß nicht allein von dem Ueberfluß der Vorrathskammern, sondern auch der Kochkunst des Meyerhofes ablegten. Beim herrlichsten Rheinwein ließen es sich die Alten wie die Jungen vortrefflich schmecken und es wäre schwer zu entscheiden gewesen, wer von beiden Parteien das größte Vergnügen in dieser Stunde empfand. Als es aber gegen acht Uhr ging, glaubte der Meyer dem alten Freunde einige Unruhe anzumerken, und obgleich er selbst noch gern länger an der Tafel gesessen, wollte er ihm doch keinen Zwang anthun und so sagte er:

»Mein lieber Doctor, ich sehe, Sie haben Ihre Augen mehr auf Ihre Uhr als auf Ihr volles Weinglas gerichtet und sehnen sich schon unbeschreiblich nach Ihren Sternen, obgleich sie noch lange nicht aufgegangen sind. Nun, ich will Sie nicht länger aufhalten, ich kenne ja Ihr Himmelsfieber. Laß also anspannen, Reinhard, und den Wagen in die Tenne fahren. Sie aber, mein Fräulein,« wandte er sich mit erhobener Stimme an Esther, und Reinhard blieb noch einen Augenblick an der Thür

stehen, um zu hören, was sein Vater dem jungen Mädchen sagte, »sind nun zum ersten, aber gewiß nicht zum letzten Mal beim Meyer Saaltrup auf dem Spiegelhof gewesen. So hoffe und wünsche ich wenigstens. Nun, wenn es Ihnen hier nur halb so gut gefallen hat, wie Sie mir gefallen haben, so lassen Sie sich bald wiedersehen und Sie werden mir immer wie heute willkommen sein.«

Esther stand schnell von ihrem Sitze auf, trat an den Meyer heran, ließ ihr Glas leise an dem seinigen anklingen, das er ihr hinhielt, und sagte dann mit ihrem sinnigen Lächeln:

»Ich danke Ihnen für Ihre Güte und Gastfreundschaft, Herr Meyer, und wünschte wohl, sie einmal in meinem väterlichen Hause erwidern zu können. Es hat mir bei Ihnen nicht allein außerordentlich gut gefallen, sondern ich habe auch viel Neues gesehen und gelernt. Das stimmt mich eben so froh wie dankbar, und nun, da ich weiß, daß ich Ihnen auch in Zukunft willkommen sein werde, sollen Sie mich bald, recht bald auf Ihrem schönen Hofe wiedersehen.«

Dabei reichte sie ihm die Hand und er nahm ihre zarten schmalen Finger in seine große Rechte und deckte auch noch die Linke darauf, so daß von der ihrigen nichts mehr zu sehen war; so blieb er eine Weile stehen und sah noch einmal mit forschendem Blick in ihre dunklen Augen, deren räthselhafte Tiefe er vergeblich zu ergründen suchte und die ihn dabei so ehrlich und offen anblickten, daß sein altes Herz unwillkürlich lebhafter zu pochen begann.

Erst jetzt, nachdem Reinhard diese Blicke wahrgenommen, verließ er das Zimmer, um Isaak den Befehl zum sofortigen Anspannen zu geben, und als er gleich darauf wieder mit einiger Hast in's Zimmer trat, sah er, daß der Doctor wie Esther bereits von seinem Vater und Thusnelda Abschied genommen hatten und zur Abfahrt gerüstet waren.

Einige Minuten später begleiteten der Wirth und seine Kinder ihre Gäste in die Tenne, wo der Wagen hielt und der wohlgepflegte Isaak, seiner Herrschaft erwartungsvoll entgegensehend, in seiner ganzen Kutschergrandezza schon auf dem Bock saß. Es erfolgte noch einmal ein allgemeines Händeschütteln und der Meyer schien es mit einem ganz eigenen Wohlgefallen zu sehen, als seine Tochter und Esther sich zum zweiten, Mal küßten und eine baldige Wiederholung ihrer Besuche versprachen. Alle folgten den Abfahrenden bis an das große Außenthor, wo ihnen die Hunde mit ihrem lauten Gebell die letzte Begrüßung nachsandten, und dann kehrte die Familie in das Speisezimmer zurück, wo der Meyer, anfangs schweigsam und nachdenklich, auf dem Stuhl Platz nahm, den er vorher inne gehabt. Auch Reinhard und Thusnelda nahmen wieder ihre Plätze ein und blickten voll innerer Spannung auf den Vater, dem sie wohl anmerkten, daß der so frühe Aufbruch seiner Gäste ihm etwas nahe ging.

Nachdem er aber eine Weile ernst vor sich niedergeblickt, erhob er den Kopf gegen Thusnelda, nickte ihr heiter zu und sagte:

»Das hat mir heute gut geschmeckt, Nella! Ehre dem, dem Ehre gebührt: die Hanne hat von Dir etwas gelernt und gut gekocht und gebraten. So will ich es auch haben und ich bedaure den geizigen Menschen, der schlechter lebt als er kann, und sich den Brodkorb ohne Noth höher hängt. Aber eine angenehme Gesellschaft trägt auch etwas dazu bei, wenn es Einem gut schmeckt, das empfinde ich alle Tage mehr, je älter und verwöhnter ich werde. Schade nur, daß man sie hier auf dem Lande nicht immer haben kann, wenn man danach verlangt. Ich hätte den Doctor und seinen neuen Liebling gern noch eine Stunde länger bei mir behalten, aber die Sterne, die Sterne, die reißen ihn an sich mit der Gewalt einer Locomotive. Nun, man darf ihn darin nicht stören, er hat ja nicht viel mehr auf der Welt, und mir würde es auch nicht gleichgültig sein, wenn mir Jemand einen Strich durch meine alte Gewohnheit machen wollte. Na, aber ich stehe heute noch nicht vom Tische auf; Ihr müßt noch eine Weile bei mir bleiben und diese Flasche edlen Rüdesheimer mit mir leeren, Kinder.«

Und sogleich ergriff er die noch ganz volle Flasche und füllte sein und seiner Kinder Glas von Neuem, die ihm heute gern zu Willen und glücklich waren, ihn in so guter Stimmung zu sehen. Als er aber sein Glas halb geleert und durch lautes Schnalzen mit der Zunge seinen Beifall über die Güte des Weines kundgethan, schmunzelte er still vor sich hin und sagte dann mit einer Hast, als spreche er jetzt nur aus, was ihm schon lange im Kopf herumgegangen:

»Ja, Ihr habt Recht gehabt, diese Jüdin ist ein nettes Mädchen und ich verdenke es dem Doctor nicht, daß er sie Wochenlang an sein kleines Heim fesselt. Das würde ich auch thun, wenn ich in seiner Lage wäre. Der Tausend ja, was ist das für ein seltenes Geschöpf! Und was für ein Auge sie hat! Es ist merkwürdig und ich konnte mich gar nicht satt daran sehen. Eine ganze Welt von Gedanken liegt darin, möchte man sagen, aber ich kann nur nicht aussprechen, was für eines. Sie hat mich bisweilen ganz confus gemacht, wie ich es in meinem Leben noch nicht gewesen bin, wenn sie mich so beobachtend mit diesen Nixenaugen ansah, und es schoß wie ein Blitz daraus auf mich ein, so daß mir ganz warm dabei wurde.«

Bei diesen Worten sahen sich Thusnelda und Reinhard gleichsam verstohlen an, als wollten, sie sagen: »Aha, das ist ja der unbegreifliche Blick, über den auch wir schon gesprochen.« Indessen sagten sie nichts, sondern richteten ihre Gesichter wieder auf den Vater, der zu seinem Glase gegriffen hatte und es bis auf den letzten Tropfen leer trank, worauf er es sogleich wieder füllte.

»Ja,« fuhr er fort, »sie hat mir gefallen, Kinder, und mehr als das, aber sie hat mir auch zu denken gegeben. Ich habe bisher noch nicht mit Euch darüber gesprochen, aber nun will ich es nicht länger verschweigen. Ich bin nämlich schon lange etwas neugierig geworden, was es eigentlich für eine Bewandtniß mit der innigen Freundschaft hat, die zwischen dem Doctor und diesem – diesem Moses Joël besteht. Sie kennen sich schon viel länger als der Doctor hier wohnt, das weiß ich wohl, aber

was für Geschäfte sie mit einander haben, das weiß ich nicht. Bisweilen habe ich ihm wohl angemerkt, daß ihm Etwas schwer auf dem Herzen liegt, und er schien auch wohl die Neigung zu haben, mir sein Vertrauen darüber zu schenken. Allein immer, wenn ich dachte, nun kommt es, jetzt wird er den Mund aufthun und Dir sein geheimes Leid enthüllen, fiel er wieder in seine alte Schweigsamkeit zurück und mir stand es nicht zu, ihn zu bedrängen und zum Reden zu bringen. So viel ist gewiß, ohne Grund kommt dieser Geldmann nicht so oft nach Blanksruh, und ohne Grund läßt der Vater auch seine Tochter nicht so lange von sich, die sein Augapfel und seine rechte Hand ist, wie aus Allem hervorgeht. Daß aber ihre Verbindung etwas Ernstes betrifft, davon bin ich überzeugt, denn sonst würde der Doctor, der im Uebrigen die Offenheit selbst ist, mir wohl etwas Näheres mitgetheilt haben. Nun, im Ganzen geht es mich eigentlich nichts an. Sie sind gute Freunde, haben Geschäfte mit einander und damit muß ich mich zufrieden geben, bis – bis der Alte doch einmal mit seinen Geheimnissen zum Vorschein kommt und mir sein Herz öffnet. Na, mag es sein, wie es will, wir haben jetzt auch unsern Gewinn von der Freundschaft der Beiden und damit will ich mich bescheiden. Ich will einmal nächstens hinüberreiten und ihnen meinen Gegenbesuch machen, und Ihr werdet ja wohl auch nicht lange auf den Eurigen warten lassen, nicht wahr?«

So lange in einem Athem wie diesmal, sprach der Meyer selten und beiden Kindern fiel es nicht wenig auf, aber

sie schlossen daraus, daß Esther sogar viel lebhafter, als sie vermuthet, auf ihn eingewirkt, und ihre Freude darüber war nicht gering, ohne daß sie sie äußerten. Da aber doch Jemand auf die letzte Frage antworten mußte, so sagte Thusnelda:

»Ja, Vater, ich werde sie recht bald besuchen, sobald meine Zeit es erlaubt. Wer weiß, wie lange Esther noch auf Blanksruh bleibt und so will ich ihre Gesellschaft genießen, so lange ich kann.«

»Da hast Du auch Recht, Nella,« erwiderte der, Vater. »Eine solche angenehme Gesellschaft wirst Du nicht so bald wieder finden. Na, und Du, Reinhard, wirst Dich auch nicht sträuben, das hübsche Mädchen wiederzusehen, wenn Du auch heute den ganzen Tag in ihrer Nähe fabelhaft still warst und mehr mit den Augen als mit dem Munde sprachst. Ich habe das wohl bemerkt, alter Junge, aber wer weiß, was für Pläne ganz anderer Art Dir im Kopfe herumgehen. – Na, nichts für ungut,« schloß er in bester Weinlaune. »Da, komm her, stoß mit mir an und dann hänge Deinen Gedanken nach, wohin sie auch flattern mögen. Ich weiß ja, daß Du von jeher ein nachdenklicher Mensch warst und Dein Auge immer auf Dinge gerichtet hattest, die Dir von Nutzen waren. So, jetzt habe ich aber genug für heute und sage Euch einen guten Abend. Ich will noch einen kleinen Spaziergang machen und dann an meine Bücher gehen und sehen, ob ich eben so gut rechnen kann, wie diese kleine Jüdin mit

dem schwarzen Hexenaug. Der Tausend, wie rasch hatte sie die Kühe gezählt und die Summe der Milch herausmultiplicirt. Das hat mir zuerst imponirt und ich war im ersten Augenblick ganz verdutzt. Na freilich, wenn man gewohnt ist, mit sechsziffrigen Zahlen zu rechnen, wie der Doctor sagte, dann war es nur eine Kleinigkeit, meine paar Quart Milch herauszubringen. Und doch, Kinder,« setzte er mit einiger Bedeutung hinzu, »ist das für mich keine Kleinigkeit und wir leben ja Alle davon, was uns unsere Kühe, unsere Felder und Wälder erzeugen. Doch nun gute Nacht!«

Er erhob sich vom Stuhl, reckte seinen mächtigen Körper straff in die Höhe, reichte dann seinen Kindern die Hand und verließ das Zimmer, um sich in die Tenne und von da in's Freie zu begeben und sich auch einmal die Sterne zu betrachten, wie Doctor Blank es that, aber vielleicht nicht das darin zu suchen und zu finden, was der gute alte Freund alle Abende suchte und fand.

Als der Vater das Zimmer verlassen, blieben die beiden Geschwister einen Augenblick vor einander stehen und sahen sich mit forschenden und bedeutungsvollen Blicken an. Dann aber sagte Thusnelda zuerst:

»Nun, Reinhard, bist Du mit dem heutigen Tage zufrieden, wie der Vater?«

»Ja, Nella,« erwiderte er mit lautem und festem Ton, »ich bin zufrieden. Es war ein schöner Tag und wollte Gott, es folgten ihm mehrere solche nach.«

»Das wollen wir hoffen,« versetzte sie, »und wenn ich Esther's letztem Kusse eine Bedeutung beimessen darf, so



lag in ihrer Lippen festem und heißem Druck die Versicherung daß es auch ihr sehr gut – bei uns gefallen hat.«

»O,« bat Reinhard mit herzlicher Miene, »dann gib mir auch einen, vielleicht strömt etwas von dieser Versicherung auf mich über und ich schlafe dann viel ruhiger und süßer darauf.«

Sie trat lächelnd auf ihn zu, umschlang ihn mit beiden Armen und drückte einen herzlichen schwesterlichen Kuß auf seine bärtigen Lippen, den er nach Kräften erwiderte und dann dem Vater in's Freie folgte, um auch noch am Teich etwas im dämmernden Abendlicht spazieren zu gehen und – die Sterne von unten her zu betrachten, die Doctor Blank und sein Schützling jetzt von der hochgelegenen Warte aus allmählig am Himmelszelt hervortauchen sahen.

### DRITTES CAPITEL. EINE BEDEUTUNGSVOLLE BOTSCHAFT.

Die bisher so schönen und wolkenloser Junitage, wie sie schon seit mehreren Wochen in der Umgegend des Spiegelhofs sich gezeigt, schienen nach der auf einen hohen Grad gestiegenen Hitze plötzlich ein Ende nehmen zu wollen. Ueber die Senne hatte sich in der Nacht, die dem eben bezeichneten Tage folgte, ein starkes Gewitter entladen, ohne sich jedoch bis zu den Wäldern und Bergen des Osnings zu erstrecken, und als am nächsten Morgen die Sonne aufgehen sollte, blieb sie hinter dichtem grauen Gewölk verborgen, so daß man jeden Augenblick den schon lange ersehnten Regen erwarten konnte,

der auch gegen Mittag endlich eintrat und die dürstenden Felder und Fluren auf einige Zeit erfrischte.

Trotzdem man aber jeden Augenblick den Regen erwarten konnte, war der Meyer Saaltrup doch mit seinem Sohn schon um sechs Uhr fortgeritten, um sich zunächst nach der Fohlenkoppel zu begeben und nachzusehen, ob das Gewitter mit seinen Folgen sich bis dahin erstreckt und dem jungen Vieh und den Schaafen etwa Schaden gethan. So war denn Thusnelda an diesem Morgen allein im Hause geblieben und vollauf mit wirthschaftlichen Dingen beschäftigt, die ja in einem so großen Haushalt niemals ein Ende nehmen und jeden Tag neue Ueberlegungen und unvorhergesehene Arbeiten erfordern. Sie war eben damit zu Stande gekommen und hatte schon der Stubenmagd Louise den Auftrag gegeben, den Frühstückstisch in Stand zu setzen, da sie bis gegen zehn Uhr den Vater und Bruder zurückerwartete, als die Hunde vor ihren Hütten ein heftiges Gebell hören ließen, das jedoch durch die Art und Weise, wie es vernehmbar wurde, mehr einen Bekannten als einen Fremden ankündigte.

Der Erstere war es denn auch, denn der Landbriefträger, der eben vom Dorfe her am Teich entlang auf den Hof zuschritt, war den Hunden schon an seinem Tritt bekannt und besuchte denselben wöchentlich mehrere Male, da von seinen verschiedenen Bewohnern eine ziemlich lebhaftes Correspondenz mit der Außenwelt geführt wurde.

Thusnelda hatte scharf nach der Tenne hinausgehört, als interessire es sie, von der ankommenden Person baldigst Kunde zu erhalten; nachdem sie aber durch Louise erfahren, daß es der Briefträger sei, wollte sie eben in ihr Zimmer zurückkehren, als eine andere Magd hereintrat und ihr drei Briefe brachte.

Thusnelda nahm sie in die Hand, besichtigte sie und erkannte, daß zwei an ihren Vater gerichtet und geschäftlichen Inhalts waren. Der dritte dagegen trug den Poststempel des Amtes, welches dem Gute Strachnitz im Lippeschen am nächsten lag und kam also offenbar vom Baron Armin, zumal die Adresse auch an Reinhard lautete.

Thusnelda betrachtete diesen Brief viel genauer als die beiden anderen, drehte ihn in der Hand hin und her und nahm ihn endlich mit in ihr Zimmer, während sie die an den Vater gerichteten auf dessen Schreibpult legte. Offenbar mußte der Inhalt des an ihren Bruder lautenden Schreibens von einigem Interesse für sie sein, denn als sie wiederholt die mit fester Hand geschriebene Adresse gelesen, war ihr das Blut in's Gesicht gestiegen und ihr sonst so ruhiger Athem hatte ihre Brust in sichtbare Bewegung gesetzt.

Nachdem sie den Brief endlich auf den Tisch gelegt, setzte sie sich auf ihren gewöhnlichen Arbeitsstuhl an's Fenster und nahm eine Näherei zur Hand, konnte es aber doch nicht dabei unterlassen, öfter als sonst in den Wald hinauszublicken, da der Weg, den ihr Vater und Bruder heute Morgen eingeschlagen, von ihrem Zimmer aus eine Strecke weit zu verfolgen war. Indessen kamen sie nicht

auf diesem Wege zurück, sondern sie waren, nachdem sie auf der Fohlenkoppel Alles in Ordnung gefunden, von der Senne nach dem Dorfe geritten, wo der Meyer irgend eine Bestellung selbst ausrichten wollte, und so mußten sie also am Teich vorüberkommen, der auf der den Zimmern Thusnelda's entgegengesetzten Seite des Hauses lag.

Als die Frühstücksstunde aber geschlagen und die beiden Herren noch nicht zurück waren, wurde Thusnelda etwas unruhig, legte ihre Arbeit bei Seite und ging in das Fremdenspeisezimmer, von welchem man den Teich und also auch den Fahrweg überschauen konnte, der an demselben entlang nach dem Hause führte. Als sie hier einige Minuten am offenen Fenster gestanden und in den trüben Morgen hinausgeblickt, hörte sie in der Ferne deutlich ein heftiges Pferdegetrappel und bald darauf wurden ihr Vater und Reinhard sichtbar, die, um dem eben beginnenden Regen auszuweichen, in raschem Trabe auf den Hof geritten kamen, vielleicht aber auch die Speisezeit nicht versäumen wollten, nachdem sie schon vier Stunden im Sattel zugebracht.

Als Thusnelda sie gesehen, kehrte sie in ihr Zimmer zurück, nahm den Brief vom Tisch und begab sich nun in das Speisezimmer, um dort mit ihren Verwandten zusammenzutreffen. Diese kamen auch bald herein und nachdem sie Thusnelda begrüßt, ließen sie sich augenblicklich auf ihre Stühle nieder, da ihr Appetit nach so langem Ritt stets rege war. Diesen Augenblick nahm Thusnelda wahr und legte den Brief mit einiger Bedeutung dicht vor ihren Bruder hin, indem sie sagte:

»Er ist an Dich, Reinhard, und erst vor einer Stunde hat ihn der Bote gebracht.«

Reinhard nahm den Brief etwas hastig in die Hand und blickte auf seine Adresse hin. »Ah,« sagte er freudig, »er kommt von Armin, und da er der erste ist, den er mir von Hause schreibt, bin ich neugierig, was er enthält, doch will ich erst etwas genießen, dann kann ich ihn nachher mit umso größerer Ruhe lesen.«

Er legte ihn wieder vor sich auf den Tisch und begann zu essen, als der Meyer sagte: »Habe ich heute keinen Brief erhalten, Nella?«

»Ja, lieber Vater, sogar zwei. Sie liegen auf Deinem Schreibtisch und sind, wie mir scheint, vom Kreisgericht und dem Landrath aus der Stadt. Soll ich sie holen?«

Der Meyer machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung, und während er ruhig weiter kaute, sagte er: »Laß sie liegen, wo sie sind, sie befinden sich dabei ganz behaglich. Briefe vom Gericht und Landrathsamt eilen nicht, ich weiß doch schon, was sie enthalten. Ueberhaupt lese ich nicht gern Briefe kurz vor oder bei Tisch, denn Gutes und Angenehmes, was Einem Appetit macht, bringen sie selten.«

Wenn die Familie im Spiegelhof allein speiste, nahmen ihre Mahlzeiten stets nur kurze Zeit in Anspruch und am schnellsten wurde das zweite Frühstück eingenommen, da es für die einzelnen Mitglieder gewöhnlich Geschäfte in oder außer dem Hause gab, die man nicht länger als nöthig ruhen lassen wollte. So auch heute, und diesmal

war Reinhard der Erste, der sich erhob, Vater und Schwester grüßte und dann, seinen Brief nehmend, sich in sein Zimmer begab.

»Na,« sagte er Meyer zu seiner Tochter, als er fort war, »der hatte unterwegs so großen Appetit, und nun, da er aus Strachnitz einen Brief erhalten, hat er ihn verteufelt schnell befriedigt. Nun, um so besser wird ihm das Mittagbrod schmecken. Ich bin aber doch etwas neugierig, was der Brief bringt. Gieb Acht, Nella, der Baron sitzt in arger Klemme und wird eine hübsche Jeremiade hören lassen, mir sagt es ein ganz bestimmtes Vorgefühl. O, ich habe es mir wohl gedacht! Aber wir wollen den Teufel damit nicht an die Wand malen und ich wünsche dem armen Kerl wahrhaftig kein Unheil. – Guten Morgen, Nella!«

Er stand auf und begab sich in seine Arbeitsstube um nun auch seine Briefe zu öffnen; Reinhard aber war schon längst in sein Zimmer getreten, hatte mit lebhafter Spannung das Couvert gelöst und stand nun am Fenster, um seinen Inhalt zu lesen. Allein bald verließ er seinen Platz daselbst und suchte sich einen Stuhl, denn was er da mit Erstaunen las, hatte er heute in der That nicht zu finden erwartet und seine innere Aufregung, die dicht an Betrübniß streifte, malte sich deutlich auf seinem Gesicht ab.

Der Brief seines Freundes aber lautete folgendermaßen:

»Mein theurer Freund und Kamerad!

»So bin ich denn auch in meine Heimath zurückgekehrt, von der ich gleich Dir sechs Jahre entfernt gewesen bin und nach der ich deshalb ein so natürliches Verlangen trug, aber – verzeihe, daß gleich mein erstes Wort eine Art Klageschrei ist – ich habe hier leider nicht Alles in so guten Verhältnissen gefunden, wie es Dir, dem immer und überall Glücklichen, beschieden war, und ich werde gewaltig zu kämpfen und zu ringen haben, bis ich zu einiger Ruhe gelange, zu einiger Ruhe, sage ich nur bescheiden, denn das, was man Behaglichkeit und Freude des Lebens nennt, scheint mir nicht beschieden zu sein. Allein, über Alles und Jedes zu sprechen, was ich hier gefunden, ist mir heute unmöglich und ich spare mir diese Mittheilungen zu einer mündlichen Verhandlung auf, die Du mir gewiß vergönnen wirst, und zwar in der Art, wie ich Dich nachher darum bitten werde. Heute muß ich vor allen Dingen und wenn ich meinem innersten Bedürfniß ein Genüge thun will, von etwas Anderem mit Dir reden, von etwas Anderem, was mir am heftigsten auf der Seele brennt, und dies ist so überaus wichtig und unumgänglich für mich, daß es mich, wie es das ganze Glück meiner Zukunft in sich schließt, selbst die Bitterkeiten und das Unheil vergessen läßt, in denen meine Gegenwart befangen ist.

»Ja, mein Freund, für den Augenblick habe ich nur den einen Gedanken und er beherrscht mich so ganz und gar, daß er alles Uebrige, selbst das zunächst Wichtigste, in den Hintergrund drängt. Du wirst mich bereits errathen haben, denn dieser Gedanke dreht sich allein um das,

was mir in jener Nacht in Deinem Hause besprachen oder eigentlich nur oberflächlich berührten, welches ich aber jetzt bei seinem rechten Namen nennen und den Grund aus mit Dir besprechen muß.

»Es handelt sich hier – Du weißt es schon – um Deine Schwester, mein Reinhard, und die letzte Begegnung mit ihr in Deinem väterlichen Hause hat, wie ich in meinem Innersten fühle, über mein ganzes ferneres Leben entschieden. Mit einem Wort, ich habe keinen anderen Gedanken als den an Thusnelda Saaltrup, die Meyerstochter im Teutoburger Walde, und sie allein füllt mein ganzes Wesen aus. Ich habe sie schon gekannt, als sie noch ein Kind war, habe mit ihr als Knabe gespielt und getollt, und schon damals habe ich sie wegen ihrer vielen trefflichen Eigenschaften herzlich lieb gehabt, was mir erst jetzt so recht klar geworden ist. Aber nun, da ich sie völlig erwachsen und in ihrer ganzen jungfräulichen Lieblichkeit, in Ausübung ihrer häuslichen Pflichten gesehen und ihre Tüchtigkeit in allen Dingen erkannt, da hat mir meine innere Stimme gesagt, daß nur sie es ist, die mir meine Zukunft vergolden und mich als Mann und Mensch vollkommen glücklich machen kann.

»Ja, und bevor ich nicht weiß, daß sie mir für die Zukunft angehören darf, bevor ich nicht die unumstößliche Gewißheit habe, daß sie auch mir von Herzen ergeben ist, eher kann ich nicht mit voller Kraft in die Handlung eintreten, die das Schicksal hier von mir verlangt und die meinerseits durchaus unerläßlich ist, wenn nicht mein ganzer irdischer Besitz zu Grunde gehen soll. Wenn Du



mich also wirklich liebste, wie ein Bruder, ein Freund, ein treuer Kamerad, woran ich glücklicher Weise keinen Augenblick zweifeln kann, so tritt wenigstens so weit für jetzt auf meine Seite, daß Du Deine Schwester im Stillen über ihre Empfindungen in Bezug auf mich ausforschest. Enthülle ihr nicht gerade im ganzen Umfange meine Gefühle für und meine Absichten auf sie, denn das steht allein mir zu, wenn ich erst die Erlaubniß Deines Vaters dazu habe, aber frage und forsche sie wenigstens aus, wie ein Bruder es ja am leichtesten kann, ob sie so viel Antheil an meinem Glück nimmt, daß ich mit einiger Zuversicht und Hoffnung auf die einstige Erfüllung meiner Wünsche rechnen kann. Weiß ich, daß sie diesen Antheil an mir nimmt und überbringst Du mir diese glückliche Botschaft, nach der ich mit ganzem Herzen schmachte, dann erst ist es an mir, einen weiteren Schritt vorwärts zu thun und mich zunächst mit Deinem Vater über meine Absichten auszusprechen.« –

»O, o,« sagte Reinhard, indem er im Lesen abbrach und seine Hand mit dem Brief langsam niedersinken ließ, »der gute Armin geht, wie mir scheint, etwas zu rasch im Sturmschritt vor. Und diese Hast und Eile gefällt mir gar nicht. Nun, er hat das ja jüngst gelernt, aber unter den obwaltenden Verhältnissen scheint es mir nicht an der rechten Stelle zu sein. Und wenn er der Meinung ist, daß mein Vater eine schwache und leicht zu gewinnende Festung sei, dann täuscht er sich bitter, denn hier mochte er auf einen Gegner seiner Wünsche stoßen, dessen Kräften die seinen nicht gewachsen sind. Doch – lesen wir weiter.

Der Brief ist noch lange nicht zu Ende und ich sehe, ein so leidenschaftlich Liebender, wenn er seine Gründe für und wider erschöpfen und für seine Liebe kämpfen will, wird redselig. Früher war er das nicht, aber freilich, wer weiß, wie einem Menschen in seiner Lage zu Muthe ist. O!«

Und er hob den Brief wieder in die Höhe und las Folgendes:

»Denn, bevor ich mit Deiner Schwester selbst rede, ihr meine Gefühle und Absichten entwickle und sie um ihre Hand bitte, erheischt es mein Gewissen, daß ich erst Deinem braven Vater sage, was mich in sein Haus zieht und daß es nicht blos mein Freund, sein Sohn ist, der mich an dasselbe kettet. Es würde mir, wie ich einmal bin, unmöglich sein, hinter dem Rücken Deines Vaters, eines vollkommenen Ehrenmannes, ein näheres vertrauliches Verhältniß mit Deiner Schwester anzuknüpfen, ohne die Gewißheit und Ueberzeugung zu haben, daß er selbst dieses Verhältniß billigt. Dein Vater, Reinhard, ist nämlich in meinen Augen so geartet, und ich bin es auch, daß ich mich erst mit ihm abfinden muß, bevor ich mein ganzes Glück auf einen Wurf bei Deiner Schwester setze. Einen so rechtschaffenen Mann darf man auf keine Weise außer Acht lassen, er muß sogar der Vorderste, der Erste sein, dem die Entscheidung meines Schicksals in die Hand gelegt wird und zu diesem schweren Schritt habe ich mich denn auch entschlossen. Doch, wie ich das anfangen und wann ich es beginnen soll, darüber will ich weiter mit Dir reden, wenn Du zu mir kommst und mir

Deine Meinung sagst, meine Pläne mit mir besprichst und mir Deinen Rath ertheilst. Denn Du kennst ja Deinen Vater besser als ich und weißt, wie man am besten seinen Beifall gewinnt, um den ich ja auch mit allen Kräften meiner Seele ringe. Laß mich also für heute von diesem für mich so hochwichtigen Gegenstande abbrechen und Dir nur noch wenige Worte über anderweitige hier obwaltende Verhältnisse sagen, denn diese fallen bei meinem Unternehmen gegen Deinen Vater und Deine Schwester ja auch schwer in's Gewicht. Ach, aber leider sind dieselben so geartet, daß ich als Sohn eines unglücklichen Mannes mich nicht schriftlich darüber auslassen kann, wenn ich mir nicht selbst ein abfälliges Urtheil sprechen will, also auch über diesen Punkt darf ich im Einzelnen nur mündlich mit Dir verhandeln. Nur so viel will ich Dir sagen, daß ich die Verhältnisse in unserm Hause und namentlich in Bezug auf meinen Vater viel schlimmer gefunden habe, als ich sie mir vorgestellt, in Bezug auf meine Mutter aber mich einer zu großen Sorge hingegeben habe. O, wenn es für mich in meiner augenblicklichen Lage einen Trost geben kann, so ist es der, daß meine arme Mutter, die gute Seele, förmlich aufgelebt ist, seitdem ich wieder in ihrer Nähe bin und sie ihren Kummer mit mir theilen kann.

»Was nun meinen Vater und seine Stellung zu mir in Bezug auf Deine Schwester betrifft, so werde ich keinen großen Widerstand bei ihm darin finden, denn er besitzt leider nicht mehr die Kraft und Energie, mich von meinen Entschlüssen abwendig zu machen oder gar ein

peremptorisches Veto zu sprechen, wenn ihm als eingefleischtem Edelmann die Lust und Neigung dazu auch wohl nicht abhanden gekommen ist. Im Nothfall aber, und wenn er sich doch ernstlich gegen meine Wünsche erheben sollte, setze ich ihm einen nicht minder kräftigen Willen entgegen, denn ich bin ja, Gottlob! wie Du weißt, ziemlich selbstständig und kann auf meinen eigenen Füßen stehen, was Deinen Vater freilich nicht ganz befriedigen dürfte, da er vor allen Dingen verlangen wird und muß, daß ich nur mit der Einwilligung meiner Eltern als Bewerber um die Hand seiner Tochter auftrete. – Meine Mutter dagegen ist meinen Wünschen noch nie entgegengetreten und wird es auch diesmal nicht thun. Sie liebt mich viel zu sehr, sie wünscht zu lebhaft mein Glück, als daß sie dasselbe nicht in der von mir erwählten Gestalt willkommen heißen sollte. Ach, sie hat das Unglück ja auch aus eigener Erfahrung und in der mannigfaltigsten Form kennen gelernt und wird mich nicht ohne ihren Schutz und Beistand in ein ähnliches Schicksal gerathen lassen wollen, nein, so viel weiß ich bestimmt, sie wird vielmehr dazu beitragen, so viel in ihren Kräften steht, meine Bestrebungen zu unterstützen, und diesmal wie immer helfend, fördernd und rathend auf meiner Seite stehen, sobald ich ihr erst Kenntniß von meiner Liebe gegeben habe, was ich aber wiederum erst thun kann, wenn ich weiß, daß Dein Vater keinen ernstlichen Widerspruch gegen mich erhebt, denn er ist und bleibt die Hauptperson in der alsbald beginnenden Action.«

Hier unterbrach sich Reinhard wieder im Lesen und sagte, sinnend und betrübt vor sich nieder blickend:

»Armer Kerl! Er will mir sichtlich etwas Anderes und Tröstliches sagen und doch kommt er wider Willen immer wieder auf das Erste und Hauptsächliche, auf die Beistimmung meines Vaters zurück. Ja freilich, das ist und bleibt die größte Schwierigkeit, die auch ich hier vor Augen habe. Wenn er aber auf seine sofortige Einwilligung rechnet, selbst wenn er die des seinigen Schwarz auf Weiß in der Tasche hat, so befindet er sich auf einem Irrwege. Er wird zwar nicht schelten, nicht toben, nein, darin kenne ich ihn, aber er wird einfach und ohne Umschweife sagen: Ich *will* nicht. Diese Verbindung ist nicht nach meinem Geschmack, sie widerspricht allen meinen Neigungen und Grundsätzen. Sie sind ein Adliger, ein Baron, und ich bin der Meyer vom Spiegelhof, und das sind zwei grundverschiedene Dinge, das ist Wasser und Feuer, Luft und fester Boden, und die harmoniren nicht miteinander. Ja, das wird er sagen, doch – lesen wir weiter, er ist ja auch bald mit seinem Latein zu Ende.«

»Natürlich,« las er, »werde ich Dich bald wieder besuchen und Deinem Vater augenblicklich – ohne mit einer förmlichen Werbung an den Tag zu treten – meine Absichten für die Zukunft in Bezug auf Deine Schwester klar zu machen suchen, denn den schrecklichen Zustand der Ungewißheit und banger Erwartung ertrage ich nicht lange, in diesem einen Hauptpunkt muß ich wenigstens im Klaren sein, wenn ich meine ganze Kraft, die vollauf in

Anspruch genommen werden wird, zur Erreichung anderer, ebenfalls sehr wichtiger Dinge einsetzen soll. Bevor ich jedoch diesen bedeutungsvollen Schritt unternehme, möchte ich Dich noch einmal außerhalb Deines Hauses auf einem für jetzt noch neutralen Boden sehen und sprechen, und so bitte ich Dich herzlich: besuche Du mich also zuerst und überzeuge Dich mit eigenen Augen, wie es bei uns hergeht und ob die hiesigen Verhältnisse dazu angethan sind, mir Hoffnung zu geben, den wahrscheinlichen ersten Widerstand Deines Vaters zu bezwingen. Ach, wenn ich Alles mit klaren Augen überschaue, befinde ich mich nach links und rechts, nach hinten und vorn, in einer recht üblen und fast verzweiflungsvollen Lage. Indessen verzweifle ich noch nicht, ich habe Muth und Kraft, bin jung und frisch und es hat schon schwierigere Verhältnisse gegeben, die von einem ausdauernden Geist und einem festen Willen überwunden worden sind.

»Doch noch Eins muß ich vor Dir, dem wackeren Freunde und Genossen erwähnen, obgleich Du mich genügend kennst, um zu wissen, daß nicht unedle Triebfedern bei meiner Bewerbung um die Hand Deiner Schwester mit im Spiele sind. Glaube also etwa nicht, daß ich mich durch die pecuniären Mittel, die Deine Schwester dermaleinst besitzen dürfte, oder überhaupt durch den Credit Deines, wie ich weiß, sehr wohlhabenden Vaters über Wasser halten und retten will, nein, das ist gewiß nicht der Fall. Bevor ich an eine Verbindung mit ihr denke und sie eingehe, will und muß ich erst arbeiten, schaffen,

gewinnen. Das verlangt mein Charakter, meine Mannesehre, meine ganze Natur. Ich will nur, um Muth und Freudigkeit zur Arbeit zu gewinnen, ihren Beifall, wo möglich ihre Gegenliebe und die Zusicherung von ihr und Deinem Vater erringen, daß sie mir in der Folge, sobald meine Verhältnisse sich gehoben haben und der Augiasstall, in dem Strachnitz jetzt steht, gereinigt ist, nicht unerreicht sei. Und diese Hebung, diese Reinigung wird und muß erfolgen und habe ich dazu schon die ersten Schritte gethan und mit meinem Vater eine ernste, sehr ernste Verhandlung gepflogen, die freilich bisher nur wenig Erfolg gehabt, aber für die Zukunft gewiß ihre Frucht tragen wird, da er meinen festen Willen, das Böse auszurotten und das Schlimme zu verhüten, erkannt haben muß.

»So schließe ich denn diese Zeilen, die ich in einer wahren Seelenpein und Besorgniß schreibe; aber Dir, meinem besten und treusten Freunde, darf ich selbst die Schattenseiten meines Daseins nicht verbergen und Du bist außer meiner Mutter der einzige Mensch, dem ich Alles sagen und beichten kann, was mir auf dem Herzen lastet. Lebe wohl, grüße Deinen Vater und Deine Schwester herzlich – o wie herzlich! Vor allen Dingen aber komm bald, ich erwarte Dich jeden Morgen in aller Frühe und werde in den nächsten Tagen das Schloß so wenig wie möglich verlassen, um keine Minute zu verlieren, wenn Du mir Deine Gegenwart schenkst. Dein treuer Freund und Kamerad

Armin von Strachnitz.«

Nachdem Reinhard diesen, von der bewegten Gemüthsstimmung seines Freundes nur zu laut zeugenden Brief zu Ende gelesen, faltete er ihn langsam zusammen und schloß ihn in ein Fach seines Schreibtisches, zu dem nur er allein einen Schlüssel besaß, denn bevor der nun unausbleibliche Kampf nicht ausgekämpft, durfte kein Mensch eine Zeile von dem bedeutungsvollen Inhalt desselben erfahren. Für jetzt aber galt es nur, seine eigenen Mienen zu beherrschen und sich ein Aussehen zu geben, das nichts von seinen geheimen Empfindungen verrieth, denn daß er an Thusnelda und seinem Vater scharfe Beobachter haben würde, die aus seinem Benehmen und Wesen auf die erhaltene Nachricht schließen und ihn sattsam ausforschen würden, wußte er im Voraus. Glücklicher Weise aber war ja seinem Vater wie der Schwester die Lage Armin's im Allgemeinen bekannt und so konnte er ja leicht, wenn sie ihm dennoch eine gewisse Verstimmung oder Beklommenheit anmerkten, die Schuld auf diese wälzen, und das gelang ihm in der That vortrefflich. Als er um ein Uhr bei Tisch erschien, war es ihm, wie er meinte, hinreichend gelungen, eine ziemlich unbefangene und heitere Miene anzunehmen, aber eine gewisse nachdenkliche, mit einem ihm selten eigenen Schweigen verbundene Spannung zu verbannen, war ihm doch nicht möglich gewesen. Diese nahmen der Meyer wie Thusnelda auch auf der Stelle wahr und nachdem ihn Beide eine Weile still betrachtet, sagte der Erstere im freundlichsten Ton:



»Nun, Reinhard, erzähle uns, was Dir Dein Freund geschrieben hat. Es scheint für Dich nicht ohne Bedeutung zu sein, denn Du bist, wie mir däucht, etwas still und nachdenklich geworden.«

Reinhard faßte sich schnell und während Thusnelda's Augen fest auf ihm hafteten, sagte er mit einiger Zurückhaltung, so daß man ihm wohl anmerkte, daß er mit der Sprache nicht recht herauswolle:

»O, es war auch gewiß von einiger Bedeutung, und der Brief enthielt Angenehmes und Unangenehmes durcheinander gemischt. Er giebt mir darin eine oberflächliche Schilderung von seinem jetzigen Leben, und daß das nicht nach allen Richtungen hin seinen Beifall erhalten würde, wußten wir ja im Voraus. Ja, wir Alle waren gewissermaßen darauf vorbereitet, da uns die Verhältnisse in Strachnitz bekannt sind. Schließlicb aber bittet er mich, so bald wie möglich zu ihm zu kommen, um mich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie es ihm geht. Nun, was ich da finden werde, wird nicht erfreulich sein, und das ist es, was mich etwas besorgt und nachdenklich macht.«

»Aha,« sagte der Meyer, »das habe ich mir wohl gedacht. Und wie ich erst vor Kurzem und noch gestern bei einigen seiner Nachbarn gehört, so soll es gerade in der letzten Zeit mit seinem Vater etwas rasch bergab gegangen sein. Nun, das ist ja eine alte Geschichte. Wenn eine Kugel erst im Fallen ist, fällt sie gegen das Ende immer schneller, und kein Mensch hier zu Lande ist der Ansicht, daß der alte Herr da drüben auf Rosen gebettet sei. Aber

das thut mir um Deinen Freund, der ein so herzensguter Kerl ist, wahrhaftig leid und Du solltest Dich nicht lange besinnen, seinen Wunsch zu erfüllen. Vielleicht bedarf er Deines Rathes und Du kannst ihn ihm hoffentlich auch geben. Sein verschwenderischer, in keinem Dinge maaßhaltender und dabei faullenzender Vater reißt ihn zu Boden und verwickelt den Unschuldigen mit in die Schwierigkeiten seines Lebens. Er wird sich wacker anstrengen müssen, um, wenn das endliche Unheil über ihn hereinbricht, und ausbleiben wird es sicher nicht, sich über Wasser zu halten. Des Alten Gläubiger, zahllos wie der Sand am Meere, werden keinen Spaß verstehen und von seinem Besitz ohne Barmherzigkeit abreißen, was sie können. Na, wenn Du mit *Deinem* Rathe allein nicht auskommen solltest und er vielleicht auch den meinen als den eines alten Praktikers hören will, so bin ich jeden Augenblick bereit, ihn ihm zu geben. Das halte fest und das sage ihm auch, wenn er eben von meiner Hülfe Gebrauch machen will und kann.«

Reinhard schaute bei diesen ehrlich vorgebrachten Worten erfreut auf und sah mit einem dankbaren Blick seinen Vater an. »Ist das Dein Ernst, Vater?« fragte er. »Willst Du ihm wirklich, wenn er so dreist ist, Deinen Rath zu beanspruchen – zum Besten rathen?«

»Mein vollkommener Ernst, das versichere ihm.«

»Gut, so will ich morgen in aller Frühe hinüberreiten, bis Nachmittag bei ihm bleiben und mich nach Allem umthun; am Abend bin ich dann wieder zurück. Ich verume ja hier jetzt nichts, die Erndte kann noch lange

nicht beginnen und alle übrigen Arbeiten sind im besten Gange.«

»Oho, darum Sorge nicht. Nein, Du hast hier gar nichts zu versäumen und arbeitest auch an etwas Gutem, wenn Du Deinem Freunde beispringst. Es ist sogar Deine Pflicht, an seiner Seite zu stehen, wenn er in Noth und Drangsal geräth. So reite also getrost hinüber und grüße ihn von mir. Das Weitere wird sich ja wohl finden lassen.«

Er erhob sich vom Tisch und begab sich in sein Zimmer, um eine Stunde zu ruhen. Reinhard dagegen und Thusnelda suchten der Letzteren Zimmer auf, wie sie gewöhnlich nach Tische thaten, wenn keine dringende Arbeit vorlag, denn die beiden Geschwister waren gern bei einander, so oft es ging, und besprachen sich über alle sie berührenden Dinge stets mit vollem Vertrauen und gänzlicher Hingebung. Heute nun insbesondere zog eine bestimmte Absicht den Bruder zu der Schwester hin und es brannte ihm auf der Seele, sie in Bezug auf Armin auszuforschen, obwohl er dabei mit der größten Vorsicht zu verfahren und sich in keiner Weise zu übereilen Willens war.

Als sie nun jetzt bei einander saßen, Thusnelda auf ihrem Stuhl am Fenster und Reinhard auf dem Sopha ihr gegenüber Platz genommen hatte, blickten sie sich eine Weile forschend an und es sah beinahe so aus, als ob sie sich gegenseitig studiren und die in ihnen kreisenden Gedanken errathen wollten. Endlich aber sagte Thusnelda, die eine Arbeit zur Hand genommen und die Augen fest

darauf gerichtet hatte, als ob sie so vermeiden wolle, dem sie beobachtenden Bruder in's Auge zu sehen:

»Reinhard, sage mir ehrlich, was Du denkst und grübelst, denn daß Du das thust, stand Dir schon heute Mittag so deutlich auf der Stirn geschrieben, daß ich es im Dunkeln hätte lesen können. Meiner Ansicht nach hast Du dem Vater bei Weitem nicht Alles gesagt, was Dir der Baron geschrieben hat, und hieltest auf eine Weise zurück, die mich das Schlimmste befürchten läßt. Sprich also, hat er Dir etwa etwas Bedenkliches mitgetheilt?«

Reinhard sah seine Schwester fest an, schwieg aber, bis sie die Augen zu ihm erhob und er darin lesen konnte, was in ihrem Innern vorging. »Bedenkliches?« fragte er. »Ja, nein, wie man es nehmen will, und seine Lage im Allgemeinen ist ja, wie Du weißt, bedenklich genug. Doch bevor ich näher darauf eingehe – und ich weiß kaum, ob ich das darf, da er im höchsten Vertrauen zu mir gesprochen hat – sage mir nur das Eine: nimmst Du denn wirklich einen warmen Antheil an des armen Armin's Geschick?«

Thusnelda erröthete stark. »Wie Du so fragen kannst!« sagte sie, sich tiefer auf ihre Arbeit neigend. »Das versteht sich ja ganz von selbst. Er ist Dein bester Freund, hat Jahre lang an Deiner Seite gelebt, ja mit Dir gekämpft und geblutet, Du hast uns sein Inneres stets von der besten Seite geschildert und nun befindet er sich, da er aus dem Kriege heimgekehrt und den so schwer errungenen Frieden in Ruhe genießen möchte, in übler Lage. Das Alles

bietet doch gewiß Grund genug, Antheil an ihm zu nehmen, – und wie diese seine üble Lage Dich und den Vater bekümmert, so darf sie ja wohl auch mir nicht gleichgültig sein. So bitte ich Dich denn meinerseits auch, ihm zu rathen und im Nothfall – zu helfen, wo und wie Du kannst, und wenn es sich etwa, was mir sehr möglich scheint, um pecuniäre Mittel handeln sollte, so halte damit nicht zurück, wenn er sie von Dir verlangt. Ein paar tausend Thaler sind oft Millionen werth, wenn sie zur rechten Zeit in die rechte Kasse fließen, und wenn wir – ich meine, wenn Du ihm damit nützen kannst, so thue es.«

Ueber Reinhard's edles Gesicht flog es wie der Abglanz innerer großer Freude, indessen blieb er so ruhig wie zuvor und sagte nur: »Nun, um pecuniäre Mittel handelt es sich, glaube ich, in diesem Augenblick nicht bei ihm, aber es freut mich ungemein, von Dir zu hören, daß Du auch in dieser Beziehung mit mir übereinstimmst. Du bist ein braves Mädchen, Nella, und denkst in allem Guten wie ich, und auch Armin wird sich freuen, von mir zu hören, daß Du auf diese Weise einen so warmen Antheil an ihm nimmst.«

»Reinhard!« rief sie, wie in Purpur aufglühend, »ich bitte Dich, das wirst Du ihm doch nicht sagen?«

»Warum nicht? Ich wiederhole es, es würde ihn sehr freuen und ihn in seiner traurigen Lage ungemein erheitern, wenn er erführe, daß sein Wohl Dir so am Herzen liegt. Allein, so viel kann ich jetzt schon bestätigen, was

ich vorher sagte: um Geld handelt es sich bei ihm diesmal und vor der Hand nicht, sondern um etwas für ihn viel Wichtigeres.«

»Um noch Wichtigeres?« fragte Thusnelda, während ihr Busen sich beklommen hob und senkte. »Was könnte denn das sein?«

Reinhard stand auf, legte seinen Arm um der Schwester Schulter und zog die sanft zu ihm Hinsinkende fest an sich. »Nella,« sagte er, »meine liebe Schwester, da sprichst Du eine sehr bedeutungsvolle Frage aus und ich kann sie Dir beim besten Willen nicht sogleich beantworten. Erst will ich zu Armin gehen, Einsicht in seine augenblickliche Lage gewinnen und dann wird sich das Uebrige mit Gottes Hülfe von selbst finden. Davon aber sei fest überzeugt, rathen, nach besten Kräften, werde ich ihm in Allem, was er beginnen will, ob ich ihm aber dadurch wahrhaft helfen kann, gleich jetzt im Augenblick, das bezweifle ich, denn seine Lage ist – sehr bedenklich und schlimm. Aber wie gesagt, ich komme immer wieder darauf zurück: daß Du so viel Antheil an ihm nimmst, wie ich jetzt *deutlich* erkenne, wird ihm ein großer Trost, beinahe schon eine werkhätige Hülfe und ein bedeutender Schritt vorwärts zum Gelingen seiner Pläne sein. – Soll ich ihn von Dir grüßen?«

Thusnelda blieb eine Weile stumm und die vorige Röthe kehrte in frischer Gluth auf ihre Wangen zurück. »Natürlich, sagte sie, beinahe flüsternd, »das versteht sich ja von selbst.«

»So, das ist gut, daß sich das von selbst versteht. Aber sage es mir noch einmal: soll ich ihn *recht herzlich* von Dir grüßen?«

Sie sah ihn mit flammenden Augen an, stand vom Stuhle auf und indem sie rasch das Zimmer verließ, nickte sie ihm leise zu und hauchte ein kaum vernehmliches »Ja!«

»Ach,« sagte Reinhard zu sich, als er allein war, »hier brauche ich nicht mehr viel zu forschen und zu fragen, ich habe genug gesehen und gehört. Auch auf die Julia hat dieser Romeo eingewirkt und die Familien Capuletti und Montecchi beginnen von Neuem ihren Strauß. Nun wohlan, vorwärts! sage ich. Die Kugel ist im Lauf und mag sie ihr Ziel erreichen, ohne Schmerz und Verderben in unser Haus zu bringen. Armin beginnt, so viel ich sehe, einen schweren Kampf, und ich wünsche ihm von Herzen, daß er ihn bestehen möge, ich aber will ihm treulich darin zur Seite stehen und wer weiß, welche Hülfe ich selbst gebrauchen kann, wenn auch ich einen ähnlichen Kampf beginnen sollte!«

#### VIERTES CAPITEL. AUF STRACHNITZ.

Es war eben erst sechs Uhr vorüber, als Reinhard am nächsten Morgen schon in der Tenne stand und zusah, wie Adam Riese mit kundiger Hand seinen schönen Sennerhengst sattelte und, vorsichtig wie immer, auch seines Herrn Regenmantel mit aufschnallte. Dieser war eben noch an Thusnelda's Thür gewesen, um ihr für den Tag Lebewohl zu sagen, aber da sie gerade beim Ankleiden

begriffen, hatte er keinen Einlaß erhalten und nur durch die Thür hindurch die Worte: »Glücklichen Ritt und viele Grüße!« vernommen. Der Meyer selbst war heute schon um fünf Uhr in den Wald gegangen und hatte seinem Sohn durch Adam Riese sagen lassen, er solle sich nicht übereilen, den ganzen Tag für sich benutzen und den Herrn Baron recht freundlich von ihm grüßen.

So trabte denn Reinhard einige Minuten darauf vom Hofe ab; sobald er aber das Haus im Rücken hatte und sich nun vollkommen allein und ungestört wußte, zog er die Zügel wieder an und ritt langsam der Lippeschen Gränze zu, um sich noch einmal in aller Ruhe die Sachlage der ihm nun bald vor Augen tretenden Verhältnisse auszumalen und über die zunächst zu erwartenden Ereignisse nachzudenken.

Es war ein trüber Morgen und das Wetter hatte sich ziemlich ungemüthlich gestaltet. Graue Wolken bedeckten den ganzen Himmel, die mit anhaltendem Regen drohten und ihn auch bald herabrieseln ließen, so daß Reinhard die Vorsicht Adam Riese's in Bezug auf seinen Regenmantel sehr löblich fand. Wie müde und erschlafft von der anhaltenden Sonnengluth der letzten Wochen, hingen die Blätter an ihren Stielen von den tropfenden Zweigen herab, kein belebender Windhauch bewegte sie und es lag eine drückende Schwüle in der Luft und eine düstere Färbung auf der ganzen Natur, die vollkommen mit den bitteren Gedanken und der Stimmung harmonirten, die den jungen Mann auf seinem heutigen, nicht gerade angenehmen Wege begleiteten.



Was er von dem alten Baron Strachnitz und seinen Verhältnissen bisher in Erfahrung gebracht und zum Theil auch aus Armin's eigenen Mittheilungen wußte, war im Ganzen Folgendes. Der Baron gehörte zu jenen von Natur hochmüthigen und adelstolzen Menschen, die sich um so erhabener und vornehmer dünken, je tiefer sie moralisch und materiell sinken. Nur mit Verachtung sah der alte, jetzt fast krüppelhafte Herr von seinem erträumten hohen Sitze auf seine Nachbarn herab, die nicht zu dem Stande gehörten, der ihm selbst auf so zufällige Weise durch die Geburt zu Theil geworden. Er hatte ehemals reiche Mittel besessen, ein schönes Gut von seinem Vater geerbt, aber im Laufe der Zeit durch leichtsinniges, verschwenderisches Leben, durch Spiel und Völlerei aller Art Alles verpraßt und die eigentliche Aufgabe seines Lebens, das väterliche Gut im überkommenen Zustande zu erhalten, so auf seinen Sohn zu vererben und sich durch eigenes edelmännisches Verhalten bei seinen Standesgenossen und sonstigen Nachbarn Achtung und eine angesehene Stellung zu erringen, ganz aus den Augen verloren. Je mehr er aber auf abschüssige Bahn gerathen war und je mißlicher seine äußere Lage wurde, da er sich vor seinen Gläubigern kaum noch retten konnte, die er am liebsten mit Peitschenhieben von seinem Hofe hätte treiben lassen, um so stolzer und eingebildeter war er auf seine angestammten Vorzüge und Privilegien geworden, so daß er, einige ihm gleichgesinnte Cumpane und Lebemänner abgerechnet, eigentlich nirgends mehr

einen Freund und Beistand besaß. Vor etwa dreißig Jahren hatte er ein liebenswürdiges und sehr vermögendes Mädchen, die Tochter eines adligen Herrn aus Detmold, geheirathet, aber die junge Frau, die man, wie es schien, nicht um ihre Beistimmung zu dieser unglücklichen Ehe gefragt, war nie im Stande gewesen, irgend einen bemerkbaren und heilsamen Einfluß auf ihn zu gewinnen. In den ersten Jahren ihrer Ehe hatte sie sich wenig um die Einkünfte und deren Verwendung ihres als reich bekannten Mannes bekümmert und sich in dieser Beziehung in vollkommener Sicherheit geträumt, da sie ja ein eigenes bedeutendes Vermögen besaß, das sie in den Händen ihres Mannes für unantastbar hielt, allein schon nach kurzer Zeit machte sie die traurige Erfahrung, daß nicht nur sein Vermögen bedeutend geschmälert war, sondern auch das ihrige allmählig in Mitleidenschaft gezogen wurde. Anfangs, als sie diese Erfahrung machte, hatte sie es versucht, durch milde Einsprache und freundliche Vorstellungen auf den verschwenderischen Gemahl einzuwirken, allein sehr bald mußte sie erkennen, daß sie nicht den geringsten Einfluß auf seine Handlungsweise besaß. So vergingen in Bangen und Sorgen viele Jahre, bis sie endlich die Einsicht gewann, daß die geträumte Sicherheit ihres persönlichen Vermögens eine bittere Täuschung gewesen, ja zuletzt konnte es ihr nicht länger verborgen bleiben, daß sie, ehemals eine reiche Erbin, jetzt nur die arme Frau eines tief, gesunkenen Verschwenders sei. Da begann denn das Leben ihr seine

dunkelsten Schattenseiten zu zeigen, und wie sie die geistige Hohlheit und die innere Haltlosigkeit ihres Gemahls schon lange mit stillem Grauen erkannt, wurde ihr auch die traurige Voraussicht nicht erspart, daß sie, wenn es so fortgehe, mit ihm dem unausbleiblichen gänzlichen Ruin verfallen werde.

Was das eheliche Verhältniß zwischen Beiden nun selbst betraf, so war dasselbe, wie es unter den obwaltenden Umständen nicht anders sein konnte, innerlich schon lange gelockert und Beide hatten gegenseitig und fast zu gleicher Zeit die Ueberzeugung gewonnen, daß sie einander nicht verständen und zu einander paßten, und die arme Frau hatte zugleich die sie tief niederbeugende Bemerkung gemacht, daß die ehemals geheuchelte Liebe ihres Mannes nur auf Berechnung ihrer äußeren günstigen Verhältnisse basirt gewesen war. So war es denn natürlich, daß die feinfühlig, geistig so zart organisirte und dabei hochgebildete Frau sich immer weiter und weiter von dem oberflächlich unterrichteten und gedankenlos fortlebenden Manne abwandte, und wenn sie jemals einen Anflug von Neigung oder gar Liebe für ihn gefühlt, so war dieselbe schon lange erloschen, zumal er selbst mit allen Kräften dahin gearbeitet, sich auch die Achtung zu verschaffen, die ein Mann nothwendig einer Frau einflößen muß, wenn überhaupt von einem beglückenden und innigen Verhältniß zwischen ihnen die Rede sein soll. Tausendfältiger Kummer hatte die edle Frau zuletzt niedergebeugt, alle ihre Versuche, den sinkenden Mann auf eine richtigere Bahn zurückzuleiten,

waren mißlungen, und so hatte sie sich endlich innerlich ganz von ihm abgekehrt und, obgleich mit ihm unter einem Dache wohnend, doch ein einsames und trauriges Leben für sich allein geführt. In den letzten Jahren und nachdem auch noch die wenigen ihr übrig gebliebenen Verwandten gestorben, hatte sie alle Verbindungen abgebrochen, die sie bisher noch mit anderen Familien in der Ferne und Nähe unterhalten, sich fast ganz von der Außenwelt zurückgezogen und mit einer Resignation ohne Gleichen allem Lebensglück entsagt. Durch die vielen, jahrelang fortgesetzten Kränkungen, die sie von ihrem starr und rauh gewordenen Manne erduldet, durch die inneren Aufregungen, denen sie unausgesetzt unterworfen, war ihre ehemalige physische Kraft gebrochen worden und sie war in eine nervöse Reizbarkeit verfallen, die ihr den Umgang und Verkehr mit den Menschen schwierig, ja oft unmöglich machte. Eigentlich körperlich krank war sie dabei nicht, aber leidend und siech, wie ein halb gebrochenes Herz es nur sein kann, für welches es keine Freude mehr auf der Welt und nur Sorge und Kummer in der Gegenwart und Zukunft giebt. Es vergingen Wochen, selbst in der besten Jahreszeit, wo sie ihre Zimmer nie verließ, fremde Menschen sah sie gar nicht mehr bei sich, sie beschäftigte sich nur mit stillen Studien, die eine seltene Anziehungskraft für sie besaßen und vielleicht die einzigen Tröstungen waren, die ihr das Leben noch übrig gelassen. Bei ihren Büchern nun, die meist die Naturwissenschaften nach allen Richtungen betrafen, saß sie den ganzen Tag, in ihnen lebte und webte sie nur noch, und

wenn es außerdem noch einen freudenreichen Trost für sie gab, so war es ihr Sohn, um den die letzten Hoffnungen flatterten, die ihr von allen den vielen zu Grabe getragenen übrig geblieben. Ja, diesen ihren einzigen Sohn, Armin, liebte sie mit der zärtlichsten Hingebung, und ihr weiches Herz, so lange von ihm getrennt, da er ja schon in sehr jugendlichem Alter das elterliche Haus verlassen und nur immer auf kurze Zeit zum Besuch dahin zurückgekehrt war, fühlte sich schon im Stillen beglückt, wenn sie aus einem Briefe von ihm entnahm, daß er derselbe wackere Jüngling geblieben, der er immer gewesen, an dem kein einziger Fehler seines Vaters haftete, und der seine Mutter auf das Zärtlichste wiederliebte, aber leider, da er ihr in ihrem großen Kummer nicht zu helfen vermochte, nur ein geistiger Tröster und Berather in ihren Nöthen sein und bleiben konnte.

Daß seines Freundes Rückkehr in's väterliche Haus darin eine große Sensation hervorrufen würde, hatte Reinhard lange vorausgesehen. Der Mutter mußte sie jedenfalls eine große Freude bereiten, die aber wiederum dadurch verkümmert wurde, daß der Sohn sogleich in einen Kampf mit seinem Vater gerieth, denn daß jener als künftiger Erbe eines ehemals so schönen Besitzes und nachdem er selbst durch sein Studium die Verwaltung eines solchen beurtheilen gelernt und durch mannigfache Erfahrungen ein Sachkenner geworden, nicht ohne energischen Widerspruch die Dinge in Strachnitz gehen lassen würde, wie sie leider seit Jahren gingen, verstand sich ganz von selbst. Es gehörte für einen gut geschulden,

einsichtsvollen und scharfblickenden Mann, wie Armin von Strachnitz es war, auch nicht viel dazu, aus dem Gange der Geschäfte auf dem Gute auf die Urquellen des Verderbens zu schließen und alle vorhandenen bösen Einwirkungen zu ermitteln. Das Gut war in der That gänzlich heruntergekommen, durch unpraktische Behandlung der Felder, durch Verwüstung der herrlichen Wälder entwerthet, und das war bei der unordentlichen Leitung desselben nur zu erklärlich. Der alte Baron, nur seinem Vergnügen außer dem Hause, in der Stadt und auf häufigen kürzeren oder längeren Reisen ergeben, bekümmerte sich um nichts, sondern nahm nur die Gelder in Empfang, die ihm sein Inspector von Zeit zu Zeit auf immer gieriger hervortretende Forderungen aushändigen mußte. Diesem selbst, dem an dem völligen Ruin seines Brodherrn sehr wenig lag, war es nur um seinen eigenen Vortheil zu thun, und so verschleuderte er von dem ihm erreichbaren Eigenthum des Barons, was dieser selbst noch davon übrig gelassen, mit einem Wort, er betrog ihn auf alle Weise, schlug beliebig die Waldungen aus, sobald er sich Geld machen wollte, ohne für frische Anpflanzungen zu sorgen, düngte die Felder nicht gehörig, ließ die faulen Knechte nur Hand anlegen, wenn er selber Neigung zur Arbeit hatte oder die höchste Noth ihn drängte, und so war es kein Wunder, daß Alles auf der einst so stattlichen Herrschaft nach und nach in Verfall gerieth, daß die Schulden jedes Jahr größer wurden und der Baron zuletzt in die Lage versetzt ward, die der Meyer Saaltrup

schon oft in den Gesprächen mit seinen Kindern angedeutet hatte.

In diesen Wirrwarr aller Verhältnisse nun, der ganz allmählig hereingebrochen war, jetzt aber gerade seine höchste Höhe erreicht zu haben schien, war Reinhard's wackerer Freund durch seine Rückkehr in das elterliche Haus geschleudert worden. Obgleich dieser selbst schon lange eine Ahnung von dem selbstverschuldeten Zustand seines Vaters hatte, so war ihm doch erst in den letzten Jahren, während er in Poppelsdorf seinen Studien oblag und dann in den Krieg gezogen, durch Briefe seiner Mutter ein voller Aufschluß des häuslichen Elends zu Theil geworden, und es unterlag bei ihm keinem Zweifel mehr, daß der Baron und mit ihm die Seinigen rettungslos einem schmähligen Verderben anheimfallen würden, wenn sich nicht eine kräftige Hand mit nachhaltiger Hülfe fand, um demselben eine endliche Gränze zu setzen.

Und als ob sich mit allem diesem Unheil das böse Geschick gegen Armin von Strachnitz noch nicht erschöpft hätte, war der Arme nun noch in einen neuen inneren Conflict gerathen, der auch ein äußerer zu werden drohte; so sah es wenigstens sein Freund, Reinhard Saaltrup an. Er hatte seine Neigung einem Mädchen zugewandt, das weit unter seinem Stande war, und daß sein so aristokratisch gesinnter Vater zur ehelichen Verbindung seines einzigen Sohnes mit einer Bauerntochter – denn für einen Bauer hielt er ohne allen Zweifel den Meyer vom Spiegelhof – nicht gutwillig seine Einwilligung geben

würde, war leicht vorauszusehen. Allein das war in Reinhard's Augen nicht einmal der schwierigste Punkt. Den Widerstand seines eigenen Vaters zu brechen, war der junge Baron wohl der Mann und dazu standen ihm mancherlei Kräfte und Mittel zu Gebote; im Nothfall sogar hätte er, auf seine Mündigkeit, seine sociale Stellung und sonstige uns noch unbekannte Hülfen sich stützend, sich von ihm getrennt und, wenn auch erst nach langem und schwerem Kampfe, wenn der hinfällige Mann überhaupt so lange lebte, seine Beistimmung erzwungen. Nein, eine viel größere Schwierigkeit sah Reinhard auf einer andern Seite, und der Widerstand, den er von *seinem* Vater erwarten mußte, der seine Einwilligung zu einer Verbindung seiner Tochter mit einem Manne in so mißlicher Lebensstellung gewiß nicht geben würde, kostete jedenfalls einen noch viel härteren Kampf. Dazu kannte Reinhard seinen Vater viel zu genau. So war also des jungen Barons Lage in keiner Beziehung eine beneidenswerthe und Reinhard bedauerte ihn aufrichtig. Ja, vor dieser trostlosen Aussicht des seiner geliebten Schwester bevorstehenden Schicksals, wenn sie seinem Freunde wahrhaft zugethan war, woran er nach den den ihm angestellten Beobachtungen keinen Augenblick zweifelte, traten selbst die Gefühle, die ihn halb bewußt, halb unbewußt, aber mit steigender Innigkeit zu Esther Joël zogen, für einen Augenblick in den Hintergrund, denn Reinhard war so wenig Egoist, daß ihm das eigene Weh viel weniger schwer als das der ihm im Leben am nächsten stehenden Personen auf dem Herzen lag.



So etwa mochten Reinhard Saaltrup's Gedanken beschaffen sein, die ihn unterwegs auf seinem heutigen Ritt peinigten und erst als er die Lippesche Gränze überschritten und die Felder und Gehölze des Barons erreicht hatte, öffneten sich seine Augen wieder der Außenwelt und er gewann so viel Gewalt über sich, um über alles Einzelne, was er vor und um sich sah, die eingehendsten Betrachtungen anzustellen, die aber wiederum nicht danach angethan sein sollten, meinen Muth zu heben und sein bewegtes Gemüth mit einiger Beruhigung zu erfüllen.

Aus dem schönen, vom Meyer so lebhaft begehrten Hochwalde, der die Besitzungen des alten Barons vom Spiegelhof trennte, gelangte er zuerst in eine weniger alte, aber bereits stark ihrer Auflösung entgegengehende Waldung. Auf allen Seiten waren schon bedeutende Lichtungen entstanden, die der geldarme und immer Geld bedürfende Baron hatte schlagen lassen, nur um neue, stets schnell sich verflüchtigende Mittel zur Deckung seiner nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu gewinnen. An diese Waldung schlossen sich weit ausgedehnte Raps-, Weizen- und Roggenfelder an, aber sie boten in ihrem gegenwärtigen Zustande eben kein trostreiches Bild dar. Der Boden war gewiß so gut, wenn nicht noch besser als der zum Spiegelhof gehörigen Ländereien, aber er war schlecht und nachlässig bestellt und theilweise ganz und gar verwahrlost. Das erkannte der Scharfblick des geübten Landwirths auf der Stelle.

»Ja,« sagte er sich, nachdem er seine trüben Blicke eine Weile über das um ihn liegende Land hatte schweifen lassen, »hier wird mein armer Freund viel zu bessern und bedeutende Mittel aufzuwenden haben, wenn er wirklich in Zukunft einen lohnenden Ertrag erzielen will. Der Mann, der diese Aecker bestellt, sie nie rechtzeitig gedüngt und für die Ableitung des überflüssigen Wassers gesorgt hat, also der gewissenlose Inspector, der den alten Baron in seiner Hand hält und ihn vor Aller Augen zu Grunde richtet, muß zu allererst von seiner Stelle weichen und Armin selbst muß die Bebauung seiner Ländereien nach neueren und besseren Principien in die Hand nehmen. Das wird ohnehin keine leichte Aufgabe sein, doch läßt sie sich bewältigen, wenn man guten Willen, die geistige Kraft und die nöthige Einsicht hat, und die hat er ja und darin werde ich und mein Vater ihm im Nothfall zu helfen wissen.«

Hinter diesen Feldern aber kam wieder eine Strecke eines früher sehr schönen und dichten Waldes mit herrlichen Buchen und Eichen, aber auch hier hatte die grausame Axt sichtbar gehaust. Die besten Bäume waren niedergeschlagen, das sah man an den kolossalen Stümpfen, die unausgerodet und wüst dalagen, und nirgends war für einen gehörigen Nachwuchs gesorgt.

An diese kleine Waldung schlossen sich abermals weite Roggen- und Haferfelder, aber die Frucht darauf stand dünn und schlecht, der Boden war überall ausgesogen und seit Jahren nur nothdürftig gedüngt. Reinhard erfaßte ein wahrer Ekel an einem solchen gewissenlosen

Treiben und der sonst so ruhige Mann gerieth fast in eine leidenschaftliche Aufregung dabei. Endlich aber hatte er auch diese Felder durchritten und nun näherte er sich der Umgebung des alten Baronenschlosses, das in einem Park lag, der von einer verwahrlosten Hecke nothdürftig umfriedigt war. Auch dieser Park, in den er kopfschüttelnd einritt, war merklich vernachlässigt, die gesundensten Bäume herausgeschlagen, die Wege von Riedgras überwuchert und kaum erkennbar, die Gebüsche ohne Pflege, der Rasen verwildert und mit Unkraut bedeckt, und von den ehemaligen Blumenanlagen war fast keine Spur mehr zu gewahren. Eben als Reinhard seine Blicke voller Wehmuth über diese wüstenartige Verwilderung schweifen ließ, sah er vom Gutshofe her einen Reiter auf sich zukommen und als er ihn schärfer in's Auge faßte, erkannte er seinen Freund, der ihm entgegengeritten war und sein Pferd augenblicklich in Trab setzte, als er Reinhard auf seinem Schimmel wahrnahm.

Die jungen Männer hatten sich bald erreicht und herzlich, wie es nicht anders zu erwarten, war ihre erste Begrüßung. »Ich wußte ja,« sagte der Baron, »daß Du schon heute kommen würdest und so ritt ich Dir entgegen. Habe Dank für Deinen baldigen Besuch, er thut mir noth und befreit mich von einer schrecklichen Beklemmung, in die ich verfallen bin, seitdem ich diesen Boden betrat. Laß uns aber, bevor wir in das Schloß einkehren, noch eine Weile zu Pferde bleiben und das Gut umreiten, der Regen hat ja aufgehört und der Himmel scheint sich aufklären zu wollen. Sieh, dies bessere Wetter hast Du mir

mitgebracht und nun kannst Du noch leichter gewahren, was mich bedrückt und Du wirst bald erkennen, ob ich genügende Ursache dazu habe oder nicht.«

»Ich habe schon seit einer Viertelstunde genug gesehen,« erwiderte Reinhard, »und ich bedaure Dich von ganzem Herzen. Das Gut ist in einer jammervollen Verfassung und ich begreife nicht, wie man so gewissenlos sein kann, ein so schönes Stück Land so gränzenlos vorkommen zu lassen. Jage vor allen Dingen den Menschen zum Teufel, der Deinem Vater und Dir so mitgespielt, denn so lange er seine Hände in diese Wirthschaft steckt, wird es mit den Sorgen und dem Aerger kein Ende nehmen.«

Armin senkte den Kopf und nickte still vor sich hin. »Du sprichst die Hauptsache gleich im ersten Anlauf aus,« sagte er, »und ich stimme Dir vollkommen bei. Ja, der Inspector muß fort und ich habe schon den ersten Strauß darüber mit meinem Vater siegreich bestanden. Aber vor Michaelis kann er ihn nicht entlassen; sie haben einen Contract gemacht und der Halunke ist schlau gewesen und hat meinem Vater in jeder Weise die Hände gebunden. Könnte ich ihm einen offenbaren Betrug gerichtlich nachweisen, so wäre die Sache schneller erledigt und er würde augenblicklich fortgeschickt; bis jetzt aber habe ich noch nichts entdecken können, so scharf ich auch die mir nur mit Widerstreben ausgehändigten Bücher durchforscht habe. Es ist, so viel ich bis jetzt gesehen, scheinbar Alles in Ordnung und so kann ich nicht mit Gewalt eingreifen. Aber Du glaubst gar nicht, wie schwer es mir

geworden ist, meinen Vater so weit zu bringen, denn es ist fast unmöglich, seine Blicke nur fünf Minuten lang auf reale Dinge zu lenken. Er geht ganz und gar in Nebendingen auf und für die Hauptsache, die Verbesserung und Erhaltung des Ganzen, hat er keinen Sinn. Ich glaube fast, daß er sich selbst verloren giebt und so denkt er an keine Rettung mehr. Das ist traurig, aber es ist leider wahr. Nun, Du hast ja das Gut von der Gränze an bis hierher gesehen, hat Dir das Herz nicht vor Wehmuth geklopft wie mir, als ich es vor wenigen Tagen zum ersten Mal wiedersah? Nun ja, und so ist es überall, da drüben und dort auf den Aeckern, in den Wäldern, und höchstens auf den Wiesen sieht es noch erträglich aus, aber es fehlt das Vieh, denn auch das hat der schurkische Inspector decimirt und nirgends, wohin ich blicke, habe ich irgend einen Aufschwung, einen guten Willen, Lust und Liebe zur Arbeit erkannt. Sieh nur die Leute da an, wie sie träge und unlustig die Hände rühren, und das kommt daher, weil sie immer wochenlang auf ihren Lohn warten müssen, so daß fast kein ordentlicher Mensch mehr auf Strachnitz bleiben will. Nun, das hat sich seit meinem Hiersein schon etwas gebessert, ich bin wie ein Gewitter dazwischen gefahren, und habe aus meinen noch vorrätigen Mitteln – o wie belohnt sich jetzt meine Sparsamkeit! – das Fehlende ersetzt. Aber wie lange kann das vorhalten? Ich bin kein Crösus, wie Du weißt, und muß arg haushalten, wenn ich selbst bei meinen geringen Bedürfnissen auf einem grünen Zweig bleiben will.«

So sprach der Baron noch längere Zeit weiter, während sie das große Gut umritten, und Reinhard hörte ihm schweigend und tief betrübt zu. In einem solchen traurigen Zustande hatte er sich die Ländereien des Barons denn doch nicht vorgestellt und er sprach sich offen gegen seinen Freund darüber aus. »Wie sieht es denn im Schlosse selbst aus?« fragte er zuletzt, als sie sich demselben näherten.

»O, das ist noch am besten erhalten,« erwiderte Armin, »und darauf hat mein Vater seine letzten Mittel verwandt. Er ist ja gewohnt, gut zu leben, anständig zu wohnen und überhaupt Glanz und Luxus, so viel es geht, um sich ausgebreitet zu sehen. Nun, Glanz und Luxus ist allerdings am Ende auch geschwunden, aber der Anstand wenigstens ist geblieben und der war ja auch nicht zu verkaufen und auszurotten.«

Als der Baron dies sagte, lachte er wehmüthig ironisch auf und sah nach der anderen Seite hin, um seinem Freunde nicht in's Gesicht zu blicken, dessen Miene er sich vorstellen mochte. »Ja,« fuhr er nach einer Weile fort, »im Schlosse, wenigstens in dem Theile, den meine Mutter, mein Vater und ich bewohnen, ist Alles beim Alten geblieben, aber freilich, das Uebrige geht allmählig auch seinem Verfall entgegen, denn seit vielen Jahren ist kein Handwerker darin beschäftigt gewesen. Doch – da sind wir ja. Komm nur hinein und mache es Dir bequem. In meinem Zimmer – es ist das alte, welches ich schon als Knabe bewohnte und ich habe mir nur noch ein zweites dazu genommen – sieht es noch ganz behaglich aus

und ich habe es mir eingerichtet, so gut es ging. Gehindert hat mich Niemand daran, ich habe aus den leer und öde stehenden Besuchszimmern ausgewählt, was mir gefiel, und auch mein Vater hat mir darin nichts in den Weg gelegt, denn um solche Erbärmlichkeiten bekümmert er sich nicht, sein Sinn ist auf etwas ganz Anderes, auf die hochfreiherrlichen Genüsse in der großen Welt gerichtet, und diesen jagt er ohne Ruhe und Rast nach, so schwach und hinfällig er ist, so daß ich manchmal fürchte, er werde nicht wieder lebendig aus der Kutsche kommen, in die ihn zwei Diener hineingehoben haben.«

»Wie, also so gebrechlich ist er geworden?« fragte Reinhard.

Armin nickte, aber er konnte nichts weiter sprechen, denn man war eben vor das Schloß gelangt, auf dessen Raume zwei Diener in etwas abgetragenen Livreen standen, um ihrem jungen Herrn und seinem Begleiter die Pferde abzunehmen.

Ursprünglich war das auf einer hügelartigen Erhebung gelegene Schloß der altadligen Freiherrn von Strachnitz ein schönes und stattliches Bauwerk gewesen und selbst die zerstörende Einwirkung der Zeit und die abnehmende Leistungsfähigkeit seines jetzigen Besitzers hatten ihm die Vorzüge, die auf seiner soliden und zugleich gefälligen Architektur beruhten, nicht nehmen können. Gegenwärtig freilich sah das über einem hohen Souterrain sich erhebende zweistöckige und in edlem Renaissancestyl sich darstellende Gebäude etwas verwittert aus und machte auf den Beschauer etwa den Eindruck, wie

ein Mensch ihn macht, den man früher elegantere Kleider tragen gesehen, der aber durch die Ungunst der Zeiten in seinen Mitteln herabgekommen ist und sich nun mit den defecten Ueberbleibseln aus seinen guten Tagen begnügen muß. An seine Hauptfront, die in dem obersten Stockwerk elf Fenster zählte, die sämmtlich nach dem schönen Detmolder Thal, der Grotenburg und den sich daran schließenden Waldbergen sahen, reihten sich zwei nach dem hinteren Park gelegene Flügel an und über dem obersten Stockwerk erhoben sich Mansardenaufsätze, deren zierlich ausgeschweifte Bedachungen ehemals sehr hübsch mit Steinornamenten geschmückt, jetzt aber zum Theil etwas ergraut und zerbröckelt waren.

Eine breite Rampe, von mächtigen Sandsteinblöcken mit eisernem Gitter eingefast, führte nach dem vorderen Hauptthor empor, über dem das Wappen der Strachnitz von weißem Marmor prangte, und auf der rechten Seite davon bewohnte der alte Baron eine hübsche Zimmerflucht, während seiner Gemahlin die entgegengesetzte Seite zugefallen war, so daß also Beide völlig von einander getrennt ihr Dasein führten und sich sogar nur selten und höchstens bei wichtigen Veranlassungen in einem neutralen Zimmer des oberen Stockwerks, niemals aber in den von ihnen bewohnten Räumen sahen.

Armin's Zimmer nun lagen in dem nach dem ehemals so schön bepflanzten Park gehenden Flügel, der an die Wohnung seiner Mutter im Hauptgebäude stieß und so konnte *er* wenigstens mit der ganz für sich lebenden Frau jeden Augenblick in Verbindung treten, was er auch that,



so oft seine Zeit oder der leidende Zustand derselben es erlaubte, da sie seit langen Jahren an eine durch nichts unterbrochene Ruhe und Stille gewöhnt war, so daß sie selbst vor dem kleinsten, von außen her in ihre Einsamkeit dringenden Geräusch zurückbebte.

Während die beiden jungen Männer auf der breiten mit bronzirtem Geländer eingefassten Steintreppe nach des Barons Zimmer hinaufstiegen, war Reinhard sehr still und fast scheute er sich, in diesen weiten und früher gewiß höchst einladenden Räumen, wo ein ewiges Schweigen wie in einem verschlossenen Kloster zu herrschen schien, ein lautes Wort zu reden. Aber im Stillen verglich er dieses von vornehmen Leuten gegründete und noch bewohnte Schloß mit dem lebensvollen Treiben in dem einfachen Hause seines Vaters und er hätte sich in diesem Augenblick beglückt gefühlt, wenn er einen Hund bellen oder eine Kuh brüllen und mit ihren Ketten hätte rasseln hören können.

Endlich aber hatte man die Zimmer Armin's erreicht und nun athmete Reinhard erleichtert wieder auf, denn was er hier vor sich sah, war wohl dazu geeignet, ihn etwas froher und heiterer zu stimmen, da die beiden Räume, die Armin zu seiner Wohnung gewählt und nach eigenem Geschmack ausgestattet, wirklich behaglich waren und mit ihrem zwar alten, aber immer noch comfortablen Möbel- und Bilderschmuck einen viel angenehmeren Eindruck auf ihn hervorbrachten, als er bisher von dem ganzen freiherrlichen Gute empfangen. Namentlich

heimelte es ihn an, als er in diesen Gemächern verschiedene Dinge aufgestellt und ausgebreitet fand, die ihm bekannt waren, da er sie oft bei seinem Freunde in dessen früheren Wohnungen gesehen.

Bevor die beiden Freunde sich jedoch in ein ernsteres Gespräch einließen, rief der Baron durch eine Glockenschnur einen alten graubärtigen, seiner Mutter und ihm zugehörigen Diener herbei und trug ihm auf, ein Frühstück zu besorgen und eine Flasche Wein aus dem Keller zu holen. Bis dieser Befehl vollzogen, was rasch genug geschah, da der Baron in Voraussicht des baldigen Besuches Reinhard's alle Vorkehrungen dazu hatte treffen lassen, standen die beiden Männer an einem Fenster und blickten bald auf den blätterreichen Park, bald auf die dahinter auftauchenden Berge hinaus, wobei sie sich nur verstohlen von Zeit zu Zeit von der Seite betrachteten, als fürchtete Jeder, eine Unterhaltung zu beginnen, die ja alsbald Gegenstände berühren mußte, die für Beide von der größten Wichtigkeit waren.

Erst als sie am Tische saßen, eine Weile ihren gesunden Appetit befriedigt und ein paar Gläser Wein getrunken hatten, kam dem jungen Baron der Muth wieder, mit seinem Freunde das beschlossene Gespräch anzuknüpfen und so, nachdem er Gabel und Messer niedergelegt, wandte er sich zu ihm und sagte:

»Nun, Reinhard, worüber denkst Du so eifrig nach? Du bist sehr still geworden, seitdem Du in unser altes Schloß getreten bist. Hat es so übel auf Dich eingewirkt, wie die Ländereien draußen, oder hast Du von Neuem

frische Hoffnung gefaßt, da Du gesehen, daß mir noch mancherlei Gutes von unserm früheren Besitz übrig geblieben ist?«

Bei diesen Worten erhob Reinhard seinen blonden Kopf und richtete die treuen blauen Augen mit dem Ausdruck herzlicher Ergebenheit auf den alten Freund, worauf er sagte:

»Armin, laß mich frei meine Meinung äußern, wie wir es unter einander gewohnt sind, und ich bin ja auch nicht hierhergekommen, um zu verschweigen, was nothwendig zwischen uns besprochen werden muß. Ja, im Schlosse selbst, wenigstens in diesen hübschen Zimmern, gefällt es mir immer noch, aber im Allgemeinen stehen Deine Angelegenheiten doch schlecht genug, wie ich namentlich vorher auf dem Hauptbestandtheile des Gutes, in Euren Wäldern und auf Euren Feldern es bemerkt. O, wenn mein Vater das sähe! Was würde der rege fleißige Mann sagen, dem nur das Wohl seines Hauses und Hofes, seiner Familie und seiner Dienstleute am Herzen liegt!«

»Ach, Dein Vater!« seufzte Armin laut auf. »Ja, das ist auch eine furchtbare Klippe, an der mein Schiff zu stranden droht, allein – laß uns von ihm jetzt noch nicht sprechen, er kommt nachher genügend an die Reihe und zuerst muß ich abhandeln, was für mich in so kurzer Zeit die Hauptsache geworden ist. Heraus also mit der Sprache und verhehle mir nichts, ob Du mir nun Gutes oder Schlimmes zu verkünden hast. Wie steht es mit Deiner Schwester? Was denkt sie von mir? Hast Du meinen

Wunsch erfüllt, ihr meine Grüße überbracht und sie über ihre Antheilnahme an mir ausgeforscht?«

Reinhard's Gesicht nahm eine etwas aufgeklärtere Miene als vorher an und er erwiderte: »Ja, Armin, ich habe sie von Dir begrüßt und die Ueberzeugung erlangt, daß sie von Dir das Beste denkt.«

»Also wirklich? Und Du glaubst, daß ich mit der Zeit ihr Herz ganz gewinnen könnte, wenn kein äußeres Hinderniß uns mehr aus einander hielte?«

»Ja,« sagte Reinhard fest und klar, »das glaube ich, wenigstens liegt nichts vor, was mich das Gegentheil annehmen läßt.«

Ueber Armin's vorher so düster blickendes Gesicht fuhr es wie ein rasch aufblitzender Sonnenstrahl und sein glänzendes, fast frohlockendes Auge zeigte, daß es nun doch noch ein Glück für ihn auf der Welt gäbe. »Erzähle, erzähle!« bat er seinen Freund, indem er seine Hand fest auf die Reinhard's legte. »Du glaubst nicht, wie ich nach einem Tropfen Glückseligkeit lechze, denn mein Herz ist seit acht Tagen nur von Trübsinn, Sorge und Kummer allerlei Art erfüllt.«

»Ja,« erwiderte Reinhard, »viel habe ich Dir nicht zu erzählen und ich kann nur wiederholen, was ich mit Nella über Dich zu verschiedenen Malen gesprochen habe.« Und nun erzählte er kurz und einfach, wie ihre Worte gelautes und ihre Miene dabei ausgesehen, als er mit ihr über seinen Freund verhandelt hatte.

Armin athmete aus tiefster Brust auf, als er diese ihn beglückenden Worte hörte und sein edles Gesicht nahm

den Ausdruck innerster Befriedigung an. »Ah,« sagte er, »das war ein Labetrunk für mein durstendes Herz und Du glaubst nicht, wie Du mich damit aufgerichtet und mit neuer Hoffnung erfüllt hast. Ich zweifelte noch immer, ob das liebe Mädchen mir wohl geneigt sein oder werden könne, aber nun, da Du mir so freundlich Deine Erfahrungen berichtet, zweifle ich nicht mehr. Nein, ich zweifle nicht und nun habe ich Muth und Kraft gewonnen, auch von der zweiten Hauptperson in unserm Drama, von Deinem Vater zu sprechen. Und da muß ich Dir sagen, daß ich den unabänderlich festen Entschluß gefaßt habe, ohne Säumen an die schwere Arbeit zu gehen, in der ernstlichsten Weise vor sein Auge zu treten. Ich muß ihn bald wiedersehen und mit ihm, dem ehrlichen Manne, ehrlich sprechen und ihm mein ganzes Herz enthüllen. Er zuerst muß wissen, was in mir vorgeht und warum ich jetzt noch lieber als sonst Dich, meinen besten Freund, besuche, denn es käme mir wie ein Diebstahl vor, wenn ich ihm meine Neigung zu Deiner Schwester auch nur auf kurze Zeit verhehlen wollte. Nein, es wäre mir geradezu unmöglich, Dich noch einmal zu besuchen und ihn nicht meine wahre Absicht erkennen zu lassen. Denn wenn er mit seinem ruhigen Scharfblick merkte, daß ich hauptsächlich Thusnelda's wegen zu Euch komme, was würde er von mir denken? Ich würde auf der Stelle seine gute Meinung, an der mir so viel gelegen ist, verscherzt haben. Nein, das wäre das Aergste für mich und so will ich wie ein ehrlicher Mann gegen ihn handeln und ihm meine Absichten auf seine Tochter eröffnen.«

»Ja,« sagte Reinhard ernst, mit bedenklicher Miene den Kopf hin und her wiegend und wie in Verlegenheit aus seinem Glase nippend, »da handelst Du auch recht und darin stimme ich Dir gewiß bei, aber wenn er Dir nun gleich von vornherein seine Meinung sagt, das heißt Dir rundweg abschlägt, um was Du ihn bittest?«

»O,« rief Armin, der sich die ganze Sachlage vollständig überlegt zu haben schien und mit dem Muthe eines wackeren jugendlichen Herzens vor keinen Schwierigkeiten zurückbebt, »dann ist auch noch nicht Alles verloren. Denn wenn *er* mir seine Hülfe und seinen Rath versagte, dann würdest doch wenigstens Du mit Deiner Schwester auf meine Seite treten und mit Eurem Beistande würde ich mir selbst zu helfen suchen. Zunächst würde ich in diesem Fall Deinem Vater so lange die Beweise meiner Treue und Ehrlichkeit, meines Fleißes und besten Willens vor Augen führen, bis er mich vollständig erkannt und zugleich die Ueberzeugung gewonnen hat, daß ich Thusnelda's und Eurer nicht unwerth bin. Und sieh, Reinhard, Thusnelda ist erst neunzehn und ich bin erst sechsundzwanzig Jahre alt, wir sind also Beide jung und können noch ein paar Jahre warten. Ich habe Geduld und Ausdauer, meine Wünsche zu vertagen, nur muß auch ich die Ueberzeugung gewinnen, daß Thusnelda mich liebt und mir treu und ergeben bleibt. Und das wenigstens hoffe ich zu erfahren, wenn ich sie übermorgen wiedersehe, an welchem Tage ich zu Euch kommen werde. Ich würde schon morgen kommen, aber ich habe meiner Mutter versprochen, mit ihr auszufahren, denn

das ist ihr endlich ein Bedürfniß geworden, sie muß einmal frische Lust athmen und ich will mich bemühen, die Arme dabei etwas zu erheitern und ihr in Trübsinn versunkenes Gemüth mit neuer Hoffnung zu füllen. Was mir bei Dir bevorsteht und daß ich mit Deinem Vater eine Hauptschlacht zu liefern habe, weiß ich vorher, aber ich werde sie annehmen, wie sie sich mir bietet, so stark der mir gegenüberstehende Feind auch sein mag.«

Reinhard hatte dem also Redenden ruhig zugehört und wenn er sich einerseits auch über die Zuversichtlichkeit desselben freute, so war er doch andererseits nicht ohne Grund besorgt, daß die mit so vielem Muth erwartete Hauptschlacht nicht ganz so glücklich enden werde, wie Jener es dachte. Indessen wollte er ihn nicht wieder kleinmüthig machen oder gar verzagen lassen, und so ging er auf ein anderes nahe liegendes Thema über und erkundigte sich nach dem Befinden der Mutter seines Freundes.

»O,« erwiderte Armin, indem er seinem Gaste das letzte Glas Wein eingoß, »ich bin von ihrem gegenwärtigen Zustande nicht ganz unbefriedigt und meine Rückkehr scheint überaus wohlthätig auf sie eingewirkt zu haben. Sie ist nicht eigentlich krank, so daß man einen Arzt zu Rathe ziehen müßte, sondern nur schwach, angegriffen und von verschiedenen Sorgen allzu sehr in Anspruch genommen. Ueberhaupt scheint mir ihr Leiden mehr im Gemüth als im Körper zu wurzeln und ein geheimes Weh, das ich noch niemals ergründen konnte, nagt ohne Unterlaß an ihrem Herzen und sie ist darin so verschlossen,

daß sie mir nur höchst oberflächliche Andeutungen darüber gemacht hat. Und da ich sehe, wie zurückhaltend sie in dieser Beziehung ist, obgleich sie sonst eine offene und sich gern hingebende Natur, so bin ich auch nie ernstlich in sie gedrungen, mir ihr volles Vertrauen zu schenken. Sie ist darin ganz eigenthümlich geartet und ich glaube, sie ginge lieber zu Grunde, als daß sie offenbar werden ließe, was zumeist an ihrer Seele frißt. Und daß es so ist, das habe ich so recht bei dem Empfange gesehen, als sie mich zum ersten Mal wieder in die Arme schloß. Ja, sie empfing mich unendlich herzlich und nachdem sie mich lange mit warmem mütterlichen Blick betrachtet und vielleicht auch aus meinem Gesicht manche Sorge gelesen hatte, die ich unmöglich am ersten Tage unterdrücken konnte, brach sie in ein krampfhaftes lautes Schluchzen aus, und als sie sich endlich beruhigt, rief sie, indem sie mich nochmals in die Arme schloß: ›Armin, ich danke Gott, daß er Dich mir wiedergegeben hat. So habe ich doch *einen* Menschen auf der Welt, der mir gehört und zu mir steht, nachdem mir alle übrigen abtrünnig geworden, obgleich ich mich am wenigsten darüber beklagen darf. Nein, nein, ich allein bin an allem Unheil schuld, was mich betroffen; mich hat ja nur die Vergeltung ereilt, die ich durch mein – mein Verhalten herausgefordert.‹ – Und als ich sie nun fragte, was sie damit meine, sagte sie: ›Frage mich nicht, mein Sohn. Ich will, kann und darf darüber jetzt noch nicht sprechen. Einst aber, wenn ich nicht mehr auf der Erde weile, wirst Du Alles erfahren, denn ich habe meine Erlebnisse ohne



irgend eine Beschönigung meiner Handlungsweise niedergeschrieben und Du wirst sie unter meinen Papieren finden, denn Du allein sollst darin mein Erbe sein. Jetzt aber darf und kann ich Dir noch nichts darüber mittheilen, denn es leben, so viel ich weiß, noch Menschen, mit denen ich leider nicht mehr in Berührung kommen darf und auf die ich Deine Aufmerksamkeit nicht eher lenken möchte, als bis die rechte Zeit dazu gekommen ist. Und diese Zeit ist eben noch nicht da und so mußt Du Dich mit mir in Geduld fügen und mich mein schweres, aber wohl verdientes Leid schon allein tragen lassen. Erzähle mir lieber, wie es Dir seither ergangen ist und was Du mir sonst von Deinen Gedanken und Wünschen mitzutheilen hast.◀ – Da erzählte ich ihr denn umständlich – und wir saßen dabei bis tief in die Nacht hinein, ohne daß sie müde wurde – was ich in den letzten sechs Jahren erlebt, und natürlich war auch von Dir dabei die Rede. Und als ich mit unserm Feldzuge zu Ende gekommen, berichtete ich ihr, daß ich Dich zuerst nach dem Spiegelhof begleitet und dort im engsten Familienkreise namenlos glücklich gewesen sei, indem ich in Deinem Vater nicht nur einen vortrefflichen Mann und Landwirth, sondern in Deiner schönen Schwester auch das Ideal aller Weiblichkeit gefunden habe. Ueber Euch Alle und namentlich über Thusnelda mag ich wohl mit einiger Lebhaftigkeit und Wärme gesprochen haben, denn als ich endlich schwieg, sah sie mich mit ihren großen blauen Augen forschend an und sagte: ›Armin, sprich die Wahrheit, ich kann sie vernehmen und ertragen. Bist Du mit *ganzem* Herzen zu mir

zurückgekommen oder hast Du irgend wo einen Theil davon zurückgelassen?« – Ja, Mutter, erwiderte ich, so ist es, ein guter Theil meines Herzens ist nicht mehr in meinem Besitz; wo ich ihn aber gelassen, danach frage mich nicht, denn auch Du hast ja ein Geheimniß vor mir, von dem Du niemals sprichst. – Bei diesen Worten seufzte sie tief auf, schloß mich von Neuem in die Arme und sagte, daß sie wünsche, daß ich niemals ein solches Geheimniß auf dem Herzen tragen möge, wie sie es tragen müsse, und daß mich Gott in seinen väterlichen Schutz nehmen und mir die Qualen ersparen möge, die sie nun schon so lange mit sich herumgetragen, ohne nur eine Stunde lang davon befreit zu sein. Auch fragte sie nicht, wo ich den besten Theil meines Herzens gelassen, aber sie mag es ahnen, und in der Aufwallung meines Innern fragte ich sie, ob ich denn ihre Beistimmung haben würde, wenn ich mir auch ein anderes Herz erränge und ihr die Versicherung gäbe, daß es ein treues Herz sei, das ich mir zu Eigen zu machen suche. – Darauf schwieg sie eine Weile, endlich aber sagte sie mit innigem Ton: ›Ich will Dir darauf keine entscheidende Antwort geben, denn Du hast mir ja noch nicht Dein ganzes Geheimniß enthüllt. Indessen sei versichert, daß, wenn Dir an dieser meiner Beistimmung liegt, ich sie Dir einst von Herzen gern erteilen werde, da ich überzeugt bin, daß Du keine unedle Wahl treffen kannst, wenn es auch Menschen giebt,« – fügte sie mit mir wohl verständlicher Bedeutung hinzu – ›die darüber anders denken als ich.« – Nun, das nahm ich denn als ihre wirkliche Beistimmung zu dem Bunde mit

Deiner Schwester an, und weiter habe ich kein Wort mit ihr darüber gesprochen.«

Reinhard hatte aufmerksam zugehört, aber er wußte darauf nichts zu erwidern und so fragte er nach einer Weile wieder: »So, das war Deine Mutter, aber Du hast auch noch einen Vater. Ist er anwesend und werde ich ihm im Laufe des heutigen Tages begegnen?«

»Nein,« erwiderte Armin mit leicht gerunzelter Stirn, »Du wirst ihm nicht begegnen, denn er ist auf einige Tage in die Nachbarschaft gefahren. Wohin, das wissen wir nicht, da er uns nie zu sagen pflegt, wohin er seine Schritte lenkt. Wahrscheinlich aber hat er sich zu einem Vergnügen nach der Stadt oder zu irgend einem Freunde auf das Land begeben, denn er liebt die Abwechslung in den rauschenden Genüssen des Lebens und da er solche nicht in seinem Hause findet und ihn Alles darin an seinen herabgekommenen Zustand erinnert, so sucht er sie außerhalb, um sich, so gut es geht, zu betäuben und den trüben Gedanken und Bildern zu entgehen, die ihn hier nothwendig bedrängen müssen. Uebrigens sei zufrieden, daß Du ihm nicht vor Augen zu treten brauchst. Du würdest keine Freude daran haben, wie auch ich sie nicht hatte, als ich ihn nach so langer Zeit wiedersah. Er sieht nicht freundlich und wohlwollend aus, wie Du einen Vater zu sehen gewohnt bist, sondern gleicht einer verfallenen Ruine und auf seinem Gesicht liegt mehr Schatten als Licht. Dabei ist er selten guter Laune, wie es ja wohl auch nicht anders sein kann, und nebenbei leidet er an nervösen Aufregungen und Wallungen, die oft

ganz plötzlich kommen und ihn und Andere bedrücken und die wahrscheinlich sein unregelmäßiges Leben und seine äußere Lage herbeigeführt, Aufregungen und Wallungen, denen in der Regel ein Zustand geistiger Abspannung und Schwäche folgt. Im Ganzen aber macht er mir den traurigen Eindruck, als ob innere und äußere krankhafte Zustände zugleich an seinem Ruin arbeiten, und daß ein solcher unausbleiblich ihn erwartet, wenn seine Verhältnisse sich nicht ändern – und wie sollten sie es? – weiß er selbst, wenigstens deutet er bisweilen darauf hin, wenn man es versucht, ihn aus seiner Versunkenheit aufzurütteln und seine Gedanken auf Dinge zu lenken, die sein Gut, seine Familie und überhaupt seine äußere Lage betreffen.«

Armin schwieg und schaute betrübt vor sich nieder, so daß Reinhard von tiefem Mitleid ergriffen wurde. »Du hast da ein gar trauriges Bild von Deinem Vater entworfen,« sagte er endlich, »und ich bedaure Dich wahrhaft. Ja, Du befindest Dich in der That in doppelt schwieriger Lage, aber deshalb verzage nicht, alter Freund, kommen einmal bessere Zeiten und ihnen wollen wir mit männlicher Ergebung und Fassung entgegengehen. – Aber wie, darf ich auch Deine Mutter nicht sehen? Ich würde sie gern begrüßen und da sie zu Hause ist, könnte sie es mir am Ende übel deuten, wenn ich mich nicht persönlich nach ihrem Befinden erkundigte.«

»O gewiß,« erwiderte Armin schnell. »Du sollst sie auch sehen und sie hat selbst den Wunsch danach ausgesprochen, als ich ihr sagte, daß ich Dich in diesen Tagen erwartete. Allein, halte Dich nur kurze Zeit bei ihr auf, sie fühlt sich wirklich schwach und erträgt eine sie anstrengende Unterhaltung nicht lange. Ich werde mich bald zu ihr begeben und ihr Deine Ankunft melden, von der sie gewiß schon gehört haben wird. Wir wollen kurz vor Tisch zu ihr gehen, also gegen zwei Uhr, denn sie speist stets allein und trifft niemals zu dieser Zeit mit einem Fremden zusammen. Daß sie Dich aber gern empfangen wird, weiß ich, sie hat es mir wiederholt gesagt, und daß sie Dich lieb hat, geht aus allen ihren Aeußerungen hervor, obwohl sie Dich nur aus meinen Briefen und meinen letzten mündlichen Erzählungen kennt. Du bist ja so selten in Strachnitz gewesen und wenn Du einmal hier warst, hast Du sie ja wohl nie gesehen?«

»Nein, wenigstens nicht in der Nähe, denn sie lebte ja immer für sich allein, und auf einen wilden Knaben, wie ich einer war, achtet eine Frau, die mit ihrem Innern so vielfach beschäftigt ist, nur wenig.«

---

Es war etwa zwölf Uhr als Armin dies seinem Freunde sagte, und um die nächste Stunde hinzubringen, begaben sich Beide in den immer noch schönen, wenn auch etwas wüsten Park, denn einen eigentlichen Gärtner hatte der Baron schon lange nicht mehr und verschiedene seiner

wenigen Diener mußten auch diesen Zweig seines Besitzes unter ihre oberflächliche Obhut nehmen. Hier nun besprachen sie noch einmal alle vorliegenden Verhältnisse, theilten sich ihre Befürchtungen und Hoffnungen mit und Reinhard war es zuletzt gelungen, seinen Freund etwas aufzuheitern, obgleich er selbst der Ueberzeugung war, daß nur wenige Wünsche desselben sich bald und in dem Umfange erfüllen würden, wie er es doch so lebhaft ersehnte. Indessen war es immerhin ein Trost für Armin, Reinhard ermutigend und rathend sprechen zu hören, und dieser gab sich die größte Mühe, dem Freunde darin genug zu thun, da er wohl einsah, daß die Sorgen, die auf dem Haupte desselben lasteten, fast die Kräfte eines Mannes überstiegen, wenn derselbe auch noch so jugendfrisch, hoffnungsvoll und thatkräftig war.

Bald nach ein Uhr begab sich Armin zu seiner Mutter, um sie zu bitten, seinen Freund zu empfangen, und als er zu diesem in sein Zimmer zurückkehrte, meldete er ihm, daß seine Mutter bereit sei und daß er selbst ihn zu ihr führen werde. Indessen möge er auf seine Mienen und Geberden achten, und sobald er ihm einen Wink geben würde, daß die Unterhaltung lange genug gedauert, solle er die Mutter verlassen, um sie nicht zu sehr anzustrengen, da sie sich gerade heute anßergewöhnlich abgespannt und traurig fühle. Reinhard versprach es natürlich und so verließen sie Armin's Zimmer und begaben sich über einen kurzen Corridor nach einer mit einer dicken Portière verhangenen Thür, wo sie die Jungfer der Baronin fanden, die den Besuch schon zu erwarten

schien und nun die Aufforderung von dem Baron erhielt, Herrn Reinhard Saaltrup seiner Mutter anzumelden.

»Treten Sie nur näher, meine Herren,« sagte die Jungfer bescheiden, »die Frau Baronin bittet keine Umstände zu machen.« Dabei hielt sie die Portièrè schon mit der einen Hand zurück und öffnete mit der andern die Thür, so daß Reinhard und Armin ohne Aufenthalt eintreten mußten. Ersterem pochte fühlbar das Herz, als er auf die Schwelle trat, die zu überschreiten nur selten einem Fremden gestattet ward, und er forschte mit merklicher Hast in dem Zimmer umher, in welchem er die unglückliche Frau zu finden glaubte, die augenblicklich alle seine Gedanken ausfüllte. Allein es war leer, die Bewohnerin schien erst im nächsten Nebenzimmer zu weilen, dessen Thür offen stand, was die dunklen zurückgeschlagenen Portièren davor erkennen ließen. So blickte sich denn Reinhard ungehindert jetzt in dem ersten Gemach um und er fand, daß dasselbe mehr dem Wohnorte eines Gelehrten, als einer nervenschwachen Dame von vornehmem Stande ähnlich sah. Denn auf den Tischen und Etagèren des sonst elegant und geschmackvoll ausgestatteten Raumes lagen überall offene Bücher, Albums mit Abbildungen architektonischer Kunstwerke und schöner italienischer Landschaften, und einige Schränke, die an den Wänden herumstanden, enthielten noch andere sauber eingebundene Bücher in großer Zahl. Kaum aber hatte er einen raschen Blick auf diese Einzelheiten geworfen, so tönte vom offenen Nebenzimmer eine sanfte Stimme herüber, die rief: »Armin, ich bin hier!«

Armin gab seinem Freunde einen Wink, dem Rufe alsbald zu folgen und so schritt dieser mit unhörbarem Tritt über den weichen Teppich und trat auf die Schwelle des zweiten Zimmers. Und da hatte er endlich die arme Mutter seines Freundes unmittelbar vor sich und sein Herz krampfte sich unwillkürlich zusammen, als er den ersten Blick auf sie warf und sich sagen mußte, daß er, ihrer ganzen Umgebung, ihrer Haltung und ihrem Aussehen nach, in der That eine schwer Leidende vor sich habe, wenn sie auch bei näherer Betrachtung wirklich nicht körperlich krank zu sein schien, wie ihm Armin gesagt.

Die Baronin saß oder lag vielmehr bei seinem Eintritt auf einem Sessel am Fenster und hielt ein Buch in der Hand, worin sie eben gelesen. Das Zimmer war etwas tief beschattet und die halbzugezogenen dunklen Fenstervorhänge ließen nur wenig Licht in das Zimmer dringen. Vielleicht hatte man absichtlich ein solches Halbdunkel herbeigeführt damit der junge Mann der Armin's Mutter heute zu besuchen kam, sie nicht im vollen Tageslicht sehe und ihre Züge genauer studire, vielleicht aber auch war die angeblich nervös Leidende an eine solche matte Beleuchtung gewöhnt und wußte somit selbst nicht, daß mehr Schatten als Licht auf ihre Züge fiel. Indessen waren Reinhard's Augen gut und scharf genug und so sah er Alles und vielleicht noch viel mehr, als die Baronin einen Fremden gern sehen ließ. Als sie aber den blühenden jungen Mann mit dem ausdrucksvollen männlichen Gesicht und den so treu blickenden blauen Augen, der in seiner stattlichen Haltung und seiner feinen



städtischen Kleidung wahrhaftig nicht wie der Sohn eines simplen Landmanns erschien, bei sich eintreten sah, erhob sie sich langsam und trat ihm mit einem Schritt entgegen, der so leicht war, als ob sie von unsichtbaren Flügeln getragen würde, und in der That glich sie auch mit ihrer zarten Gestalt und dem durchsichtig klaren Gesicht mehr einem ätherischen Gebilde, als einer Frau von Fleisch und Blut. Von mittelgroßer und ebenmäßig entwickelter Figur, war sie überaus zart gebaut, ohne gerade auffallend schwächlich zu sein. Ihre Formen waren trotz ihres Alters noch fast jugendlich frisch, wiewohl sehr zierlich und fein, und dem entsprach auch ihr bleiches, von einem tief inneren Leiden heimgesuchtes Gesicht. Ihr immer noch volles und ehemals dunkelbraunes Haar, das vorn nur in schmalen Scheiteln über die Wangen fiel, war, so weit es unter der feinen Haube sichtbar wurde, von Sorge und Kummer frühzeitig gebleicht. Auf dem klaren und edlen Antlitz aber, aus dem große blaue Augen sanft und doch in diesem Moment etwas neugierig hervorblickten, waren die Spuren ehemaliger großer Schönheit von jenem Kummer nicht zu vertilgen gewesen, und gerade das, was selbst eine ältere Frau ewig jugendlich erscheinen läßt, Anmuth in Geberde und Miene, in allen Bewegungen und der Art und Weise des Sprechens, die augenblicklich des Hörers Ohr fesselte und wie mit sanft klagenden Lauten in sein Herz eindrang, besaß die Frau Baronin von Strachnitz im höchsten Grade.

Reinhard ließ in ähnlicher Weise, wie die Baronin ihn selbst eine Weile schweigend betrachtete einen Moment

lang seine Blicke über die feine Gestalt und das immer noch liebliche Gesicht der vielgeprüften Frau schweifen, dann schritt er näher zu ihr hin, beugte sich über die ihm herzlich entgegengestreckte wachsbleiche Hand und drückte seine warmen Lippen darauf. Sodann aber setzte sich die Baronin wieder rasch auf ihren Sessel, als hätte sie das kurze Stehen schon angegriffen, allein dies war nicht der Fall, denn so schwach war sie bei Weitem nicht, vielmehr war es nur eine momentane innere Erregung der sie nachgab und die sie überkam, als sie den treuen Freund ihres geliebten Sohnes so nahe vor sich sah, und daß sie dadurch bewegt war, bewies auch das rasche Heben und Senken ihres Busens und die leichte Röthe, die einen Augenblick auf ihre Wangen trat, aber eben so flüchtig wieder verschwand, wie sie gekommen war.

»Herr Saaltrup,« sagte sie mit einer unendlich weich tönenden und klaren Stimme, »ich heiße Sie von ganzem Herzen bei mir willkommen und freue mich sehr, endlich den treuen Freund meines Sohnes kennen zu lernen, von dem mir Jahre lang so viel Liebes und Gutes gesagt worden ist. – Aber bitte, nehmen Sie Platz, und auch Du, Armin, setze Dich!«

Und als nun Beide sich auf zwei nahe stehende Stühle niedergelassen, fuhr sie in lebhafterer Weise, als ihr Sohn sie je sprechen gehört, fort: »Ja, ich freue mich, Sie bei mir zu sehen, zu der nur selten Menschen kommen, und ich muß Ihnen zuerst meinen herzlichen Dank für alle die Freundschaft und Liebe aussprechen, die Sie so lange und in verschiedenen Lebenslagen meinem Sohne

erwiesen haben. – Er hat mir das Alles vertraut,« fuhr sie still lächelnd fort, »ich habe ihn redlich ausgefragt, und so bin ich ja mit Ihren Verhältnissen so ziemlich bekannt. Aber man freut sich stets, die Menschen von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, mit denen man in stillen Stunden schon oft im Geiste verkehrt hat. – Sie wohnen also jetzt in unserer Nähe?«

»Ja, gnädige Frau,« sagte nun endlich Reinhard, der bisher noch zu keiner Aeüßerung gekommen war, mit seiner kraftvollen und gemüthlichen Stimme, »ich bin so glücklich, jetzt in Armin's Nähe zu wohnen, nachdem ich sechs Jahre hindurch in der Fremde fast nie von seiner Seite gewichen bin. Aber gestatten Sie auch mir, gnädige Frau, meine Freude darüber auszusprechen, daß ich endlich das Glück habe, Armin's Mutter persönlich zu begrüßen, von der er auch mir so vieles Liebes und Gutes gesagt. Ich habe gehört, daß Sie etwas leidend seien, aber ich glaube zu finden, daß ich mich getäuscht, wenn ich Sie für krank hielt, denn Sie machen auf mich durchaus nicht den Eindruck einer Dame, die man im gewöhnlichen Sinne des Worts leidend nennt.«

Ueber das zarte Gesicht der armen Frau schwebte bei diesen Worten, die sie vielleicht für eine artige Schmeichelei hielt, während Reinhard seine volle Ueberzeugung aussprach, ein stilles engelhaftes Lächeln und sie schaute einen Moment lang von den fest auf sie gerichteten Augen des jungen Mannes fort und nach dem Fenster hin, als könne sie seinen forschenden Blick nicht ertragen oder als denke sie einen Augenblick nach, ob der ihr

als so redlich geschilderte Mann so eben die Wahrheit gesprochen.

»Ach nein,« sagte sie gleich darauf und sah ihn wieder ruhig wie vorher an, körperlich krank bin ich auch nicht, nur etwas schwächlich und vielleicht auch durch meine sitzende Lebensweise verwöhnt, doch das wird sich ja jetzt bald bessern, da Armin wieder bei mir ist, mich in meiner Schwäche unterstützt und mich nach und nach an die Bewegung in frischer Luft gewöhnt. – Sie haben Ihre Familie im besten Wohlsein getroffen?« fuhr sie nach einer Weile fort und man merkte ihr dabei an, daß sie das Gespräch von sich ab und auf andere Personen lenken wolle.

»Gott sei Dank, ja! Und auch in meines Vaters Haus war Freude eingekehrt, als ich endlich wieder über seine friedliche Schwelle trat.«

»Ich habe es gehört, ja. Armin ist mir auch darin ein treuer Berichterstatter gewesen und war ja ein theilnehmender Zeuge, als Sie Ihre Familie begrüßten. – Sie haben auch eine Schwester, nicht wahr?« fragte sie, während ihre Wangen sich wieder etwas höher färbten und ihr sanftes Auge mit festem Blick auf Reinhard haftete.

»Ja, die habe ich und sie ist die Freude meines Vaters, da sie ihm nicht nur eine liebe, gehorsame Tochter, sondern zugleich auch eine wackere Hülfe und Stütze in seiner großen Haushaltung ist.«

»Das kann ich mir denken. Ist sie denn aber eigentlich für eine solche große Wirthschaft erzogen? Denn Armin,

glaube ich, sagte mir, daß sie bis vor Kurzem in einer Pensionsanstalt lebte.«

»Sie ist nicht nur wirtschaftlich erzogen,« erwiderte Reinhard, der immer froh war, wenn er Nella's Lob verkünden konnte, mit warmem Ton, »trotzdem sie Alles gelernt hat, was ein junges Mädchen heutigen Tages lernen muß, wenn es auf höhere Bildung Anspruch machen will, sondern sie treibt die Wirthschaft auch aus besonderer Neigung, zumal sie damit den Wunsch meines Vaters erfüllt.«

»So, das ist ja schön, eine solche Verbindung guter Eigenschaften liebe ich. – Ich möchte sie wohl einmal sehen,« fügte sie leise und still vor sich niederblickend hinzu: »Haben Sie kein Bild von ihr?«

Hier athmete Armin laut auf und sah voller Spannung seinen Freund an, der ihm nur einen raschen Blick zuwarf und dann sagte:

»Bei mir habe ich es nicht, gnädige Frau, aber ich glaube, daß sie eine gute Photographie von sich besitzt, und die – die werde ich Armin geben, wenn er wieder zu mir kommt, damit er sie Ihnen zeige, wenn Sie Verlangen danach haben.«

»Ich danke Ihnen,« versetzte die Baronin etwas rasch, »ja, das würde mich sehr erfreuen. Ist sie groß oder klein?«

»Sie ist als Mädchen groß und kräftig gebaut und dabei von blühendster Gesundheit, gnädige Frau.«

»Ah, das kann ich mir denken. Gleicht sie vielleicht Ihnen?«

»Außerordentlich, und Jedermann, der uns Beide sieht, erkennt das auf der Stelle.«

»So, das ist mir lieb,« entschlüpfte es der Baronin, »das heißt, ich meine,« verbesserte sie sich sogleich, »das kann ich mir denken. – Aber Sie werden Armin jetzt doch öfter besuchen, da Sie so nahe bei ihm wohnen?«

»Gewiß, gnädige Frau, denn jetzt im Sommer vor der Erndte drängt die Arbeit nicht.«

»Sie bleiben für immer auf dem Spiegelhof bei Ihrem Vater?« fuhr sie nach kurzem Nachdenken fort.

»Ja, und darauf hatte ich mich lange gefreut; zu Hause ist es immer am besten, wenn die Welt auch noch so viel Schönes und Großes bietet. Ich aber habe in diesem Hause nicht nur eine mich beglückende Familie, sondern auch Arbeit gefunden, die mir vollkommen zusagt.«

Die Baronin seufzte bei diesen Worten laut auf und machte eine hastige Bewegung nach ihrem Sohne hin. Dieser erhob sich von seinem Sitz und näherte sich ihr. »Ich glaube,« sagte er freundlich, »das lange ungewohnte Sprechen greift Dich an, liebe Mutter?« Und augenblicklich gab er Reinhard einen Wink, den dieser auf der Stelle befolgte, indem er auch aufstand und sich zum Abschiednehmen anschickte.

Die Baronin schüttelte zwar den Kopf, als wolle sie damit andeuten, daß sie nicht aufgeregert oder ermüdet sei, aber sie sprach auch kein Wort, das Reinhard zum längeren Bleiben ermuntert hätte, und so empfahl sich dieser und küßte ihr nochmals die Hand, da sie ihm die ihrige zum Abschied noch einmal reichte. »Kommen Sie recht

bald wieder,« sagte sie dabei mit freundlichem Blick, »Ihr Besuch hat mir wohlgesthan und – vergessen Sie die Photographie Ihrer Schwester nicht.« –

Als die beiden Freunde aber kaum auf dem Corridor angekommen waren, sagte Armin: »Ich bin froh, Reinhard, daß diese erste Zusammenkunft überstanden und so glücklich abgelaufen ist, und ich danke Dir insbesondere, daß Du alle Klippen, die Dir so unvermuthet in den Weg geworfen wurden, klüglich vermieden hast. Ich hatte nämlich ganz vergessen, Dich zu bitten, in Deinen Reden jede Hindeutung auf die Verhältnisse unseres Gutes und unserer Familie zu umgehen, und es hat sich glücklicher Weise so gefügt, daß Du kein Wort gesprochen hast, welches die arme Frau an unsere traurige Lage erinnern konnte.«

»Darum brauchtest Du mich gar nicht zu bitten,« erwiderte Reinhard, »das verstand sich ganz von selbst, und nur einmal, als ich vom Spiegelhof sprach und der Arbeit Thusnelda's erwähnte, war ich nahe daran, an ihr Leid zu rühren. Doch ging es rasch genug vorüber und nun freue ich mich auch, daß es so gut abgelaufen ist. Künftig werde ich mich vorsehen und nichts zur Sprache bringen, was sie im Geringsten aufregen kann. Im Uebrigen aber habe ich sie bei Weitem nicht so leidend gefunden, als ich mir vorgestellt, obgleich man ihr wohl ansieht, daß sie lange genug Kummer und Sorge getragen.«

Armin nickte nur stumm mit dem Kopf und so traten sie wieder in sein Zimmer ein, in dem sie sich bis um zwei Uhr, wo das Essen aufgetragen wurde, über die Baronin

und verschiedene andere, Strachnitz betreffende Dinge unterhielten. Nur noch einmal kam Armin auf das mit seiner Mutter geführte Gespräch zurück, indem er sagte:

»Hast Du wohl bemerkt, wie meine Mutter sich so angelegentlich nach Deiner Schwester erkundigte und warum sie so eifrig nach ihrer Photographie verlangte? O, ich täusche mich nicht, in Bezug auf Deine Schwester steht sie ganz auf meiner Seite und ist nur neugierig geworden, wie sie aussieht und welchen Eindruck ihre Erscheinung auf sie hervorbringen wird. Darum allein auch hatte sie ein solches Verlangen nach Dir, denn sie hat mir fast jeden Tag gesagt, daß sie Dich gar zu gern sehen und sprechen möchte.«

»Ach ja,« erwiderte Reinhard, »das glaube ich wohl. Wenn Deine Mutter allein die Entscheidung über Dein Schicksal in Händen hielte, würde Alles bald leicht und glatt abgewickelt sein, doch – weißt Du was? Wir wollen für jetzt nicht weiter darüber reden, es sind genug Worte über Ein- und Dasselbe gefallen und das viele Hin- und Herreden nützt zu nichts. Warten wir jetzt Deinen nächsten Besuch im Spiegelhof ab und dann wird sich Stoff genug zu ferneren Plänen finden.«

Armin war damit zufrieden und so setzten sich Beide zu Tisch. Als sie aber ihr Mahl so ziemlich beendet hatten, brachte der Baron das Gespräch in eine ganz andere Richtung, indem er nach kurzem Nachdenken etwas hastig sagte:

»Ich bin heute eigentlich recht egoistisch gewesen, Reinhard, und habe bisher nur von mir, den Meinigen



und überhaupt *den* Personen gesprochen, die mich vor der Hand am meisten interessiren. Jetzt sollst Du mir einmal von Personen erzählen, die auch Dich interessiren und mir bisher noch fern geblieben sind. So sage mir denn, bist Du neulich bei Eurem alten Freunde aus Blanksruh gewesen und hast Du die schöne Jüdin noch bei ihm getroffen, die Du in jener Nacht aus so peinlicher Lage befreitest?«

Diese Erwähnung Esther's kam zu plötzlich, als daß sie Reinhard nicht im ersten Augenblick hätte überraschen sollen, und kaum waren die Worte über seines Freundes Lippen geflossen, so bedeckte eine jähe Röthe sein Gesicht und seine Miene nahm einen so deutlichen Ausdruck freudiger Erregung an, daß es dem ihn so genau kennenden Armin nicht entgehen konnte. »Nun,« fuhr dieser auch sogleich fort, »was hat denn das zu bedeuten? So betreten und gleichsam verzückt habe ich Dich ja noch nie gesehen.«

Reinhard suchte seine Verlegenheit hinter einem stillen Lächeln zu verbergen und griff rasch nach seinem Glase, das er in langsamen Zügen leer trank, dann aber sagte er, sich und dem Baron das Glas von Neuem füllend:

»Du irrst, wenn Du glaubst, daß ich betreten oder gar verzückt bin. Du hast mich mit Deinem schnellen Uebergange auf andere Personen nur überrascht und dadurch an Dinge erinnert, die im Augenblick weit aus meinem Gesichtskreise lagen. Weiter ist es nichts.«

»Weiter gar nichts?« fragte der Baron mit stiller Verwunderung. »Erlaube mir, daß ich daran zweifle. Dein ganzes Wesen, das ich so genau kenne und welches immer mit gleichmäßiger Ruhe die Lage der Dinge überschaut, kommt mir mit einem Mal – ich spreche ganz ehrlich, alter Freund – etwas absonderlich vor.«

»Nun ja,« fuhr Reinhard fort, indem er sich allmählig faßte und wieder ruhiger wurde, absonderlich ist auch, was ich bei Doctor Blank getroffen habe, und so will ich Dir nicht länger vorenthalten, wie es mir bei ihm ergangen ist.« Und nun erzählte er ausführlich und mit einer ihm selbst unbewußten Wärme, wie und in welchen Verhältnissen er den alten Herrn in seiner Einsiedelei gefunden, wie er am nächsten Tage ihn noch einmal besucht und dann eingeladen worden sei, am selben Nachmittag auch Thusnelda zu ihm zu führen. Darauf berichtete er umständlich den Besuch Doctor Blank's und Esther's auf dem Spiegelhof und wie sein Vater von dem schönen und geistreichen Mädchen entzückt gewesen sei. Heute nun wolle er – und auf diesen Gedanken war er erst so eben gerathen – auf dem Heimwege und da er den ganzen Tag für sich habe, wieder beim Doctor vorsprechen, um zu erfahren, wie ihm und seinem Gaste der Besuch auf dem Hofe bekommen sei.

»Ah,« sagte der Baron, dem das Benehmen seines alten Freundes mit jedem Augenblick seltsamer vorkam, »dann wirst Du mich heute wahrscheinlich etwas früh verlassen wollen, denn ich kann mir denken, daß Du einige Sehnsucht hast, Dich nach dem Befinden Deiner neuen

Bekanntschaft zu erkundigen, von der Du, vielleicht ohne es selbst zu wissen, mit einer Wärme sprichst, wie ich sie bei Dir noch niemals gefunden habe, wenn von Dir erst kürzlich bekannt gewordenen Personen die Rede war. Doch gleichviel – Du hast diese Sehnsucht, nicht wahr?«

»Ehrlich gestanden, ja, die habe ich,« versetzte Reinhard, »und Du selbst hast sie erst plötzlich in mir erweckt. So sage ich Dir denn, daß ich um halb Vier aufbrechen will, damit ich vor der Zeit in Blanksruh bin, wo der Doctor seinen Botanisirgang anzutreten pflegt.«

»So,« entgegnete Armin, der sich bereits in den so rasch gefaßten und eben so schnell verkündeten Beschluß seines Freundes ergeben hatte, »dann will ich Dich auch nicht begleiten, denn wenn Du in einer halben Stunde von hier bis nach Blanksruh gelangen willst, mußt Du rasch reiten und das liebe ich jetzt nicht, wo ich jeden Schritt, den ich thue, ruhig zu überlegen habe.«

»Ja,« sagte nun Reinhard, »rasch reiten werde ich gewiß und glücklicher Weise habe ich noch nicht so viel zu überlegen wie Du.«

Armin war in ernstes Nachdenken versunken, plötzlich aber erhob er den Kopf, reichte Reinhard die Hand über den Tisch hin und sagte mit biederem, herzlichem Ton und der freundlichsten Miene:

»Höre, alter Freund und Kamerad, ich begreife Dich heute von dem Augenblick an, wo wir über Doctor Blank zu sprechen begonnen haben, nicht recht. Es liegt irgend etwas Geheimnißvolles in Dir verborgen und Du bist

nicht so ehrlich gegen mich, wie ich es gegen Dich in jener Nacht in Bezug auf Deine Schwester gewesen bin. Sei Du es nun auch und gestehe mir aufrichtig, was ich mir doch schon halb und halb denke: zieht Dich die schöne Jüdin mit dem unbegreiflich tiefdringenden Blick – o ich erinnere mich Deiner Worte noch sehr wohl – jetzt nicht eben so mächtig nach Blanksruh hin, wie die Freundschaft zum alten Doctor selbst?« – Dabei sah er Reinhard mit einem scharf forschenden Blick an und diesem konnte der ehrliche Freund nicht widerstehen, zumal auch sein Herz ihn zu einer offenen Mittheilung drängte. So raffte er sich denn schnell zu einem kühnen Entschluß auf und antwortete, indem er dem treuen Freunde mit dem alten Vertrauen zunickte:

»Ja, Armin, ich bekenne es Dir, sie zieht mich eben so mächtig wie der alte Freund, ja vielleicht noch viel mächtiger an.«

»Ah,« sagte Armin, »also es ist, wie ich mir dachte, und wir wären also auch in diesem hochwichtigen Punkte wieder treue Kameraden?«

»O,« rief Reinhard mit einiger Hast, »so weit wie Du bin ich noch lange nicht und es muß sich noch viel mehr ereignen, als sich bis jetzt ereignet hat, bevor ich auf den Standpunkt gelange, auf dem Du mit Thusnelda stehst.«

»Aber Du wünschest, daß sich dies recht bald ereigne, damit Du auf einen ähnlichen Standpunkt gelangst?«

Reinhard sah seinem Freunde ehrlich in die fest auf ihn gerichteten dunklen Augen, dann erröthete er stark, streckte ihm seine Rechte hin und sagte: »Da hast Du

meine Hand, aber nun schweige über diese Angelegenheit. Ich bin mit mir selbst noch nicht im Klaren darüber, doch auf dem besten Wege dazu. Vorläufig haben wir übrigens mit Dir selbst genug zu thun und wir wollen nicht die zweite Schlacht beschließen, bevor nicht die erste begonnen hat und siegreich geendet ist.«

»Ach ja,« seufzte der Baron auf, »darin hast Du Recht, wir haben genug mit mir allein zu thun. – Doch wie ist es? Es ist jetzt noch nicht drei Uhr und die Sonne kommt eben zum Durchbruch, wir werden also einen guten Nachmittag haben. Wollen wir noch ein halbes Stündchen im Garten spazieren gehen?«

Reinhard, froh, daß er wieder in Bewegung gerathen konnte und aus dem Prüfungsfeuer seines Freundes herauskam, erhob sich sogleich und sie gingen in den Garten hinab, an den Stallungen vorüber, wo der Baron das Pferd seines Freundes in einer halben Stunde vorzuführen befahl. Indessen wollte ihre Unterhaltung von jetzt an nicht wieder in flüssigen Gang kommen, und Reinhard, vor Kurzem noch so heiter, war sehr ernst geworden und durch die Erwähnung Esther's in einen ganz neuen und ihn völlig in Anspruch nehmenden Gedankengang gerathen. So war er denn froh, als seine Uhr ihm die zum Aufbruch bestimmte Zeit anzeigte und nachdem er den herzlichsten Abschied von Armin genommen und dieser ihm noch einmal versprochen, am zweiten Tage pünktlich gegen zwölf Uhr im Spiegelhof einzutreffen, bestieg er sein Pferd und trabte schnell ab, schlug aber bald, nachdem er es in einen starken Galopp gesetzt,

einen anderen Weg als den vorher verfolgten ein, um so rasch wie möglich über die Gränze nach den Bergen zu kommen, schon vor vier Uhr Blanksruh zu erreichen und den Doctor noch in seinem Hause vorzufinden.

FÜNFTES CAPITEL. DIE HERZEN BEGINNEN SICH ZU  
ERSCHLIESSEN.

Das am Morgen so trübe und später regnerische Wetter hatte sich in der That am Nachmittag allmählig viel günstiger gestaltet. Die dichten Nebel, welche in den höheren Lüften gehangen, waren langsam durchsichtiger geworden und hatten sich endlich ganz verzogen oder ihren nassen Inhalt auf die durstige Erde geschüttet, und schon gegen drei Uhr war die Sonne aus dem letzten flüchtigen Gewölk hervorgetreten und überfluthete nun wieder den tropfenden Wald und die erquickten Fluren mit ihrem glänzenden Licht.

Von dem Augenblick an, wo Reinhard zu Pferde stieg und sich bald darauf wieder allein wußte, fiel es wie ein Alp von seiner Brust und nun gestand er sich erst, wie schwer bedrückt er sich gefühlt, so lange er innerhalb der Behausung und überhaupt der Gränzen des freiherrlichen Gutes gewesen war. Alles, was er an diesem Tage gesehen und gehört, hatte tief auf ihn eingewirkt und sein Herz mit schmerzlichem Weh erfüllt, um so mehr, da es vor der Hand nicht in seiner Macht lag, dem armen Freunde mit einer wirklich ausreichenden Hülfe beizuspringen. Allein, alles dies lag ja nun hinter ihm und vor ihm tauchte ein ganz anderes freundlicheres Bild auf,

dem er nun mit einer Hast entgegeneilte, wie er sie selten zeigte, wenn er zu Pferde saß. Ja, die so plötzlich in ihm zum Ausbruch gekommene Sehnsucht nach dem lieben Gesicht und den dunklen Augensternen, deren Licht bereits tief in seine Seele gedrungen, war so mächtig in ihm emporgewachsen, daß er sich Flügel wünschte, um sie so bald wie möglich wieder vor sich in seiner unmittelbaren Nähe zu haben, und so trieb er sein edles Pferd zu immer rascherem Laufe an. Wie der Wind flog es mit ihm dahin, die Strachnitz'schen Wälder und Aecker bald hinter sich lassend, und selbst als er den heimischen Wald erreicht, hielt er es nicht an, sondern überließ es ganz seinem eigenen Feuer, um dem stillen Ziele entgegenzufliegen, das er auch wirklich um vier Uhr glücklich erreichte.

Indessen bald zeigte es sich hier, daß seine Eile durchaus unnöthig gewesen, denn als er auf dem schäumenden Schimmel diesmal auf der Vorderseite des Hauses vor dem Heckenthor von Blanksruh hielt, sah er, daß der Doctor noch nicht sein Haus verlassen, vielmehr mit Esther im Garten weilte, und zu seiner Freude fand er sogar auch seine Schwester bei ihnen, die sich gleich nach Tisch zu Esther begeben hatte, um sich den langen Nachmittag auch durch einen frohen Besuch zu verkürzen, da der Meyer sie allein zu Hause gelassen und zu einem entfernt wohnenden Nachbar geritten war, mit dem er Geschäftliches zu verhandeln hatte. Alle drei im Garten stehenden Personen schauten eben so verwundert wie erfreut auf, als sie Reinhard so hastig dahersprengen und nun vor der Pforte halten sahen. Kaum aber hatte

er sie erblickt und freudig den Hut zur Begrüßung geschwenkt, so sprang er aus dem Sattel und überließ seinen Hengst dem zufällig anwesenden Gärtner, um das dampfende Thier langsam umherzuführen, bis es in den Stall gebracht werden konnte.

»Hoho!« rief ihm der Doctor entgegen, als er nun rasch in den Garten getreten war, »Du kommst ja wie eine Windsbraut geritten und als triebe Dich eine unwiderstehliche Gewalt zu mir. O, was für magnetische Kräfte ich doch besitze! Aber warum das, mein Freund? Geschwind, sage uns, was Deinen Lauf so seltsam beflügelt hat.«

»Was Anderes,« erwiderte Reinhard nicht ohne einige Verlegenheit, indem er allen Dreien nach einander die Hand reichte, aber die verwunderten Augen der Mädchen nicht bemerkte, die mit ungewöhnlicher Schärfe sein erhitztes Gesicht studirten, »was Anderes, Herr Doctor, als das sehr erklärliche Verlangen, wieder bei Ihnen und unter Menschen zu sein, auf denen die Last und Sorge der Welt nicht so schwer liegt, wie auf denen, die ich so eben verlassen habe?«

Als Doctor Blank diese mit einem gewissen Bedacht gesprochenen Worte vernahm, wurde er augenblicklich ernst, ja, seine Miene, die vorher so freudig gewesen, als er den jungen Mann kommen sah, nahm den Ausdruck einer unverkennbaren Besorgniß an. Er wurde plötzlich schweigsam und in sich gekehrt, was er auch durch sein Verhalten bewies, denn er überließ Reinhard alsbald den beiden Mädchen, machte sich am Boden eines Beetes mit



irgend einer Pflanze zu schaffen und hörte so anscheinend nur mit halber Aufmerksamkeit die Fragen und Antworten mit an, die Reinhard mit seiner Schwester austauschte. Diese hatte bereits lange vor ihres Bruders Ankunft dem Doctor und Esther erzählt, wohin er heute geritten sei, und so wußten sie ja, wen er mit den von den Sorgen der Welt belasteten Menschen meinte.

»Nun,« sagte Thusnelda zuerst, »wir hast Du es getroffen? – Ist Alles wohl?« fügte sie mit leichtem Erröthen hinzu.

»Alles?« fragte Reinhard dagegen. »Nun ja, so ziemlich wenigstens, und Armin war es gewiß. Er freute sich sehr, daß ich kam und hatte mich bereits erwartet. Er läßt Dich freundlich grüßen und übermorgen Mittag vor Tisch kommt er zu uns, um den ganzen Tag bei uns zu bleiben und unsers Vaters Rath in Bezug auf seine Verhältnisse sich auszubitten.«

»Ja,« nahm nun der Doctor das Wort, indem er sich von seinem Beete aufrichtete, wieder etwas näher trat und dabei die hocherglühende Thusnelda scharf fixirte, »da habt Ihr ja gleich wieder eine angenehme Unterhaltung. Gelt, Nella, das ist jetzt ein anderes Leben, als da Dein Bruder in Frankreich war, nicht wahr? Doch – laßt mich einmal ein paar Augenblicke in's Haus gehen, mir ist da eben eine kleine Arbeit eingefallen, die ich noch vor Abend beseitigen möchte. Sprecht Euch unterdessen die Herzen frei, ich komme bald wieder und fordere dann von Reinhard auch mein Theil.«

Nach diesen Worten ging er, wie es Allen vorkam, etwas schnell in das Haus, Reinhard aber achtete am wenigsten darauf; vielmehr froh, daß er wieder in Esther's Nähe sein konnte, wandelte er zwischen den beiden Mädchen im Garten auf und nieder und erzählte nun, was er auf Strachnitz gesehen und gethan, ohne jedoch in Gegenwart Esther's gewisse Einzelheiten zu erwähnen, die ihr bei ihrer Unbekanntschaft mit den Verhältnissen der Baronenfamilie gleichgültig sein mußten. So dachte er wenigstens und Esther's Miene gab ihm durchaus nicht zu erkennen, daß sie auf eingehendere Berichte neugierig sei.

Obgleich er nun aber flüssig sprach und Thusnelda's reichliche Fragen nach Diesem und Jenem ziemlich umständlich beantwortete, so merkten die beiden Mädchen ihm doch eine gewisse innere Bedrücktheit an und erst nach einiger Zeit und nachdem Esther wiederholt freundliche Worte an ihn gerichtet, gelang es ihm, sich davon frei zu machen, und so wurde er allmählig wieder, wie früher, der gemüthliche Mann, bei dem mit jeder Minute mehr die Freude zum Durchbruch kam, wieder in einem Kreise von Menschen zu sein, denen nicht die Noth des Lebens den Stempels, des Trübsinns und des Wehes ausgedrückt, den er eben so deutlich auf den Gesichtern der Bewohner von Strachnitz gelesen.

Nachdem sie aber etwa eine halbe Stunde im Garten auf und nieder gewandelt, fiel Reinhard denn doch das lange Ausbleiben des Doctors auf und er fragte Esther, ob

er denn heute nicht gesonnen sei, seinen gewöhnlichen Spaziergang anzutreten?

»Nein,« erwiderte Esther, »der Herr Doctor findet den Wald heute für mich zu naß; es hat gegen Mittag hier stark geregnet und so will er auch Thusnelda nachher nach Hause fahren lassen, wogegen sie sich bereits kräftig gesträubt hat, da sie lieber gehen will.«

»Nein,« rief diese lebhaft aus, »nun fahre ich ganz bestimmt nicht, da mein Bruder gekommen ist, und ich gehe um so lieber mit ihm zu Fuß nach Hause, da ich noch Mancherlei mit ihm zu sprechen habe, was sich im Fahren nicht so gut bewerkstelligen läßt.«

»Ich habe ja mein Pferd bei mir, Nella,« sagte dieser nun, wobei er jedoch seine Schwester fragend von der Seite ansah, da es ihm vorkam, als habe sie ihm so eben durch einen raschen Wink mit den Augen zu verstehen geben wollen, daß sie etwas Besonderes mit ihm zu reden wünsche.

»Das ist kein Grund,« erwiderte sie auch sogleich, »warum Du nicht mit mir gehen könntest. Du läßt das Pferd hier im Stall stehen und schickst Adam her, daß er es hole. Ich selbst aber scheue mich vor der Nässe nicht, denn sieh, ich habe mich wohl vorgesehen und kann mein Kleid aufschürzen, wie ich es auch auf dem Herwege gethan.« Dabei hob sie ihren zierlichen Fuß in die Höhe und zeigte, daß sie, wie in der Regel im Walde, auch heute feste Stiefelchen trug.

»So will ich Dich begleiten,« versetzte Reinhard, »auch ich gehe gern, nachdem ich mehrere Stunden im Sattel zugebracht. – Wann mußt Du zu Hause sein?«

»Der Vater kommt erst zum Abendessen zurück, hat er mir gesagt,« lautete die ruhige Antwort, »und so haben wir noch gute zwei Stunden Zeit.«

Reinhard blickte erfreut auf und entgegnete: »Es ist wunderbar, zwei Stunden sind eine schöne und lange Zeit, wenn man sie in heiterer Gesellschaft verbringen kann, aber heute vor und nach Tisch sind sie mir doch etwas lang vorgekommen, da ich viel Ernstliches und sogar Tröstliches zu sprechen hatte und Mancherlei mich wünschen ließ, meinen Besuch in Strachnitz abzukürzen.«

Eben wollte Esther eine Frage an ihn richten, was ihn denn zu diesem Wunsche getrieben und wen er zu trösten gehabt, als Doctor Blank wieder erschien und seinen Stock in der Hand trug, als wolle er nun doch einen Gang antreten. Das gab er auch sogleich zu verstehen, wiewohl auf eine Weise, die Reinhard im ersten Augenblick nicht ganz genehm war, denn er sagte zwar scherzend, aber mit einem Gesicht, auf dem eine bei ihm ungewölmliche Hast mit einer Spannung verbunden lag, die Thusnelda schon den ganzen Nachmittag darauf wahrgenommen zu haben glaubte:

»Nun, Ihr Mädchen, habt Ihr den edlen Ritter lange genug für Euch gehabt, jetzt könnt Ihr ihn auch mir eine Viertelstunde gönnen. – Komm, Reinhard, begleite mich ein Stück in den Wald,« wandte er sich mit ernsterem Blick zu diesem, »ich habe etwas mit Dir zu besprechen,

wobei ich keine Zeugen gebrauche, die so scharfe Augen und Ohren wie diese Mädchen haben. Ihr aber, Kinder, seid mir nicht böse, daß ich Euer Vergnügen störe und Euern Ritter auch für mich in Anspruch nehme, ich bringe ihn Euch bald wieder und dann habt Ihr ihn für Euch allein.«

Bei diesen Worten faßte er Reinhard unter den Arm und verließ mit ihm den Garten, um alsbald in den Wald einzutreten und sich so schnell wie möglich den Blicken der ihm nachschauenden Mädchen zu entziehen. Aber nach wenigen Minuten schon und als ob er nun seines Begleiters sicher sei, zog er seinen Arm wieder zurück und schritt schweigend an der Seite des jungen Mannes einher, der ebenfalls schwieg, da er bescheiden auf die Mittheilungen wartete, die der alte Herr ihm zu machen habe. Allein es dauerte eine geraume Zeit, bis dieser zu sprechen begann, als würde es ihm etwas schwer, das erste Wort dazu zu finden, und als er dabei sein Gesicht auf Reinhard richtete, bemerkte dieser, wie der ungewöhnliche Ernst und die Spannung, die es schon vorher gezeigt, auch jetzt noch nicht davon gewichen seien.

»Reinhard,« begann der Doctor endlich zu reden und sah dem jungen Mann fest und vertrauensvoll in die Augen, »ich habe heute Mancherlei zu verhandeln, was die Mädchen nicht zu hören brauchen. Aber zuerst sage mir, was Du selbst denkst oder empfindest, denn ich habe wohl bemerkt, daß Dein Gemüth etwas bedrückt war,

als Du zu uns in den Garten tratst. Also rasch, wir haben nicht lange Zeit, sprich Dich aus. *Mir* kannst Du Alles sagen, was Dir auf dem Herzen liegt. – Um Dir aber in Deinen Eröffnungen zu helfen, denn ich sehe, daß es Dir schwer wird, Dein Inneres zu entschleiern,« fuhr er nach kurzer Pause fort, da Reinhard unschlüssig vor sich niederschaute, »so will ich Dir sagen, daß ich den Grund Deiner Bedrücktheit errathen zu haben glaube. – Wie mir scheint,« fügte er etwas langsamer hinzu, »hast Du keine besonders guten Eindrücke von Strachnitz mit zurückgebracht! Nella hat mir im Allgemeinen gesagt, was Dich zu dem heutigen Besuche bewogen hat, und so kann ich mir alles Uebrige so ziemlich denken. Nun sprich – Du hast Dich nicht über Alles, was Du gesehen und erfahren, gefreut, nicht wahr?«

»Nein, gewiß nicht, Herr Doctor,« erwiderte nun Reinhard, dessen Seele durch diese offen vorgelegte Frage und die freundliche Miene, die der alte Herr dabei blicken ließ, erschlossen war, »und es ist ja kein Geheimniß, wie es in Strachnitz steht, wenigstens haben Sie gewiß schon längst von meinem Vater erfahren, in welcher traurigen Lage sich der alte Baron und also auch jetzt sein Sohn befindet, nicht wahr?«

»Ja wohl,« versetzte der Doctor mit ruhigem Kopfnicken, »Dein Vater hat mir darüber genug gesagt und ich bin so ziemlich orientirt; nun möchte ich aber auch von Dir noch Einzelnes hören, da Du Dich ja mit eigenen Augen überzeugt hast, wie es dort aussieht. Also vorwärts!«

Reinhard, der nicht erwartet hatte, jetzt und hier schon Ausführliches über seine jüngsten Wahrnehmungen bei seinem Freunde berichten zu müssen, war jedoch auf der Stelle dazu bereit und erzählte nun, wie er das Gut gefunden, in welchem Zustande die Waldungen und Aecker sich befänden und daß sein armer Freund einen schweren Stand haben werde, um sich aus dem Wirrsale zu befreien, in das er so unschuldig und in so jungen Jahren durch ein trauriges Geschick gerathen war.

Doctor Blank hörte ihm ruhig zu und auch als Reinhard zu reden aufhörte, sprach er kein Wort. Dabei hielt er seinen Kopf gesenkt, als sinne er tief nach, bis er ihn endlich wieder erhob und sagte: »So, also so steht es dort! Nun ja, das ist schlimm, aber ein junger tüchtiger Mann, wie Dein Freund es sein soll, wird ja wohl auch diesen unverschuldeten Schwierigkeiten gewachsen sein. Ich hoffe es wenigstens. – Doch nun – hast Du den alten Baron auch gesehen?«

»Nein, er war nicht zu Hause; wie fast alle Tage war er zu seinem Vergnügen ausgefahren und kommt erst in einigen Tagen zurück. Er bekümmert sich ja gar nicht um seine Verhältnisse, lebt gedankenlos in den Tag hinein, hat Alles seinem Inspector überlassen und läßt seinen Besitz auf diese Weise zu Grunde gehen, wenn er nur seinen vornehmen Gewohnheiten fröhnen kann. Nur das Eine hat Armin bis jetzt schon bewirkt, daß der Inspector Michaelis das Gut verlassen muß. Das ist ein Halunke, der

seinen Herrn offenbar betrügt und dem ich das Handwerk bald legen würde, wenn ich ein Wort mitzureden hätte.«

»Ha, ja!« sagte der Doctor, mit dem Kopfe beifällig nickend, »damit würdest Du auch das Rechte thun. – Also den Baron hast Du nicht gesehen?« fragte er noch einmal, und diesmal klang seine Stimme fast etwas zaghaft, wie es Reinhard wenigstens bedienten wollte.

»Nein,« wiederholte er, »ich habe ihn nicht gesehen, aber die Baronin habe ich gesprochen.«

Es erfolgte keine Antwort von seinem Zuhörer, obwohl Reinhard schon etwas lange geschwiegen. Endlich aber sagte er: »So, also die Baronin hast Du gesprochen? So! Was – was für eine Frau ist sie denn eigentlich?«

Reinhard begann sogleich eine ziemlich getreue Schilderung von ihr zu entwerfen und berichtete, wie sie sich ihm dargestellt und fügte auch hinzu, welchen tiefen Eindruck sie auf ihn gemacht. »Sie ist immer noch eine ansehnliche alte Dame,« sagte er, »die noch heute sichtbare Spuren einer früheren, gewiß sehr großen Schönheit trägt, eine durchweg angenehme, ja liebliche Erscheinung mit ihrer zarten, fast noch jugendlichen Gestalt und ihrem durchsichtig klaren Gesicht, aber leider steht ihr auch der Schmerz darauf geschrieben, den sie Jahre lang ertragen haben soll, und ich bin fest überzeugt, daß sie auch heute noch recht vielen Kummer hat.«



Der Doctor bückte sich nach einer Pflanze und riß sie sammt der Wurzel aus. Als er sie dann eine Weile betrachtet, warf er sie wieder weg und sagte, wie es Reinhard vorkam, mit etwas heiserer Stimme, weshalb er sich auch wiederholt räusperte:

»So! Die arme Frau!« Und er seufzte still dabei auf. – »Und wie benahm sie sich denn gegen Dich?« fuhr er langsam fort. »Wer sie freundlich oder kehrte sie ein gewisses – vornehmes Wesen gegen – den Sohn des Meyers vom Spiegelhof hervor?«

»Gott bewahre!« fiel Reinhard eifrig ein. »Sie bewies sich außerordentlich freundlich, ja herzlich gegen mich; von solcher abgeschmackten Vornehmthuerei war keine Spur an ihr zu bemerken und sie behandelte mich nur als das, was ich ja wirklich bin, als den treuen Freund ihres Sohnes, den sie namenlos zu lieben scheint und der gewiß auch diese Liebe verdient, da er ja ihr Alles, die einzige Freude auf der Welt für sie ist. Nur erkundigte sie sich sehr angelegentlich nach meiner Schwester, fragte, ob sie gut und wirthschaftlich erzogen sei und mir ähnlich sähe, worauf sie sich zuletzt ihre Photographie von mir ausbat.«

»Hm!« machte der Doctor wieder. »Das freut mich, und daß Du mir das Alles sagst, hat bei mir viel Gewicht. – Doch nun laß uns über diese Leute genug gesprochen haben. Ich habe Dir jetzt noch eine andere Frage vorzulegen, die Dich persönlich näher berührt und mir – noch wichtiger ist als das traurige Geschick des alten Sünders,

jenes verschwenderischen Barons. – Aber nun, mein Junge,« fuhr er mit lauterem Ton und viel flüssiger redend fort, »erbitte ich mir Aufrichtigkeit und Wahrheit von Dir, wie ich sie von Dir gewohnt bin.«

Reinhard sah ihn groß an, er begriff den alten Herrn in diesem Augenblick nicht recht, denn es klang mit einem Mal etwas Herbes, fast Gebieterisches aus seiner Stimme heraus und dabei hatte er sich stolz aufgerichtet und sah den jungen Mann forschend und gleichsam ermahmend von der Seite an. »Ja,« sagte er, »diese Aufrichtigkeit und Wahrheit *fordere* ich diesmal von Dir. Ich habe nämlich heute und schon neulich, wiewohl in etwas geringerem Grade – eine Bemerkung gemacht, die mich einigermaßen beunruhigt, und diese Bemerkung betrifft – Deine Schwester. Ich fand sie heute nicht so fröhlich, so harmlos, so kindlich glücklich wie sonst, vielmehr war sie ernst, schweigsam und trüb, wenigstens so lange sie sich in meiner Gesellschaft befand.«

»O, das habe ich doch vorher nicht an ihr bemerkt,« warf Reinhard etwas beklommen ein.

»Still, laß mich ausreden!« unterbrach ihn der alte Herr fast streng. »Seitdem dieser Baron nämlich – ich meine natürlich den Sohn – in Eurem Hause gewesen ist, finde ich Nella auffallend verändert. Doch – machen wir die Sache kurz ab und sieh Du mich dabei nicht so groß und verwundert an – Du weißt, mein Auge ist scharf, wenn es gilt, einem Menschen in's Herz zu blicken, und ich sehe doch in das Deine hinein, wenn Du mir auch etwas verbergen wolltest. Sprich also ehrlich mit mir –

ich habe ja immer Dein Vertrauen besessen – ist Dir etwa bekannt, daß – zwischen dem jungen Baron und Deiner Schwester irgend etwas Bedeutsames vorgeht?»

Er hatte diese Worte, die, da sie so unerwartet kamen, wie spitze Nadeln in Reinhard's Brust drangen, in kurzen Sätzen scharf und fast schneidend gesprochen und bei jeder Pause, die er zwischen ihnen eintreten ließ, einen Blick in Reinhard's Augen geworfen, der ihn gleichsam bannte und tief in seine Seele drang. Einem solchen Beobachter gegenüber konnte der ehrliche Reinhard keine Ausflüchte suchen und, als käme plötzlich eine Art Eingebung über ihn, daß des Doctors Mitwissen ja sicher keinen Schaden bringen könne, sagte er:

»Herr Doctor, Sie überraschen mich, aber da Sie an meine Ehrlichkeit appelliren, so will ich Ihnen gestehen, – und hier ruhten des Doctors Blicke wie strahlende Sterne auf ihm – »daß ich allerdings glaube, ja – so ziemlich weiß – daß Etwas zwischen – den Beiden vorgeht.«

»Ah!« rief Doctor Blank und fast schien es Reinhard, als ob ein rasch vorüberschwebender Freudenstrahl aus des alten Herrn Auge hervorschieße, »also wirklich? Ich habe es mir gedacht. Also der Baron – mit einem Wort – hat sein Auge auf Nella geworfen, nicht wahr?«

»Ja, Herr Doctor, ich kann es nicht läugnem aber Sie werden doch gewiß gegen Niemanden, der nichts davon wissen darf, einen zu frühen Gebrauch davon machen?«

»Narr Du,« rief Doctor Blank herzlich auflachend aus, »wir kannst Du das von mir befürchten? Doch sprich,

hältst Du den Baron in Wahrheit für einen redlichen, edlen Mann, nach jeder Richtung hin, so daß Deine Schwester nichts von ihm zu befürchten hat?«

»Auf mein Gewissen, Herr Doctor, für Armin büрге ich in dieser Beziehung, wie für mich!« rief Reinhard mit edlem für seinen Freund aufflammenden Enthusiasmus aus.

»Still, still, von Dir spreche ich jetzt nicht, Du hast ja noch keine solche Leidenschaft gefaßt,« entgegnete der Doctor mit einem Ausdruck innerer Freudigkeit, die ihn ganz plötzlich überkam, »ich spreche jetzt nur vom Baron. Aber wie steht es mit Nella? Auch das will ich von Dir, der auch der treue Freund seiner Schwester ist, wissen.«

»Nella?« fragte Reinhard. »Soll ich denn auch deren heiligstes Geheimniß verrathen?«

»Ja, Du mußt und sollst!« sagte der Doctor wieder mit strengem Ton.

»Nun denn, Nella ist – ihm auch gut, ich weiß es, aber ich bitte Sie um Gottes willen, verrathen Sie mich nicht –«

»Thor! sage ich noch einmal, kennst Du Deinen alten Freund nicht besser? Haha! Doch nun sei still, ich weiß genug. Aber, – jetzt habe ich noch eine andere Frage. Wie steht es mit Deinem Vater, he?«

»Ach, mein Vater!« sagte Reinhard traurig. »Das ist die große felsenharte Klippe, an der, wie ich fürchte, Armin's Hoffnung scheitern wird. Uebermorgen will er zu uns kommen und in seiner Ehrlichkeit meinem Vater eröffnen, was ihn so innig zu uns zieht. Er will nicht gerade

um Nella's Hand anhalten, denn danach sind ja seine Verhältnisse augenblicklich nicht angethan, und Thusnelda sei auch noch jung wie er und sie könnten Beide noch ein paar Jahre warten, meinte er, aber er will meinem Vater sagen, daß er sie liebt und daß er ihm die Erlaubniß geben solle, nicht blos als *mein* Freund unser Haus zu besuchen. Er will also nur im Voraus eine Hoffnung für die Zukunft haben, will keine Liebschaft hinter dem Rücken meines Vaters anfangen, sondern ihm nur durch sein Handeln beweisen, daß er ein Mann ist, der durch seinen Fleiß, seine Arbeit und ein ehrliches Bestreben seine Tochter verdient.«

»Ah,« rief der Doctor erfreut aus, »das ist gut, das spricht auch bei mir für den jungen Mann. Nun, laß ihn nur kommen, wir wollen erst sehen, wie der Alte seine Erklärung aufnimmt; was er ihm aber auch sagen mag, das laß Dich nicht kümmern. Ein Mann, der solche Gesinnungen hat, wie der Baron – und Dir traue ich ja darin – wird auch endlich Deinen Vater besiegen und wäre er auch noch so felsenhart und starr in seinen Ansichten.«

»Glauben Sie?« rief Reinhard wie in entzückter Aufwallung aus.

»Ja, das glaube ich,« versetzte der Doctor mit einer Bestimmtheit, die seines jungen Freundes Herz hoch aufschwellen machte.

»O, Gott sei Dank! Wenn *Sie* das sagen, dann ist ein großer Stein von meinem Herzen gewälzt und nun bin ich froh, daß ich Ihnen mein Vertrauen geschenkt habe.«

Der Doctor kicherte still vor sich hin und nun faßte er Reinhard wieder unter den Arm und sagte: »Das wußte ich ja vorher, alter Freund: einen treuen Verbündeten und Vertrauensmann zu haben, ist immer ein Schritt vorwärts zum Ziel. Doch nun, Reinhard, ich sehe eben, daß wir viel weiter vom Hause fortgegangen und länger ausgeblieben sind, als ich beabsichtigt hatte, und die Mädchen werden mir böse sein, daß ich Dich ihnen so lange entzogen habe. Doch das werde ich auf andere Weise wieder gut zu machen suchen und nun laß uns rasch umkehren und weiter nicht über die vorliegende Sache sprechen. Die Kugel ist im Lauf und was sie treffen wird, werden wir zur rechten Zeit erfahren.«

Reinhard hatte in Folge dieses Gesprächs so viel zu denken gefunden, daß er nur wenig zum Sprechen aufgelegt war, und so schritt er stumm an der Seite des alten Freundes nach Blanksruh zurück, der seinerseits ebenfalls genug gesprochen hatte, denn auch er verhielt sich von jetzt an ziemlich still. Nur noch einmal, als sie das kleine Haus aus seiner grünen Umgebung in der Ferne auftauchen sahen, sagte er:

»Gieb Dir Mühe, Reinhard, so heiter wie möglich auszusehen. Jetzt siehst Du ziemlich betreten aus und die beiden Mädchen dürfen kein Unheil wittern. Sie haben Beide scharfe Sinne. Nur die Bitte spreche ich noch aus, daß Du Alles, was wir eben unter einander abgemacht haben, für Dich behältst. Sie dürfen nicht erfahren, daß wir uns mit dem Schicksal der einen von ihnen beschäftigt haben. So wollen wir wie die allwissenden Sterne

über ihr schweben und keins von den Geheimnissen verathen, die in den Höhen über ihr verborgen liegen. Das ist das Beste für den auf der Erde lebenden Menschen. – Doch sieh, da kommen sie uns schon entgegen und Deine Schwester ist bereits zum Aufbruch gerüstet.«

So war es auch. Thusnelda war der Bruder zu lange ausgeblieben und so, in Besorgniß, daß der Vater vor ihnen nach Hause kommen könne, hatte sie Hut und Tuch genommen und war, von Esther begleitet, den beiden Männern entgegengegangen.

»Verzeiht,« sagte der Doctor, als er sie erreicht, »unser Spaziergang hat etwas länger gedauert, als wir eigentlich gewollt, aber wir hatten Mancherlei zu besprechen, was keinen Aufschub gestattete. Uebrigens können wir uns bald wieder besuchen und dann will ich nicht wieder als Störenfried zwischen Euch treten.«

Als Reinhard seine Schwester und Esther so vertraulich Arm in Arm daherwandeln sah, warf er einen Blick innerer Befriedigung auf Beide und sein Gesicht zeigte eine viel frohere Miene als kurz vorher. Sein ganzes Wesen war um Vieles freier und leichter geworden, er fühlte sich mit einem Mal nicht mehr so bedrückt wie früher und er hatte die freundlichsten Worte für Esther, die sich im Ganzen schweigsam verhielt und nur das Gesicht des Doctors studirte, dessen Wangen eine ungewöhnlich lebhaftere Farbe zeigten. »Doch, Du willst gehen,« sagte er nun zur Schwester, »und in der That möchte es Zeit dazu sein. – Ich lasse mein Pferd bei Ihnen,« wandte er sich

zum Doctor, »und sende Jemand her, der es holt, sobald ich zu Hause angekommen bin.«

»Es soll gut aufgehoben sein,« lautete die Antwort, »und nun, wenn Ihr gehen müßt, geht, ich steige jetzt mit Esther nach meiner Warte hinauf, denn ich habe heute eine noch größere Sehnsucht nach meinen Sternen als sonst.«

Thusnelda umarmte und küßte Esther herzlicher denn je und diese erwiderte diese Zärtlichkeit mit inniger, aber schweigender Hingebung. Dann reichte Reinhard Esther die Hand, sah sie mit einem langen warmen Blick an und sagte: »Sehen wir Sie bald wieder auf dem Spiegelhof?«

Sie neigte beifällig den Kopf, erröthete leicht und erwiderte: »Dort oder hier; wenn ich aber nicht störe, werde ich gern bald wieder den Hof besuchen,« und dabei zog sie sanft ihre Hand aus der seinen, die er unbewußt so lange festgehalten hatte.

»Sie stören uns niemals,« entgegnete er, »die Arbeit drängt nicht so sehr und Sie sehen ja, daß ich heute den ganzen Tag außerhalb zubringen konnte.«

»Macht nicht so viele Worte über Dinge, die sich von selbst verstehen,« sagte der Doctor. »Wir sehen uns gern Alle bald wieder, wo es auch sein mag. Und nun lebt wohl!« Dabei reichte er Reinhard die Hand, küßte Thusnelda wie sonst und dann ergriff er Esther's Rechte, um mit ihr sofort den Gang nach dem Berge anzutreten, nach dem er heute eine so große Sehnsucht im Herzen trug. –



Als Bruder und Schwester sich endlich allein sahen, wonach Thusnelda vielleicht das größte Verlangen getragen, sank die milde Dämmerung schon über den Wald herein, denn die Sonne stand bereits tief und sandte nur noch schräge Lichtstreifen zwischen die Bäume hindurch, so daß die hehren alten Stämme in goldenem Licht glühten, während einzelne Regentropfen noch immer langsam von den frisch aufgelebten Blättern niederfielen.

Feierliche Stille herrschte ringsum, kein Laut störte den friedlichen Abend und von dem schweigend neben einander wandelnden Geschwisterpaar schien weder Reinhard noch Nella Lust zu haben, das Gespräch zu beginnen, da sie beiderseits ahnen mochten, daß es für den Einen oder Andern von einiger Bedeutung sein würde. Endlich aber glaubte Thusnelda, daß dies Schweigen lange genug gedauert, sie hing sich an ihres Bruders Arm und, indem sie ihn liebevoll von der Seite anblickte, sagte sie:

»Was hat denn der Doctor von Dir gewollt, daß er Dich so lange im Walde umhergeführt hat? Du siehst etwas erhitzt aus, obwohl Deine Miene einen ganz anderen Glanz angenommen hat, als sie ihn hatte, da Du so eilig zu uns kamst.«

Reinhard besann sich nicht lange, was er darauf erwidern sollte, und so sagte er: »Es war wohl nur eine kleine Neugierde, die ihn geplagt hat; er wünschte zu erfahren, wie ich es auf Strachnitz gefunden habe. Und so habe ich ihm Alles haarklein auseinandergesetzt, denn Du weißt

ja, daß er Alles wissen möchte, was um ihn herum vorgeht.«

»So, also das war es. Wirst Du denn auch mir so gewissenhaft erzählen, was und wie Du es gefunden hast? Denn was Du Uns bisher gesagt, war nicht viel mehr, als was wir schon lange wußten. – Nun,« fuhr sie nach einer Weile fort, da Reinhard schwieg und mit sich zu Rathe ging, wie er ihr das Wichtigste von Allem beibringen sollte, »Du schweigst? O sprich doch, lieber Reinhard, wir sind ja immer gute Freunde und Vertraute gewesen und Du weißt ja, daß Alles, was Dir auf der Seele lastet, auch mich bedrückt.«

»Nun,« sprach er endlich mit einiger Bewegung, »diesmal ist das, was mich bedrückt, nicht gerade etwas, was mir persönlich gilt, es gilt vielmehr einem Anderen. Und das, was der Doctor zu wissen verlangte, wird Dich weniger interessiren als das, was ich Dir allein zu sagen habe.«

»Was ist das?« fragte Thusnelda zaghaft, indem sie sich fester, als sie selber wußte, an den Bruder schmiegte.

»Ja, ich will es Dir sagen, denn es betrifft Dich ja nur allein. Die Baronin, Armin's Mutter, eine liebe und sanfte, aber gewiß recht unglückliche Frau, hat durch ihren Sohn viel von Dir erfahren, und da hat sie mich redlich ausgefragt und ich mußte Dich von außen und innen beschreiben. Es schien sie das sehr zu interessiren und zuletzt bat sie mich sogar, ihr Deine Photographie zu schicken, und das habe ich ihr auch versprochen und werde es so wohl auch mit Deiner Erlaubniß ausführen dürfen.«

»Meine Photographie?« fragte Thusnelda mit starkem Herzklopfen. »Was will sie denn damit?«

»Nun, wahrscheinlich sich überzeugen, ob ihr Sohn Dich richtig geschildert, denn er scheint Dich in ein sehr glänzendes Licht gestellt zu haben. Mit einem Wort, Nella, ich kann es Dir nicht länger verschweigen, es würde mir das Herz abdrücken, wenn ich es allein für mich behalten müßte. Armin liebt Dich unbeschreiblich und er will und muß bald die Gewissheit haben, daß unser Vater ihm gestattet, seinen Empfindungen für Dich nachzuhängen und uns von Zeit zu Zeit zu besuchen, ohne jedoch auf eine sofortige öffentliche Verbindung zu dringen. Das kann er ja auch nicht, wie ich mich heute selbst überzeugt habe. Seine Verhältnisse sind in der That übel und gestatten ihm nicht, auf Freiers Füßen zu gehen. Er will nur die Gewißheit haben, daß seine Liebe in Zukunft von Dir erwidert werden wird, und um Muth und Kraft für die schwierige Aufgabe zu gewinnen, die ihm zu Hause bevorsteht, will er sich für's Erste die Ueberzeugung von der Möglichkeit der Erfüllung seiner Wünsche verschaffen. Jetzt ist es also an Dir, mir zu sagen: liebst Du ihn, wie er Dich liebt, oder fühlst Du wenigstens eine Neigung zu ihm, die mit der Zeit zu einer vollen Liebe erwachsen dürfte?«

Es erfolgte keine Antwort von ihr, sie hing sich nur fester an des Bruders Arm und hatte den Kopf tief auf die wogende Brust gesenkt. Er sah sie mit herzlicher Theilnahme von der Seite an und da er ihren inneren Kampf wahrnahm, den er wo möglich zu verkürzen strebte, so

sagte er mit einem so warmen Ton, daß er tief in ihre Seele drang: »Sprich, Nella, wir, sind ja treue Freunde und Vertraute, wie Du sagst: hat Armin Hoffnung, daß Du ihn einst lieben kannst, wie er Dich liebt?«

Da war der Kampf zu Ende und ihre Gefühle rissen sie mit sich fort. Sie blieb mitten im lebhaften Gange unter einer hohen Buche, die ihre Zweige fast aus sie nieder senkte, stehen, fiel dem Bruder plötzlich um den Hals, schluchzte laut auf und rief: »Reinhard, ich bitte Dich, quäle mich nicht! Ich will Dir ja Alles, Alles sagen, was ich Dir sagen kann, aber Du sollst mir mit gutem Beispiel vorangehen. Sage mir also zuerst – hast Du auch Esther lieb?«

Reinhard's Herz schien einen Augenblick zu erstarren, dann aber sandte es sein Blut mit aller Gewalt nach seinem Kopf, seinem Gesicht hinauf, und Thusnelda, als sie dies bemerkte, ersah schon aus diesem Zeichen, welche Antwort ihr alsbald zu Theil werden würde.

»Ja,« sagte er endlich, tief aufathmend und seine Schwester fest an sich drückend, »diese Frage habe ich zwar gerade jetzt nicht erwartet, aber ich kann sie Dir doch bejahen, wenn das ein *gutes* Beispiel für Dich ist. Ja, ich habe Esther von ganzem Herzen lieb, aber noch habe ich es mir kaum selbst gestanden und Du bist – mit einziger Ausnahme Armin's – die Erste, die es aus meinem Munde hört. Indessen, eine Hoffnung, sie zu erringen, wie Armin Dich erringen will, habe ich noch gar nicht gefaßt, denn ach! mich hat *Dein* Schicksal bis jetzt

weit mehr beschäftigt, als das meine. Doch was für eine Antwort erhalte ich von Dir?«

»Sie lautet eben so in Bezug auf Deinen Freund, wie die Deine auf Esther,« erwiderte Thusnelda mit fester Entschlossenheit, »und damit habe ich Dir eigentlich schon genug gesagt. Doch noch das Eine will ich hinzufügen, damit Du klar über mich werdest und nicht etwa glaubst, daß drei kurze Tage hingereicht haben, um dieses Gefühl in mir hervorzurufen. Ich habe Armin von Strachnitz schon geliebt, ehe ich ihn als Mann kannte. Als ich Deine Briefe und Schilderungen von ihm las und seinen ganzen Werth in Bezug auf Dich erkannt, neigte sich mein Herz schon zu ihm hin, und jetzt, als ich ihn sah, mit ihm sprach und sein Wesen ergründen konnte, da war es bis zur wirklichen Liebe nur ein kurzer Schritt, und den, ja den, Reinhard habe ich wirklich gethan.«

»So,« sagte Reinhard, indem er an Thusnelda's Arm wieder weiter ging, »nun weiß ich in der That genug. Das war und ist die Lichtseite Eures geheimen Bundes, aber er hat auch noch eine Schattenseite und die ist nächtlich schwarz und trüb. Armin wird übermorgen kommen und dem Vater sein Herz eröffnen. Als ehrlicher Mann kann und will er unser Haus nur betreten, falls der Vater ihm die ausdrückliche Erlaubniß dazu ertheilt. Und glaubst Du nun, daß dieser sonst so gute, aber in gewissen Punkten so eiserne und steinharte Mann ihm diese Erlaubniß auf der Stelle ertheilen wird?«

Thusnelda seufzte tief auf. »Ach nein,« sagte sie, »das glaube ich leider nicht. Wir haben jedenfalls eine schwere Aufgabe vor uns, aber ich werde mich ihr gewachsen zeigen, verlaß Dich darauf. So weit ich den Vater kenne, sagt er: Nein!«

»Das ist auch meine Ansicht!« erwiderte Reinhard mit großer Betrübniß. »Indessen, Nella, geben wir uns darum noch nicht verloren und harren wir geduldig aus. Es eilt ja nicht, weder mit Dir noch mit mir. Und wer weiß, was sich ereignet! Ich weiß nicht, wie es kommt –« und hier fiel ihm plötzlich die vorher mit dem Doctor geführte Unterredung ein – »aber ich habe einen Schimmer von Hoffnung, der zwar erst in der Ferne wie ein kleiner Stern auftaucht, aber immer größer und heller wird.«

»Ach,« seufzte Thusnelda, »der Schimmer und Stern *meiner* Hoffnung ist nur sehr klein und schwach, und wie der Deinige immer größer und heller werden kann, wenn Du bedenkst, daß Esther – eine Jüdin ist, das begreife ich nicht.«

»Ich eigentlich auch nicht und doch ist es so. Aber laß uns jetzt noch nicht an mich und Esther denken, das ist erst die zweite Klippe, und Du stehst vor der ersten, die in Wahrheit schon gefährlich genug ist. Doch still – ich höre ein trabendes Pferd – ha! es ist der Vater, der eben nach Hause reitet.«

In zwei Minuten war der Meyer bei seinen Kindern angelangt und er freute sich sichtbar, sie hier im Walde beisammen zu finden. Langsam ritt er nun neben ihnen her und bald hatte er erfahren, wo sie gewesen, wie sie

sich getroffen und was Reinhard in Strachnitz vorgefunden. Er hatte aufmerksam zugehört, was ihm sein Sohn erzählt, als derselbe aber geendet, sagte er, nach seiner Weise ernst mit dem Kopfe nickend: »Nun, ich habe es ja gewußt, daß es schlimm aussieht. Hm! – Also übermorgen will er uns besuchen? Gut. Der arme Kerl thut mir von Herzen leid, aber um so mehr soll er mir willkommen sein, und wenn er meinen Rath haben und auf ihn hören will, so soll er ihm zu Theil werden. Doch da sind wir ja zu Hause, Kinder, und das ist mir lieb. Nichts geht über ein friedliches Dach, wenn man aus der laut tobenden Welt heimkommt und sich sagen kann, daß Gott unsere Arbeit gesegnet hat. Das wollen wir immer bedenken, wenn wir Andere finden, denen dies Glück nicht beschieden ward, und stets bereit sein, ihnen zu helfen, wo wir können. – Guten Abend, Adam! Da, nimm mein Pferd und dann trotte nach Blanksruh und hole meines Sohnes Gaul, den er daselbst gelassen hat.«

Während der Meyer dies zu Adam Riese sprach, waren die Geschwister, sich verständliche Blicke zuwerfend, in die Tenne getreten, und Beide frohlockten innerlich über das eben vernommene herzliche Wohlwollen des Vaters, bezogen aber in ihrer überreizten Gefühlsstimmung die Hülfe, die er dem Baron leisten wollte, nicht auf das, was er ohne Zweifel damit meinte, sondern erblickten darin einen Schimmer von Hoffnung, der ihren Wünschen sich hier so nahe zu zeigen schien. Ob und in wie weit sie sich darin täuschten, sollte ihnen schon in kurzer Zeit klar werden.

Es war etwa zehn Uhr am Morgen des folgenden Tages, als man den Meyer Saaltrup auf dem leicht gewundenen Wege, der vom Spiegelhof nach Blanksruh führte, auf seinem großen Sennerrapphengst langsam durch den Wald reiten und sich seine schönen Bäume in voller Gemüthsruhe und mit unverhohlener stolzer Freude betrachten sah. Die Sonne war um diese Zeit noch nicht zum Durchbruch gekommen, dünne, in den Höhen schweifende Nebelschleier verhüllten sie noch, und das war dem stattlichen Reiter ganz angenehm, der in der besten Stimmung seinen Weg verfolgte, denn er liebte den heißen Sonnenbrand nicht und war stets vergnügt, wenn er, ohne Schweißtropfen zu vergießen, sich durch den kühlen Wald bewegen konnte und nicht die tieferen Schatten der Bäume aufzusuchen brauchte.

Warum der sonst so ernste Mann heute in so guter Stimmung war, ist bald gesagt. Er hatte diesmal keinen Berufs- oder Inspectionsritt vor sich, da alle seine begonnenen landwirthschaftlichen Arbeiten im besten Gange waren, vielmehr war er einmal aufgelegt, sich nach dem befreundeten Blanksruh zu begeben, um dem Doctor und seiner jetzigen Pflegebefohlenen einen pflichtschuldigen Gegenbesuch abzustatten. Ohne Zweifel freute er sich darauf, die reizende ›kleine‹ Jüdin, wie er sie nannte, weil sie nicht ganz die Größe seiner Nella erreichte, wiederzusehen, denn er hatte die letztere zu Hause mit dem freundlichsten Gesicht gefragt, ob sie etwas an das junge



Mädchen zu bestellen habe. Thusnelda hatte ihm viele Grüße aufgetragen und er hatte sie nach besten Kräften auszurichten versprochen.

So kam er, da er den ganzen Weg im langsamsten Schritt zurücklegte, um Zeit zur nöthigen Betrachtung des Waldes zu behalten, etwa gegen halb elf Uhr in Blanksruh an, als der Doctor und Esther eben ihr einfaches zweites Frühstück beendet hatten. Vom Hause aus aber sah Niemand den Besuch kommen, denn der Doctor saß, da er heute Esther's wegen erst eine Stunde später auszugehen beschlossen, allein in seinem Studirzimmer, den Kopf tief über seine Arbeit gebeugt, und Esther war zur Zeit gerade in der Küche beschäftigt, um Frau Mausgrau irgend ein Geheimniß in der Kuchenbäckerei abzulauschen. Als der Meyer, einen Augenblick vor der vorderen Heckenpforte haltend, bemerkte, daß Niemand zur Hand sei, um ihm das Pferd abzunehmen, ritt er um die Hecke herum bis zu der kleinen Hinterpforte, die auch Reinhard neulich bei seinem ersten Besuch zum geheimen Einzug gedient, und hier traf er auf Isaak Triller, der gerade mit einem Eimer aus dem Stalle kam und mit verwundertem Gesicht seine wasserblauen Glotzaugen weit aufriß, als er den großen Mann auf dem stolzen Rappen dicht vor sich sah und an den ernstesten Gesichtszügen und der straffen Haltung desselben sogleich den gestrengen Herrn vom Spiegelhof erkannte.

»Guten Morgen, alter Isegrimm mit dem martialischen Schnurrbart!« rief ihm der Meyer wohlgelaunt zu. »Na, laß nur Deiner Verwunderung die Zügel schießen, daß

Du mich einmal wieder hier siehst, aber halte die von dem Rappen fest, damit er Dir nicht durch das Gehäge bricht. So. Nimm ihn, aber knalle ihm nicht mit Deiner verteufelten Peitsche um die Ohren, das ist er nicht gewohnt, und Du könntest sonst etwas Unruhe im Stall erleben. Und nun, Alter, sprich, ist Dein Herr zu Hause?»

»Ja, wohl, Herr Meyer,« erwiderte Isaak, seinen weiten fleischigen Mund von einem Ohr bis zum andern zu einem freundlichen Grinsen aufreißend, und hielt schon die Zügel des ihn verächtlich anschnaubenden Rappen kunstgerecht fest, »treten Sie nur ein, Sie werden ihn in seiner Stube finden.«

Von Niemandem im Hause bemerkt und seinen wuchtigen Tritt absichtlich etwas dämpfend, ging der Meyer über den Flur ohne Zögern auf die Thür des Studirzimmers zu und klopfte leise an dieselbe an. Auf den sofortigen Hereinruf trat er ein und sah den guten Doctor, dessen zarte Gestalt gegen den großen Mann fast winzig erschien, auf seinem Stuhl am Schreibtisch sitzen. Kaum aber hatte er den Meyer erblickt, so stand er rasch auf, kam ihm mit dem freundlichsten Gesicht entgegen und streckte ihm beide Hände hin, die der Meyer auch sogleich ergriff und mit festem Druck schüttelte.

»O,« sagte der Doctor und führte seinen Gast mit einiger Hast nach dem Sopha, »das ist mir so eine sehr angenehme Ueberraschung, bester Saaltrup, und heute Morgen hatte ich gewiß nicht darauf gerechnet, da Sie so um diese Zeit stets bei der Arbeit sind. Seien Sie mir herzlich

willkommen, aber Sie erscheinen leider eine Viertelstunde zu spät, unser Frühstück ist eben beendet, doch kann ich Ihnen gleich Etwas auftragen lassen, die Mausgrau ist bald zur Hand.«

»Lassen Sie die Mausgrau, wo sie ist,« erwiderte der Meyer lächelnd. »Des Essens wegen bin ich nicht hierher gekommen und ich habe auch schon zu Hause das Meinige darin geleistet. Ich kam vielleicht heute, da ich gerade Zeit hatte, blos einmal her, um Ihnen und dem lieben Mädchen im Hause einen ganz kurzen Besuch zu machen. Aber da wir jetzt gerade allein sind, können wir erst noch ein paar ruhige Worte mit einander reden.«

Bei diesen Worten schaute der Doctor etwas neugierig auf, aber sagte nichts, sondern ließ dem Meyer das Wort, während er nur beifällig nickte und dann seine blauen Augen forschend auf die des großen Mannes richtete, dessen Gesicht allmählig einen ernsteren Ausdruck angenommen. »Ja, lieber Doctor,« fuhr dieser alsbald fort, »lassen Sie uns das Unangenehme zuerst abmachen, dann haben wir den so angenehmeren Schluß für uns.«

»O, ist Ihnen etwas Unangenehmes begegnet?« fragte der Doctor mit merklich gespannter Miene.

»Mir nicht, Gott sei Dank, nein, und ich hoffe für's Erste darüber fort zu sein, aber da drüben,« und er deutete mit der Hand in der Richtung nach der Lippeschen Gränze hin. – »Sie wissen, wir haben ja schon oft davon gesprochen – da geht es übel genug her und ich habe die ganze Nacht die Erzählung meines Sohnes nicht aus dem Kopf bringen können. Er ist nämlich gestern in Strachnitz

gewesen und hat sich einmal auf dem Gute des verrückten Barons umgesehen. Na, was er da in Erfahrung gebracht und mir berichtet, das hat eben nicht angenehm geklungen.«

Der Doctor war plötzlich sehr aufmerksam geworden und Alles, was er gestern mit Reinhard gesprochen, kehrte in greller Lebhaftigkeit vor seine Seele zurück.

»Ja wohl,« versetzte er, »Ihr Sohn war ja gestern bei mir und hat auch mir seine neusten Entdeckungen mitgetheilt. Der junge Baron thut mir recht leid und Reinhard war darüber von Herzen betrübt. Es muß eine qualvolle Aufgabe sein, wenn man an Ordnung, Arbeitsamkeit und ruhigen Lebenswandel gewöhnt ist, im Handumdrehen in eine so vertrackte Wirthschaft zu gerathen und die schmutzige Wäsche eines so unsauberen Gutsherrn auswaschen zu helfen. Nun, wer weiß, wie sich noch Alles macht und ich habe den Reinhard – auch, so gut es ging, auf die Zukunft getröstet. Der alte Baron soll sehr gebrechlich sein und wenn er stirbt, kann sich ja Alles auf einen Schlag zum Besseren wenden. Der Junge ist tüchtig und rüstig, und so viel ich gehört, soll er auch ein braver, arbeitsamer und willensstarker Kerl sein.«

»Ja, das ist er,« erwiderte der Meyer, »das hat mir nicht nur Reinhard gesagt, sondern ich habe es auch mit eigenen Augen gesehen. Alle Achtung vor ihm in dieser Beziehung! Brav und arbeitsam war er von Kindheit an, ich kenne ihn ja schon lange. Dabei ist er ein hübscher, feiner Mann und von seinem knickbeinigen Vater hat er nichts

als den Namen geerbt. So kommt es mir nämlich vor und Reinhard behauptet es auch.«

Ueber des Doctors allmählig ruhiger gewordenes Gesicht zuckte ein stiller, nur mit Mühe zurückgehaltener Freudenstrahl und die Aufmerksamkeit, mit der er dem Redenden zuhörte, war so groß, daß es aussah, als ob er jedes seiner Worte mit tausend Ohren einsöge. »Ja,« sagte er, als der Meyer schwieg, »dem Reinhard kann man darin glauben, er malt immer mit den richtigen Farben, und er will auch seinem Freunde beistehen, wie er kann.«

»O, das will ich auch,« versetzte der Meyer, »und morgen vielleicht schon habe ich die beste Gelegenheit dazu. Der Baron will uns nämlich morgen besuchen und mir, wie ich aus allen Andeutungen meines Sohnes entnehmen konnte, seine Lage vorstellen und mich um einen guten Rath angehen. Na, den soll er haben und wenn er zehnmal ein Baron ist. Freilich, dem Sohne des Barons gewähre ich nichts, der ist mir mehr als gleichgültig, aber dem Freunde meines Sohnes und dem braven Kerl – Alles.«

Dem Doctor schoß das Blut sichtbar in die Wangen und färbte sogar seine hohe Stirn bis in die weißen Haare hinein. Dabei lächelte er aber freudig auf. »Nun,« sagte er, »dann bin ich zufrieden; glücklicher Weise ist eben der Sohn des Barons mit dem Freunde Ihres Sohnes identisch, und was Sie dem Einen thun, genießt der Andere mit.«

»Identisch?« fragte der Meyer. »Das verstehe ich nicht, was meinen Sie?«

»Ich meine: Beide, der Sohn des Barons und Ihres Sohnes Freund sind ein und dieselbe Person, und was man also dem Einen von ihnen Gutes erweist, hat der Andere auch.«

»Ja so, nun verstehe ich. Ja, das ist einmal so und man kann es nicht ändern. Doch nun genug davon. – Wo ist denn eigentlich Ihr kleiner Besuch?« fragte er, sich noch einmal im Zimmer umblickend. »Ich denke, sie studirt immer mit Ihnen, aber Sie sitzen ja heute ganz allein auf Ihrem Arbeitsstuhl?«

»Nicht immer studirt sie mit mir, entgegnete der Doctor, wieder ganz heiter werdend, während er bei der eben gepflogenen Unterhaltung sehr ernst und sogar etwas betreten ausgesehen, »sie sieht sich auch ordentlich im Hause und in der Küche um, denn jedes Ding hat bei ihr seine richtige Zeit. So wird sie wohl jetzt bei der Mausgrau sein und der ihre Künste ablauschen, wie sie auch mir die meinigen ablauscht.«

»So, also auch um die Küche bekümmert sie sich?« fragte der Meyer.

»O, o, um was bekümmert sie sich nicht? müssen Sie fragen. Die weiß in Allem Bescheid, bester Meyer, und ich wüßte nicht, in welchem Kämmerchen meines Hauses sie noch nicht gewesen wäre, um Ordnung und Sauberkeit zu schaffen und um zu erfahren, was darin vorgeht. Sie haben ja eine kleine Probe davon auf Ihrem Hofe gehabt.«

»Ha, ja, das ist wahr. Aber wissen Sie, ich möchte sie wohl einmal in der Küche hantiren sehen. Kommen Sie,

wir wollen sachte dahin gehen und die kleine Hexe als Köchin belauern.«

Der Doctor war dazu bereit und augenblicklich erhob er sich von seinem Sitz. Leise öffnete er die Thür und trat, vom Meyer gefolgt, auf den Flur hinaus. So erreichten sie unbemerkt die Küche, und als der Doctor die nur lose angelehnte Thür rasch aufstieß, sahen beide Männer Frau Mausgrau und Esther an einem Tische stehen und einen Kuchenteig anrühren, der noch vor Mittag in den Backofen wandern sollte.

Esther, ganz in ihre Arbeit vertieft, gewahrte das Herankommen der Männer nicht. Eine lange weiße Hausschürze über ihr schmuckes Kleid gebunden, stand sie neben der ämsig hin und her trippelnden Haushälterin; die Aermel ihres Kleides hatte sie weit zurückgeschlagen und so ihre runden weißen Arme halb entblößt. Ihre feinen Hände hielten einen Quirl und sie gebrauchte ihn eben hurtig, wobei ein Geräusch entstand, welches das leise Herantreten der Männer ganz unhörbar gemacht hatte.

Der Meyer stand in der Thür einen Augenblick unbeweglich und schaute gespannt auf das ihm neue Schauspiel hin. Da aber hatte die Mausgrau ihn und ihren Herrn erblickt und mit einem lauten Aufschrei der Verwunderung rief sie:

»Ach Gott, Kind, da ist ja der Herr Meyer vom Spiegelhof! Aber Herr Doctor, wie können Sie den Herrn in unsere kleine Küche führen?«

Jetzt schaute auch Esther auf und als sie die beiden Männer mit heiteren Gesichtern vor sich stehen sah,

überströmte einen Augenblick eine sanfte Röthe ihr liebliches Gesicht und, indem sie sich an den Meyer wandte, sagte sie, ihm herzlich zunickend: »Entschuldigen Sie, Herr Meyer, aber Sie finden uns eben bei guter Arbeit.« Und sie ließ rasch den Quirl sinken, trocknete sich die Hände an einem neben ihr liegenden Tuch und reichte dann dem Meyer ihre kleine Hand, die derselbe auf der Stelle und etwas hastig ergriff.

»Lassen Sie sich nicht stören,« sagte der große Mann, sein ernstes Gesicht mit freundlichem Lächeln – auf das junge Mädchen richtend. »Eure solche Arbeit sehe ich immer gern und eine gescheidte Frau muß in der Küche so gut wie in den Büchern Bescheid wissen. Verzeihen Sie nur, daß der Doctor mich hierhergeführt, aber es geschah auf meine Veranlassung. Ich kam, um Ihnen einen kurzen Besuch zu machen und nun, da ich Sie so fleißig gefunden und mich überzeugt, daß Sie wirklich Anlage zu einer guten Wirthschafterin haben, will ich wieder gehen. So leben Sie denn wohl, mein heutiger Zweck ist erreicht, denn ich wollte Ihnen nur beweisen, daß ich Sie nicht vergessen habe.«

»O, Sie wollen wirklich schon wieder gehen?« fragte Esther mit leichtem Erröthen. »Das wäre ja nur ein sehr kurzer Besuch gewesen und ich habe von Ihnen heute gar nichts genossen.« Dabei wollte sie ihm aus der Küche in das Haus folgen, aber er hielt sie sanft zurück, indem er sagte:

»Ich lasse Sie nicht hinaus, bleiben Sie. Mein Besuch war lang genug und nun muß ich wieder in den Wald,



um Ihrem Beispiel zu folgen und auch etwas fleißig sein. Guten Morgen, mein Kind!«

Dabei reichte er ihr seine große breite Hand hin, die sie sogleich ergriff. »Doch halt,« sagte er, »beinahe hätte ich einen mir gegebenen Auftrag vergessen. Die Nella läßt Sie herzlich grüßen und bittet, sie recht bald wieder zu besuchen.«

»Ich danke, Herr Meyer, und ich komme gern, sobald der Herr Doctor mir einen solchen Besuch gestattet.«

»O, ich!« sagte der Doctor heiter; »ich gestatte Dir Alles. Aber der Meyer will gehen und so wollen wir ihn nicht länger aufhalten.«

»Leben Sie wohl, Herr Meyer,« sagte nun Esther und verbeugte sich höflich. »Grüßen Sie Nella eben so herzlich von mir, und sie soll mich bald, recht bald wiedersehen.«

Der Meyer nickte noch einmal und verließ dann mit dem Doctor die Küche, um sich sofort durch den hinteren Garten nach dem Stall zu begeben und sein Pferd von Isaak vorführen zu lassen. Unterwegs aber sagte er zu dem still neben ihm hergehenden Freunde:

»Das ist wirklich ein allerliebstes Geschöpf und je öfter ich sie sehe, um so besser gefällt sie mir. Nella hat Recht, die Bekanntschaft mit ihr ist ein Gewinnst für sie und uns Alle. – Doch nun guten Morgen, Doctor!«

Er reichte ihm die Hand und stieg dann auf sein ruhig stehendes Pferd, während ihm Isaak dienstbeflissen den Bügel hielt und dann die kleine Pforte öffnete. Der Meyer nickte dem Doctor noch einmal zu und ritt langsam in

den Wald hinein. Der alte Hausherr dagegen kehrte sinnend in sein Zimmer zurück und als er sich darin allein sah, rieb er sich lachend die Hände und sagte:

»Es geht Alles gut. Helf Gott! wie Joël sagt. Dieser Besuch kam zur rechten Zeit und er hat mir wieder verrathen, daß ich mich in dem guten Meyer nicht verrechnet habe. Aber still, nicht zu früh frohlockt! Morgen ist ein entscheidender Tag und da wird sich ausweisen, ob er wirklich so starr und eisern ist, wie sein Sohn es glaubt. Nun, bisweilen glaube ich es auch, aber heute kam er mir wieder viel milder und lenksamer vor. Doch daran ist das Wettermädchen, die Esther schuld, die hat Gewalt über ihn und das wollen wir uns merken. Indessen, was hilft das Alles, wir sind damit noch lange nicht über den Berg. Doch, wir müssen Geduld haben, um darüber zu kommen, und die habe ich, weiß es Gott! Ha! Ja! bis jetzt ging Alles gut, aber wir dürfen den Tag nicht vor dem Abend loben. O!«

#### SECHSTES CAPITEL. BARON UND BAUER.

Der Tag, an welchem der junge Baron von Strachnitz seinen wichtigen Besuch auf dem Spiegelhof abstaten wollte, war gekommen. Es war wieder ein trüber, mit Regen drohender Tag und wenig geeignet, die an sich schon etwas gedrückte Stimmung der bei diesem Besuch zunächst Betheiligten zu heben und aufzuheitern.

Reinhard hatte die ganze Nacht nur wenig geschlafen und eine innere Unruhe, wie sie ihn nur selten heimsuchte, hatte ihn auf seinem Lager hin und her geworfen. So

stand er auch viel früher als gewöhnlich auf, in der Hoffnung, die Stunden, welche noch vor der Entscheidung lägen, würden rascher und erträglicher verfließen, wenn er sie in Thätigkeit verbringe, allein als er den Himmel mit dichten Wolkenmassen verhangen und ohne Spur eines Sonnenblicks sah nahm seine ohnehin trübe Stimmung fast eine melancholische Färbung an und er mußte sich große Mühe geben, dieselbe nicht auf Thusnelda zu übertragen, als er ihr am frühen Morgen in der Tenne begegnete und sie schon bei rüstiger Arbeit fand. So bot er ihr nur herzlich einen guten Morgen und ging dann zu seinem Vater, um ihn zu fragen, ob er ihn vielleicht auf seinem Gutsumritt begleiten solle.

Dem Meyer schien dies Anerbieten erwünscht und so ritten sie um sieben Uhr vom Hofe fort. Auf diesem beinahe drei Stunden währenden Ritt durchlief Reinhard, ohne daß sein Vater die geringste Ahnung davon hatte, eine ganze Stufenleiter der verschiedensten Gemüthsstimmungen, bis es ihm zuletzt gelang, wieder Herr seiner Empfindungen zu werden und seine ganze Achtsamkeit nur auf den Vater zu richten. Dieser bemerkte wohl, daß sein Sohn anfangs in gedrückter Stimmung sich befand und er ließ ihn ruhig gewähren, da er glaubte, was auch gewiß der Fall, daß dem jungen Manne das Schicksal seines Freundes so schwer auf dem Herzen läge. Als er aber endlich das ihn bedrückende Gefühl abgeschüttelt und sich nun ganz der Betrachtung der Felder und den damit zusammenhängenden Geschäften widmete, wurde er von Augenblick zu Augenblick heiterer, und nun begann

er den Vater zu studiren, um sich zu versichern, in welcher Laune sich derselbe befinde, da so den ihr so viel an diesem bedeutungsvollen Tage abhing. Er fand, daß er in bester Stimmung war, und das war er eigentlich immer, wenn er einen ihm angenehmen Besuch erwartete, und daß der heutige wenigstens für ihn ein solcher sei, hatte er ja verschiedene Male schon gegen die Seinen und sogar gegen Doctor Blank ausgesprochen. So unterhielten sich die beiden Männer zuletzt auf ihrem Ritt ganz gut, ohne noch einmal auf das Hauptthema des Tages zurückzukommen, und als sie zum zweiten Frühstück um zehn Uhr aus dem Hofe wieder eintrafen, war sowohl der Vater von seinem Sohn, wie dieser von jenem befriedigt und Jeder von ihnen erwartete nun mit bald stärkerer, bald schwächerer Zuversicht, daß das Endresultat des Tages ein günstiges sein werde.

Thusnelda suchte Reinhard jetzt nicht mehr auf, er vermied es sogar, längere Zeit mit ihr allein zu sein, um nicht etwa neue Befürchtungen von ihr zu vernehmen oder ihr solche wider Willen einzuflößen; wie ihre Gemüthsstimmung aber beschaffen war, sah er während des Frühstücks klar genug, denn der ungewöhnlich ernste und beklommene Ausdruck ihres Gesichts verrieth hinreichend, was in ihrem Innern vorging und wie hoffnungsvolle Fluth mit hoffnungsloser Ebbe ohne Unterlaß in ihr wechselten.

Indessen hatte sie sich schon am frühen Morgen durch gesteigerte äußere Thätigkeit ihrem inneren Brüten und Träumen zu entreißen gesucht. Sie war wiederholt durch

den ganzen Hof und das Haus gewandelt und hatte nachgesehen, ob Alles in bester Ordnung und Verfassung sei. Der Meyer, als er mit seinem wachsamen Auge diese Arbeitsamkeit und Sorgfalt wahrgenommen, ohne den Grund davon zu ahnen, hatte sich im Stillen darüber gefreut und so gab er auch seine Zufriedenheit kund, als er wieder nach Hause kam und das Fremdeneßzimmer, worin man heute Mittag speisen wollte, bereits zum Empfange des Gastes vorbereitet und die Tafel zierlich bestellt fand.

Als man sich nun aber zum Frühstück im gewöhnlichen Speisezimmer versammelt hatte, verhielt er sich wieder anfangs still und erst als er seinen Appetit befriedigt, hob er seine Augen gegen Reinhard auf und sagte:

»Nun, Reinhard, Dein Freund ist ja noch nicht da. Ich glaubte, er würde uns einmal wieder einen ganzen Tag schenken und ich habe mir vorgenommen recht ernstlich mit ihm über seine Verhältnisse zu reden und mich sogar nach Kleinigkeiten zu erkundigen, die Du, wie es scheint, bei Deiner neulichen Besichtigung außer Acht gelassen hast. Wann wird er denn nun wohl kommen.«

Reinhard blickte zuerst die schweigende und auf ihren Teller niederschauende Schwester und dann den Vater an, worauf er sagte: »Er wird wohl zu Hause etwas Arbeit gefunden haben und da ist es sehr erklärlich, daß er nicht so früh abkommen konnte. Uebrigens wollte er auch erst gegen zwölf Uhr hier sein und jetzt geht es erst auf Elf.«

»Ah, so, also er hatte seine Stunde bestimmt! Na, das wußte ich nicht. Ja freilich, Arbeit wird es genug für ihn

geben, wenn er dem Herrn Inspector seine halsbrecherischen Künste ablernen will. Na, es freut mich wirklich, daß er kommt, ich sehe ihn gern und will ihm, so viel ich kann, mit Rath und That unter die Arme greifen. Nella, Du hast doch wohl für ein gutes Essen gesorgt?«

Thusnelda, über diesen ihr so wohlklingenden Ausspruch ihres Vaters von Herzen erfreut, erröthete stark und wagte kaum, ihn bei ihrer Antwort anzusehen. »Natürlich,« sagte sie etwas hastig, »Du kannst Dir wohl denken, daß ich mich darauf eingerichtet. Welchen Wein soll ich heraufholen lassen?«

»Na, Nella, einen guten, meinetwegen den besten, den wir haben. Es liegen da noch in einer dunklen Ecke – ich glaube links – sechs bis acht Flaschen alten Rüdeshheimer Hinterhäuser und davon stelle ein paar Flaschen kalt, wir werden sie gebrauchen können, um unsere Laune aufzufrischen, denn der Baron wird gerade nicht sehr übermüthig sein. Na, wir wollen ihn zwar nicht lustig machen, aber auch nicht zugeben, daß er sich allzu sehr seinem Trübsinn überläßt. Doch nun genug für heute darüber und jetzt, da ich noch Zeit habe, will ich mich an eine schriftliche Arbeit begeben, die ich heute endlich fertig machen muß. Also auf Wiedersehen bis nachher!«

Er nickte seinen Kindern zu und verließ das Zimmer. Kaum aber hatte die Thür sich hinter ihm geschlossen, so sahen sich Bruder und Schwester mit einem langen vielsagenden Blick an und Reinhard wollte eben ein paar

Worte sprechen, als Thusnelda ihm einen Wink gab, ihren rechten Zeigefinger auf die Lippen legte und leise sagte:

»Laß es gut sein, Reinhard. Sprechen wir nicht mehr über das, was uns bevorsteht, es nützt ja doch nichts mehr. Glücklicher Weise ist der Vater in der besten Laune und Gott gebe, daß sie den Tag über vorhält. Doch nun will ich auch in mein Zimmer gehen und mich an meine Arbeit setzen. Dabei verstreicht am schnellsten die Zeit. – Ach, Reinhard,« fügte sie hinzu, als sie sich schon erhoben und der Thür zugeschritten war, »Du bist vorgestern und gestern, als der Vater so glücklich von Blanksruh zurück kam, so hoffnungsvoll und froh gewesen, aber heute bist Du es nicht, siehst wenigstens nicht so aus, und mir wird immer beklommener zu Muthe, je näher die zwölfte Stunde rückt.«

»Das ist immer so, wenn es zur Entscheidung geht,« versetzte Reinhard mit einem ermunternden Blick. »Ich bin jetzt weder hoffnungsvoll, noch verzweifle ich – nein, ich bin nur auf Alles, was kommt, gefaßt, und das scheint mir diesmal die gesunde gerade Mittelstraße zu sein, die uns zum nächsten Ziele führt. Adieu, Nella, bis auf Wiedersehen, wo ich ihn bringe, denn ich werde ihm entgegengehen und nicht eher umkehren, als bis ich ihn habe. Guten Morgen!«

---

Reinhard, von zunehmender Unruhe getrieben, hatte sich, während sein Vater in seinem Zimmer saß und arbeitete, und seine Schwester an einer Stickerei nähte, aber dabei mehr denn so ihrem Grübeln nachhing in den Wald begeben, um seinem Freunde, den er nun jeden Augenblick erwarten konnte, eine Strecke entgegenzugehen, aber er war noch nicht weit gekommen, als er den Baron im langsamsten Schritt auf seinem Fuchswallach daherziehen sah, als hätte er nicht die geringste Eile, um an sein heutiges Ziel zu gelangen oder als reite er absichtlich in so gemächlicher Weise, um reichlich Zeit zur ruhigsten Ueberlegung zu haben.

Armin von Strachnitz erschien heute nicht in dem Anzuge eines Freiers, wie derselbe bei ähnlichen Veranlassungen unter Leuten von Stand und Rang üblich ist, ach nein, denn einmal bedurfte es dessen bei dem einfachen und auch in dieser Beziehung so vernünftigen Meyer nicht, und sodann war es auch nicht im Geringsten seine Absicht, gleich bei seinem ersten Eintritt in's Haus den eigentlichen Zweck seines Besuches errathen zu lassen, vielmehr wollte er erst sehen, wie er vom Hausherrn empfangen werden würde, um dann, wenn die Gelegenheit sich günstig zeigte, damit zum Vorschein zu kommen. So trug er heute nur ein modernes Reitcostüm, das ihm vortrefflich stand und den Meyer nicht in die Verwunderung setzen konnte, in die er gewiß gerathen wäre, wenn er seinen Besuch im schwarzen Frack erblickt hätte, der ihm so verhaßt war, daß er sich oft rühmte,



erst zweimal in seinem Leben einen solchen getragen zu haben.

Was des Barons Aussehen betrifft, so trug dasselbe ein ganz anderes Gepräge, als es Reinhard in seiner eigenen Beklommenheit erwartet hatte. Sein freilich etwas blaßes Gesicht erschien vielmehr wunderbar ruhig und es zeigte sich darauf keine Spur von Niedergeschlagenheit oder Hoffnungslosigkeit, wie sie die Geschwister selbst in den letzten Tagen zeitweise empfunden; gehobenen Geistes und vertrauensvoller denn je kam er daher, denn nun, nachdem er seinen unabänderlichen Entschluß gefaßt und den schweren Gang einmal angetreten, ging er ja, wenn ihm seine heutige Unternehmung gelang, dem glücklichsten Abschnitt seines Leben entgegen. Ja, nie war Reinhard die ebenmäßige Gestalt seines Freundes so vornehm und edel erschienen wie heute, nie hatte sein dunkles Auge glanzvoller geleuchtet, und der Trübsinn, der auf seinem Antlitz gelegen, als er mit ihm in die Heimath zurückkehrte und mit dem er ihn später in Strachnitz empfing, war ganz daraus verschwunden. Und in dieser gehobenen Stimmung, mit dem Ausdruck der Ruhe in Haltung und Miene, blieb er auch die ganze Zeit über, wo er mit dem Meyer und dessen Kindern verkehrte und erst später, als er mit Ersterem allein blieb und seine ernste Unterredung mit ihm begann, änderte sich sein Aussehen, wie wir nachher noch näher berichten werden.

So kam er auch gleich bei der ersten Begrüßung dem Sohn des Hauses mit der frohsten Miene und einem heiter gerufenen ›Glückauf!‹ entgegen, und der gute Reinhard, der darüber ganz verwundert war, da er sich seinen Freund heute bedrückter denn so vorgestellt, wurde dadurch selbst so ermuthigt, daß er mit einem Mal glaubte, er habe sich ohne alle Noth geängstigt und die schwierige Sache, um die es sich heute handelte, werde ganz glatt und ohne jedes Hinderniß verlaufen.

»Ist Dein Vater zu Hause?« fragte der Baron nach der ersten Begrüßung.

»Gewiß,« erwiderte Reinhard, neben dem Pferde des Freundes langsam dem Hofe zuschreitend, »und er erwartet Dich sehnlich. Er hat gestern und heute wiederholt von Dir gesprochen und sich wahrhaft auf Deinen Besuch gefreut.«

»Das ist mir eine sehr angenehme Nachricht,« entgegnete der Baron. »Aber wie steht es mit Deiner Schwester?«

»Nun,« brachte Reinhard etwas zögernd hervor, »die erwartet Dich auch mit Freuden, o ja, aber da sie durch mich weiß, um was es sich handelt, ist sie doch etwas beklommen, wie Du es Dir wohl bei einer so ernsten und sie so nahe ungeheuren Angelegenheit denken kannst.«

»Ja wohl,« sagte der Baron, »das kann ich mir wohl denken und habe mir auch schon oft gedacht, doch wird es sich geben, wenn wir uns nur erst Auge in Auge gegenüberstehen und in die richtige Thätigkeit gerathen sind.

Ich, das bekenne ich Dir ehrlich, bin voll des besten Muthes, der freudigsten Hoffnung, denn meine Mutter hat mich mit einem warmen Segenswunsch entlassen, gerade wie damals, als ich zu Felde zog, und dieser ihr Segen hat immer seine Frucht getragen und mir überall wohlgethan.«

»Weiß sie denn, zu welchem Zweck Du heute hierhergegangen bist?«

Armin zögerte mit der Antwort, endlich aber sagte er: »Fast glaube ich es, obgleich ich es ihr nicht ausdrücklich gesagt, aber sie hat in Dingen, die mich und mein Glück betreffen, ein so feines und sicheres Vorgefühl, ich möchte es fast Ahnungsvermögen nennen, daß sie mich fast immer erräth und meine Handlungsweise aus der schwächsten Andeutung erkennt.«

Unter solchem Gespräch langten die Freunde auf dem Hofe an und als Adam Riese, der schon auf dem Posten stand, dem Baron das Pferd in der Tenne abgenommen, traten sie ohne Aufenthalt in's Hinterhaus wo sich bald der Meyer bei ihnen einfand, um seinen jungen Gast in einer so freundlichen, so herzlichen Weise zu begrüßen, daß demselben der Muth immer höher wuchs und auch Reinhard den ersten Schritt zur Erlösung aus aller früheren Pein gethan zu haben glaubte.

»Das ist recht,« sagte der Meyer mit ganz aufgeklärtem Gesicht, als er dem jungen Manne die Hand geschüttelt, »daß Sie so bald zu uns kommen, um sich einmal ein Bischen zu zerstreuen. Sie werden es gewiß nöthig haben und nach ausgestandener Mühe und Sorge thut die Ruhe

immer gut. Doch jetzt kein Wort von Mühen und Sorgen, erst wollen wir uns freuen, daß wir Sie wieder haben. Auch wird es bald Essenszeit sein und Nella wird nicht lange mit ihrer Einladung dazu warten lassen. Vor und bei Tisch also, darum bitte ich, wollen wir nicht von Geschäften reden, das liebe ich nicht und dazu haben wir nachher Zeit genug.«

»So denke ich auch,« sagte der Baron mit einem freudigen Aufblick in seines Wirthes ehrliches Auge. »Aber erlauben Sie mir eine Frage: Sie schlafen ja wohl in der Regel nach Tisch bis drei Uhr?«

»In der Regel, ja, aber heute nicht, Herr Baron. Ich denke, es wird Mancherlei zu bereden sein und da habe ich heute den Schlaf geschworen, denn mir geht vor, was *wir* mit einander zu verhandeln haben. Also, wenn es Ihnen recht ist, kommen Sie gleich nach Tisch zu mir in mein Zimmer und da wollen wir uns das Herz ausschütten und, frei von allem Zwang, Mann gegen Mann ein vernünftiges Wort mit einander reden.«

Des Barons Herz ward durch diese Worte noch viel leichter als vorher, denn nun glaubte er bestimmt, auf dem besten und kürzesten Wege zu seinem Ziele zu sein. »Mir ist es recht, Herr Meyer,« sagte er warm, indem er sich höflich und dankbar verneigte, »ich stehe Ihnen jeden Augenblick zu Gebote und so haben Sie mir ganz aus der Seele gesprochen.«

In diesem Augenblick trat Thusnelda herein und sofort verstummte jedes Gespräch und Aller Augen waren nur auf sie gerichtet. Sie trug ein schwarzseidenes Kleid

von modernstem Schnitt und sah mit ihrem goldblonden Haar und dem blühenden Gesicht, aus dem die schönen blauen Augen so vertrauensvoll blickten, ungemein lieblich aus. Mit anmuthiger Ruhe und Freundlichkeit ging sie auf den Baron zu und begrüßte ihn so herzlich, wie sie ihn damals, als er vom Hofe schied, verlassen hatte.

Der Baron stand einen Augenblick ganz in ihren Anblick verloren da, denn der Eindruck, den er heute von ihrer Erscheinung empfing, überragte den noch bei Weitem, den sie bei seinem letzten Besuch auf ihn gemacht. Nachdem er aber einige Worte an sie gerichtet, mischte sich der Meyer ein und fragte seine Tochter ohne Umstände, ob sie die Meldung bringe, daß angerichtet sei?

»Ja, lieber Vater!« erwiderte sie, und so verfügte man sich in's Speisezimmer und sobald man Platz genommen, begann eine Unterhaltung, wie sie Reinhard und Thusnelda nicht erwünschter sein konnte, denn der Meyer führte zumeist das Wort und erzählte dem Baron von Blanksruh und daß man dort in dem Besuche des Doctors eine höchst angenehme Bekanntschaft gemacht, die ihn auch erfreuen würde, wenn er sie erneuerte. Und nun berichtete er Allerlei von Esther Joël, deckte alle ihre liebenswürdigen Seiten auf und zeigte so deutlich, wie lieb er das junge Mädchen gewonnen, daß Reinhard ganz verwundert aufschaute und plötzlich in die beste Laune gerieth, da sein Vater über den für ihn so interessanten Gegenstand so redselig geworden war, wie er ihn fast noch nie gesehen. Auch der vortreffliche ›kalt gestellte‹ Rüdesheimer that dabei seine Wirkung und schließlich

war die allgemeine Unterhaltung so belebt und bewegte sich auf einem so neutralen Boden, daß Alle ihre Befriedigung dabei fanden und namentlich die drei jungen Leute von dem Beginn der gefürchteten Unterhandlung entzückt waren. Erst gegen Ende des Mahles wurde der Meyer allmählig wieder ernster und einsylbiger und endlich, als er sein letztes Glas Wein getrunken und das leere Glas ruhig vor sich hingestellt, sah er seine Kinder und den Baron der Reihe nach an, als ob er sie fragen wolle, ob sie noch lange bei Tisch sitzen und in der bisherigen Weise das Gespräch fortsetzen wollten. Thusnelda bemerkte dies wohl und da sie wußte, daß ihr Vater gern aufstand, wenn sein Appetit befriedigt war, gab sie das Zeichen zum Aufbruch und der Erste, der sich erhob, war der Meyer, dem natürlich die Andern auf der Stelle folgten.

Man blieb noch einen Augenblick im Zimmer stehen, indem man sich eine gesegnete Mahlzeit wünschte, und dabei bot der Meyer dem Baron eine Cigarre an. Dieser nahm sie, zündete sie jedoch nicht an, da er sich wohl bewußt war, daß nun erst seine eigentliche Aufgabe beginne; der Meyer dagegen setzte die seinige in Brand, denn er rauchte gern nach Tisch, wenn er nicht schlafen wollte. Kaum aber hatte er einige Züge gethan, so wandte er sich zum Baron und sagte:

»Nun, Herr Baron, dürfte es wohl Zeit sein, daß wir an unsere Geschäfte gehen, wenn es Ihnen also gefällig ist, bitte ich Sie, mich zu begleiten.«

Der Baron war sogleich dazu bereit und so verabschiedete er sich von den Geschwistern, die mit einem Mal wieder das Gewicht des bevorstehenden Augenblicks zu fühlen schienen und ihn mit Herzklopfen dem Vater in dessen stilles Arbeitszimmer folgen sahen, worauf sie sich selbst von einander trennten, um Jedes für sich mit neu erwachter Besorgniß das Ergebniß der ersten Unterhaltung der beiden Männer abzuwarten.

Als der Meyer sein Zimmer erreicht, bot er dem Baron höflich einen Platz auf dem Sopha an und ließ sich selbst darauf nieder, wobei er anfangs ruhig seine Cigarre fortrauchte. Der Baron aber lehnte den weichen Sitz ab, zog einen Stuhl heran und setzte sich dem Hausherrn gegenüber, der es sich nun in aller Gemächlichkeit bequem machte und nur das ernst blickende Auge mit allmählig wachsender Ungeduld auf seinen jungen Gast richtete.

Dieser aber verhielt sich zuerst still und studirte aufmerksam die Miene des Meyers und so saßen Beide sich nun mit einer seltsamen Spannung gegenüber, zumal der letztere erwartete, daß der Baron sofort beginnen werde, ihm seine Verhältnisse auseinanderzusetzen. Aber ach! wie sehr hatte der gute Mann sich darin getäuscht und wie schnell sollte er aus dieser seiner Erwartung gerissen und in eine Lage versetzt werden, die er nach seiner Beurtheilung der vorliegenden Dinge unmöglich hatte vorhersehen können! Indessen wollte er dem jungen Manne, der noch immer schwieg und dessen von innerer Aufregung zeugende Miene seinem scharfen Blick nicht entging, gutmüthig zu Hülfe kommen und so sagte er:

»Nun, Herr Baron, mein Sohn ist bei Ihnen gewesen, hat sich auf Ihres Vaters Gute umgesehen und mir darauf einen getreuen Bericht über Ihre Lage abgestattet. Sie können sich also eine genauere Schilderung derselben ersparen; ich kenne sie hinreichend, und so gehen wir ohne Bedenken auf Ihre Wünsche über. Sprechen Sie ehrlich und dreist, was Sie hoffen und von mir erwarten, und seien Sie überzeugt, daß ich von der besten Absicht beseelt bin, Ihnen meinen auf langer Erfahrung basirenden Rath zur Bewältigung Ihrer mißlichen Umstände zu ertheilen, wenn Sie denselben verlangen, ja noch mehr, Ihnen auch durch die That zu beweisen, daß ich der Vater Ihres Freundes bin, dem es weder an gutem Willen, noch an den Mitteln fehlt, Ihnen zu helfen, wenn Sie überhaupt seiner Hülfe bedürfen.«

Bei diesen wohlgemeinten und mit der leutseligsten Miene vorgebrachten Worten durchschauerte den Baron ein Gefühl der Beklemmung, wie er es an diesem Tage noch nicht empfunden, indessen raffte er seinen ganzen Muth zusammen und erwiderte mit so ruhiger Miene, wie er sie in diesem für ihn so schweren Augenblick annehmen konnte:

»Ich bitte um Entschuldigung, Herr Meyer. Von meiner persönlichen Stellung auf dem Gute meines Vaters und den trüben Verhältnissen daselbst wollte ich in diesem Augenblick nicht mit Ihnen reden, vielmehr wollte ich mir Ihren Rath und Ihre gütige Hülfe in einer ganz



anderen Angelegenheit ausbitten. Vielleicht jedoch kommen wir nachher auf das Erstere zurück und dann werde ich mit tausendfachem Dank Ihre Meinungsäußerung entgegennehmen. Für jetzt« – und hier begann seine volltönende Stimme etwas zu zittern – »liegt mir etwas Anderes, noch viel Wichtigeres schwer auf dem Herzen und das muß zuerst herunter, wenn ich mich wieder frei und glücklich fühlen soll. Darf ich also ein unumwundenes Wort des Vertrauens mit Ihnen reden und wollen Sie mich ruhig aussprechen lassen, um zu erkennen, um was es sich für mich zunächst handelt? Sie würden mir dadurch eine große Güte erweisen und mich aus einer Lage reißen, die für mich durchaus neu und dabei eben so bedeutungsvoll für jetzt wie für meine ganze Zukunft ist.«

Der Meyer sah den also Redenden verwundert an und legte langsam seine noch brennende Cigarre auf einen vor ihm stehenden Aschbecher, denn auch ihn überkam mit einem Mal der Gedanke, daß er im nächsten Augenblick etwas vernehmen würde, was ihm durchaus neu wäre und auch für ihn von einiger Bedeutung sein könnte, obwohl er sich nicht im Geringsten enträthseln konnte, was das sei.

»Natürlich,« sagte er, mechanisch mit dem Kopfe nickend, während sein Gesicht plötzlich wieder seine alte strenge Miene annahm, »werde ich Sie ruhig aussprechen lassen, wenn Sie mir Etwas im Vertrauen zu sagen haben, aber – Sie haben mich neugierig gemacht. Was kann es denn noch Wichtigeres für Sie geben als das, was Ihre äußere bedrängte Lage betrifft? Nun denn, so reden Sie

ehrlich und dreist, Sie werden einen aufmerksamen und still zuhörenden Mann an mir finden.«

Der Baron verneigte sich höflich, faltete wie in stiller Ergebung die Hände und sah den so ernst und streng auf ihn blickenden Mann mit zagendem Herzen an. Endlich aber glaubte er die Kraft gefunden zu haben, das kühne Wagniß des heutigen Tages zu beginnen und so sagte er mit weicher und den ganzen qualvollen Zustand seines Innern verrathender Stimme;

»Herr Meyer, Sie wissen, wie lange ich schon mit Ihrem Sohne bekannt bin und wie innig und selbstlos die Freundschaft ist, die uns mit einander verbindet. Ich habe Reinhard stets für einen Bruder gehalten, dem ich mit uneigennütziger Liebe zugethan war und er hat mir hundertfältig bewiesen, daß er die gleichen Gefühle für mich hegt. Auch hat er mich von Jugend an, namentlich in den letzten Jahren, von allem seinem Familienglück unterrichtet, und ich dagegen habe ihn mit klaren Augen in das Unglück der meinigen schauen lassen. Ich verschweige und verhülle das letztere auch vor Ihnen nicht, denn das kann ich nicht, da es Ihnen längst durch das Gerücht und vielleicht auch durch eigene Beobachtung bekannt geworden sein wird. Nun denn, ich habe mich immer und ewig nach einem ähnlichen Glück gesehnt, wie es Reinhard zu Theil geworden, und um so mehr, als ich dasselbe zuletzt mit eigenen Augen sah und erkannte, daß es in der That groß und beneidenswerth ist. Schon als ich noch ein Knabe war und oft Ihr Haus besuchte, umschwebte mich eine Ahnung von diesem Glück, da ich

im Hinblick auf das traurige Zerwürfniß in meiner eigenen Familie dafür um so empfänglicher geworden war. Bei Ihnen glitt das Leben stets in friedlicher Ruhe, ohne Sorge und Bedrängniß hin, bei mir verdüsterten unheilrohende Wolken schon den blauen Himmel meiner Jugendzeit. Bei Ihnen folgte Gedeihen auf Gedeihen, bei mir häufte sich Verlust auf Verlust, so daß dadurch auch meine Zukunft in Nebel und Schatten gehüllt ward. Vor Allem aber, weit mehr noch als dieser Unterschied in unseren äußeren Verhältnissen, zog mich noch etwas Anderes zu Ihnen und Ihrer Familie hin, ein langsam auftagendes Licht, welches seinen Glanz und seine Freude über Sie Alle ausstrahlte und auch mir allmählig lichtvoller, verständlicher und begreiflicher ward. Und nun, Herr Meyer, muß ich endlich einen Namen aussprechen, der uns Allen theuer und für mich sogar der Inbegriff alles Guten und Schönen auf Erden ist.«

Der Baron schwieg hier einen Augenblick und sah den Meyer fest und forschend an, dessen Augen immer größer und dessen Blicke immer gespannter geworden waren und der mit allen Sinnen hoch aufhorchte, als sollte ihm sogleich etwas Wunderbares enthüllt werden, das für ihn selbst noch in Nebel und Wolken verborgen lag. Allein er regte sich nicht, sein ganzes inneres Denken und Empfinden war in seinen Augen concentrirt, die sich mit wachsender Schärfe auf den jungen Mann hefteten, der so beklommen vor ihm saß und das, was ihm so schwer auf dem Herzen lastete, nicht auszusprechen wagte. Endlich aber, da der Meyer kein Wort hören ließ, sammelte er

seine ganze Kraft und sagte mit noch sanfterer Stimme, die Alles aussprach, was sein Inneres durchwühlte und sein Herz erzittern machte:

»Ich meine den Namen Ihrer Tochter Thusnelda,« – und als der Meyer, wie von einem Blitz getroffen, bei diesen Worten zusammenzuckte, erhob er beschwichtigend die Hand und fuhr dann mit warmer und herzlicher Hingebung zu sprechen fort, »ja, Ihre Tochter Thusnelda, Herr Meyer. Ich habe sie schon als Kind gekannt, sie allmählig heranwachsen sehen und mich an ihrer Häuslichkeit, ihrer Sittsamkeit und ihrem rastlosen Fleiß tausendfältig erfreut. Gott hatte ihr schon in frühen Jahren wunderbare Gaben verliehen und ihren Geist nicht nur mit Licht und Verstand, sondern ihren Körper auch mit Liebreiz und Schönheit aller Art ausgestattet, und alles Dies ist nie ohne Wirkung auf mich geblieben. Aber ich habe dieselbe wie einen Schatz in meinem Innern verborgen gehalten und nie ein Wort gegen irgend Jemanden, nicht einmal gegen Reinhard darüber geäußert. Als wir älter und verständiger geworden, wurden Thusnelda und ich auf längere Zeit von einander getrennt und ich habe nur von Zeit zu Zeit von ihrem Bruder etwas über sie gehört, aber vergessen hatte ich sie nie und von jedem kleinen Jugendglück, das ich an ihrer Seite genossen, ist eine süße Erinnerung in meiner Seele zurückgeblieben. Nun, Herr Meyer, Reinhard und ich wurden älter und älter und blieben stets die alten Freunde. Wie wir unsere Studien gemeinschaftlich betrieben, so haben wir auch Seite an

Seite in blutigen Schlachten gekämpft und das hat unsere brüderliche Freundschaft nur fester gekittet und die Ueberzeugung eingepflanzt, daß wir auch fortan zu einander gehören und nie Herz von Herzen lassen dürfen. Doch, das Alles wissen Sie ja und ich brauche nichts weiter darüber zu erwähnen. Jetzt aber, Herr Meyer, bin ich in meine Heimath zurückgekehrt, um mir einen eigenen Heerd zu gründen und zu versuchen, ob ich das, was – Andere schlecht gemacht haben, wieder gut machen kann. Sie verstehen, was ich damit meine. Nun, da sah ich gleich am ersten Tage Ihre Tochter wieder und fand in ihr alle guten Eigenschaften, die sie schon früher auszeichneten, zur schönsten Blüthe entwickelt, wie sich auch ihr Aeußeres dem Auge und Herzen erfreulich gestaltet hatte. Das Alles, als ich es sah und begriff, hat mir wohlgethan bis in's tiefste Herz hinein und ich habe sie lieb gewonnen, wie man nur ein Weib lieb gewinnen kann. Ein solches Weib aber mir zu erringen – nicht für den Augenblick, Herr Meyer, sondern für die Zukunft – würde das größte Glück meines Lebens sein denn Thusnelda ist ganz dazu geschaffen, mir den Heerd, den ich mir gründen will, zu einem Paradiese umzuwandeln, und Ihnen sage ich das ehrlich und dreist, denn Sie zuerst, noch bevor ich mit Ihrer Tochter ein Wort darüber gesprochen, müssen von dieser Neigung und diesem meinem Vorsatz Kenntniß haben, da ich nicht der Mann bin, mich wie ein Dieb bei der Nacht bei Ihnen einzuschleichen und Sie ohne Ihr Wissen des köstlichsten Gutes in

berauben, das Sie durch Gottes Güte besitzen. Doch, verstehen Sie mich recht, ich wiederhole es: ich verlange Ihre Tochter nicht gleich jetzt von Ihnen, ich will nur die Hoffnung von Ihnen mit mir nehmen, daß ich sie einst mein nennen kann und somit Ihre Erlaubniß gewinnen, mit den Gedanken an diese Hoffnung Ihr Haus auch ferner zu besuchen. Denn bevor ich an das Glück, Thusnelda zu besitzen und in mein Haus zu führen, denken kann, will ich erst Ordnung in diesem Hause schaffen, ich will die aus den Fugen gegangenen Verhältnisse regeln und sie auf einen Standpunkt bringen, an dem kein Mensch mäkeln und rütteln kann, und – sollte mir daß nicht gelingen, lieber mein väterliches Dach verlassen, um mir an einer anderen Stelle ein Asyl zu suchen, das Ihnen und mir eine bessere Aussicht auf eine lichtvolle Zukunft gewährt. Sobald ich aber entweder mein Haus in Ordnung gebracht oder dies neue Asyl gefunden habe, Ihnen also Bürgschaft leisten kann, daß Thusnelda's Wohl in meinen Händen gesichert ist, daß Sie mich also des Besitzes Ihrer Tochter werth halten können, dann, erst dann bitte ich um ihre Hand und Sie werden, so weit ich Sie zu kennen glaube, hoffentlich nicht anstehen, meiner Verbindung mit Ihrer Tochter durch Ihre väterliche Beistimmung die Weihe zu geben. – Jetzt,« schloß der Baron seine Rede mit einem tiefen Athemzug, »bin ich mit meinem Vortrag zu Ende und nun ist es an Ihnen, mir darauf Ihre Antwort zu Theil werden zu lassen.«

Der Meyer hatte dem Redenden mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, schon lange seinen Kopf in die

Hand gestützt und von dem Augenblick an, wo Thusnel-da's Name ausgesprochen ward, mit keiner Miene die Gedanken seines Kopfes und die Empfindungen seines Herzens verrathen. Erst allmählig war sein Gesicht starrer und starrer geworden, also komme ihm erst nach und nach zum Bewußtsein, was er so eben gehört, und als der Baron nun schwieg, ließ er die Hand sinken, sah ihn fest und durchdringend an und sagte dann mit einer Ruhe und Kälte im Ton, die den Baron zusammenschauern machte, da er daraus auf der Stelle den unbeugsamen Charakter des vor ihm sitzenden Ehrenmannes erkannte:

»Sind Sie fertig mit Ihrer Auseinandersetzung? Ja, ich sehe es, denn Sie wissen nichts mehr zu sagen und begehren nur meine Antwort darauf zu vernehmen. Nun denn, die sollen Sie haben und ich will gründlich mit Ihnen verfahren, so gründlich, wie Sie es mit mir gethan, damit Ihnen nicht der geringste Zweifel an meiner unumstößlichen Willensmeinung übrig bleibt.«

Er machte eine kurze Pause und setzte sich auf seinem Sitz aufrecht, als wolle er seine ganze Kraft zusammennehmen, um diese seine Meinung mit dem wirksamsten Nachdruck kundzuthun, und nie hatte seine Haltung eine so imponirende Würde und seine Miene eine so stolze Strenge gezeigt, wie jetzt, so daß der Baron schon daraus zu erkennen glaubte, wie die Antwort des einfachen, aber eben so unerschütterlichen Mannes lauten würde.

»Herr Baron,« sagte er mit seiner derben und tiefen Stimme und dabei sprach er, also wolle er jedem seiner

Worte einen bedeutsamen Nachdruck geben, sehr langsam und mit einem fast feierlich klingenden Ton, »ich habe nicht im Geringsten erwartet, von Ihnen zu hören, was Sie da eben gesprochen haben und ich glaubte erst meinen Ohren gar nicht trauen zu dürfen, zumal ich auf etwas ganz Anderes gefaßt war. Nun denn, jetzt habe ich begriffen, was Sie wollen und begehren, und da muß ich Ihnen gleich von vornherein sagen, daß es eine sehr ernste Angelegenheit ist, die Sie mir da vortragen, und zugleich so bedeutungsvoll, daß sie mein Herz bis in den tiefsten Grund bewegt hat. Nun ja, daß es so ist, sehen Sie mir wohl an und hören es auch aus dem Klange meiner Stimme heraus, die ich, da sie die Empfindungen meiner Brust wiedergibt, nicht milder machen kann, wie sie ist, am wenigsten jetzt, wo ich Ihnen gewissermaßen mein Ultimatum zu verkünden habe. Ja, mein Herr Baron, ich gebe mir sogar große Mühe, nicht rauh zu erscheinen und mit unerbittlicher Strenge Ihren Antrag – denn das ist er ja doch nur, wenn Sie meine wirkliche Einwilligung zu einer Verbindung mit meiner Tochter auch erst in der Zukunft beanspruchen – kurzweg von der Hand zu weisen, obgleich mein erstes Gefühl mir eine solche Abweisung für jetzt und immer eingiebt. Nein, ich will wie ein bedachtsamer Mann verfahren, will ruhig und zugleich ehrlich, aber auch deutlich mit Ihnen sprechen und Ihnen mit so wenigen Worten wie möglich klar zu machen suchen, warum ich Ihnen die verlangte Einwilligung nicht geben kann, woraus Sie selbst



erkennen werden, auf welche Abwege Sie bei dieser Ihrer Werbung um die Hand meiner Tochter gerathen sind. Damit wir aber die vorliegende Sache gründlich behandeln, lassen Sie mich da anfangen, wo es sich gebührt, und so will ich zuerst von Ihrem Vater, von Ihrem Stande und von Ihrer Familie sprechen. Ihr Herr Vater,« – und über des Meyers Gesicht ergoß sich bei diesen Worten eine dunkle Röthe, wie sie sein pockennarbiges Gesicht nur selten zeigte – »ist ein Mann von Adel, er nennt sich Baron, und Sie wissen, was das in seinem Sinne besagen will. In meinem Sinn aber will das sagen: er ist ein adelsstolzer, das heißt hochmüthiger, auf die Privilegien seines Standes maaßlos eingebildeter Mann, der von Jugend auf hochfliegende Pläne in jeder Beziehung, also auch in Bezug auf seinen einzigen Sohn gehabt hat und diese nie und nimmermehr aufgeben wird, so weit ich und die Welt ihn kennen. Und nun wirbt dieser hochadlige Sohn, der Sprößling eines so stolzen Barons, auf dem so viele Ansprüche und hochfliegende Hoffnungen beruhen, um des Meyers Saaltrup Tochter Hand, das heißt um die Hand der Tochter – eines Bauern. Nun, ich will diesen Bauer mit seinem Bauernsinn und Stolz noch eine Weile bei Seite lassen und einfach sagen: selbst wenn Thusnel-da die Tochter von mir und einer mir von Hause aus im Leben gleichgestellten, das heißt ebenbürtigen Frau wäre, so würde Ihr Vater – und vielleicht mit Recht – dieser Verbindung durchaus abhold sein und mit allen Kräften und Mitteln dagegen arbeiten, denn die Vorurtheile in

Bezug auf den verschiedenen Stand der Menschen bestehen einmal in der Welt, sie haben sich in unser Fleisch und Blut eingenistet und können noch auf Jahrhunderte hinaus nicht wieder ausgerottet werden. Aber noch viel mehr würde Ihr Vater gegen eine solche Verbindung sein, wenn er erführe, wer und was Thusnelda's Mutter war, und das müßte er ja erfahren, denn ich bin nicht der Mann, der selbst einen dunklen Flecken seines Lebens, wenn es in Wahrheit einen solchen für mich gäbe – vor den Augen eines Manues verbergen wollte, dessen Sohn um meine Tochter wirbt. So will ich Ihnen denn jetzt ehrlich und ruhig erzählen, wer und was die Frau war, der meine Tochter das Leben verdankt, doch dürfen Sie nicht glauben, daß ich damit meine eigene Frau und mein eigenes Kind herabsetzen will, denn Beide stehen in meinen Augen gleich hoch und ich wüßte nicht, daß irgend ein Makel weder an der Einen, noch an der Anderen haftete. So hören Sie denn einen Theil meiner eigenen Lebensgeschichte, der außer einem einzigen alten Freunde noch Niemandem, also auch Ihnen nicht bekannt, ja der, wie ich glaube, selbst meinen Kindern im Ganzen bisher verborgen geblieben ist.«

Er schwieg und lehnte sich hochaufathmend und einige Secunden die Augen schließend, als ob er sich sammeln oder seine in der Vergangenheit umherschweifenden Gedanken ordnen wolle, in seinen Sitz zurück, wobei plötzlich alle Strenge aus seinen Mienen wich und eine Art Rührung sich darauf abspiegelte, wie sie wohl selten Jemand an dem so harten und stahlfesten Mann

wahrgenommen hatte. Dann aber öffnete er die Augen wieder, ließ sie mit sanftem Blick auf des Barons heftig arbeitenden Zügen weilen und sprach mit einem so weichen Ton, daß Armin von Strachnitz dadurch tief bewegt wurde und sein Ohr, wie um besser zu hören, ihm näher zuneigte, Folgendes:

»Ich war erst fünfundzwanzig Jahre alt, als ich durch einen schweren Unglücksfall heimgesucht ward, indem ich an einem und demselben Tage, ja in einer und derselben Stunde, Vater und Mutter verlor. Beide befanden sich im Walde und sahen der Fällung einer riesigen uralten Eiche zu, die schadhaft geworden war und zu ihrem beiderseitigen Leide der Axt zum Opfer fallen mußte. Die mit dieser Arbeit beschäftigten Leute mochten unachtsam dabei verfahren, oder der Strick, der die Eiche auf der einen Seite hielt, mochte zu alt und morsch sein, genug, der Baum fiel auf die entgegengesetzte Seite, als er fallen sollte, und schlug meine Eltern zu Boden. Sie waren auf der Stelle todt und wurden mir, der ich gerade mit der Aufstapelung des Heues in der Tenne beschäftigt war, als Leichen in's Haus gebracht, nachdem ich sie erst kurz vorher munter und vergnügt den Hof hatte verlassen sehen. Dieses so plötzlich hereinbrechende und traurige Ereigniß brachte einen tiefen Eindruck auf mein Gemüth hervor, es machte mich vor der Zeit nachdenklich, still und verschlossen und gab meinem Geiste eine so ernste, ja strenge Richtung, wie er sie ohne dasselbe vielleicht nicht eingeschlagen hätte. Auch vergingen Jahre, ehe ich mich von diesem großen Verluste erholen

konnte, obgleich ich dadurch früher als ich gewünscht und gehofft, der einzige selbstständige Erbe dieses schönen Hofes geworden war, der freilich damals noch nicht den Umfang besaß und einen so hohen Ertrag lieferte, wie heute.

»Ich verstand zu jener Zeit eigentlich noch ziemlich wenig von der Landwirthschaft, hatte nur gesehen, wie mein Vater sein Gut bestellte, war dann drei Jahre Soldat bei der Garde gewesen, hatte keine Vorstudien, keine Reisen wie Sie und mein Sohn gemacht, und war somit, da ich mir vor meinen Knechten keine Blöße geben wollte und Niemanden in meiner Nähe hatte, der mein Rathgeber sein konnte, auf mich und meine Kräfte ganz allein angewiesen. Indessen als ich nun völlig zur Einsicht meiner Selbstständigkeit gelangte und den Ernst des Lebens an mich herantreten sah, wurde ich aufmerksam auf alles um mich her Vorgehende und suchte durch Fleiß und Bedachtsamkeit nachzuholen, was die Ungunst des Schicksals mich hatte versäumen lassen. Ich schaffte mir vor allen Dingen gute Bücher an und lernte Tag und Nacht daraus; sodann besuchte ich intelligente Nachbarn, deren Ländereien in bester Blüthe standen, fragte sie um Rath, sah, wie sie es machten, und forschte und strebte so lange, bis ich endlich durch die Erfahrung lernte, was ich zu lernen begehrt. Das Alles ging allerdings sehr langsam von Statten, wurde mir herzlich schwer und war für meinen schnell heranwachsenden Ehrgeiz etwas demüthigend, und eben weil ich in meiner Jugend diese bittere Erfahrung an mir selbst gemacht, habe ich meinem

Sohn von Hause aus eine gute Erziehung gegeben, habe ihn zum Landwirth ausgebildet und ihn studiren und lernen lassen, was man auf den dazu bestimmten Anstalten studiren und lernen kann, damit es ihm in Zukunft leichter werde als mir und er nicht ein so schweres Lehrgeld zu bezahlen habe.

»Nun, unter allen den Arbeiten, die mich den ganzen Tag auf den Feldern und in den Wäldern, und die halbe Nacht bei meinen Büchern beschäftigten, war ich allmählig dreißig Jahre alt geworden und lebte einsam und zurückgezogen auf diesem Hof, der für mich meine ganze Welt, mein Ein und Alles war. Daß ich ihn verbessern und durch günstigen Ankauf vergrößern mußte, wenn ich das mir vorgesteckte Ziel erreichen wollte, sagte mir meine eigene Einsicht und so wandte ich alle disponiblen Mittel an, um diesen Zweck zu erreichen. Meine Felder trugen zwar eine schöne Frucht, aber mit meinen Waldungen, dem besten und größten Theil meines Besitzes, stand es, wie ich bald sah, sehr übel. So verwandte ich denn auf sie die größte Mühe und – Sie sehen jetzt, was daraus geworden ist, denn der Spiegelhof kann sich gerade darin mit allen, ja mit *allen* Nachbargütern vergleichen und er wird gewiß nicht der schlechteste sein. Was mir aber nun bei meinen damaligen Arbeiten und Mühen fehlte, war ein Weib, wie es ein Landmann braucht, ein Weib, welches nicht nur alle Sorgen nach außen hin mit mir theilte, sondern auch seinerseits auf Ordnung und Regelmäßigkeit im inneren Hauswesen achtete. Allerdings hätte ich mich leicht verheirathen und eine sogenannte

gute Partie machen können, allein alle Frauen, die ich im Laufe der Zeit in der Nachbarschaft kennen lernte, entsprachen nicht meinen besonderen Wünschen, sie gefielen mir nicht und ich sah in keiner von ihnen zugleich die mich liebende, für mich sorgende Frau und die gute haushälterische Wirthin, die ich vor allen Dingen gebrauchte.

»Aber ach! gerade zu einer Zeit, wo ich am wenigsten an eine Verschlimmerung meiner Verhältnisse dachte, vielmehr nur ihre tägliche Verbesserung im Auge hatte kam, wie der Blitz aus der Wolke, das Unheil in mein Haus. Einer meiner Knechte erkrankte an den bösartigen Blattern, die damals in dieser Gegend grassirten. Ihm folgte alsbald der zweite und der dritte, und da ich mich vor der unheilvollen Krankseheit, die ich eigentlich nur von Hörensagen kannte, nicht scheute und zu ihnen ging, um ihren Muth aufrecht zu erhalten, bekam auch ich sie und zwar so bitterbö, daß ich Wochenlang von mir selbst nichts wußte und kein Mensch, selbst nicht der aus der Stadt herbeigerufene Arzt, einen Pfennig für mein Leben gab. Nun, Herr Baron, das war schlimm, nicht wahr? Aber das war bei Weitem noch nicht das Schlimmste, was mich treffen sollte. Denn, sehen Sie, mit einem Mal kam die blasse Furcht unter meine Leute, sie glaubten sich alle der Ansteckung verfallen, liefen davon und ließen mich in meiner Noth allein. Nur eine einzige junge Magd – sie war die jüngste Kuhmagd, Herr Baron, und konnte damals kaum lesen und schreiben – blieb bei mir, ohne daß ich eine Ahnung von allem Vorgehenden hatte,

pflegte mich und die kranken Knechte und sorgte noch außerdem mit einem Fleiß und einer Sorgsamkeit ohne Gleichen für das arme, im Stich gelassene Vieh und die große Wirthschaft, was wahrhaftig keine kleine Aufgabe für ein so junges Mädchen war.« –

Hier machte der Erzähler eine kurze Pause. Die so lebhaft in ihm erwachte Erinnerung an jene schwere Zeit hatte ihn sichtbar ergriffen und sein Gemüth in eine Rührung versetzt, die aus seinem ganzen Wesen, seinen wehmuthsvollen Blicken und, namentlich aus seiner bisweilen stockenden und bebenden Stimme sprach. Auch wischte er sich wiederholt die Augen, in die unwillkürlich ein heißer Tropfen nach dem andern getreten war, und es dauerte einige Zeit, bis er sich wieder gesammelt hatte und in seiner Erzählung fortfahren konnte. Endlich aber, und gleichsam beschämt über die so unverhofft ihn übermannende Schwäche, so daß er es vermied, dem Baron in das die innigste Theilnahme verrathende Gesicht zu blicken, nahm er den Faden seiner Erzählung wieder auf und fuhr also zu sprechen fort:

»Als ich endlich an einem schönen Sonnenmorgen aus meiner langen Bewußtlosigkeit erwachte und wieder sehen konnte, denn ich war auch mehrere Wochen blind gewesen, sah ich die junge Magd dicht an meinem Bett sitzen und mir ein labendes Getränk zurecht machen. Jetzt erkannte ich sie und eine innere Stimme sagte mir, daß sie es wäre, die mich so sorgsam gepflegt und der ich wahrscheinlich nächst Gott mein Leben und meine Heilung am meisten zu verdanken hätte. Mit einem Wort, ich

mag hier nicht Alles aufzählen, was das brave Mädchen für mich gethan und zu thun fortfuhr, sie nahm sich meiner mit ganzer Hingebung auch ferner an, war so sorgsam für mich, wie nur eine Mutter es für ein schwaches Kind sein kann und – der Erfolg war der günstigste, den man sich denken kann – ich genas vollständig und nur die Spuren der bösen Krankheit blieben Jahre lang auf meinem zerrissenen Gesicht stehen, wie sie auch jetzt noch nicht ganz davon verschwunden sind. Als ich nun aber endlich völlig genesen war und mein Bett wieder verlassen konnte, sah ich mir die junge Magd näher an, was mir in früheren gesunden Tagen nicht eingefallen war, und ich fand sie hübsch, sehr hübsch, kräftig und gesund, und ich wunderte mich über mich selbst, daß mir das vorher entgangen war. Jetzt jedoch beobachtete ich sie viel genauer, verfolgte all ihr Thun und Treiben mit dem aufmerksamsten Auge und fand, daß sie rastlos fleißig, umsichtig und vor allen Dingen in jeder Beziehung gewissenhaft, treu und ehrlich war. Da erfaßte mich mit einem Mal ein seltsames unbeschreibliches Gefühl, für das ich eigentlich keinen Namen wußte, bei welchem aber zumeist, wie es mir schien, die Dankbarkeit für ihre an mir geübte Samariterpflicht obenanstand. Mit einem Wort, ich überlegte meine Handlungsweise sehr wohl, und als ich mir über Alles klar geworden war, faßte ich den Entschluß, sie zu meiner Frau zu machen.

»Es war ein Sonntag und wir waren Beide mit noch anderen Knechten und Mägden in der Dorfkirche gewesen und ich hatte Gott für meine Genesung gedankt und



auch mit ihm über mein Vorhaben Rath gepflogen. Als wir gegen Mittag nach Hause kamen, rief ich sie in mein Zimmer und theilte ihr meine Absicht mit. Aber da stieß ich auf einen ganz unerwarteten Widerstand bei ihr, sie wollte nicht auf meinen Wunsch eingehen und sagte, sie schäme sich, als eine so dumme Bäuerin einen so reichen und angesehenen Meyer zu heirathen. – Schäme Dich nicht, Nella, sagte ich zu ihr – auch sie hieß nämlich Thusnelda – denn das braucht ein so wackeres Mädchen nicht, als welches Du Dich mir erwiesen hast. Und wenn Du bis jetzt noch nicht viel weißt und wenig gelernt hast, so soll das bald nachgeholt werden, Du sollst von heute an etwas lernen und ich werde Dir täglich den alten guten Lehrer aus dem Dorfe holen lassen, damit er Dich in allem Nöthigen unterrichte. Die Hauptsache aber, das Hauswesen zu leiten, verstehst Du so gut wie Eine, das hast Du mir genügend während meiner Krankheit bewiesen und das habe ich auch mit eigenen Augen nachher gesehen. –

»Nun, Herr Baron,« fuhr der Meyer etwas rascher und mit froherem Gesicht zu sprechen fort, »darauf ging sie endlich ein, nachdem ich sie noch einmal recht herzlich gebeten und ihr gesagt, wie dankbar ich ihr für's ganze Leben sei, und so begann denn der geplante Unterricht, nachdem ich ihr auch andere Kleider hatte anfertigen lassen und meinen Knechten und Mägden gesagt, daß sie von diesem Tage an die Nella als meine zukünftige Frau betrachten müßten, was auch geschah, denn ich hatte nur gute und verständige Leute und Alle wußten,

was die Nella für mich gethan. Diese aber lernte rasch und leicht, denn sie fand nicht nur ein Vergnügen daran, nach ihrer Art klug zu werden, sondern sie sah auch, daß es mir Vergnügen machte, wenn sie mir mit dem Erlernen helfend zur Seite stehen konnte. Genug, Herr Baron, ich heirathete sie und habe das nie bereut. Sie war mir ein treues, braves, arbeitsames Weib, eine wackere Helferin und Trösterin in allen Nöthen des Lebens, sie lebte und wirkte nur mir zu Gefallen und der einzige Kummer, den sie mir so verursachte, war ihr früher Tod, denn sie starb fünfzehn Jahre nach der glücklichsten Ehe mit mir.

»Und diese Magd nun, Herr Baron,« fuhr der Meyer mit wieder ernster gewordenem Gesicht fort, »ist die Mutter meiner beiden Kinder geworden. Finden Sie es nun mit Ihren Ansichten, Ihrem Stande verträglich, noch ferner auf Ihrem Wunsch zu beharren: die Tochter einer solchen gemeinen Bäuerin, einer ehemaligen Kuhmagd, zu Ihrer Gemahlin zu machen?«

Er schwieg und sah den Baron mit erwartungsvoller und gespannter Miene an. Dieser aber, der schon lange diese Frage vorausgesehen und sich innerlich auf ihre Beantwortung vorbereitet haben mochte, richtete seine Blicke fest auf den Meyer, seine Augen leuchteten dabei hell auf und er sagte mit lauter und den vor ihm sitzenden und auf seinen Ausspruch neugierigen Mann beinahe erschreckender Stimme:

»Ja, ich beharre, Herr Meyer, und mit vollem Bedacht. Die ganze schöne, mich tief bewegende Erzählung, die

Sie mir eben vorzutragen die Güte hatten, ändert in *meinen* Augen an Ihrer Tochter nichts, gar nichts, sie büßt durch ihre Abkunft von einer gewöhnlichen Bäuerin keinen einzigen ihrer Vorzüge, keine einzige ihrer guten Eigenschaften ein und bleibt mit einem Wort nach meinen Begriffen vom wahren Adel dieselbe, die sie mir immer war und immer bleiben wird. – Ja, nach meinen Begriffen, sage ich,« wiederholte er, als er bemerkte, welchen tiefen Eindruck diese Worte auf den braven Mann machten, »denn nach diesen meinen Begriffen adelt der Mensch, selbst der Niedrigstgeborene, sich durch sich selbst, das heißt durch seine Gesinnungen und Handlungen, und Thusnelda's Mutter, Ihre Frau, hat sich in jeder Beziehung durch ihre Gesinnung im Allgemeinen, wie durch ihre Treue und uneigennützigte Aufopferung für Sie insbesondere, also durch ihre Handlungen, edel erwiesen.«

Der Meyer nickte unwillkürlich mit dem Kopf und seine Wangen überzogen sich kurze Zeit mit einer dunklen Röthe, als ob sein freudig erregtes Herz all sein Blut nach dem Kopfe gesandt hätte, um seine Empfindungen dahin zu verpflanzen, die einen Augenblick lang seine Starrheit zu brechen schienen. Aber wie gesagt, dies dauerte nur kurze Zeit, gleich darauf erhielt sein festgewurzeltes Vorurtheil und seine strenge Anschauung der vorliegenden Verhältnisse wieder die Oberhand über sein flüchtig aufflackerndes Gefühl, und er sagte mit einem ernstestem Blick auf den in leidenschaftlicher Erregung vor ihm sitzenden jungen Mann:

»Ich danke Ihnen für dies warme Lob meiner braven Frau, Herr Baron, und sie hat es in Wahrheit verdient. Auch daß Sie jetzt, im Moment der Aufregung und von dem Gefühl Ihrer Neigung hingerissen, so sprechen, finde ich natürlich und wundere mich also darüber nicht. Ich weiß, wie man in solchen Momenten denkt, besonders wenn man jung und heißblütig ist. Allein nicht ganz so wird Ihr Vater sprechen, wenn Sie vor ihn hintreten und ihm die Bitte vortragen, die Sie vorher gegen mich ausgesprochen, im Gegentheil, er wird ein anderes Urtheil über mich und die Meinigen fällen als Sie, denn, so weit ich ihn kenne, wird und kann er nie zugeben, daß sein einziger Sohn, der Erbe seines adligen Namens und Gutes, die Tochter einer gemeinen Bäuerin heirathet. Doch« – und hier nahm seine Miene mit einem Mal wieder jenen strengen, steinharten Ausdruck an, den sie vorher gezeigt – »um Ihren Vater handelt es sich in diesem Augenblick noch nicht, es handelt sich vielmehr um einen Anderen. Ich selbst, Herr Baron, komme bei diesem Ihrem Gesuch persönlich in Frage und ich drücke mich gewiß nicht zu stolz oder zu hochmüthig aus, wenn ich hinzusetze: noch dazu in der vordersten Reihe. Und da muß ich Ihnen sagen, so schwer mir das auch fällt und in Ihren Augen einen bösen Schatten auf mich werfen kann, daß mir, so wenig Ihrem Vater des Mädchens Mutter gefallen wird und selbst ich ihm nicht gefallen werde, daß mir, sage ich, eben so wenig – Ihr Vater zusagt. Soll ich Ihnen die Gründe davon entwickeln? Nun ja, warum nicht, wir sprechen ja heute ehrlich mit einander und verhehlen

uns unsere geheimsten Gedanken nicht. Aha, ich sehe es Ihnen an, Sie wissen schon, was ich sagen will, denn auch Sie kennen Ihren Vater. Nun ja, ich bin nicht von Adel, wie er, bin kein Baron, aber worauf er am stolzesten ist, darauf bin auch ich nicht weniger stolz. Ich habe auch Ahnen und kann sie Ihnen alle Schwarz auf Weiß vorführen. Meine Vorfahren reichen in ununterbrochener Kette bis zu Wittekind, unserm Sachsenherzog hinauf, und alle, wie sie da stehen und jetzt unter der rothen Erde begraben liegen, haben hier auf diesem Hofe, unter diesem Dache gesessen, haben redlich gearbeitet, klug gewirthschaftet und immer das Rechte gethan. Hat Ihr Vater nun auch solche Ahnenreihe durch tausend Jahre hinauf nachzuweisen? Haben sie alle, wie meine Vorfahren und ich selbst, das Rechte gethan? Sind sie so fleißig, so unwandelbar rechtschaffen vor Gott und den Menschen gewesen? Nun, ich will es annehmen, ja, aber sehen Sie, ich wiederhole es, wenn Ihr Vater auf die Vergangenheit und was seine Ahnen darin geleistet, stolz ist, so bin ich es auch und mit demselben Recht. Hat Ihr Vater Vorurtheile gegen mich, meinen Stand und meine Abkunft, so habe ich sie gegen die seinigen ebenfalls. Doch – ich will Ihnen mit einer weiteren Ausführung und Begründung meiner Abneigung gegen Ihren Vater nicht wehe thun. Sie sind der Freund meines Sohnes, haben sich als solcher bewährt und sind auch mir dadurch werth geworden. Indessen, Sie sehen es selbst ein, in Ihren jetzigen

Verhältnissen, selbst wenn Ihr Vater, was ich nicht glaube, seine adligen Vorurtheile Ihren Wünschen zum Opfer bringen wollte, erblicke ich keine Sicherheit für das künftige Glück meiner Tochter, und das muß mir, dem für die Seinen bis zum letzten Athemzug sorgenden Vater, stets vor Augen und am Herzen liegen. Erringen Sie sich also eine von Ihrem Vater und Ihren Familienverhältnissen unabhängige Stellung, wie es thun zu wollen Sie vorher äußerten, beweisen Sie mir, daß Sie eine Frau aus eigenen Mitteln anständig ernähren können, und dann, erst dann wird es Zeit sein, daran zu denken, wie der Adelsstolz Ihres Vaters und mein eigener Bauernstolz sich zusammen vertragen und wer von uns Beiden der Sieger über die Ansichten und Vorurtheile des Anderen sein wird.«

Der Meyer, der dies ohne alle Aufregung gesprochen, schwieg und sah den Baron erwartungsvoll und mit fest blickenden Augen an. Dieser athmete wiederholt tief auf, richtete sich stolz in die Höhe und sagte dann mit eben so ruhiger wie dem Meyer sichtlich imponirender Würde:

»Ich danke Ihnen, Herr Meyer, Sie haben nur in Allem die Wahrheit gesprochen und mich hat die Enthüllung Ihrer Gesinnung in Bezug auf meinen Vater wohl geschmerzt, aber nicht gekränkt, denn Sie haben selbst in dieser Ihrer festgewurzelten Gesinnung Recht, das muß ich Ihnen leider zugestehen. Auch war ich auf etwaige, gegen meinen Vater geschleuderte Vorwürfe vorbereitet, aber was kann ein Sohn dafür, wenn sein Vater – durch seine eigene Schuld, auch das gestehe ich zu, was gewiß

schmerzlich für mich ist – auf eine abschüssige Bahn gerathen ist? Können Sie *mir* persönlich einen Vorwurf machen? Habe ich jemals das Rechte, wie Sie vorher sagten, nicht gethan? Habe ich je meinen Stand über den Ihrigen erhoben oder diesen unter jenen herabgesetzt? Ja, beweist nicht gerade das Geständniß meiner Liebe und der Wunsch nach dem Besitz Ihrer Tochter das Gegentheil davon?«

»Nein, Herr Baron,« erwiderte der Meyer, den dieser Einwand des jungen Mannes etwas zu erschüttern schien, »Ihnen kann ich keinen Vorwurf über Ihr Verhalten machen und ich mache ihn auch nicht, auch kennen Sie ja die gute Meinung, die ich von Ihnen habe, und wissen, daß ich Sie achte und schätze und damit will ich meine Ansicht über Sie ein für alle Mal dargelegt haben. Aber das reicht bei mir in meiner und bei Ihnen in Ihrer Lage nicht hin, Ihnen die Hand meiner Tochter ohne Weiteres zuzugestehen. O nein, noch lange nicht!«

Armin von Strachnitz sah, daß er bei dem felsenfesten und von seinen Vorsätzen kein Haar breit abzubringenden Mann nun wirklich an die unüberwindliche Klippe gekommen war, die sein Freund Reinhard vorausgesehen. Gleichsam ermattet, wenigstens schien es dem Meyer so, und von dem Gewoge seiner Gefühle sich einen Augenblick ausruhend, senkte er die Augen zu Boden, schwieg und nagte an seiner Unterlippe, als gehe etwas Bedeutsames in ihm vor oder als fasse er einen letzten Entschluß, der, wenn er gelang, seine augenblickliche Lage ändern, bessern und den starren Eigenwillen des

sonst so wackeren Mannes, der so unentwegt vor ihm saß, doch vielleicht brechen könne. Und endlich hatte er diesen ihm gewiß schwer werdenden Entschluß gefaßt und so hob er seinen Kopf langsam in die Höhe, sah den ihn im Stillen beobachtenden Meyer mit leuchtenden Augen an und sagte:

»Nun denn, Herr Meyer, Sie haben in vielen Dingen, aber vielleicht doch nicht in allen Recht, und wenn Sie darauf bestehen, daß ich, bevor wir auf meine heutige Bewerbung näher eingehen, mir erst eine Stellung erlinge, die Ihnen zusagt und alle Ihre mir gestellten Bedingungen erfüllt, was ja auch in meiner Absicht und in meinem Willen liegt, so zwingen Sie mich damit, Ihnen jetzt ein Bekenntniß abzulegen, welches ich gern noch eine Zeit lang für mich behalten hätte, da es mein alleiniges Eigenthum, ja mein persönliches Geheimniß, ist, das außer meiner Mutter nur noch Reinhard kennt, der mir aber zugeschworen hat, es Niemandem, selbst Ihnen nicht, mitzutheilen, bevor nicht die höchste Noth dazu drängt. Diese Noth aber drängt jetzt, ich fühle es an meinem bebenden Herzen und sehe es mit allen meinen Sinnen ein, wenn ich in Ihr unbewegliches Angesicht schaue. So hören Sie denn: Die Stellung, die mich von meinem Vater unabhängig macht und in den Stand setzt, Ihre Tochter, freilich nicht glänzend, aber bei bescheidenen Ansprüchen, wie ich sie mache und wie Ihre Tochter sie gewiß auch nur macht, anständig zu ernähren, ist bereits vorhanden und ich bin wenn Sie wollen, jeden Augenblick frei, kann thun und lassen, was ich will und sogar



meinem Vater seinen Adel und ganzen Besitz zu seiner freien Disposition überlassen, mag er mir nun seine Einwilligung zur Verbindung mit Ihrer Tochter geben oder nicht.«

, Des Meyers Augen öffneten sich weit und er sah den also Redenden mit Blicken an, die sein Erstaunen klar an den Tag legten. »Wie soll ich das verstehen,« fragte er, »und wie wäre das überhaupt möglich?«

»Sie sollen es sogleich hören,« fuhr der Baron mit etwas leiserer Stimme fort, als ob dieses sein wichtigstes Geheimniß ihm selbst von großer Bedeutung schienen, »und so will ich Ihnen bekennen, daß ich einen geheimen, mir persönlich unbekanntem Wohlthäter und Beschützer habe, der mir seit dem Tage, wo ich das Haus meines Vaters verließ, um meine Studien zu beginnen, eine bedeutende Unterstützung an Geld zukommen ließ, die mich in den Stand setzte, ohne Sorge, ja sogar mit einer gewissen Eleganz zu leben, wenn ich überhaupt geneigt gewesen wäre, diese ganze Summe zu verzehren, was ich indeß nie gethan, mir vielmehr davon einen erklecklichen Theil erspart habe. Dieses Geld wurde mir pünktlich jedes Vierteljahr brieflich zugesandt und man war zu meinem Erstaunen stets von meinem jeweiligen Aufenthaltsort unterrichtet. Es kam immer von einem Bankierhause in Cöln, dem ich auch meine Quittungen darüber zusenden mußte, und dieses Haus machte mir auch zu meinem noch größeren Erstaunen wiederholt Mittheilung, daß ich der Beihülfe des mir unbekanntem,

aber gewiß edlen Beschützers, der mir das Geld senden lasse, auch fernerhin versichert sein könne, wenn ich mich derselben nicht auf die eine oder andere Weise unwerth zeige, ja daß derselbe sogar geneigt sei, in Zukunft oder sobald ein unvorhergesehener Nothfall eintreten sollte, die Summe zu verdoppeln, unter der einzigen von mir zugestandenen Bedingung, daß ich niemals meinem Vater, einem notorischen Verschwender, davon Kenntniß geben, noch weniger aber ihm mit diesen nur mir, allein zugewandten Mitteln beispringen dürfe, falls er eine Hülfe von mir fordern oder ich selbst aus kindlicher Pietät ihm eine solche freiwillig darbiehen wolle. Diese doppelte Summe, wenn ich sie erst einmal in Zukunft erhalten, schrieb mir das Bankierhaus, würde ich mein ganzes Leben hindurch beziehen und es seien Vorkehrungen getroffen, daß ich, wenn die rechte Zeit dazu gekommen, einst auch in den Besitz des Capitals dieser Summe mit der mir nothwendigen Erklärung gelangen würde, warum und weshalb der unbekante Geber mir dasselbe zugewandt. Ich könne also fortan sicher auf diese Unterstützung rechnen und mich in meinen Verhältnissen danach einrichten, aber ich solle nicht forschen, aus welcher Quelle sie fließe, denn alle meine Bemühungen in dieser Beziehung würden völlig fruchtlos sein, da man Vorkehrungen getroffen, daß der Schlüssel zu diesem Räthsel mir bis zur rechten Zeit unerreichbar bliebe. So habe ich denn bis zum heutigen Tage seit sechs Jahren alljährlich fünfzehnhundert Thaler bezogen und darum nie meines Vaters Börse in Anspruch zu nehmen

gebraucht, denn dies Geld hat nicht allein alle meine Bedürfnisse vollständig befriedigt, sondern ich habe mir auch, wie schon gesagt, eine hübsche Summe davon für spätere Zeiten zurückgelegt.

»Natürlich,« fuhr der Redende nach einer kurzen Pause fort, während der Meyer mit zweifelhaftem Kopfschütteln starr vor sich hinblickend schwieg, »habe ich mir trotz der von dem Bankierhause ausgesprochenen Versicherung, daß mir die Erforschung dieser fruchtbringenden Quelle nie gelingen würde, doch oft und vielfach Mühe gegeben, sie zu entdecken, aber es ist mir bis jetzt unmöglich gewesen, auch nur die geringste Spur derselben aufzufinden. Anfangs hatte ich sogar meine in allen Dingen so still und geräuschlos verfahrende Mutter in Verdacht, daß sie von ihrem ehemaligen großen Vermögen so viel erübrigt habe, um mir auf diese Weise ganz insgeheim den Verlust zu ersetzen, den ich durch meines Vaters verschwenderische Lebensweise erlitten, allein als ich ihr eines Tages diesen Verdacht aussprach, schwur sie mir zu, daß sie nicht so glücklich sei, so viel Geld zu besitzen, vielmehr bei ihrer Verheirathung meinem Vater ihr ganzes bedeutendes Vermögen zur freien Verfügung ein für alle Mal überlassen habe. Als ich nun auch hier die vermuthete Quelle nicht fand, wandte ich mich wiederholt mit dringlichen Bitten an das Bankhaus am Rhein, besuchte es einst auch selbst, um nach meinem unbekanntem Wohlthäter, gleichsam meiner irdischen Vorsehung, zu forschen, allein auch dort habe ich nicht die geringste Aufklärung erhalten können. Man antwortete

mir nicht einmal ausweichend, sondern sagte mir geradezu, daß man die für mich so reichlich strömende Quelle selbst nicht kenne, da man die betreffenden Gelder stets bald durch dieses, bald durch jenes Bankhaus empfangen und auch bei ihnen nicht die geringste Vermuthung vorliege, wer der eigentliche Urheber und Spender derselben sei. Die ganze Correspondenz, die ich mit dem Cölnner Bankhause darüber geführt, Herr Meyer, steht Ihnen zu Gebote, sobald Sie Einsicht in dieselbe nehmen wollen, und ich bin fest überzeugt, daß die mir bisher zugewandte Summe auf das Doppelte, also auf dreitausend Thaler jährlich erhöht werden wird, sobald der erwähnte Nothfall eingetreten sein sollte. Denn es hängt ja nur von mir ab, an jenes Haus, als den Vertreter meines unbekanntes Beschützers, die Mittheilung gelangen zu lassen, daß die Zeit für mich gekommen sei, wo ich, um mich selbstständig und unabhängig zu machen, die mir verheißene größere Unterstützung gebrauche, und die Bitte hinzuzufügen, mir dieselbe, wenn man mich derselben jetzt noch werth erachte, zu gewähren. Hieraus, Herr Meyer, erkennen Sie also, daß ich durchaus nicht mittellos und von meinem Vater völlig unabhängig bin, mein ferneres Leben mithin auch einrichten kann, wie ich will.«

Der Meyer war, obgleich er aufmerksam zugehört, schon lange in Nachdenken versunken und, nach seiner milderen Miene zu schließen, schien es fast, als ob er allmählig nachgiebiger werde und die Lage des Barons aus

einem anderen Gesichtspunkt aufzufassen beginne. Allein plötzlich änderte sich wieder sein ganzes Aussehen, er hob schnell den Kopf in die Höhe und sagte mit seiner alten Strenge und die Stimme merklich dabei erhebend:

»Herr Baron, diese unbekannte Quelle, diese Ihre irdische Vorsehung – ich sage das ohne allen Spott und bediene mich nur des Ausdrucks, den Sie vorher gebraucht – ist allerdings für Sie sehr angenehm, aber mir selbst scheint sie höchst problematischer Natur zu sein und nützt sie nichts, ja sie hat für mich nicht den geringsten Werth, wie sie auch Ihnen in meinen Augen keinen größeren verleiht als Sie jetzt schon besitzen. Wie ich einmal bin und das Menschenleben auffasse, bin ich ein Mann der offenbarsten, durchschaulichsten Wirklichkeit und Sicherheit, ich begreife in materiellen Dingen nur das, was ich greifbar vor mir sehe. Ihr unbekannter Beschützer also ist für mich nur ein Phantom der Luft und eben so würde er Ihrem Vater erscheinen, wenn man ihm von diesen Ihren Hoffnungen, auf die Sie mit so großer Zuversicht blicken, Kenntniß geben wollte, um ihn zur Nachgiebigkeit und Erfüllung Ihrer Wünsche in Bezug auf meine Tochter zu bestimmen. Nein, nein, darin bin ich mir consequent und mein eigener Sachwalter, und wenn mein Sohn eine Verbindung unter denselben Bedingungen eingehen wollte, wie Sie sie mir eben enthüllen, so würde ich nie meine Zustimmung dazu geben. Jeden Augenblick könnte sich die für jetzt so reichlich strömende Quelle in Staub und Dunst auflösen und, wenn wir darauf gebaut, hätten wir eben auf Staub und Dunst

gebaut. – So, damit habe ich Ihnen meine ganze Meinung und meinen letzten Willen ausgesprochen und nun sind wir, hoffe ich, mit dieser leidigen Sache fertig. Natürlich will ich Ihnen mein Haus fernerhin nicht verschließen, bei Leibe nicht, ich würde damit Sie, meinen Sohn und mich selbst nur eines lieb gewordenen und angenehmen Umgangs berauben, und so werden Sie als Freund und Kamerad meines Sohnes mir stets willkommen sein, als Bewerber um die Hand meiner Tochter aber, darum bitte ich dringend – treten Sie hier nicht mehr auf.«

»Aber Herr Meyer,« rief der Baron, als er diese für ihn so schmerzlichen Worte vernahm, und mit einem Mal war die ganze Hoffnung, die er auf diesen seinen letzten Wurf gesetzt, aus seinem Herzen geschwunden und seine verzweifelnde Miene sprach das nur zu klar aus, »wie soll ich denn das Eine vom Andern trennen? Beides ist ja so innig verwachsen, daß ich es nicht lösen kann, und wenn ich als Freund Ihres Sohnes Ihr Haus beträte, würde nicht immer der Wunsch von Neuem in mir erwachen, Ihnen noch auf andere Weise näher zu treten und würde ich denn überhaupt, wenn ich Ihre Tochter hier vor mir wandeln und handeln sähe, die Liebe zu ihr unterdrücken können und sie nicht gegen Ihren Willen aus jedem meiner Blicke und Worte hervorleuchten lassen?«

»Das fürchte ich beinahe auch,« sagte der Meyer langsam, aber mit eisenfest klingendem Ton, »und wie Sie Beides von einander trennen wollen, ist Ihre Sache, ich weiß darin auf der Stelle selbst keinen Rath. Uebrigens – und ich komme noch einmal darauf zurück – dachte

ich mir, als Sie vorher mit einem bedeutungsvollen Anliegen hervortreten, daß Sie etwas ganz Anderes als meine Tochter von mir begehren würden. Ich dachte dabei eben nur an Ihr häusliches Elend. Nun, ich habe meinen Entschluß darin nicht geändert und wenn Sie in dieser Beziehung einmal meinen Rath oder gar meine Hülfe vermögen, dann bin ich bereit, Ihnen zu beweisen, daß ich in Wahrheit Ihr väterlicher Freund bin und daß auch ich – eine Ihnen bekanntere Quelle als Ihre irdische Vorsehung – einem Freunde in der Noth beizuspringen den Willen und die Befähigung besitze. Aus diesem freiwilligen Anerbieten meinerseits erkennen Sie, daß ich Ihnen wegen des Irrthums, Ihr Auge auf meine Tochter gelenkt und sie für sich erreichbar behalten zu haben, nicht zürne. So haben wir denn über diesen Punkt genug gesprochen und ich verlasse Sie und das Haus, um mich an meine Geschäfte zu begeben und mir in der freien Luft die trüben Gedanken zu vertreiben, die Sie in mir heraufbeschworen haben. Bleiben Sie hier, so lange Sie wollen und beruhigen Sie sich erst, ehe Sie dies Zimmer verlassen, damit die Leute, die Sie draußen sehen, nicht etwa denken, es sei etwas Unangenehmes zwischen uns vorgefallen. Und zum Beweise, daß Sie mir durch Ihre heutige Mittheilung kein persönliches Mißfallen einflößen, reiche ich Ihnen meine Hand als Freund. Leben Sie einstweilen wohl, Herr Baron, besuchen Sie uns wieder, sobald Sie es über sich gebracht, nur in der Eigenschaft des Freundes meines Sohnes zu erscheinen, und zürnen Sie auch mir

nicht, daß ich mich Ihnen als den Mann gezeigt, der ich wirklich bin. Leben Sie wohl!«

Er stand langsam auf, reichte dem Baron die Hand, die dieser mechanisch ergriff, drückte sie ihm wiederholt und verließ mit seinem wuchtigen Schritt das Zimmer, um gleich darauf, wie er gesagt, auch Haus und Hof zu verlassen und die freie Luft aufzusuchen, nach der er nach dem eben geführten langen und bedeutungsvollen Gespräch jedenfalls ein großes Verlangen haben mußte. Der Baron dagegen sank wie vernichtet auf seinen Stuhl zurück, seufzte tief auf und schlug beide Hände vor sein Gesicht, als gäbe er sich ganz dem ihn tief durchwühlenden Schmerze hin. Alles um ihn her im Zimmer war und blieb still, so daß man die Fliegen an den Fenstern summen hören konnte, nichts regte sich innen und außen und Niemand unterbrach das bitter schmerzliche Nachdenken, in welches der arme junge Mann versunken war, nachdem er seine vorher so hell aufflackernde Hoffnung scheitern und seine schönen Zukunftsträume in Trümmer fallen gesehen hatte.



DRITTER BAND.

ERSTES CAPITEL. EIN GEHEIMNISZVOLLER  
VERTRAUENSMANN.

Nur wenige Minuten mochte der so tief gebeugte Baron in dieser seine ganze Verzweiflung ausdrückenden Stellung verharret haben, als ihm eine ungeahnte Erlösung aus so schwerer Pein zu Theil werden und, gleichsam wie ein aus der Dunkelheit auftauchender Stern, ein hellstrahlendes Licht aufgehen und seinen ferneren Pfad wohlthuend erleuchten sollte. Denn ganz leise und von ihm anfangs unbemerkt, öffnete sich die Thür, die nach Thusnelda's nebenan liegendem Zimmer führte und diese selbst, durch die in des Vaters Stube herrschende Stille in den Glauben versetzt, daß beide Männer es bereits verlassen, trat herein. Als sie aber gleich darauf den Baron so dicht vor sich sah, erschrak sie sichtbar und wich augenblicklich in ihr Zimmer zurück. Aber da war auch sie schon bemerkt worden, denn Armin hatte das leichte Rauschen ihres seidenen Kleides vernommen und sofort sprang er von seinem Stuhle auf und, wie von einer unwiderstehlichen Gewalt ihr nachgezogen, folgte er ihr in ihr Zimmer, dessen Thür er sogleich hinter sich schloß. Ach, und wie friedlich und heimisch sah es in diesem stillen Raume aus, und doch wie stürmisch waren die Herzen der beiden Menschen bewegt, die hier nun so unvermuthet ganz nahe vor einander standen und sich mit Blicken betrachteten, die viel lauter und deutlicher ihren inneren

Seelenzustand aussprechen, als es Worte vermocht hätten.

»Verzeihen Sie,« sagte Thusnelda zuerst, die ihren schon lange thränenden Augen nicht gebieten konnte; ihren tiefen Schmerz zu verhüllen, »daß ich Sie in Ihrem Nachdenken unterbrach, aber ich glaubte nicht, daß noch Jemand in meines Vaters Zimmer sei.«

Armin von Strachnitz trat ihr noch einen Schritt näher und seine plötzlich aufblitzenden Augen bohrten sich tief in die ihrigen, als wolle er ihr bisher vor ihm verborgenes Geheimniß darin lesen. Dann, nachdem ein tiefer Athemzug seine gepreßte Brust erleichtert, raffte er seinen ganzen Muth zusammen und stieß mit fast keuchender Stimme, die von seiner noch andauernden Aufregung Zeugniß gab, die Worte hervor:

»Thusnelda! Waren Sie etwa hier im Zimmer, während ich dort mit Ihrem Vater sprach? O, ich bitte Sie dringend, herzlich, wie ein Mensch in meiner Lage nur bitten kann, sagen Sie mir die Wahrheit, denn jetzt würde jedes Schweigen zwischen uns ein Betrug an uns selber sein.«

»Ja!« hauchte Thusnelda ganz leise, »ich befand mich in diesem Zimmer und –«

»So haben Sie auch Alles gehört, was wir zusammen gesprochen?« unterbrach er sie.

»Ja, ich habe es gehört!« tönte es noch leiser von des Mädchens Lippen, während ihr noch immer ihr thänendes Auge den Boden suchte.

»Nun denn,« rief der Baron, alle seine Kraft zu einer neuen Anstrengung sammelnd, »warum weinen Sie

dann? Thun Sie es aus Mitleid mit mir, dem eine so bittere Abweisung zu Theil ward, oder – haben Sie einen anderen Grund dazu?«

Sie schluchzte statt aller Antwort laut auf und kehrte ihr Gesicht von ihm ab, das sie mit einem Tuch verhüllte.

Er aber eilte ihr nach, und sanft eine ihrer Hände ergreifend und sich bemühend, das Tuch von ihrem Gesicht zu ziehen, fragte er mit hochaufwogender Brust: »Thusnelda, ich bitte Sie noch einmal, sprechen Sie mit mir; lassen Sie mich Ihre Stimme und dann auch mein Urtheil aus Ihrem Munde vernehmen. Verstehe ich Ihre Thränen recht? Aber um Gottes willen, täuschen Sie mich nicht, denn ich bin schon gedemüthigt und gebrochen genug, um auch noch *den* Schlag ruhig ertragen zu können, nicht die Wahrheit, die ganze Wahrheit von Ihnen zu hören. Und so frage ich noch einmal: haben Sie *Alles* gehört, was ich mit Ihrem Vater gesprochen und was er mir gesagt?«

Da nahm Thusnelda das Tuch von ihrem Gesicht, sah ihn mit einem so liebevollen Blick an, daß er ihre ganze Seele darin zu lesen glaubte und sagte so leise, daß er es kaum vernahm: »Ja, ich habe es gehört!«

»Nun,« fuhr er fast frohlockend fort, »dann ersparen Sie mir den schweren Schritt einer näheren Auseinandersetzung mit Ihnen, Sie wissen jetzt also Alles, was ich Ihnen bisher verborgen, Sie wissen, daß ich Sie liebe und daß – Sie mir vor der Hand unerreichbar sind.«

»Vor der Hand?« fragte sie, wieder in Thränen ausbrechend. »Nein, Herr Baron, so weit ich sehen kann für immer! Denn Sie haben es ja gehört, ich bin und bleibe

nur die Tochter einer gemeinen Bäuerin, der ehemaligen Kuhmagd meines Vaters –«

Sie konnte nichts weiter hinzufügen; er unterbrach sie hastig und, ihre Hand von Neuem ergreifend, in der sie das Tuch hielt und sie dadurch näher an sich heran ziehend, rief er mit erschütternder Weichheit aus:

»Thusnelda! Was sprechen Sie da? Mir sind Sie etwas ganz Anderes – die Tochter, das Kind einer braven, gefühlvollen Frau, einer Frau, die ihre Pflicht that, lange bevor sie die Aussicht einer Belohnung ihrer Großthat vor Augen haben konnte. Ja, so standen Sie mir immer vor der Seele, so stehen Sie mir auch jetzt wieder vor Augen, und was auch zwischen uns liegen mag, selbst der Eigenwille eines – ja, eines selbst in seinen Irrthümern edlen Vaters, oder sogar der Widerspruch zweier Väter, ich halte es nur für ein leichtes, vorübergehendes Hinderniß, wenn *Sie* mir dafür Ihr Herz – Ihr ganzes Herz schenken.«

Thusnelda's Augen hörten bei diesen sie wunderbar erhebenden Worten zu tropfen auf, sie sahen ihn mit einem seelenvollen, herzinnigen Blick an und dabei reichte sie ihm die Hand, die er kurz vorher losgelassen, indem sie mit ruhiger Stimme und der ehrlichsten Miene sagte: »Herr Baron, da haben Sie meine Hand. Meine Freundschaft wenigstens ist Ihnen gewiß und die kann mir selbst der eigenwilligste, der mächtigste und ahnenstolzeste Vater nicht rauben oder verbieten.«

»Ihre Freundschaft?« fragte der Baron, schon mit einem Ton in seiner weichen Stimme, der wie ein inneres

frohlockendes Jauchzen klang. »O ja, Ihre Freundschaft ist allerdings schon ein schönes, kostbares Geschenk, wenn man so hülfbedürftig, so beklagenswerth ist, wie ich es jetzt bin; aber, Thusnelda, ich verlange mehr von Ihnen, ich verlange – Ihre Liebe, Ihre ganze Liebe, wie ich sie in meinem von Schmerz und Wehmuth durchschauerten Herzen trage.«

Die Thränen kamen ihr von Neuem in die Augen, so sehr sie sie auch zu unterdrücken suchte, aber sie schwieg. Erst allmählig, langsam hoben sich ihre Augen wieder zu ihm empor und sie fragte mit schwer aufwogender Brust: »Ist das Ihr Ernst?«

»So wahr mir Gott helfe, ja!«

Da sah sie ihn groß, fragend, mit schwimmenden Augen an und auch er richtete die seinigen eben so groß und fragend auf sie. Plötzlich aber hatten diese Blicke ihre Wirkung gethan, weder sie noch er konnte dem sie fast erdrückenden Gefühl widerstehen und gleich darauf fielen sie sich lautlos in die Arme und ihre Lippen, wie von einer magnetischen unwiderstehlichen Kraft angezogen, preßten sich fest aufeinander. Einige Secunden verharrten sie so, dem beredtesten Schweigen, welches Seele und Seele, Herz und Herz in eins verschmilzt, dann aber rief Armin in überströmender Seligkeit, indem er sie aus seinen Armen ließ mit liebeverklärten Blicken anschaute:

»Thusnelda! Ist es denn wahr, ist es möglich – Sie lieben mich?«

»Ja,« hauchte sie mit leisem, aber festem Ton hervor, »ich liebe Sie und schon lange. Schon als Sie noch in

Frankreich weilten und mein Bruder Sie als seinen besten Freund schilderte, wandte ich Ihnen unbewußt meine Neigung zu; als Sie aber mit ihm kamen, ich Sie sah und mit Ihnen sprach, da wußte ich, was mein Herz im Stillen getragen und jetzt – wissen auch Sie es!«

»O dann, dann ist ja noch nichts verloren, theures, liebes Mädchen,« jauchzte er auf. »Dann ist die Kluft, die uns trennt, nur eine Frage der Zeit, und die Zeiten werden für uns besser werden, sie können nicht so trübe bleiben, wie sie jetzt sind, mir sagt es ein ganz bestimmtes Vorgefühl, und das, das hat mich nie getäuscht und wird mich auch diesmal nicht täuschen.«

»Ach, wollte Gott, daß Sie Recht hätten!« seufzte Thusnelda unter Thränen lächelnd auf, »ich wünsche es ja auch aus voller Seele. Aber nun, da wir wissen, wie es in unserm Innern aussieht, da wir wenigstens die Gewißheit haben, daß wir – daß wir einander gehören, so gehen Sie lieber – der Vater könnte zurückkehren oder Reinhard, der vorher in den Wald gegangen war, mich sprechen wollen, und es steht ja bei Ihnen, uns bald, recht bald wieder zu besuchen.«

»Ja, als der Freund Ihres Bruders,« schaltete der Baron mit wehmuthsvollem Tone ein.

»O, ist das nicht schon für's Erste genug?« fragte sie, ihm ermuthigend zulächelnd. »Hat Ihnen mein Vater damit nicht einen großen Spielraum eingeräumt? Ja, o ja, kommen Sie nur einstweilen als Reinhard's Freund – wir wissen ja nun doch, daß Sie – noch etwas Anderes sind!«

Als Armin von Strachnitz diese Worte vernahm und das damit verbundene seelenvolle Lächeln sah, kehrte das volle Bewußtsein seines ganzen jetzigen Glücks in ihn zurück, er schloß die Geliebte seines Herzens noch einmal fest in die Arme und sie widerstrebte ihm nicht. »Ja, Sie haben Recht,« sagte er dann, nur mit Mühe seine Lippen von den ihrigen trennend, »das ist schon viel, sehr viel und Ihr Vater ist wenigstens nicht grausam gegen mich gewesen, nein, im Gegentheil, er hat mich sogar mit der Miene eines Freundes eingeladen, wiederzukommen, und mir ist die Gelegenheit geboten, Sie zu sehen und wenigstens aus Ihren Blicken zu entnehmen, daß ich nicht ganz so unglücklich bin, wie ich es noch kurz vorher gewesen war. O, welche Wonne darin allein schon liegt, begriff ich vorher noch nicht, jetzt aber begreife ich es, und – ich werde sie mir bald wieder zu verschaffen wissen. Indessen, Sie haben Recht – es wird besser sein, wenn ich gehe. Wenn Ihr Vater uns beisammen träfe und dabei nur eine Ahnung gewänne, was zwischen uns vorgegangen, so würde das wieder Alles verderben, was jetzt gut geworden ist. Also, Thusnelda, geben Sie nichts verloren und ich werde es auch nicht thun. Ich habe die bestimmte Hoffnung, daß Alles zwischen uns über kurz oder lang zum guten Ende führen wird. Meinen eigenen Vater lasse ich vor der Hand ganz aus dem Spiel, er würde den ruhigen Verlauf und die Entwicklung unsers Bündnisses durch sein Eingreifen nur noch mehr trüben und verwirren, und es ist ja so schon trüb und wirr genug. Zunächst muß uns Alles darauf ankommen, *Ihren*

Vater für uns zu gewinnen und er ist ja sonst ein so braver und wackerer Mann, daß er unseren Wünschen, wenn er uns so beharrlich, so fest und so treu sieht, schließlich nicht widerstehen wird. – Doch nun noch Eins! Ich habe meiner Mutter, die schon halb und halb mit uns im Bunde ist, versprochen, ihr eine Photographie von Ihnen zu bringen. Sie möchte Sie vorläufig im Bilde kennen lernen und dasselbe wahrscheinlich mit den Schilderungen vergleichen, die ich ihr von Ihnen entworfen habe. Haben Sie also eine oder gar zwei zur Hand? Denn ich möchte auch gern eine für mich mitnehmen.«

Thusnelda trat an ihren kleinen zierlichen Schreibtisch und entnahm einem darin liegenden Päckchen zwei Photographien, die sie ihm mit glücklichem Lächeln überreichte. Er warf nur einen flüchtigen Blick darauf, lächelte ebenfalls still vor sich hin und steckte sie dann in seine Briefftafel, die er vorher aus der Brusttasche gezogen und jetzt mit ihrem neuen Inhalt vorsorglich darin wieder verbarg. Gleich darauf hatte er das schöne Mädchen noch einmal umschlungen, um den letzten Kuß auf ihre nicht widerstrebenden Lippen zu drücken.

»Leben Sie wohl,« sagte er noch, »und Sie sollen bald wieder von mir hören. Glücklicher Weise haben wir eine dauerhafte Brücke zwischen uns, denn Reinhard steht fest auf unserer Seite und wird der treue Vermittler unserer Wünsche und Hoffnungen sein.«

»Ja, das ist wahr, doch nun gehen Sie!«

Noch ein Kuß, noch ein warmer Händedruck, und der Baron war wieder in des Meyers Zimmer zurückgekehrt,



um sich seinen dort zurückgelassenen Hut zu holen und dann sofort den Heimweg anzutreten.

Mit einem viel freudigeren Gesicht, als er es kurz vorher gezeigt, trat er in die Tenne und fand hier bald Adam Riese vor. Als der Baron ihm zugnickt und noch ehe er ein Wort gesprochen, sagte der treue Bursche, der den Freund seines jungen Herrn wegen seiner liebenswürdigen Eigenschaften auch schon lange in sein Herz geschlossen: »Wollen Sie fort, Herr Baron?«

»Ja, Adam, zäume mir mein Pferd auf, ich muß rasch fort.« – Und während der Knecht dies that, trat er dicht zu ihm heran, streichelte seinem braven Fuchs den Hals und fragte dabei: »Weißt Du vielleicht, wo Dein junger Herr ist? Ich habe so lange mit seinem Vater gesprochen und weiß nun nicht, wo ich ihn finden soll.«

»Ja, Herr Baron, er ist dort hinaus, auf dem Wege nach der Gränze in den Wald gegangen. Aber er ging ganz langsam, als ob er keine große Eile hätte, und Sie werden ihn gewiß bald einholen, da er erst vor einer Viertelstunde den Hof verlassen hat.«

Der Baron nickte ihm dankend zu und stieg dann in den Sattel. Langsam verließ er die Tenne, sah sich draußen nach allen Seiten um, ob er vielleicht den Meyer noch einmal erblicke, und ritt, da er ihn nicht bemerkte, vom Hofe fort, den er vorher so hoffnungsvoll betreten, in dem er sodann einen so herben Schmerz erlitten und den er jetzt wieder mit einem Glück in der Brust verließ, das alle seine Gedanken in den Hintergrund seiner Seele drängte.

Als er in den Wald gelangt war und langsam auf dem Wege nach der Gränze fortritt, sah er Reinhard in der Ferne auf einem Baumstamm sitzen, wo er ihn schon seit einiger Zeit erwartet zu haben schien. Der so ruhig Sitzende, sobald er des Reiters ansichtig wurde, sprang sogleich auf und kam ihm hastig entgegen.

»Gott sei Dank, daß ich Dich endlich wiedersehe!« rief er ihm schon von Weitem zu. »Ich habe Dich schon lange mit Herzklopfen erwartet, da ich vorher wußte, daß Du nicht bis zum Abend bleiben, sondern bald unser Haus verlassen würdest. Und nun sprich rasch, ich vorgehe vor Ungeduld – Dein Vorsatz ist mißlungen, wie?«

»Zum Theil ja,« erwiderte der Baron mit viel größerer Ruhe, als Reinhard es für möglich gehalten. »Dein Vater hat mich ohne Erbarmen heimgeschickt, wie Du es vorher gesagt –« und nun erzählte er mit kurzen Worten, ohne jedoch der Mutter seines Freundes zu erwähnen, wie die bedenkliche Unterredung begonnen und geendet hatte. Als er damit fertig war und Reinhard mit gesenktem Kopfe schweigsam neben dem langsam gehenden Pferde herschritt, nahm er plötzlich zu Reinhard's größter Verwunderung eine heitere Miene an und fuhr also in seiner Rede fort: »Das war der erste und mißlungene Theil meiner heutigen Unternehmung Reinhard, aber nun kommt der zweite und – vollständig gelungene.«

»Was kann denn das für einer sein?« fragte Reinhard, wieder etwas ermuthigt aufschauend.

Armin berichtete, wie sein Vater ihn in seinem Zimmer allein gelassen, wie er in stummem Schmerz dagesessen und wie dann plötzlich Thusnelda erschienen sei, die eine ungesehene Zeugin des ganzen unheilvollen Gesprächs gewesen.

»Ah!« rief Reinhard ahnungsvoll laut aus, »und nun?«

»Nun kam der gelungene Theil,« fuhr Armin frohlockend fort. »Denn, Reinhard, freue Dich mit mir, Deine Schwester wenigstens habe ich für ewig gewonnen, sie hat mir ihre Liebe gestanden, wie ich ihr die meine, und hat mit mir – die ersten Küsse und die süßesten Verheißungen für die Zukunft ausgetauscht.«

»Ist es möglich!« sagte Reinhard, träumerisch vor sich hin blickend und doch vor Freude sein Herz hochaufschlagen fühlend. »Also so weit ist es schon mit Euch? Nun freilich, dann kann ich mir Dein Aussehen trotz Deiner mißlungenen Werbung bei meinem Vater erklären. – Aber was beginnen wir nun?« fragte er darauf.

»Wir warten ruhig ab, was kommt, und daß etwas Gutes kommt, weiß ich bestimmt, wenn ich auch nicht weiß was und wie? Vor allen Dingen schreibe mir so oft Du kannst und benachrichtige mich von Allem, was vorgeht, oder komme selbst, wenn es Dir irgend möglich ist. Willst Du das?«

Reinhard versicherte ihm seine Bereitwilligkeit, in jeder Beziehung für ihn zur Hand zu sein, ja, er werde zu ihm fliegen, sobald er ihm irgend etwas Wichtiges zu melden habe, fügte er hinzu.

»Ich danke Dir,« erwiderte der Baron. »Thusnelda wird für's Erste nicht an mich schreiben wollen und ich werde auch nicht an sie schreiben, denn das hieße Deinen Vater hintergehen, der sich im Ganzen so wohlwollend gegen mich erwiesen, daß er mir sein Haus nicht ganz verschlossen hat, da ich es auch ferner als Dein Freund, nur nicht als Bewerber um Thusnelda's Hand betreten darf. Und das ist eine Handlungsweise, die mir vor Allem wohlgefällt, ja mir einen großen Respect vor seinem Charakter eingeflößt hat. Darum will ich ihn auch auf keine Weise täuschen und lieber geduldig abwarten, ob er seinen Entschluß nicht ändert und was überhaupt das Schicksal über mich verhängt. Er ist in Allem und Jedem ein wackerer Mann und für seine ihm angeborenen Vorurtheile und die daraus entspringenden Irrthümer kann er nicht.«

»Es ist auch eigentlich kein Irrthum,« erwiderte Reinhard, der sich über das Lob des Vaters aus dem Munde seines Freundes freute, »daß er in Dir für den Augenblick keinen annehmbaren Freier für seine Tochter sieht. Bedenke nur Deine und seine Lage, und unter ähnlichen Verhältnissen würde kein vorsichtiger Vater anders gehandelt haben. Ich wußte es ja vorher.«

»Ja, ja, ich bedenke Alles, lieber Freund, aber für mich ist er bei alledem in einem Irrthum befangen. Doch gut. Und nun will ich eilen, daß ich nach Hause komme. Der Tag ist beinahe zu Ende und ich habe meiner Mutter, die mich, ich weiß es, mit Herzklopfen erwartet, viel zu erzählen.«

»Ich glaube es, aber wirst Du ihr sagen, was vorgefallen?«

»So ziemlich Alles, Reinhard, jetzt soll sie meine volle Beichte hören und ich weiß es vorher, sie wird mich absolviren. Thusnelda's Photographie, die auch für mich sprechen wird, trage ich bei mir. Ich brauche eine Vertraute im Hause, mit der ich zu jeder Stunde über Euch sprechen kann, und wo fände ich eine gütigere als sie?«

»So lebe wohl und Gott mit Dir! Auf mich kannst Du in allen Fällen rechnen.«

Sie drückten sich noch einmal die Hand, dann ließ der Baron seinem vorwärts strebenden Pferde die Zügel frei und sprengte, froh wie ein König, der sich ein neues Reich erobert, in den allmählig in Dämmerung versinkenden Wald hinein. –

Als Reinhard nach einer Viertelstunde in die Tenne trat und sich sogleich nach seinem Vater erkundigte, hörte er, daß derselbe noch nicht zurückgekehrt sei. Indessen kam er bald, begab sich aber sofort in sein Zimmer, ohne nach seinen Kindern zu fragen, wie er in der Regel that. Um die gewöhnliche Speisezeit erschien er im Eßzimmer und fand hier Thusnelda und Reinhard vor, die sich in einer halben Stunde Alles mitgetheilt, was sie sich zu sagen hatten.

Das Abendbrod verlief sehr still, viel stiller als sonst, und der Meyer, dessen Miene ernst, aber vollkommen ruhig war, hielt sich völlig verschlossen, ohne nach Diesem und Jenem zu fragen, wie es meist seine Gewohnheit war. Auch sprach er weder mit Reinhard noch mit Thusnelda,

ja er sah sie kaum an, und doch bemerkte er recht gut, daß Letztere geweint, daß sie also so ziemlich im Klaren sei, was vorgegangen. Indessen schien er sich nicht darum zu kümmern, hing seinen besonderen Gedanken nach und begab sich, als man rasch abgespeist, noch einmal vor die Thür und schritt in den Wald hinein, als ob er an seinem vorigen Spaziergang noch nicht genug gehabt und denselben noch eine Weile fortsetzen wolle.

Und das wollte er auch, obgleich er über sein Ziel noch nicht enig mit sich selbst zu sein schien. Denn zweimal begann er den Weg nach Blanksruh einzuschlagen, aber jedesmal hielt ihn ein neu in ihm aufsteigender Gedanke davon ab und er kehrte langsam und immer tiefer sinnend wieder um, bis er nach längerer Ueberlegung in's Haus zurückging und sich in seine Stube begab, um sich an den Schreibtisch zu setzen und seine gewöhnlichen Abendarbeiten vorzunehmen. Allein der alte innere Trieb dazu fehlte dem sonst so fleißigen Mann; er starrte oft in Gedanken trüb vor sich hin und endlich schlug er die Bücher zu und legte sie an ihren bestimmten Platz, worauf er lange im Zimmer auf und abschrift und seinen geheimen Gedanken nachhing, die wahrlich heute keine erfreulichen waren. Als die Uhr auf seinem Schreibtisch aber die zehnte Stunde schlug, öffnete er das Nebenzimmer, um vielleicht noch Thusnelda zu treffen und ihr eine gute Nacht zu wünschen, was er selten unterließ. Indessen fand er sie nicht darin, was ihm nicht unlieb zu sein schien, und da ihm der Muth fehlte, sie anderwärts aufzusuchen, ging er in sein Schlafzimmer und begab sich

zur Ruhe, vielleicht innerlich froh, daß er einen Tag überstanden, von dem er sich einen ganz anderen Ausgang versprochen und wie er einen so schweren und bitteren lange nicht erlebt hatte. Dennoch war er nicht mit sich unzufrieden und nach seinem Charakter und seiner Denkungsart konnte er es auch nicht sein, denn im Ganzen, gestand er sich zu, habe er Recht gethan, und nur das Eine schmerzte ihn, daß der Baron, den er in der That hoch schätzte und beinahe wie einen Sohn liebte, mit einem herben Gedanken von ihm geschieden war und daß er, der Vater und Freund, ihm nach dem heutigen Tage in keinem besonders rosigen Lichte erscheinen werde. Indessen beruhigte er sich auch darüber allmählig, und mit der Hoffnung, daß der junge Mann bald von selbst zu der Einsicht gelangen müsse, daß er vollkommen in seinem Rechte sei, ging er zu Bett, mit dem Vorsatz, am nächsten Morgen einen weiten Ritt zu unternehmen, Reinhard dazu aufzufordern und sich ganz seinen Geschäften zu widmen, die ihm in allen Nöthen seines Lebens von jeher Stoff zur Beruhigung und Bewältigung seiner sonstigen Unannehmlichkeiten geboten hatten.

Thusnelda dagegen, die mit Reinhard Arm in Arm im dämmernden Walde am Teich auf und abgeschritten war und noch einmal in aller Ruhe das Vorliegende nach allen Seiten besprochen hatte, faßte, als sie später allein in ihrem Zimmer war und vernahm, daß der Vater bereits zur Ruhe gegangen, einen ganz anderen Entschluß. Auch sie bedurfte, wie Armin von Streichnitz, eines weiblichen Herzens, dem sie ihren ganzen Kummer und ihr ganzes

Glück enthüllen mußte, und so wollte sie am nächsten Morgen in aller Frühe, sobald der Vater und Bruder auf das Feld geritten, was sie als höchst wahrscheinlich voraussetzte, sich nach Blanksruh begeben, und Esther, die bereits ihre Herzensfreundin geworden, zu sprechen und ihr das Leid und die Freude dieses Herzens unumwunden anzuvertrauen. Und mit diesem Vorsatz schief sie ein, nachdem sie noch einmal einen heißen Gruß nach der fernen Gränze gesandt und dem Manne, den sie heute so warm an ihr Herz gedrückt, einen Kuß nachgeschickt, wie es schon so Viele vor ihr gethan, die sich in einer ähnlichen Lage befunden hatten wie sie.



Reinhard war einigermaßen verwundert, als er, was sehr selten geschah, am nächsten Morgen schon um sechs Uhr, nachdem er eben erst seine Toilette beendet, den Vater gestiefelt und gespornt bei sich in's Zimmer treten sah. Das Gesicht desselben war wie gewöhnlich ernst, aber der nachdenkliche, fast brütende Ausdruck, der am Abend vorher darauf gelegen, war vollständig geschwunden und er begrüßte seinen Sohn mit einer wohlthueden Freundlichkeit, indem er ihn fragte, ob er Lust habe, mit ihm nach Brandtshof und von da nach der Stadt zu reiten, wo er einige Geschäfte vollbringen müsse, und dann wolle er ihm auch die Villa zeigen, von der er neulich gesprochen und die man ihm zum Kauf angeboten



habe. Wenn sie rasch ritten, könnten sie nach allen Besorgungen wieder zu Tisch zurück sein und er sehne sich heute nach einer tüchtigen Bewegung.

War der so seltene Besuch des Vaters dem Sohne schon auffällig gewesen, so war es die wiederholte Erwähnung der Stadtvilla noch mehr, allein er äußerte darüber nichts, sondern gab nur sogleich seine Bereitwilligkeit zu erkennen und versprach in einer halben Stunde zum Abritt fertig in der Tenne zu sein, er werde sich sofort sein Pferd satteln lassen.

»Das steht schon fix und fertig da,« sagte der Vater, »ich habe es bereits im Voraus bestellt, da ich Deiner Begleitung gewiß zu sein glaubte.«

Reinhard dankte ihm und der Meyer verließ ihn wieder, ohne das verwunderte Gesicht seines Sohnes zu bemerken, mit dem er ihn verfolgte, als er aus der Thür trat. Kaum aber hatte Reinhard sich zum Ritt fertig gemacht und hastig sein Frühstück genossen, so eilte er zu Thusnelda, um ihr des Vaters Absicht mitzutheilen und ihr zu sagen, daß Beide erst zum Mittagessen zurückkommen würden. Eben wollten sie noch einige Worte darüber sprechen und ihre Meinung über den beabsichtigten Villenkauf austauschen, als die Thür aufging und der Meyer selber bei seiner Tochter eintrat.

»Nella,« sagte er freundlich und bot ihr mit einem festeren Drucke als sonst die Hand, »ich sage Dir einen guten Morgen und zugleich ein Lebewohl bis Mittag. Ich will nach der Stadt und nehme auch den Reinhard mit.

Laß Dir also, da Du allein bleibst, die Zeit nicht lang werden und besuche lieber, wenn Du zu Hause fertig bist, den Doctor und Deine junge Freundin. Und wenn Du fahren willst, laß anspannen, die Kutschpferde haben heute nichts zu thun.«

Thusnelda, nicht weniger als ihr Bruder über den heute so liebeich sprechenden Vater verwundert, nachdem er am Abend vorher so schweigsam gewesen, dankte ihm herzlich, daß er ihrem Wunsche so freundlich entgegenkomme. »Ich werde aber lieber gehen,« fügte sie hinzu, »denn gestern habe ich den ganzen Tag gesessen.«

»Ach ja, gestern,« sagte der Meyer nickend, »es ist wahr. Nun, dann geh, grüße die lieben Leute von mir und sage ihnen, sie sollten sich bald wieder bei uns sehen lassen.« Dann gab er ihr die Hand und da sie die Augen dabei niederschlug und ihre Miene eine gewisse Befangenheit ausdrückte, als sei etwas Fremdes zwischen sie und den Vater getreten, zog er sie plötzlich an sich, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und sagte dabei: »Adieu, mein Kind!« Gleich darauf hatte er die Stube verlassen und fünf Minuten später trabte er mit Reinhard so hastig davon, daß der Staub des Weges in dichten Wolken hinter ihnen herwirbelte. –

Bald nach acht Uhr hatte Thusnelda alle ihre häuslichen Arbeiten verrichtet und den Mägden ihre Anweisungen für den Tag gegeben. So war sie also fertig im Hause und schickte sich zu ihrem heiß ersehnten Besuche auf Blanksruh an. Als sie, den Strohhut auf dem blonden Haar und das luftige Sommerkleid hoch aufgeschürzt,

aus der Tenne trat, sah sie in einen prachtvollen sonnenklaren Morgen hinein und da sogleich alle Hunde zu bel-len anfangen und an ihren Ketten ihr entgegensprangen, ging sie zu ihnen hin, um ihre Köpfe zu streicheln, was sie so oft that, als sie an ihnen vorüberkam. Leicht und rasch, wie sie immer ging, wandelte sie auf dem anmuthig sich schlängelnden Fußpfade neben der Fahrstraße dahin und hörte mit Vergnügen die Vögel auf den Zweigen singen, die ihr Morgenlied schon lange begonnen hatten und das so fröhlich und ermunternd klang, als gäbe es für sie keine Sorge und keinen Schmerz auf der Welt, wie die Menschen ihn so oft in ihren Herzen tragen. O ja, Alles um Thusnelda herum war so frisch und fröhlich, so friedlich und harmlos, und das junge Mädchen, das da unter den lustigen Bewohnern des Waldes dahinwandelte, war innerlich so betrübt, so geknickt, und doch auch wieder, wenn sie Alles in Allem bedachte, durch das geheime Glück der ersten Liebe so warm belebt und erfrischt, daß sie sich, als sie im Stillen jeden einzelnen Moment der gestrigen Begegnung mit Armin von Strachnitz in ihr Gedächtniß zurückrief, gar nicht wunderte, wie ihr das rasche Bekenntniß dieser Liebe im Drange des Augenblicks so leicht geworden war.

Rüstig und ohne einen Augenblick anzuhalten, schritt sie im Schatten der im Morgenwinde leise rauschenden Buchen dahin und achtete nicht darauf, daß ihre Schuhe arg vom Thau benetzt wurden, der in großen Perlen auf dem Moose und den Gräsern lag, die ihre Füße berührten. Und dabei mußte sie wohl viel zu bedenken und zu

überlegen haben, so daß ihr der eine halbe Stunde betragende Weg heute gar nicht lang, sogar sehr kurz vorkam, denn plötzlich sah sie, vom Morgensonnenlicht glanzvoll beschienen, den kleinen Blumengarten des Doctors vor sich liegen und dahinter das trauliche stille Haus mit seinem rothen Dach, aus dessen Schornstein eben eine dünne Rauchsäule gegen den goldklaren blauen Himmel aufstieg, ja dies friedliche Haus, in dem der bescheidene Mann wohnte, der, ohne daß sie eine Ahnung davon hatte, schon Reinhard's Vertrauter geworden war und nun auch, wenn auch nicht direct, bald der ihrige werden sollte.

Eine Weile stand sie vor dem Garten still, aus dem wie immer auch heute der würzige Duft der mannigfachen Blumen ihr entgegenquoll, und schaute sich das kleine Tusculum des alten Gelehrten an, wie es so heimlich und einladend vor ihren Augen lag, da bemerkte sie plötzlich zwischen den Blumen Esther, die sich auf ein Beet niedergebückt hatte, einige ihrer Lieblinge abschnitt und in ein Körbchen legte, und jetzt erst, da sie sich eben aufrichtete, über der grünen Hecke sichtbar wurde. Kaum aber gewahrte sie das liebliche Mädchen, das sich zufällig allein im Garten befand, so stieß sie einen lauten Freudenruf aus, und hastig flog sie durch die Heckenthür der Freundin entgegen und schloß sie mit einer Lebhaftigkeit in die Arme, die etwas Ueberraschendes für Esther hatte, da sie nicht gewohnt war, die immer so ruhige und besonnene Thusnelda in solcher Aufregung zu sehen. Als aber diese sie länger als gewöhnlich in ihren Armen behielt und,

von den in ihr wogenden Gefühlen gepreßt, plötzlich in Thränen ausbrach, schaute sie ihr erstaunt und fast erschrocken in's Gesicht, denn es erfaßte sie sogleich der Gedanke, daß dem lieben Mädchen etwas Ungewöhnliches, ja Bedeutsames geschehen sein müsse.

»Nella!« rief sie, von herzlichster Theilnahme ergriffen, aus, »was ist Dir? Ich bitte Dich, sprich, ist Dir ein Unheil begegnet? Ja, gewiß, ich fürchte es, denn sonst kämest Du sicher nicht so früh und in solcher Eile daher.«

Thusnelda richtete sich aus ihren Armen auf, trocknete rasch die ihr so unwillkürlich entschlüpften Thränen und sagte fast hastig: »Hier nicht, hier nicht, Esther, hier kann man uns sehen und hören und der Doctor hat seine Augen und Ohren überall. Wo ist er?«

»Er ist in seinem Zimmer und kleidet sich an,« erwiderte Esther, indem sie die Freundin mit weit geöffneten Augen und immer wachsendem Staunen anblickte.

»O, das ist gut, dann habe ich sden rechten Augenblick getroffen. So komm rasch und laß uns in Dein Zimmer gehen, da sollst Du Alles, Alles erfahren, was auf dem Hof vorgefallen und mir begegnet ist.«

Esther schlug das Herz laut, als sie, ohne noch ein Wort zu sprechen, mit ihrer Freundin die Treppe erstieg und alsbald ihr gemüthliches Giebelstübchen erreichte. Hier aber fiel ihr Thusnelda, nachdem sie rasch den Hut abgelegt, noch einmal an die Brust, zog sie dann nach dem kleinen Sopha hin, setzte sich neben sie und erzählte mit fliegenderem Athem Alles, was gestern im Spiegelhof geschehen, was für einen Schmerz sie zuerst gehabt und

wie dann die ganze Seligkeit des ersten Geständnisses ihrer Liebe daran gefolgt war.

Als sie damit fertig war und halb athemlos und mit glühendem Gesicht Esther anblickte, saß diese, die mit allen Sinnen gelauscht, immer noch schweigend da und hatte den reizenden Kopf tief auf die Brust gesenkt. Ihr Gesicht war dabei ganz bleich geworden und es war offenbar, daß tiefwogende Gefühle auch ihr Inneres ergriffen hatten. Als sie aber längere Zeit in diesem Sinnen und Schweigen verharrte, ging ihr voriges Staunen auf Thusnelda über und nun rief diese mit hochaufwogender Brust und einer Beklommenheit, von der sie sich keine Rechenschaft geben konnte:

»Esther, was hast Du, daß Du so trübe vor Dich niederschaust? O sprich zu mir, ich bitte Dich; hast Du denn kein Wort auf Alles zu erwidern, was ich Dir so eben mit so vieler Liebe vertraut?«

Da hob Esther ihren Kopf langsam in die Höhe, sah die immer noch hoch Erglühte mit ihren dunklen Augensternen fest an und sagte mit leiser, wie von einer inneren Gewalt zurückgehaltener Stimme:

»Was ich habe? O! Du hast mich so sehr mit Deinem Vertrauen überrascht, daß ich im ersten Augenblick kaum ein Wort der Erwidern finde, theure Nella. Aber sprich, was hat Dein Bruder dazu gesagt?«

Thusnelda sah die also Redende groß, fest und lange an. »Mein Bruder?« fragte sie mit sichtbarer Verwunderung. »Ist das Deine erste Frage? Nun ja,« fuhr sie beinahe lächelnd fort, »Du sollst es wissen, was er gesagt,

wenn Dir das zunächst am Herzen liegt. Zuerst hat er über die ernste Abweisung, die Armin von meinem Vater erfahren, einen tiefen Schmerz empfunden, wie es ja bei dem zwischen uns bestehenden Verhältniß so natürlich ist, sodann aber, als ich ihm mein Zusammentreffen mit seinem und nun auch meinem Freunde und was dabei erfolgte, mittheilte, hat er sich gefreut, daß ich ein so treues Herz gefunden, und ich habe mir heute schon den ganzen Morgen gedacht, daß Du Dich auch wie er darüber freuen würdest. Allein Dein Gesicht sieht nicht danach aus und Du blickst so ernst und tiefsinnig vor Dich hin, daß ich kaum weiß, was ich davon denken soll.«

»O,« sagte nun Esther so langsam und zögernd, wie sie selten sprach, und man sah ihr an, wie viel Mühe es ihr kostete, die nun folgenden Worte hervorzubringen, »ich freue mich ja auch, und wie sehr! über Dein Glück, liebe Nella; aber Dein Unglück, das von der Weigerung Deines Vaters ausgeht, betrübt mich noch viel mehr, so daß die Freude nicht recht zum Vorschein kommen kann. – Vermag Dir denn Dein Bruder in Deinem Unglück nicht zu helfen?«

»Mein Bruder?« fragte Thusnelda, von Neuem verwundert. »Du sprichst schon wieder von ihm, statt von mir? Wie könnte er mir denn überhaupt helfen, wenn nicht sein Trost, seine Theilnahme, die er mir geschenkt, wenigstens eine moralische Hülfe ist.«

»Gewiß ist das eine Hülfe und und eine große,« versetzte Esther ganz ruhig, »und Dein Bruder scheint mir so mächtig, so kraftvoll, so willensstark zu sein, daß er

Dir am Ende doch noch auf andere Weise helfen könnte.«

Bei diesen aus Esther's tiefstem Innern gleichsam hervorgequollenen Worten ging es in Thusnelda's Brust wie ein flammendes Licht auf und sie sah und erkannte mit einem Mal, was sie bisher noch nicht so klar und deutlich gesehen und erkannt. Sie lehnte daher ihren Kopf an den Esther's an, umfaßte sie liebevoll, sah ihr dann tief in die wie Blitze auf sie herabfunkelnden Augen und rief:

»Esther, ich bitte Dich, sage mir Alles, was Du denkst und fühlst. O, ich bin so aufrichtig gegen Dich gewesen, nun sei Du es auch gegen mich. Also sprich – ich will Dir zu Hülfe kommen, denn ich weiß jetzt, wie schwer Einem ein solches Geständniß wird – liebst Du etwa meinen Bruder, wie ich Armin von Strachnitz liebe?«

Jetzt war die Reihe zu erröthen und in Verwirrung zu gerathen, an Esther gekommen. Eine purpurne Glut wallte in ihrem klaren durchsichtigen Gesicht auf und sie sank Thusnelda an die Brust und schluchzte laut auf, wie diese vorher geschluchzt. Plötzlich aber richtete sie sich wieder stolz auf, legte ihre rechte Hand auf ihr stark schlagendes Herz und sagte mit flammenden Blicken und klarer Stimme:

»Ja, Nella, warum soll ich Dir mein größtes Geheimniß verschweigen, da Du mir das Deinige enthüllt? Angedeutet habe ich Dir schon oft, daß Dein Bruder – ach ja! vom ersten Augenblick an, da ich ihn im Walde sah und seine so wohllautende Stimme hörte – mir lieb und werth geworden ist, und jetzt sage ich Dir bestimmt und klar, was



Du wissen willst – ja, ja, ich liebe ihn, wie man nur einen Menschen lieben kann, aber – ich habe ihm auch schon entsagt –«

»Entsagt?« rief Thusnelda, vor Schreck in die Höhe fahrend, laut aus. »Wie ist das möglich? Warum?«

»Du fragst?« erwiderte Esther mit niedergebeugter Stirn und die Hände fest in einander schließend. »Siehst Du das nicht selbst ein, die Du so verständig bist? Wie kann ich, eines Juden Tochter, also eine Jüdin, darauf rechnen, einen Christen und einen Mann wie Deinen Bruder, den Sohn eines solchen Vaters, für mich zu gewinnen? Das ist ja ein Ding, der Unmöglichkeit und Du solltest mich eigentlich nicht so hart auf die Probe stellen, daß Du mir eine solche Frage vorlegst.«

»Nein, nein,« rief Thusnelda, wie in Angst die Hände erhebend und zusammenschlagend, »Du bist darin in einem großen Irrthum befangen, Esther. Denn wenn ich, die Tochter einer Bäuerin, einer gemeinen Kuhmagd – ich habe es Dir ja erzählt – einen Baron zu meinem Geliebten, ja zu – meinem Mann gewinnen kann, dann kannst auch Du, die Jüdin, einen Christen, meinen Bruder gewinnen. Oder sprich, falls der Umstand, daß Du eine Jüdin bist, das einzige Hinderniß Eurer künftigen Verbindung abgäbe, wäre dann Deine Neigung zu ihm nicht groß und innig genug, daß Du ihm zu Liebe eine Christin würdest?«

Esther schien eine Weile in ein schmerzliches Nachdenken versunken, dann schüttelte sie sanft den Kopf und erwiderte: »Das wäre nicht das unüberwindlichste

Hinderniß, Nella, wie ich es wenigstens betrachte. Mein Vater hat oft mit mir über diese Dinge und die Verhältnisse der Menschen gesprochen, die verschiedenen Glaubens sind, und hat mich gelehrt, daß ein Christ eben so brav und rechtschaffen und vor Gott auch eben so angesehen sein kann wie ein Jude, und umgekehrt. Er denkt darin nicht wie ein Jude von altem Schrot und Korn und ist gar nicht so strenggläubig, wie Du ihn Dir vielleicht vorstellst, sondern er denkt darin wie ein gebildeter Mensch überhaupt, mit einem Wort, wie ein Philosoph und darin stimmt er vollständig mit Doctor Blank überein.«

»Nun denn, was weiter, meine Liebe?«

»Was weiter? O, hast Du denn den Haupthinderungsgrund vergessen, der in Deinem Vater liegt? Denke doch einmal an ihn – würde er je zugeben, daß Dein Bruder eine Jüdin liebt und sich ihr im Leben und Sterben zu eigen giebt?«

Thusnelda dachte nun auch einige Augenblicke nach, dann sagte sie ernst: »Das will ich doch nicht sagen, liebes Kind. Mein Vater ist zwar kein Philosoph, wie Dein Vater und Doctor Blank, aber er ist auch ein freidenkender Mann und gerade in Bezug auf die verschiedenen Religionen denkt er ganz anders als er als geborener Landmann in Bezug auf den adligen Stand denkt, dem Armin angehört. Nein, darin verkennst Du ihn und soweit ich ihn kenne und seine Ansichten ermessen kann, sehe ich in Deinem und meines Bruders verschiedenem Glauben

bei Weitem kein so großes und schwerwiegendes Hinderniß, als zwischen Armin und mir besteht.«

»Ist das Deine feste und unumstößliche Meinung, Nella?« fragte Esther, indem ihr Auge wieder froher aufleuchtete und ihr Herz in neuer Hoffnung schlug.

»Meine unumstößliche Meinung, und wenn darauf allein Deine Sorge beruht, dann verbanne sie.«

Diese mit großer Sicherheit gesprochenen Worte waren ganz dazu angethan, Esther aus ihrer traurigen Stimmung zu erheben und in einen Freudenrausch zu versetzen, wie ihn Thusnelda noch nie an einem menschlichen Wesen gesehen. Kaum hatte sie ausgesprochen, so stürzte Esther auf sie hin, riß sie fast gewaltsam an sich und bedeckte ihr ganzes Gesicht mit brennenden Küssen, die das beredteste Zeugniß von der Mächtigkeit ihrer so lange verborgenen und mit Gewalt niedergehaltenen Empfindungen lieferten.

»Thusnelda!« rief sie, als sie wieder zu Athem kam, »wenn Du wüßtest, wie Du mich mit diesen Worten beglückst! Aber ach!« – fiel sie plötzlich wieder in ein stilles Sinnen zurück – »das ist ja nur ein zweifelhaftes und sehr fraglichen Glück. Wird denn Dein Bruder eben so denken wie Du und Dein Vater vielleicht denken mag, und wird er eine Jüdin lieben, wie ich ihn – ach mein Gott! – mit allen Fasern meiner Seele liebe?«

»Esther!« unterbrach sie die wieder in Freude auflebende Thusnelda, »darau kannst Du zweifeln? Das findest Du fraglich? Kennst Du meinen guten Bruder nicht

besser? Habe ich Dir nicht auch schon oft genug angedeutet, wenn wir von ihm sprachen, daß er Dich lieb hat? Nun, wenn Du noch im Geringsten daran zweifelst, dann sage ich Dir jetzt, daß er Dich namenlos liebt, wie er nie Jemanden geliebt hat, und daß es ihm ganz gleichgültig ist, ob Du eine Christin oder eine Jüdin bist, das hat er mir noch neulich, als wir nach Hause gingen, im größten Vertrauen gestanden und ich hätte es Dir schon früher gesagt, wenn ich Dich wiedergesehen.«

Bei diesen Worten kam eine milde Fassung und Ruhe über Esther, wenigstens schien es einen Augenblick so, wenn man ihre nachdenkliche Miene betrachtete; als sie aber ihr Auge wieder erhob, las man doch darin, daß sie sich noch immer innerlich abarbeitete und ihrer sie durchwogenden Gefühle vergebens gänzlich Herr zu werden suchte. Allein wie hart der Kampf auch in ihr sein mochte, die neu aufgelebte Hoffnung auf das ihr unsäglich groß erscheinende Glück besiegte alle ihre Besorgnisse und plötzlich brach wieder der vorige Freudenrausch in ihr aus, sie fiel Thusnelda noch einmal an die Brust und küßte und herzte sie so innig, daß diese über eine solche leidenschaftliche Aeußerung ihrer Gefühle fast erschrak. So wiederholte sie ihr denn ruhig Wort für Wort, was Reinhard neulich über Esther gesprochen, was er ihr nach und nach über seine entstehende und allmählig gereifte Neigung zu ihr vertraut, und nun berauschten sich die beiden Mädchen an ihrem gegenwärtigen beiderseitigen Glück, vergaßen alle Schwierigkeiten ihrer äußeren

Lage und gaben sich ganz und gar ihren jugendlichen Zukunftsträumen hin.

So hatten sie länger als eine Stunde beisammen gesessen und Niemand hatte sie gestört. Doctor Blank hatte die beiden Mädchen von seinem Fenster aus beobachtet, als sie noch im Garten standen und auf der Stelle aus ihrem aufgeregten Zustande errathen, daß etwas Bedeutsames vorgefallen sein müsse, was sie in solche Erregung versetzt. Als er sie dann nach Esther's Zimmer hinaufgehen hörte, war seine Vermuthung zur Gewißheit geworden, und so beschloß er, ihre geheime Unterredung nicht zu unterbrechen, in der vollen Zuversicht, daß er nachher doch erfahren werde, um was es sich gehandelt. Und darin hatte der weise Menschenkenner sich auch nicht getäuscht. Als er um halb elf Uhr, so lange hatte er einsam und geduldig in seinem Zimmer zugebracht, die Mädchen wieder die Treppe herunterkommen hörte, glaubte er sie jeden Augenblick in sein Zimmer treten zu sehen und er hatte ihnen schon die Thür geöffnet, die er vorher, während er sich ankleidete, geschlossen, hielt aber den Drücker noch in der Hand. Und als er einen Augenblick in dieser Stellung verharrte, vernahm er folgendes Gespräch, welches unmittelbar vor seiner Thür auf dem Hausgang geführt wurde.

»Also Du willst nicht zu dem Doctor kommen und mit uns frühstücken?« fragte Esther.

»Nein, meine Liebe, ich kann nicht; mein Herz ist zu voll und ich bin nicht im Stande, mich im Geringsten zu verstellen. Und was würde der Doctor sagen, wenn er

meine verweinten Augen sähe? Darf ich ihm denn sagen, was ich Dir gesagt? Nein, ich habe nicht den Muth dazu, wenigstens heute noch nicht.«

»O, wie sehr leid thut mir das!« antwortete Esther. »Er ist ein so herzenguter Mann und sein Trost wiegt den aller übrigen Menschen auf. Auch wenn er nur ruhig und klar über dunkle Dinge spricht, athmet man schon leichter und fühlt alle Beklommenheit schwinden. Aber sprich – darf ich ihm denn nachher sagen, wenn er mich fragt, und das wird er gewiß, was Dich hierhergeführt und warum Du nicht zu ihm hineingekommen bist?«

»Ja,« rief Thusnelda nach kurzem Besinnen, »sage ihm Alles, wenn Du so gut sein willst, dann brauche ich es nicht selbst zu thun, und wenn er später von mir zu wissen verlangt, was Du mir von meinem Bruder gesagt, so will ich Dir herzlich gern Gleiches mit Gleichem vergelten.« –

Der Doctor glaubte genug gehört zu haben und um nicht als unberufener Lauscher ertappt zu werden, schlich er leise von der Thür fort und begab sich in das Speisezimmer, wo Frau Mausgrau ihre Herrschaft schon lange erwartet hatte, da das Frühstück in dem sonst so pünktlich sich abrollenden Haushalt schon ungewöhnlich lange hinausgeschoben war.

Als Doctor Blank an den Speisetisch getreten war und ihn flüchtig überblickt hatte, sah Frau Mausgrau, daß er in ernster und nachdenklicher Stimmung war, und in solchen Augenblicken begann sie nie ein Gespräch mit ihm, da sie schon wußte, daß sie doch keine Antwort oder eine

sie kurz abfertigende erhielt. So deutete sie nur stumm auf den Tisch, auf dem Alles zurechtgestellt war, und entfernte sich dann, leise die Achseln zuckend und sich im Stillen über den schweigsamen Herrn wundernd.

Gleich darauf trat Esther mit noch immer stark geröthetem Gesicht ein, von dem die Spuren der vergossenen Thränen noch lange nicht verschwunden waren, und als sie den Doctor ihrer warten sah, ging sie auf ihn zu, umschlang ihn mit einem Arm und sagte im zärtlichsten Liebeston:

»Verzeihung, Herr Doctor, daß ich Sie warten ließ, aber es ging heute nicht anders. Thusnelda war eine Stunde bei mir und hatte Wichtiges mit mir zu reden. Auch ist sie wieder gegangen, ohne Sie zu begrüßen, da sie nicht in der Stimmung dazu war, aber sie sendet Ihnen einen herzlichen Gruß und der Herr Meyer läßt Sie – inständigst bitten, recht bald den Hof zu besuchen, da er Verlangen trage, Sie wiederzusehen.«

Der Doctor sah die Redende scharf an, indem er sich bemühte, auf ihren Zügen den Vorgang in ihrem Innern zu lesen, indessen bezwang er seine Neugierde, nickte nur lächelnd und sagte, indem er sich setzte: »Ja, das vermuthe ich und ich will es mir überlegen, ob wir vielleicht heute Nachmittag zu ihm fahren. Jetzt aber laß uns unser Butterbrod in Ruhe verzehren und dann – wollen wir ein wenig botanisiren gehen, wir haben lange kein so einladendes Wetter dazu gehabt.« –

So setzten sie sich denn nieder und aßen, tranken auch Jedes ein Glas Wein, den Esther wie gewöhnlich in die

Gläser füllte. Als aber dann der Doctor nach seiner Gewohnheit von wissenschaftlichen Dingen zu reden begann, bemerkte er bald, daß er an seiner Schülerin heute keine so aufmerksame Zuhörerin habe als sonst und daß ihre Gedanken weit von den Gegenständen abschweiften, von denen er eben sprach, obgleich sie sich alle Mühe gab, ihm ihre Unaufmerksamkeit zu verbergen und so zu thun, als ob sie seinen Worten ein offenes Ohr schenke.

Sobald er aber sein Butterbrod verzehrt und sein Glas geleert, sah er Esther fragend an. Sie verstand ihn sogleich und erhob sich, wie auch er es that. »Ich bin bereit,« sagte sie, »wollen wir gehen?«

»Ja, mein Kind wir wollen gehen, ich habe ein Bedürfnis danach, aber – weißt Du was? Die Botanisirbüchse laß heute zu Hause, ich habe mit Dir etwas Ernstliches zu besprechen und da wollen wir die Pflanzen einmal in Ruhe lassen. Die Menschen sind auch Pflanzen und ihre Eigenschaften und Fähigkeiten zu ergründen und zu benutzen, ist eine noch wichtigere Arbeit, wenigstens kommt es mir heute so vor.«

Jetzt wußte Esther, was ihr bevorstand, und sie waffnete sich mit der ihr zu Gebote stehenden Geisteskraft, Alles zu bestehen, was über sie ergehen würde, wenn es auch noch so schwer wäre, und daß sie mit ihrem ganzen Herzen bei der Sache sein würde, die nun bald zu verhandeln war, wußte sie im Voraus. So schritt sie denn langsam an der Seite des alten Freundes vom Hause fort und alsbald schlug er einen bequemen breiten Pfad ein,



auf dem Beide ungehindert neben einander gehen konnten. Indessen schwieg er noch längere Zeit, und erst als sie etwa fünf Minuten von der grünen Hecke entfernt waren und die Bäume von allen Seiten ihre tiefen Schatten über sie ausbreiteten, blieb er stehen, sah Esther bedeutungsvoll an und sagte mit seiner milden Stimme:

»Jetzt habe ich lange genug geschwiegen, und Du auch. Nun laß uns ein offenes Wort mit einander reden und so frage ich Dich: was hat Thusnelda vorher bei Dir gewollt und warum ist sie nicht zu mir gekommen? Das hat sie noch nie gethan, wenn sie hier im Hause war, und dazu muß sie wichtige Gründe haben. Aus dem Allen erkenne ich, daß etwas Besonderes vorgeht, was Ihr mir verschweigen wollt, aber all Euer Mühen darum ist umsonst, ich sehe doch, daß Euch Etwas schwer bedrückt. Und nun heraus mit der Sprache – warum habt Ihr Beide geweint?«

Esther, schon lange zur vollkommenen Beichte geneigt und entschlossen, besann sich keinen Augenblick und so sagte sie, indem sie dicht an den Doctor herantrat, ihren Arm in den seinen legte und sich vertraulich an ihn schmiegte:

»Lieber Herr Doctor, seien Sie nur nicht böse und glauben Sie nicht, daß wir Beide, Thusnelda und ich, Ihnen das Geringste verschweigen wollen. Ach nein! Sie hat mich nicht nur ausdrücklich beauftragt, Ihnen mitzutheilen, was vorgeht, sondern ich sehe auch selbst ein, daß es unrecht wäre, wenn ich es Ihnen verschweigen wollte, denn Sie, ein so lieber und kluger Mann, können uns

ja nur ein Trost und eine Stütze sein, und deren bedürfen wir recht sehr. Also mit einem Wort: der junge Baron von Strachnitz ist gestern im Spiegelhof gewesen und hat dem Meyer seinen Besuch gemacht.«

»Nun,« fragte der Doctor sanft, da Esther einen Augenblick schwieg, »ist das Alles? Das wäre mir durchaus nicht neu, denn ich wußte es schon, daß er kommen würde und sogar der Zweck seines Besuches war mir bekannt. So fahre also fort und erzähle mir genau, was beim Meyer vorgegangen ist, denn daß Du Zug für Zug weißt, was geschehen und verhandelt ist, habe ich Dir schon lange angemerkt.«

Esther nahm alle ihre Kraft zusammen und nun berichtete sie ausführlich, was Thusnelda ihr heute Morgen gesagt, warum sie so traurig gewesen und schließlich nicht zu ihm gekommen sei.

Als sie zu Ende gesprochen, schwieg der Doctor, der ihr mit wachsender Spannung zugehört, einige Augenblicke, und da dies Schweigen dem jungen Mädchen, das still vor sich niederblickte, etwas lange dauerte, erhob sie das Auge zu ihm, aber sobald sie ihn einen Moment betrachtet, erschrak sie fast, denn sein vorher mit einer leichten Röthe bedecktes Gesicht war auffallend bleich geworden und er hatte die Augen auf den Boden geheftet, wo er mit fast starrem Blick etwas Unsichtbares zu suchen schien. Plötzlich aber stand er still, nahm seinen Hut ab, trocknete sich mit einem Tuch die tropfende Stirn und schüttelte dann leise den Kopf, als ob er still vor sich hin spräche

oder in Gedanken versunken wäre, für die er im Augenblick keine Worte fände. Esther, die, während sie sprach, seinen Arm losgelassen hatte und glaubte, daß er sich möglicher Weise unwohl fühle, trat wieder rasch zu ihm hin, faßte seinen Arm noch einmal und sagte: »Herr Doctor, ich bitte Sie, fühlen Sie sich etwa nicht wohl?«

Da sah er sie mit einem gütigen und weichen Lächeln an und indem er langsam den Kopf schüttelte, den er wieder mit dem Hut bedeckt, sagte er mit einem Ton, wie ihn Esther noch nie von ihm vernommen, so mild und freundlich, aber auch so ernst und bedeutsam klang er und es war, als ob seine immer so klare Stimme diesmal aus der Tiefe seiner Brust heraufdränge: »Nein, Kind, ich fühle mich ganz wohl, besorge in dieser Beziehung nichts, aber was Du mir da eben gesagt, ist von viel größerer Bedeutung, als Du Dir denken kannst. Auch hat es mich eigentlich nicht überrascht, was Du eben gesprochen, denn ich habe lange gehant, daß es so kommen würde, aber die Art und Weise, wie es jetzt zu Tage getreten, bekümmert und verdrießt mich doch etwas, obgleich ich ja wußte, wie der Meyer in solchen Dingen denkt. Schade, schade, daß Dein Vater nicht augenblicklich zur Stelle ist, der wäre mir jetzt von unschätzbarem Werth und – mir und Euch Allen gewiß – eine große Hülfe.«

»Mein Vater?« fragte Esther mit der höchsten Verwunderung. »Eine Hülfe für uns Alle in dieser nur den Meyer und Thusnelda betreffenden Angelegenheit? Wie soll ich das verstehen?«

»Kind,« fuhr der Doctor fort, als ob er sich zum ersten Mal über eine Frage Esther's verwunderte, da sie doch sonst Alles so leicht faßte, was er ihr auch nur leise andeutend vortrug, »das verstehst Du nicht? O, das wundert mich. Nun, so will ich es Dir sagen. Dein Vater, Esther, ist, wenn Du es noch nicht weißt, ein kluger Mann, in vielen Dingen viel klüger als ich, und wo mein Wissen und Können aufhört, da fängt das seine gerade erst an. Doch still, laß uns davon abbrechen. Es ist besser, daß wir für's Erste Deinen Vater in dieser Angelegenheit noch aus dem Spiele lassen, denn wenn ich mich nicht irre, wirst Du mir sogleich etwas offenbaren, was ihn von einer anderen Seite her ein ernstes Wort mitsprechen läßt. Und nun sage mir – ich weiß beinahe schon, warum Du mit einem Mal so seltsam erröthest – war das, was Du mir soeben vertraut, Euer ganzes Geheimniß? Hast Du aus bloßer Theilnahme an Thusnelda's Schicksal die Thränen vergossen, deren Spuren ich noch in Deinen Augen bemerke?«

Und dabei blickte er sie so scharf und durchdringend an, daß sie ihre Augen vor ihm niederschlagen mußte und, wie er nur zu gut sah, in eine noch viel größere Verlegenheit als vorher gerieth. Jedoch faßte sie sich auch jetzt bald wieder und zu ihrer, dem väterlichen Freunde stets bewiesenen alten Offenheit und Ehrlichkeit zurückkehrend, sagte sie, indem sie sich wieder fester an ihn schmiegte:

»Nein, Herr Doctor, es war dies nicht das ganze Geheimniß; Thusnelda hat mir noch ein anderes vertraut.«

Des Doctor's Augen ruhten mit haarscharfem Blick auf Esther's mit einem Mal bleich gewordenem Antlitz, und mehr diese Augen als seine Lippen sprachen die Frage aus: »Thusnelda hat Dir noch ein zweites Geheimniß vertraut?«

Sie nickte ihm bejahend zu, aber es wollte nicht über ihre Zunge gleiten, was doch ihr ganzes Herz erfüllte.

»Nun,« fuhr er fort, »da bin ich doch neugierig. Was ist denn das für ein seltsames Geheimniß, das Dir so schwer auf die Lippen kommt?«

Esther senkte den Kopf auf die Brust und mehr flüsternd als sprechend tönte ihre Stimme zu ihm hin: »Es giebt noch ein zweites Mädchen, welches sich in einer ähnlichen Lage befindet wie Thusnelda, aber ach! diese Lage ist eine noch viel traurigere, wie es mir scheint, obwohl Thusnelda ganz anderer Meinung darüber ist.«

»Oho!« sagte der Doctor, der bereits Alles errathen und über dessen Gesicht jetzt ein unwillkürliches stilles Lächeln glitt, »kann es denn etwas noch Traurigeres geben? Ich dünkte, es wäre schon schlimm genug, wenn man einen Mann liebt, von ihm wieder geliebt wird und doch durch eine unübersteigliche Mauer von ihm getrennt ist. Doch – wer ist dieses zweite Mädchen?«

Esther's Brust wogte heftig auf und nieder; sie rang mit sich, ob sie sprechen und ihm Alles vertrauen solle, was ihr junges Herz so furchtbar bedrückte; endlich aber hatte sie sich entschlossen und, von ihren Gefühlen widerstandslos hingerissen, fiel sie ihm um den Hals, schlang ihre Arme fest um ihn und indem sie sich vertrauensvoll

an seine Brust wie an die eines Vaters legte, schluchzte sie auf: »Das bin ich, Herr Doctor, denn Reinhard, des Meyers Sohn – so hat mir Thusnelda gesagt – hat seine Neigung – auch mir geschenkt.«

»Ah,« sagte der Doctor, indem er, still lächelnd, dem jungen Mädchen, dessen bleiche Wange sich wieder mit einer holden Schamröthe bedeckt hatte, sanft diese Wange streichelte, »das ist mir beinahe etwas Neues, doch nicht ganz, meine liebe kleine Esther! Nun, aber was schlägt Dir denn das?« fuhr er in einem fast scherzhaften Tone fort, »Du hast doch wahrscheinlich kluger Weise, Deine und seine Verhältnisse bedenkend, Deine Neigung für Dich zurückbehalten und sie ihm nicht wiedergeschenkt, nicht wahr?«

»Nein, Herr Doctor,« rief sie laut aus und sah ihn mit blitzenden Augen groß an, »das habe ich nicht gethan, im Gegentheil, ich erwidere im Stillen seine Neigung – schon lange – und werde sie ihm gewiß nicht eher verathen, wie er mir die seine auch nicht eher zu erkennen geben wird – darum habe ich Thusnelda dringend gebeten – als bis mein Vater mir gesagt hat, daß ich es darf. Und ach! das wird gewiß nicht geschehen und so – so habe ich dieser Neigung entsagt und das – ja, das war der Schmerz, der mich heute so sehr gefoltert und gequält hat.«

Der Doctor war, während Esther ihn umschlungen und ihre Beichte abgelegt, einen Augenblick stehen geblieben, jetzt aber ging er wieder langsam vorwärts und senkte den Kopf, als ob er über etwas still mit sich zu

Rathe ginge. »So, so,« sagte er endlich zu sich, »jetzt erst sehe ich ganz klar, wie die Sachen liegen. Also das war es. – Nun,« wandte er sich mit einem Mal lebhaft zu dem jungen Mädchen hin und fügte mit viel ernsterer Miene, als er sie noch so eben gezeigt, hinzu, »höre mich an, Esther, ich will Dir nur noch einige Worte sagen, denn die Hauptsache in diesem Punkte hast Du mit Deinem Vater, der ja nun bald von seiner Reise zurückkehren wird, allein abzumachen. Die wenigen Worte aber, die ich meinerseits Dir und Deinen jungen Freunden zum Troste sagen will, lauten so: Es ist gut, mein Kind, und Du hast wohl daran gethan, daß Du zuerst gegen mich ehrlich gewesen bist und mir Thusnelda's und Dein Geheimniß vertraut hast. Ich werde es nicht vergessen und treu in meinem Gedächtniß und meinem Herzen bewahren. – So, jetzt bin ich damit fertig und nun habe ich nur noch eine Bitte.«

»Welche?« fragte Esther die von dem seltsam ernstesten Wesen des Doctors halb beruhigt, halb darüber verwundert war.

»Kehre jetzt nach dem Hause zurück und laß mich eine halbe Stunde meinen Weg allein fortsetzen. Auch heute Abend begleite mich nicht nach dem Pavillon hinauf. Ich muß heute mit meinen Sternen allein sein, denn ich habe viel mit ihnen zu reden, sie nach Vielem zu fragen. Ob sie mir die richtige Antwort darauf geben werden, weiß ich freilich nicht, aber ich will es versuchen. Und jetzt geh!«

Esther, von dem plötzlich so feierlichem Gebahren des alten Mannes betroffen – denn wenn er von seinen Sternen sprach, glühte es immer wie eine heilige Flamme

in ihm auf und seine Sprache und Miene nahmen dabei einen viel ernsteren Ausdruck an – stand vor ihm still und sah ihn mit weit geöffneten Augen fragend an, dann aber, als sie in den seinen noch einmal die so eben ausgesprochene Bitte zu lesen glaubte, war sie sogleich bereit, zu gehorchen und so nickte sie ihm nur bejahend zu, drückte ihm noch einmal die Hand und verließ ihn, um still und gedankenvoll nach dem einsamen Hause zurückzukehren.

Als der Doctor sich jetzt allein sah, blickte er zuerst Esther träumerisch nach und begleitete sie eine Strecke mit Augen, aus denen eben so viel schmerzliche Wehmuth wie herzliche Liebe sprach; sobald sie ihm aber nach einigen Minuten verschwunden war, kehrte er sich um, erhob beide Arme zum Himmel, der sich in seiner reinsten Bläue sonnenhell über ihm wölbte, und sagte mit tiefer Empfindung:

»Großer Gott, ich danke Dir! Wie *Du* Alles auf Erden gestaltest, kann kein Mensch es gestalten, auch wenn er der weiseste und klügste wäre. Ja, so hast Du auch hier etwas Wunderbares und schwer sich Vereinbarendes entstehen lassen, aber Du wirst es auf natürliche Weise lösen und das starr sich Widerstrebende mit einander versöhnen. Ich habe mir freilich gedacht, daß es anders kommen müßte, als es gekommen ist, aber es ist auch so gut, es führt vielleicht zu einem noch besseren Ende und ich muß Dir sogar dankbar sein, daß Du dich so edler Menschen bedient und sie mir entgegengeführt hast, um das Räthsel zu lösen, welches mich schon so lange



umspinnt, denn es konnten böser, schlimmere Elemente in die Tragödie meines Lebens verwickelt werden und dann hätte ich noch größeres Leid und größeren Kummer zu bekämpfen gehabt. – Kummer?« fuhr er nach einer Weile fort, »habe ich denn eigentlich den? Nein!« – und er lachte mit einem Mal fröhlich auf – »den habe ich in Person wahrhaftig nicht, und das, was diese armen kleinen Dinger bekümmert macht, ist für mich nur ein leichter Flaum, den ich mit dem Athem meines Mundes wegblasen kann, sobald ich will. – Aber wie, will ich denn das? Soll ich mich etwa mit dem starren guten Mann da drüben in einen Kampf einlassen? Soll ich ihm den eisernen Kopf zurechtsetzen und ihm beweisen, daß er auf falschen Wegen wandelt, oder ihn vielleicht mit süßen Worten dahin bringen, daß er seinen Irrthum einsieht und von seinen eingerosteten Vorurtheilen abläßt? – Nein, das will ich nicht, dazu habe ich nicht die geringste Lust, den geringsten Trieb. Ich muß mich ihm gegenüber vielmehr ganz ruhig und still verhalten und von einer anderen Seite her den Windstoß blasen lassen, der seine auf Sand gebauten Kartenhäuser zertrümmert, seine Vorurtheile über den Haufen wirft. Und dieser Windstoß soll ihm nicht erspart werden, er soll sogar wie ein Orkan über seinen Scheitel dahinfahren, daß er merkt, daß es noch größere Kräfte in der Natur und den Herzen der Menschen giebt, als solchen dummen Stolz, der bei Bauern und Baronen gleich groß ist, die sich voll Thorheit und Aberwitz von jeher in den Haaren liegen und sich um das Bischen Recht und Macht auf Erden zanken

werden, bis die Tage aufhören und die ewige Nacht beginnt, die einmal eintreten wird, wenn die Sonne nicht mehr brennt und leuchtet und wärmt, das heißt für uns arme Menschenkinder – bis in eine unabsehbare, unberechenbare Zeit, die – Ewigkeit hinein. Ja, der leidige Stolz, der Bauern- wie der Baronenstolz, macht die Menschen dumm und hirnverrückt, und statt sich zu vertragen und brüderlich die Hände zu reichen, um Großes, Gewaltiges, nie Dagewesenes zu vollbringen, liegen sie in endloser blutiger Fehde und verkümmern sich und Anderen die paar Lebenstage durch Streit, Hader und Widerspruch. Ha, das war ja mit ein Grund, warum ich die hirnverrückte Welt verließ, die alle Tage mehr aus den Fugen geräth und, gleich der Motte, die so lange um das Licht flattert, bis sie sich verbrannt, nicht eher ruht, als bis sie sich durch Mord und Todtschlag zerfleischt hat und athemlos zu Boden liegt. Nein, hier, wo ich jetzt lebe und – so weit ich es kann – glücklich, das heißt unangefochten und mein eigener Herr und Diener bin, hier giebt es keinen Widerspruch, keinen Hader und Streit, also auch keine Narrheit, und so will ich mich auch mit dem Meyer, dem Eisenkopf, nicht streiten und den Mohren in ihm lieber von einem stärkeren Wäscher weiß waschen lassen. Haha! Aber still, klug und fein muß hier zu Werke gegangen werden. Kein Mensch darf mir heute Nachmittag anmerken, daß ich auch nur ein Stäubchen von dem Vorgehenden weiß und meine Hände ein wenig im Spiel habe. Und hin muß ich – nicht etwa des Meyers wegen,

denn mit dem möchte ich am wenigsten gern über die Sache sprechen, und ich hoffe, er klagt mir nicht seine Noth und trägt sein Kreuz noch eine Weile allein, bis er lahm und müde davon wird – aber um den armen Jungen, den Reinhard, thut es mir leid, den muß ich sprechen und trösten, wenn er überhaupt meine Tröstung versteht. Doch nicht darum allein will ich ihn sprechen, nein – er soll mir auch die Mittel in die Hand liefern, daß ich – beginnen kann, was ich jetzt beginnen muß. O Moses Joël, wenn Du doch hier wärest, wie leicht und schnell wäre dann Alles abgemacht! Aber Du bist leider fern und ich kann Dich nicht citiren, wie Faust die Geister citirte, die ihn aus dem Fegefeuer des Zweifels erlösten. Indessen – Geduld! er kann ja nicht ewig ausbleiben und sobald er kommt, soll der Reigen beginnen, der der Anfang von unserm Ende ist. So, und jetzt bin ich wieder bei Laune, nun habe ich meinen inneren Jammer, der schon so lange in mir haftet, einmal ausgetobt und mich erfrischt, und kann mit Esther, diesem menschlichen Engel, wieder ruhig und friedlich von den Blumen und Sternen sprechen. Haha! Das arme Ding! Heute hat sie freilich keine Lust, klüger und weiser zu werden und bei mir die Summe, die sie zusammengezählt, zum Stimmen zu bringen, heute – blutet ihr kleines Herz zum ersten Mal, und das thut weh, o, wer weiß es nicht! Aber habe auch Du Geduld, kleine Esther, es blutet bei Dir nicht so lange, wie bei mir, und thut nicht ewig weh, ich weiß es. Denn für Dich wird und muß es zuerst eine Hülfe geben. Deinen Alten, den Joël, den bezwinde ich schon allein, mit Blick,

Wort und Sinn, ich kenne ihn. Er ist ein verständiger und kluger Mann und die Logik der Thatsachen ist bei ihm noch nie verloren gewesen. Aber den Meyer, den Trotz-kopf, wie bezwinge ich den? Für den giebt es keine Geister, aus Luft und Schimmer gewebt, der ist ein materieller Mensch und ihn muß man mit Keulenschlägen zur Einsicht bringen, sonst sieht und fühlt und begreift er die Logik nicht. Hm! – doch das weiß ich jetzt auch,« fuhr er nach einer Weile fort, »ich habe die Keule für ihn gefunden und ihr Schlag thut nicht weh, ja sie kitzelt nur seine grobe Haut. Mit einem Wort – den überlasse ich Esther allein – die soll den Drachen in ihm bezwingen, und wenn mich nicht Alles täuscht, so ist sie stark genug dazu und ihrer natürlichen Kraft und Kunst ist er am wenigsten gewachsen. Aber sie selbst darf keines Ahnung davon haben, was sie leisten kann und soll, sonst sprudelt ihre Quelle nicht aus natürlichem Gestein, sondern spritzt wie eine künstliche Fontaine in die Luft und was sie dann hervorbringt, ist nichts als leerer Schaum. Nein, ich will sie schalten und walten lassen, wie die Natur es ihr eingegeben hat, und so soll ihre Natur die seine bezwingen und er soll sogar selbst, wenn er am Boden liegt und die Anderen über sich triumphiren sieht, seine Freude daran haben und zuletzt Gott danken, daß es so und nicht anders gekommen ist!

»So, jetzt bin ich fertig im Walde und mit mir selbst, denn ich habe mich wieder gefunden und die Summe meiner Rechnung stimmt. Jetzt kann ich ruhig nach Hause gehen und nun soll mir das Mittagbrod besser

schmecken, als mir das Frühstück geschmeckt, da ich die Thränen in den Augen des Mädchens sah, die nicht zum Weinen geschaffen sind. Weiß der Himmel, wie es kommt: das eigene Leid hat mir nie den Appetit verdorben; wenn ich in übler Lage war, habe ich immer gedacht, daß einmal wieder bessere Zeiten kommen, aber wenn ich solche armen Würmer, wie diese Mädchen leiden sehe, dann ist es vorbei damit und dann hilft mir kein Trost, der in den Lüften schwebt und nicht mit Händen greifbar ist. Nun, nun, Ihr werdet auch wieder zur Ruhe kommen, und lachen und glücklich werden, wie Ihr jetzt weint und unglücklich seid. Ein Bischen Trübsal muß jedes Adam- und Evapaar erleben, ehe es unter die Hände – der schwarzen Männer geräth, die nun einmal den Segen auf der Erde von Amtswegen zu sprechen haben, den eigentlich Gott im Himmel allein zu vertheilen hat. Doch, sie dünken sich ja seine Apostel, seine Dolmetscher und Lieblingskinder auf Erden zu sein, und man lasse ihnen dies kindliche Vergnügen, das einem vernünftigen Menschen keinen Schaden thut. Ach nein! Glücklicher Weise für sie giebt es ja noch genug Leute, die an ihre Machtvollkommenheit und irdische Göttlichkeit glauben, weil sie nicht selbst so vernünftig sind, ihrem Schöpfer nahezutreten, der doch so dicht über ihnen und rings um sie her thront, ihnen Glück und Freude giebt, aber sie wahrhaftig nicht zu gedankenlosen Betern und Büßern erniedrigen will, was die Dunkelmänner so gern möchten, wenn sie nur immer könnten. Nun, ich glaube nicht an diese ihre irdische Göttlichkeit, aber ich glaube – an den Gott

da oben,« sagte er mit lauter und starker Stimme – »an einen großen, allmächtigen Gott, der den Himmel und die Erde geschaffen hat, und das haben mich die Sterne gelehrt, die da über mir flackern und brennen, denn auch die Sterne – ich kann es nicht oft genug sagen – können reden und zu mir reden sie stets ein verständliches Wort. – Doch genug für jetzt! Da bin ich wieder ganz in Gedanken auf den Rückweg gerathen und dort liegt mein Haus. Und da – da kommt Esther daraus hervor!«

Er blieb einen Augenblick stehen, und da Esther, die ihn schon lange voller Bangen im Garten erwartet, vor der Hecke stand und ihm mit leuchtenden Blicken entgensah, rief er laut: »Komm her, mein Kind!« – Und als sie schnell auf ihn zugesprungen kam und ihm, im frohen Bewußtsein, dem Freunde wieder nahen zu dürfen, an die Brust sank und ihn fragte, ob er sich wieder ganz wohl fühle, schloß er sie fest in seine Arme, küßte sie wiederholt und rief:

»Ja, mein Kind, ganz wohl, und Dir – bringe ich etwas Gutes mit und gebe Dir den Rath: Sei vergnügt! Ob Christ oder Jude, das ist vor Gott ganz gleich, und daß Du den Reinhard liebst, das ist mir recht und an Deines Vaters Statt, der jetzt nicht bei uns ist, gebe ich Dir schon im Voraus meinen Segen dazu. So!«

Sie sah ihn verwundert an, als könne sie ihn nicht recht begreifen. Auch war die Wandlung, die mit seiner Stimmung und seinem ganzen Wesen vorgegangen, in der

That groß und nicht so leicht zu begreifen. Denn so seltsam, so überzeugend, mit einem so wunderbaren Ausdruck der Wahrheit in Miene, Blick und Stimme hatte er noch nie zu ihr gesprochen, aber als sie in sein klares Auge sah, das so liebevoll und väterlich auf ihr ruhte und bis in ihr Innerstes drang, durchbebte sie das köstliche Gefühl, daß es ihm Ernst damit sei, was er eben gesagt, und nun glaubte sie ihm wieder, wie sie ihm früher in den Aussprüchen der Wissenschaft geglaubt, auch in den Aussprüchen des Herzens, und hoch auf jubelte das ihre, als ob nun alles Weh der Erden mit einem Mal verschwunden und der Tag des Heils angebrochen wäre, dessen Morgenrauen für sie begonnen, als sie zum ersten Mal in den Augen eines Mannes gelesen, daß auch für sie, die Jüdin, Raum in seinem Herzen sei, wie auch das ihre mit Wonne und Seligkeit erfüllt war vom ersten Augenblick an, da er seine Stimme vor ihr ertönen ließ.

## ZWEITES CAPITEL. WIE DOCTOR BLANK SEINEN FELDZUG EINLEITET.

Als Beide in das Haus getreten waren, verfügte sich Jedes von ihnen in sein Zimmer, um hier das eben Durchlebte noch einmal im Stillen zu bedenken, und namentlich Esther war nach ihrem offenerzigen Bekenntniß und Allem, was sich daran geknüpft, in eine so weihvolle und dankerfüllte Stimmung gerathen, daß sie im Augenblick für nichts Anderes um sie her Sinn und Neigung spürte. Als sie sich später wieder im Speisezimmer trafen, war sie allerdings ruhiger geworden, aber der

Nachklang der vorher gesprochenen und gehörten Worte tönte noch immer in ihrem Herzen und Ohre wider und so verhielt sie sich gleich dem Doctor, der auch so Manches zu überlegen haben mochte, stiller als sonst, zur höchsten Verwunderung der Frau Mausgrau, die sich gar nicht erklären konnte, wo mit einem Mal die Munterkeit und Sprechlust geblieben war, die früher am Tische ihres Herrn geherrscht, so lange das junge Mädchen bei ihm im Hause weilte. So sah sie, am Tische stehend und die Speisen darreichend, bald den Doctor, bald Esther an und glaubte nach genauerer Prüfung eine ungewöhnliche Spannung und Erregung auf ihren Gesichtern zu lesen, die ja auch in der That vorhanden waren, da Beide die Spuren ihrer inneren Vorgänge noch nicht daraus hatten verwischen können. Indessen ließ sie sich für jetzt nichts merken, und als sie endlich wahrzunehmen glaubte, daß sie im Zimmer entbehrlich, ja überflüssig sei, verließ sie es mit einem bedeutsamen Kopfschütteln, um sich nun auch an ihren Tisch zu setzen und ihre so wenig befriedigte Neugier mit wohlschmeckender Speise zu tödten.

Als der Doctor und Esther abgespeist und Isaak von seinem Herrn den Befehl erhalten, um halb drei Uhr mit dem Wagen vor der Thür zu sein, begab sich dieser in sein Studirzimmer, um ein Stündchen zu ruhen, Esther dagegen, die im Hause keine Ruhe fand und nach äußerer Zerstreung strebte, woher sie auch kommen möge, ging in den Garten, und hier gesellte sich bald der Gärtner zu ihr, mit dem sie nun ein längeres Gespräch über die Rosenzucht anknüpfte. Die Folge davon war überaus



günstig für sie; das Gleichgewicht ihrer Seele stellte sich dadurch wieder her, ihr Geist wurde von ihren leidenschaftlichen Empfindungen abgezogen und auf Dinge des alltäglichen Lebens zurückgeführt, so daß sie, als sie um halb Drei mit dem Doctor in den Wagen stieg, wieder die alte aufmerksame und lernbegierige Esther geworden war, die für jedes grüne Blatt am Baume, für jedes Moos am Boden ein Auge und für jedes Zwitschern der kleinen um sie herumhüpfenden Vögel ein dankbares Ohr besaß.

Während der ersten Hälfte der Fahrt verhielt sich Doctor Blank auffallend still und eine gewisse Nachdenklichkeit schien Esther, als sie ihn genauer beobachtete, neuerdings wieder in ihm zum Durchbruch gekommen zu sein. Als sie ihn nach dem Grunde derselben fragte, schaute er sie liebevoll an, nahm ihre Hand in die seine und sagte lächelnd:

»Mein Kind, Du hast Recht, ich bin in der That wieder etwas nachdenklich geworden und dazu habe ich wohl einigen Grund. Doch will ich Dir denselben verrathen, damit Du Dich überzeugst, daß das, was mich augenblicklich beschäftigt, etwas Anderes ist, als was Du befürchten magst. Sieh, wir machen heute unserm Nachbar einen Besuch, der so unschuldig aussieht und doch von sehr wichtigen Folgen begleitet sein kann. Ja, das gestehe ich Dir ehrlich ein. Und nun, – um den in Zukunft mir möglicher Weise bevorstehenden Schwierigkeiten vorzubeugen und meinen Zweck auf die einfachste Weise zu erreichen, überlegte ich so eben meinen Feldzugsplan, nach dem ich verfahren will. Eine gute Disposition ist bei

Allem, was man unternimmt, immer ein schönes Ding, die eine Handlung aus dem Stegreif, was ich überhaupt nicht liebe, nur selten ersetzen kann. So ist es in der Wissenschaft und so im praktischen Leben. Ein Redner, ein Schriftsteller, wenn er sprechen oder schreiben, ein General, wenn er eine Schlacht schlagen will, muß wissen, wo seine Ziele liegen, welche Wege dahin führen und welche Mittel ihm zu Gebote stehen, um sie zu erreichen, und nur dann kann er auf einen guten Erfolg rechnen, wenn er alles dies in einen vernünftigen Zusammenhang bringt, also sich seinen Plan macht, nach dem er spricht, schreibt oder schlägt. In dieser Arbeit sahest Du mich eben jetzt begriffen, aber nun bin ich fertig damit und weiß, was ich will, wohin ich muß und auf welchem Wege ich dahin gelangen kann.«

»Da sind Sie ja ein wahrer alter Feldherr!« scherzte Esther, »aber ich weiß schon lange,« fügte sie ernster hinzu, »daß Sie Alles hätten werden können, was Sie gewollt, da die Natur Ihnen – hier im Kopf das Beste dazu gegeben hat.«

»Ach, Kind,« versetzte er mit trübem Lächeln, »das, was hier im Kopf sitzt, ist recht gut und mag bei manchem Menschen auch für sein Leben ausreichen, aber das Beste, das Allerbeste das sitzt *hier*,« und er zeigte dabei auf sein Herz – »und nur wo Beides, Kopf und Herz, in vollkommenem Einklange ist, da ist der Mensch ein fertiger Mensch und kann zu allem Erhabenen, Edlen und Großen berufen werden. – Doch sieh da, wir müssen unser Gespräch abbrechen, da taucht schon das Dach des

Meyerhauses aus den Bäumen auf. Sieh doch, wie hübsch es hier ist und da kommt der schilfbewachsene Teich – o, an dem wollen wir nachher ein wenig spazieren gehen.«

Als sie gleich darauf auf dem Spiegelhof anlangten, hörten sie schon in der Tenne von dem ihnen entgegenkommenden Adam Riese, dem beständigen Wächter derselben, daß der Meyer noch schlafe, da er erst um ein Uhr von einem langen Ritt mit seinem Sohne zurückgekehrt sei. So begaben sie sich denn in Thusnelda's Zimmer und hier fanden sie die Geschwister beisammen, die ihr gewöhnliches Siestagespräch hielten – und sich heute mehr denn je zu sagen und zu klagen hatten. Als sie nun aber Doctor Blank mit ganz heiterem Gesicht und auch Esther mit völlig aufgeklärter Miene bei sich eintreten sahen, sprangen sie ihnen mit einem fast jauchzenden Freudenruf entgegen und augenblicklich gewahrte Thusnelda, daß Esther einen großen Schritt vorwärts gethan, indem sie ihr ihren Wunsch erfüllt und dem Doctor ihre bedeutsame Morgenunterhaltung berichtet hatte. Das las sie nicht nur zuerst in Esther's, sondern bald auch in des alten Herrn Augen, die sie voller Spannung mit einem gewissen forschenden und doch auch beruhigenden Blick betrachteten. Indessen ließ er kein Wort fallen, das seine Kenntniß der Sachlage verrathen hätte, und so blieb sie vor der Hand noch im Unklaren, welche Wirkung Esther's Geständnisse auf ihn hervorgebracht.

»Soll ich den Vater wecken?« fragte Reinhard den Doctor, nachdem sie die ersten Begrüßungen ausgetauscht

und sich bequem niedergelassen hatten, während Thusnelda und Esther in die Küche gegangen waren, um sofort den Kaffee zu bestellen und dabei rasch sich ein paar aufklärende Worte zuzuflüstern.

»Nein, thue das nicht,« erwiderte der Doctor ruhig. »Laß ihn schlafen, so lange er mag, und störe ihn nicht. Ein Mann, der müde ist und vorzeitig aus seinem Schlaf geweckt wird, ist übler Laune und hat ein Recht dazu, und das – wollen wir heute bei Deinem Vater lieber vermeiden,« setzte er mit einem feinen vielsagenden Lächeln hinzu, das Reinhard auch auf der Stelle verstand.

Als sich aber bald darauf mit den wieder in's Zimmer getretenen Mädchen und namentlich zwischen Reinhard und Esther ein längeres Gespräch entspann, das sich auf verschiedene gleichgültigere Dinge bezog, hielt sich der Doctor still, nur seine Augen waren um so fleißiger und er beobachtete mit eines Falken Schärfe jede Miene der beiden schweigsam Liebenden. Jedoch konnte er nicht das geringste Zeichen entdecken, daß irgend ein geheimes Einverständniß zwischen ihnen bestand, so sehr er sich auch bemühte, ein solches aufzufinden. Nur das Eine, was er immer an ihnen gesehen, sah er auch heute – sie sprachen freundlich zusammen wie zwei ruhige, durch nichts von innen und außen erregte Freunde, und das war ihm lieb und so gerade wünschte er es.

Endlich aber und eben, als der Kaffee von der Stubenmagd Louise hereingebracht wurde, war auch der Meyer aus seinem Schlaf erwacht, und da er im Nebenzimmer

die fremden Stimmen hörte, trat er herein und augenblicklich, sobald er Doctor Blank und Esther sah, heiterte sich seine ernste Miene auf und er kam ihnen mit der alten biedereren Freundlichkeit entgegen. Nachdem er dem Doctor mit einigen Worten die Hand geschüttelt, trat er zu Esther heran, reichte ihr beide Hände hin – eine Geste, die dem gebieterischen und etwas steifen Manne selbst in den Augen seiner Kinder ganz seltsam stand – und hieß sie herzlich willkommen, so daß Jeder sah, wie sehr er sich über ihren Besuch freute.

So trank man ganz gemüthlich den Kaffee und als man damit fertig, forderte der Meyer seine Gäste zu einem Spaziergang um den Teich auf, wozu sie sogleich bereit waren. Daß die Stimmung des Vaters fast plötzlich eine ganz andere geworden, gewahrten seine Kinder sehr bald, denn am Morgen während des Rittes nach der Stadt war er gegen Reinhard noch sehr einsylbig gewesen, hatte auch nicht geraucht, was er nur that, wenn er bei vollkommen ungetrübter Laune war. Jetzt aber zündete er sich, bevor er das Zimmer verließ, eine Cigarre an, und da die jungen Leute unterdeß vorangegangen waren, der Doctor aber auf seinen Wirth gewartet hatte, so folgten die beiden Letzteren den Dreien langsam nach.

Vor dieser ersten Unterhaltung unter vier Augen mit dem Meyer hatte der Doctor eigentlich einige Besorgniß gehabt, denn jeden Augenblick glaubte er, derselbe würde ohne Weiteres von dem wichtigen Punkt, der ihn nun schon seit zwei Tagen Tag und Nacht beschäftigte, zu sprechen beginnen, zumal er den jungen Leuten einen

großen Vorsprung ließ und ungewöhnlich langsam mit seinem Gaste hinterherschritt. Allein dazu schien er nicht die geringste Lust zu haben und das war dem letzteren außerordentlich angenehm. Daß des Meyers Grundstimmung eine gehaltene und ernste war, bemerkte er allerdings und bisweilen ließ er auch eine Pause im Gespräch eintreten, als besinne er sich auf Etwas oder denke nach, ob er es sprechen solle oder nicht. Jedoch jedesmal, wenn der Doctor dachte: Nun kommt es! fuhr Jener wieder in dem vorigen Gespräch fort, bis der Gast die Ueberzeugung gewann, daß sein Wunsch erfüllt werden und der Meyer über des Barons Besuch und dessen Zweck gänzlich schweigen würde. Allmählig aber wurde er wieder wortkarger und noch deutlicher, und nun hielt der Doctor es für seine Aufgabe, den sichtbar mit sich selbst kämpfenden Mann bestens zu unterhalten, und das gelang ihm in der That vortrefflich, da er sich dazu eines ihm wohlbekannten Mittels bediente, um seine so streng und kalt blickende Miene aufzuheitern. Denn kaum hatte der Doctor von Esther zu sprechen begonnen, so schien der Meyer förmlich frisch aufzuleben, erkundigte sich alsbald nach vielen Dingen, die das junge Mädchen betrafen, und zeigte sich sogar etwas neugierig, zu erfahren, ob es ihr noch immer auf dem einsamen Blanksruh gefalle, worauf ihm sein Freund die Versicherung gab, daß er noch keine Abnahme ihrer Neigung, noch länger bei ihm zu bleiben, verspüre und daß sie sich nach wie vor eben so viel mit der Hauswirthschaft wie mit den Wissenschaften beschäftige.

»Na, das freut mich,« sagte der Meyer. »Ich hatte mir schon gedacht, daß ihr das stille Waldleben auf die Dauer nicht zusagen würde.«

»O, da irren Sie,« entgegnete der Doctor. »Wenn es auf Esther allein ankäme, bliebe sie den ganzen Sommer und auch den Winter bei mir, um einen vollständigen Cur-sus in der astronomischen Wissenschaft durchzumachen, und da könnten wir oft zusammenkommen und uns die langen Winterabende recht angenehm vertreiben.«

»Das wäre ganz hübsch,« bemerkte der Meyer, »aber es wird leider nicht geschehen. Ihr Vater wird sie gern wieder mit sich nehmen und das kann ich ihm wahrhaftig nicht verdenken. – Wann glauben Sie denn, daß der Alte wiederkommt?«

»Das kann jeden Tag geschehen und ich erwarte schon seit zwei Tagen einen Brief von ihm, der mir seine An-kunft meldet.«

»O, das wäre mir doch etwas zu früh,« sagte der Meyer kopfschüttelnd, »und mir würde es schon wegen der Nella leid thun, wenn sie das liebe Mädchen so bald verlieren sollte.«

Doctor Blank schwieg darauf, aber er freute sich im Stillen, daß Esther dem herben Manne schon in so kurzer Zeit so nahe an's Herz gewachsen war. Eben wollte er von Neuem das Gespräch beginnen, als der Meyer plötzlich lächelnd sagte: »Wie hat Ihnen denn der Kuchen geschmeckt, den die Kleine neulich gebacken hat? Hat sie auch nicht die Rosinen oder irgend eine andere wichtige Zuthat vergessen?«

»O nein, die vergißt nichts, und der Argus, die Mausgrau, steht ja auch immer Schildwache bei ihr, paßt auf und hält ihr Recept in der Hand. Uebrigens hat der Kuchen vortrefflich geschmeckt, wir haben heute Morgen noch davon gegessen und ich glaube kaum, daß Nella ihn besser machen könnte.«

»Na, das freut mich, da hat sie ja alle Anlage, dermal-einst eine gute Hausfrau zu werden. Denn verheirathen wird sie sich doch einmal und recht bald, aber – aufrichtig gesagt, Doctor – einem krummbeinigen, mauschelnden Juden gönne ich dieses frische, geistreiche und reizende Mädchen nicht.«

Der Doctor horchte auf und beinahe wäre er dem Meyer für diesen Ausspruch um den Hals gefallen, allein er mäßigte sein Feuer, lachte nur laut auf und sagte: »Na, das ist ja natürlich, daß sie sich einmal verheirathen wird, aber einen krummbeinigen, mauschelnden Juden wird sie gewiß auch nicht nehmen, dazu ist sie gar nicht erzogen und so wird sie auch nicht dem Ersten Besten in die Hände fallen.

»Ja, sie,« sagte der Meyer, »sie möchte einen solchen Judenjüngling wohl nicht, aber bei ihrer Nation geht es ja nicht nach Liebe, wie ich gehört, sondern da spielt das Geld die erste Violine. Es ist eigentlich abscheulich, wenn man sich denkt, daß ein solches Mädchen verschachert werden soll, wie eine Waare.«

»O, da irren Sie sich bei dem Joël,« sagte der Doctor dreist. »Der betrachtet sein einziges Kind nicht als Waare und verschachert es nicht, denn auf Geld braucht er nicht



zu sehen, er hat selbst genug. Nein, ich bin der Meinung, daß er in dieser Beziehung denkt wie wir und der Esther freie Hand läßt, und wenn er merkt, daß seine Tochter einmal eine wahre – eine wahre Liebe, Meyer, im Herzen trägt, so wird er gewiß nicht so grausam sein, ihr dieselbe mit Gewalt aus dem Herzen zu reißen. Das wäre ja auch unverantwortlich thöricht von ihm, denn ein Mensch ist ja keine todte Waare, sondern ein Geschöpf von Fleisch und Blut, mit Herz und Gemüth, und dem darf man keine so engherzigen und willkürlichen Schranken setzen.«

Der Meyer hörte das ruhig an, wurde ganz still und seufzte leise auf. Der kleine Hieb saß offenbar bei ihm, aber er sprach sich nicht weiter darüber aus und mit einem Male schien die gute Laune von ihm gewichen zu sein. Plötzlich aber raffte er sich wieder auf und fragte: »Wie lange bleiben Sie heute hier? Werden Sie Ihr Abendbrod bei uns verzehren?«

»Nein, heute nicht, lieber Meyer, ich muß sogar schon in einer Stunde aufbrechen, denn der Mond wird heute über die Hälfte sichtbar sein und da der Himmel klar bleibt, will ich ihn einmal gründlich wieder vornehmen. Man hat da eine ganz neue Entdeckung an ihm gemacht und die will ich nun zu constatiren suchen.«

»Immerhin,« sagte der Meyer, »nehmen Sie ihn tüchtig auf's Korn, das wird dem alten Burschen nichts schaden. Und so fahren Sie denn, aber vergessen Sie mich nicht ganz und kommen Sie, so lange die Esther noch bei Ihnen ist, so oft wie möglich. Es findet sich vielleicht bald die Gelegenheit, daß ich Ihnen – auch eine Entdeckung

mittheile, die ich an *meinem* Monde gemacht, aber diesmal war ich der Erste darin, worauf ich indessen nicht so stolz bin, wie es – andere Entdecker sind. Und jetzt will ich einmal zu den Mädchen gehen, damit ich auch etwas von Ihrem Famulus profitire.«

Der Doctor hemmte ihn nicht und so begaben sie sich zu den jungen Leuten, wo der Meyer sogleich ein Gespräch mit Esther begann, während sein Freund zwischen Thusnelda und Reinhard hinter ihnen herschritt. Als die Drei aber eine Weile schweigend neben einander gegangen waren, sagte der Doctor mit etwas leiser Stimme:

»Kinder, ich bin heute hierhergekommen, um mit einem von Euch ein vertrauliches Wort zu reden, und das kann ich nur, wenn wir allein sind. Auf Dich, Reinhard, habe ich es dabei hauptsächlich gemünzt. Wenn wir also nachher nach Hause fahren, was bald geschehen wird, so begleitet uns ein Stück. Ich lasse den Wagen vorausfahren und Du, Nella, gehst mit Esther voran und ich folge mit Reinhard. Habt Ihr verstanden?«

»Ja,« sagte Reinhard, während Thusnelda erröthend schwieg. – »Wenn aber der Vater mit uns geht?« fragte er plötzlich.

Der Doctor lachte. »Dann lassen wir ihn mit Esther vorangehen,« sagte er, »Nella hält sich zu ihnen und Du bleibst bei mir. So sind wir also damit fertig, nicht wahr? Na, und nun laßt vor der Hand alle Sorge fahren, und Du namentlich, Nella, hänge den Kopf nicht zu tief. Mehr will ich Dir heute nicht sagen; Dein Tag ist schwer genug

gewesen und Reinhard kann Dir nachher erzählen, was ich mit ihm abgehandelt, um Deinen gesunkenen Muth noch etwas mehr aufzurichten.«

Thusnelda sah den also Sprechenden mit einem dankbaren Blick an, umfaßte seinen Arm und drückte ihm die Hand. Er nickte ihr freundlich zu, deutete still auf die kurz vor ihnen Hergehenden und legte den Finger auf den Mund.

Der Meyer schien sich mit Esther vortrefflich zu unterhalten, denn man hörte, daß er scherzte und bisweilen sogar lachte, was immer ein gutes Zeichen bei ihm war. Eben aber hatte man den Teich ganz umschritten und sich dem Hause wieder genähert, als Adam Riese erschien und die Meldung brachte, daß der Herr Prediger aus dem Dorfe gekommen sei und den Herrn in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünsche.

Der Meyer verzog sein Gesicht in ernstere Falten und sagte: »Der Prediger? Heute? – Nun ja, ich werde gleich kommen, laß ihn nur einstweilen in mein Zimmer treten.« Und als Adam Riese darauf gegangen, wandte er sich zum Doctor um und sagte: »Ich weiß schon, was er will, aber heute kommt er mir etwas quer. Er wird mich eine ganze Stunde in Anspruch nehmen, denn ich kenne den langen Athem dieser Herren schon, die, wenn sie ein Kind taufen wollen, immer bei der Entstehung der Welt anfertigen und mit ihrem Untergang endigen. Haha! Ja, das thut mir leid, ich wäre gern noch länger mit Ihnen zusammen gewesen. Aber es soll nicht sein und ich unterwerfe mich. So will ich Ihnen denn gleich Lebewohl

sagen, wenn Sie doch nicht bis zum Abend bleiben wollen.«

»Nein, das können wir nicht,« sagte der Doctor rasch und reichte dem Meyer schon die Hand. Dieser schüttelte sie ihm herzlich, dankte ihm für seinen Besuch und wandte sich dann zu Esther mit den Worten: »Auch Ihnen will ich mich empfehlen. Leben Sie wohl, kommen Sie bald wieder und vergessen Sie bei Ihren Sternen, Sonnen und Monden meine Nella nicht.« – Dann blickte er sie noch einmal freundlich an, reichte ihr die Hand und schritt dem Hause zu, um seinem neuen Besuche entgegenzugehen.

Kaum war er über den Rasen dem Hause zugeschritten und in der Tenne verschwunden, so sagte der Doctor zu Reinhard: »Das kommt wie gerufen und ich möchte dem Prediger meinen Dank dafür abstatten, wenn es sich schickte. So laß denn anspannen, mein Junge, und den Wagen langsam abfahren. Wir aber wollen gleich aufbrechen und zu Fuß vorangehen.«

Fünf Minuten später waren Alle zum Gange bereit und Isaak spannte schon seine kleinen Ponies ein. Nella, der Worte des Doctors eingedenk, bemächtigte sich sogleich Esther's Arm und ging mit ihr voraus, Reinhard dagegen blieb mit dem Doctor zurück und Beide folgten nun den Mädchen langsam nach.

In den ersten Minuten sprach der Doctor kein Wort und schien sich zu überlegen, wie er das nun folgende Gespräch beginnen solle, dann, sobald man in den Wald eingetreten und außer Hörweite der Mädchen war, legte

er seinen Arm in den seines Begleiters und sagte: »Reinhard, jetzt ist die Zeit gekommen, wo ich mein Herz gegen Dich erleichtern kann und so laß uns ein Wort im Vertrauen sprechen. Ich will mich möglichst kurz und den Stier gleich bei den Hörnern fassen. Also mit einem Wort: ich weiß, was bei Euch vorgegangen ist. Esther hat mir gebeichtet, nachdem ihr Thusnelda ihr Leid geklagt. Nun, Du hattest mich ja eigentlich schon darauf vorbereitet und so ist es mir nicht unversehens über den Hals gekommen, was immer sein Gutes hat. Dein Vater hat sein Votum abgegeben, wie wir es vorausgesehen, und die Thusnelda trägt den Schreck davon in den Gliedern. Das thut mir leid, aber vor der Hand ist daran nichts zu ändern. Der Alte hat in mancher Beziehung Recht, in mancher aber auch nicht, doch das hilft uns nichts. Man muß ihm auf andere Weise beizukommen suchen und darauf habe ich all mein Sinnen und Trachten gerichtet. Die Sache ist ernst, mein Sohn, ja, sehr ernst und fatal, aber nicht verzweifelt. Fasse Dich also und habe guten Muth. Vielleicht kann ich der Fürsprecher Deiner Schwester bei Deinem Vater sein.«

Da er einen Augenblick schwieg, faßte Reinhard seinen Arm fester und versetzte: »Ich danke Ihnen tausendmal für diesen Ausspruch, Herr Doctor, er enthält des Trostes für Nella Viel. Ja, ich glaube auch, daß Sie der einzige Mann auf der Welt sind, der in dieser Angelegenheit Einfluß auf unsern Vater besitzt – haben Sie etwa heute mit ihm darüber gesprochen?«

»Kein Wort, was denkst Du? So rasch geht die Sache nicht und man muß erst genau sondiren, wie die Verhältnisse liegen. Vor allen Dingen erhaltet den Alten bei guter Laune und laßt ihn nicht im Geringsten Euer Mißfallen blicken. Das würde ihn nur störrischer und härter machen. Was mich aber dabei betrifft –« und hier fing er ungemein langsam und mit Bedeutung zu sprechen an – »so würde ich gern meine Hand zu des Barons Gunsten regen, aber sieh, mein Sohn, das kann ich doch eigentlich nicht. Wenn er mir persönlich bekannt wäre und ich mir mein eigenes Urtheil über ihn bilden könnte, dann läge die Sache anders und ich könnte es wagen, ein gutes Wort für ihn bei Deinem Vater einzulegen. Du zwar hast ihn mir schon oft genug haarklein geschildert und ich traue Dir auch zu, daß Du dabei ehrlich zu Werke gegangen bist, allein er ist – Dein Freund, Du bist vielleicht übermäßig von ihm eingenommen und so darf Dein Urtheil nicht das für mich allein maaßgebende sein. Nein, wenn ich zu Nella's Vortheil mein kleines Gewicht mit in die Wagschaale legen und den Baron empfehlen sollte, dann wäre es zuerst unerläßlich, daß ich ihn persönlich kennen lernte. Denn sieh, Dein Vater könnte mich ganz einfach fragen: Wie kommen Sie dazu, für einen Mann das Wort zu ersgreifen, den Sie noch nie gesehen haben? Und wenn er das sagte, dann wäre ich mit meinem Latein zu Ende und er hätte wieder Oberwasser und wäre im Recht. Ich muß ihm also mit schärferen Waffen beikommen und die suche ich eben mit Deiner Hülfe.

Glaube mir –« und hier nahm seine Stimme einen wunderbar warmen und herzlichen Klang an – »ich verdenke Dir nicht, daß Du Deinen Freund gern glücklich sehen möchtest und Deine Schwester ist Dir ebenfalls lieb und ihr gönnt Du das Beste. Auch gäbe es ein schönes Paar, wenn es glückte – er soll ja hübsch, sein und gebildet sein, wie man sagt – aber wie, wodurch kann es glücken? Das ist mir noch nicht ganz klar.«

Diese letzten Worte, mit einer gewissen lauerhaften Miene und Schärfe gesprochen, verfehlten ihre Wirkung auf Reinhard nicht. Er ging sogleich auf des Doctors Meinung ein, überlegte rasch etwas im Kopf und sagte dann: »Nun, da weiß ich doch einen Rath, Herr Doctor. Wenn es nur davon abhängt, daß Sie Armin von Strachnitz persönlich kennen lernen, um für ihn und Nella Gutes zu wirken, so brauche ich Ihnen denselben ja nur einmal zuzuführen, und dann wäre diese Schwierigkeit sofort gehoben.«

Der Doctor zuckte unwillkürlich zusammen und über sein gutmüthiges Gesicht, das er etwas seitwärts wandte, blitzte es wie ein geheimer Freudenstrahl. Indessen schwieg er einige Augenblicke und es sah gerade so aus, als ob er sich den Vorschlag Reinhard's überlege. »Ja,« sagte er endlich gedehnt, »das wäre am Ende der kürzeste und einfachste Weg, aber wo – wie – wann soll ich ihn kennen lernen, denn das müßte – doch eigentlich sehr bald geschehen, da ich nicht gern viel Zeit verlieren möchte, und Dein Vater dürfte vielleicht auch am

zugänglichsten sein, so lange er des Barons Besuch und Persönlichkeit noch frisch und fest vor Augen hat.«

»O, dies Wo, Wie und Wann ist ja die allerleichteste Sache,« nahm Richard mit wahren Feuereifer die Rede gleich wieder auf. »Ich brauche ja nur zu ihm hinüberzureiten und ihn mit nach Blanksruh zu bringen, dann haben Sie ihn und das Uebrige würde sich bald von selbst ergeben.«

»In mein Haus?« fragte der Doctor rasch und dabei leicht zusammenschauernd, was Reinhard sogar in seinem Arm fühlte, der noch immer in dem des alten Herrn lag. »O nein, das wünschte ich nicht. Den Frieden in meinem Hause möchte ich mir auf keine Weise durch das Dazwischentreten einer fremden Person stören lassen und – ich würde es überhaupt nicht gern sehen, wenn der Baron erführe, daß ich meine Hand in seine Angelegenheiten stecke. Auch würde er, der ja gewiß schon von Eurer Bekanntschaft mit mir gehört hat, sich mir nicht natürlich, ich meine in ungezwungener Weise vorstellen, wenn er als Gast zu mir käme, und was für einen Grund wolltest Du ausfindig machen, um ihm diesen Besuch nothwendig erscheinen zu lassen? Als Cavalier, dem die Formen und Manieren der feinen Welt zu Gebote stehen, würde er sich bei dieser Gelegenheit bemühen, sich von einer vortheilhafteren Seite darzustellen, als er wirklich ist, und ich will ihn nur kennen lernen, wie er in Wahrheit und immer ist und er darf sich daher auf die Zusammenkunft mit mir nicht vorbereitet haben. Also das geht nicht und so denke Dir einen anderen Plan aus. –



Doch halt,« unterbrach er sich, »da fällt mir Etwas ein, und wenn das Deine Billigung erhält, so könnten wir es zur Ausführung bringen. Laß ihn mich ganz zufällig an einem neutralen Orte finden. Zum Beispiel im Walde irgendwo, wir brauchten ja nur Ort und Zeit zu bestimmen, und da treffen wir uns, ohne daß er eine Ahnung hat, zu welchem Zweck es geschieht.«

»Gewiß,« stimmte Reinhard nach kurzer Ueberlegung bei, »das dürfte am gerathensten sein und es ist ja auch ganz leicht auszuführen. Bestimmen Sie nur selbst Zeit und Ort, dann reite ich zeitig nach Strachnitz, fordere ihn auf, mich auf meinem Wege nach Hause zu begleiten und so führe ich ihn dahin, wo Sie uns erwarten.«

Doctor Blank lächelte still vor sich hin und nickte. »Ja,« sagte er, »das geht, und so wollen wir gleich unsere Verabredung endgültig treffen. Wie wäre es also mit morgen? Kannst Du da abkommen, ohne Deinem Vater zu sagen, wohin Du gehst?«

»O, eines heimlichen Rittes bedarf es nicht. Ich kann Armin ja besuchen, wann ich will und selbst ihm ist der Besuch des Spiegelhofs nicht untersagt. So werde ich also meinem Vater geradezu sagen, daß ich ihn sprechen müßte und reite morgen um acht Uhr fort und schaffe ihn zur bestimmten Stunde an Ort und Stelle.«

Der Doctor sah dem so ehrlichen jungen Mann freudig in das offene Gesicht. »Das ist recht,« sagte er, »ich wollte bloß hören, ob Du Umschweife machen würdest. So sage es also Deinem Vater, reite um acht Uhr und sei Punkt Elf

an dem bezeichneten Ort. Dort aber thue, als ob Du mir ganz zufällig begegnet wärest.«

»Ja, das will ich, aber nun fehlt noch der Ort. Welchen wählen Sie?«

Der Doctor sann einen Augenblick nach, dann sagte er: »Ich werde um zehn Uhr allein in den Wald zum Botanisieren gehen. Kennst Du die große Eiche auf dem kleinen grünen Hügel in der Nähe der Gränze des Gemeindewaldes? Sie steht isolirt und man überschaut von ihr die ganze Umgegend.«

»O ja, die kenne ich genau, sie war ja ein beliebter Spielplatz in unsern Kinderjahren und wir haben oft auf den Gränzsteinen gesessen, die im Kreise um sie herum stehen. Jetzt hat mein Vater, der den Baum auch liebt, eine Rasenbank unter ihm anlegen lassen, was ich neulich erst bemerkt, als ich daran vorübergekommen bin.«

»Der ist es!« nickte der Doctor. »Und so sind wir ja für heute fertig. Morgen elf Uhr ist die Parole, zufällige Begegnung heißt die Losung, und das Feldgeschrei – nun, das Feldgeschrei – soll – Armin sein. So. Jetzt geh einmal voran und nimm Abschied von Esther; ich werde dem Isaak entgegengehen, der da eben angefahren kommt, denn ich bin müde geworden. Doch noch ein Wort und das merke Dir wohl. Thusnelda darf heute noch nicht erfahren, was wir für morgen beschlossen haben, es würde sie nur unnöthiger Weise beunruhigen.«

Reinhard gab ihm ein bejahendes Zeichen, verließ ihn dann und hatte bald die beiden Freundinnen eingeholt. Der Doctor dagegen, sobald er sich allein sah und einige

Schritte rückwärts dem langsam herankommenden Wagen entgegengethan, rieb sich vergnügt die Hände, blickte mit einer Art stillen Frohlockens zum Himmel auf und sagte zu sich:

»Da haben wir es! Mein Feldzug ist glücklich eingeleitet und die erste Attaque wird bald beginnen. Ah, das ist rasch genug gegangen und so muß es auch sein. Wenn die Kugel erst im Lauf und der Drücker abgezogen ist, fliegt sie ohne Widerspruch an's Ziel und das Ziel – liegt hier so groß, so unverkennbar groß und klar vor ihr, daß sie es nicht fehlen kann. Also voran! Morgen um elf Uhr und zufällige Begegnung! Ha!« –

Als Isaak mit dem Wagen ihn gleich darauf erreicht hatte und er eingestiegen war, holte er bald die drei jungen Leute ein und nun blickte er mit leuchtenden Augen nach ihnen hin und freute sich, als er sah, wie herzlich der Abschied war, den sie von einander nahmen. Er kam gerade bei ihnen an, als Thusnelda und Esther sich zärtlich umarmt und geküßt hatten und Reinhard nun der Letzteren seine Hand reichte, um ihr Lebewohl zu sagen. Aber eigentlich hörte er nicht, was sie sich sagten, denn seine lebhaften Gedanken schweiften in diesem Augenblick bereits auf einem ganz anderen Felde.

»Leben Sie wohl!« sagte Reinhard mit seiner warmen Herzensstimme zu der ihn etwas scheu anblickenden Tochter Joël's, »haben Sie Dank für Ihre Güte gegen uns und – vergessen Sie uns nicht!«

»Nein!« hauchte Esther mit erglühendem Gesicht, entzog ihm ihre Hand und stieg dann hurtig in den Wagen,

um sogleich mit dem alten Freunde abzufahren, während die beiden Geschwister Arm in Arm langsam nach dem Spiegelhof zurückkehrten und sich Alles Wort für Wort wiederholten, was heute gesprochen, nur daß Reinhard morgen den Baron dem Doctor durch Zufall in den Weg führen wolle, erfuhr Thusnelda von ihrem Bruder nicht.

---

Als die Bewohner von Blanksruh in das kleine Haus eintraten und sich dabei wieder ganz still verhielten, empfing Frau Mausgrau sie an der Thür und folgte ihnen auf den Flur nach. Als sie aber den Doctor gleich in seine Arbeitsstube gehen und Esther ihr Giebelstübchen ansuchen sah, begab sie sich in ihre eigene Wohnung, schüttelte nachdenklich den Kopf und sagte:

»Jetzt hab' ich's, aber Gott weiß, was da wie ein Blitz aus heiterem Himmel auf sie niedergefahren ist und ihre Laune versengt hat. Sie haben sich heute Morgen gezankt, ich sehe es ganz deutlich, und bis jetzt haben sie sich noch nicht wieder vertragen, das stand klar wie der Tag auf ihren Gesichtern geschrieben. Aber das arme kleine Ding thut mir dabei am meisten leid. Sie ist hier ganz allein und hat keinen Beschützer, da ihr Vater fern. Sie ist so hübsch wie gut und so gut wie hübsch und da will ich einmal aus christlicher Barmherzigkeit zu ihr gehen und sie ein wenig zu trösten versuchen.«

Diesem hochherzigen Beschluß folgte augenblicklich die That und zwei Minuten später klopfte Frau Mausgrau leise an Esther's Thür.

»Herein!« scholl ihr des jungen Mädchens melodische Stimme sanft entgegen.

Als Frau Mausgrau in das schon ziemlich beschattete Zimmer trat, sah sie Esther in der Ecke ihres kleinen Sophas sitzen, den zierlichen Kopf gedankenschwer in die rechte Hand gestützt und das etwas bleiche Gesicht, auf dem der Ausdruck stiller Resignation lag, ruhig nach ihr hinwendend, als ob sie nicht die geringste Neugier empfände, wer sie jetzt zu stören komme. Eine Weile sah sie sie neugierig fragend und theilnehmend an, dann schlug sie die Hände zusammen und rief:

»Mein Jesus, was ist denn das? Warum sind Sie denn so sehr traurig, mein liebes Kind?«

»Ich, traurig? Nein da irren Sie sich, liebe Frau,« entgegnete Esther freundlich, »ich bin es ganz und gar nicht und habe nur – habe nur etwas Kopfschmerz.«

»O, Kopfschmerz? Weiter nichts? Nun, das ist besser als Herzschmerz, den habe ich in meinem Leben schon Millionen Mal gehabt und er geht immer wieder bald vorüber, namentlich wenn man so jung und gesund ist wie Sie. Aber es ist mir lieb, daß Sie nicht traurig sind, ich dachte mir schon – Sie hätten sich mit dem Herrn Doctor – etwas gezankt.«

»Gezankt?« fuhr Esther fast heftig auf. »Ei mein Gott, wie können Sie das denken? Ich habe mich noch mit Niemandem in meinem Leben gezankt und mit dem Herrn Doctor würde ich es am allerwenigsten thun.«

»So, so! Na, das ist mir lieb, ich dachte es bloß. Aber wissen Sie – einen guten Rath will ich Ihnen doch geben, da ich weiß, woher Ihre Kopfschmerzen stammen.«

»Nun, woher denn?« fragte Esther lächelnd, da ihr der weise Gesichtsausdruck der alten Frau zu komisch vorkam.

»Sie haben sich auf dem Berge erkältet, auf dem es Abends immer so luftig und kühl ist. Und ewig nach den Sternen und dem Mond zu gucken, das ist gar keine Arbeit für Sie, mein liebes Kind. Sie sollten einmal ruhig hier unten bleiben und den Doctor allein hinaufklettern lassen. Den ficht das nichts an, der ist ein alter knochenfester und wettergehärteter Mann, so zart er auch aussieht, aber er hat eine zähe Natur und ist an das Nachwachen und die Nachtluft gewöhnt. Sie aber sind das nicht und so rathe ich Ihnen ernstlich, heute bei mir unten zu bleiben, und ich will Ihnen auch eine Tasse recht guten Thee machen, dann legen Sie sich zeitig zu Bett und morgen früh sind Sie frisch und gesund und haben keine Kopfschmerzen mehr.«

Jetzt lachte Esther herzlich auf, denn Frau Mausgrau hatte ihr da eben einen Rath gegeben, der mit ihren und des Doctors heutigen Beschlüssen vollkommen übereinstimmte.

»Ja,« sagte sie, aufstehend und im Zimmer langsam hin und her schreitend, »da haben Sie Recht, glaube ich, und ich werde Ihren guten Rath befolgen, heute nicht auf den Berg gehen und eine Tasse Thee bei Ihnen trinken.«

Frau Mausgrau schlug vor Freude die Hände zusammen, denn es war das erste Mal, daß sie diesen Sieg über Esther erfocht, den sie sich natürlich ganz allein zuschrieb. »Herr Du mein Heiland,« rief sie, »was Sie mit einem Mal vernünftig sind! Das hätte ich mir beinahe gar nicht gedacht. Aber das ist ja prächtig, da werde ich doch einmal eine gute Gesellschaft am Abend haben und die Stunden in der Dämmerung werden mir in dieser schrecklichen Einsamkeit nicht so lang vorkommen.«

Esther nickte ihr freundlich zu. »Ich will Sie heute trösten,« sagte sie herzlich, »und nun gehen Sie und machen Sie das Abendbrod fertig, der Herr Doctor will zeitig aufbrechen und ich werde ihm gleich sagen, daß er heute allein auf den Berg gehen muß.«

»Na, das ist recht, und wenn er sagt: Ja, Du gehst doch mit! dann sagen Sie energisch: Nein, ich will nicht! und vor solchem Wort hat er immer Respect, denn im Ganzen ist er ja ein grundgescheidter und vernünftiger Mann.«

»O ja, das ist er,« erwiderte Esther sinnend, »ich weiß es schon längst!« Und dabei trat sie an's Fenster, sah in den dämmernden, tiefschweigenden Wald hinaus und bemerkte kaum, wie Frau Mausgrau, froh wie eine Königin, daß ihr barmherziges Werk so leicht gelungen, das Zimmer verließ, um so schnell wie möglich den Abendtisch zurecht zu machen.

Die Stunde des Abendessens war gekommen und der Erste, der sich im Zimmer dazu einfand, war Doctor Blank. Als er eintrat und noch Niemanden darin traf, ging er mit vor der Brust verschränkten Armen einige Male hin und her und seine Miene zeigte dabei etwas ungewein Sanftes, Herzgewinnendes, als ob er einem wichtigen und doch auch angenehmen Augenblick entgegengehe, und das war ja auch der Fall, denn er wollte ja heute zum ersten Mal wieder, so lange Esther im Hause war, allein seine Warte besteigen, um mit seinen Sternen zu sprechen, denen er heute so viel zu sagen hatte. Als aber bald darauf Esther mit Frau Mausgrau eintrat, nickte er Beiden stumm, doch überaus freundlich zu, hob aber verwundert den Kopf, als gleich darauf Letztere aus freien Stücken sagte, als müsse sie Esther's Fürsprecherin bei ihrem Herrn sein:

»Fräulein Esther hat Kopfschmerzen, Herr Doctor. Sie hat sich wahrscheinlich gestern Abend auf dem Berge erkältet und so hat sie beschlossen, Sie heute nicht zu begleiten und lieber hier unten in meiner Gesellschaft eine Tasse Thee zu trinken.«

Der Doctor warf nur einen kurzen Blick auf Esther's Gesicht, das in diesem Augenblick einen überaus sprechenden Ausdruck zeigte, und er hatte sogleich die ganze kleine Comödie begriffen. So sagte er auch sofort: »Den Rath haben Sie ihr gewiß gegeben, Mausgrau, und ich finde ihn gut, bin Ihnen also Dank schuldig. So mag sie



denn bei Ihnen bleiben und ich werde diesmal allein gehen.«

»Na, das ist doch einmal vernünftig!« rief Frau Mausgrau frohlockend und warf ihrem Herrn einen dankbaren Blick zu. »Nun bin ich zufrieden, daß Sie das Einsehen haben, daß eine alte erfahrene Frau auch einen guten Gedanken haben kann, obgleich ich ihn mir wahrhaftig nicht von den Sternen und dem Monde heruntergeholt habe. – Doch nun, Fräuleinchen, haben Sie keinen Appetit?«

»O ja,« erwiderte Esther heiter, »ich will es Ihnen beweisen. Schon der gute Rath, den Sie mir gegeben, hat geholfen und ich befinde mich wieder leidlich wohl.«

»Nur nicht zu rasch!« mahnte die Alte, »und frohlocken Sie nicht zu früh, sonst nimmt der Herr Doctor Sie doch noch mit, und die Schmerzen könnten leicht wiederkommen.«

»Schwatzen Sie nicht länger, Mausgrau!« sagte der Doctor mit ziemlichem Ernst. »Ich will einmal nach Ihrer Meinung heute ganz vernünftig sein und so ändere ich meinen Entschluß nicht und gehe allein. Aber nun still davon!« –

Das Abendbrod war verzehrt, Doctor Blank hatte sich vom Tische erhoben und machte sich nun zu seiner gewöhnlichen Wanderung bereit. Als er aber nach seinem Paletot verlangte, sagte Frau Mausgrau mit einer energischen Miene:

»Den brauchen Sie heute nicht selbst zu tragen, ich leide es nicht und hoffe, daß Sie diesmal auch darin vernünftig sind. Das Kladderadatschgesicht hat nichts zu thun und es kann dem fetten Menschen nur nützen, wenn er sich auch einmal die faulen Beine vertritt.«

Doctor Blank lächelte, erwiderte aber nichts und so ging er auf Esther zu und wünschte ihr von Herzen eine gute Nacht. Sie begleitete ihn bis an die hintere Heckenpforte, sah ihm noch eine Weile nach, als er den steilen Berg zu ersteigen begann, und kehrte dann, in ihre jugendlichen und wieder hoffnungsvolleren Träume versunken, in das Haus zurück, wo sie ihrem warmen Thee und einer sehr lebhaften Unterhaltung Seitens der gestrengen Haushälterin nicht entgehen sollte.

Unterdeß war die Abenddämmerung langsam hereingesunken und eine hehre, feierliche Stille legte sich auf die ganze Natur. Nicht der leiseste Windhauch strich durch die Bäume im Thal, kein Laut war ringsum zu hören und höchstens das leise Zirpen unsichtbarer Insecten schwirrte wie ein monotoner schwacher Gesang durch den beschatteten Wald. Nur bisweilen konnte man bei der tiefen Stille des Sommerabends vom Teich am Spiegelhof her das Gequak der darin hausenden Frösche vernehmen, aber die Ferne milderte den schrillen Ton, ja es klang sogar wunderbar traulich und lieblich, und für Esther, die jeden Abend darauf am Fenster lauschte, ohne ihre Theilnahme daran zu verrathen, war es stets wie ein freundlicher Gruß, der von Haus zu Haus durch die Lüfte drang und ihr die Meldung brachte, daß man auch

dort unter dem großen Dach mit Liebe und Hingebung an die unter dem kleinen Dach wohnenden Menschen denke, und das war ihr immer ein wohlthuender, ein süßer Trost.

Im gemächlichsten Schritt, um sich bei der noch herrschenden Wärme nicht zu erhitzen, begann der Doctor den Berg zu ersteigen, aber er hatte diesmal ein solches Verlangen, die Höhe zu erreichen, daß er sich nicht ein einziges Mal ruhte, auch nicht seines stark klopfenden Herzens achtete, sondern unaufhaltsam bis zum Pavillon fortschritt, wo er zum ersten Mal einige Augenblicke stillstand und den unmittelbar hinter ihm herkommenden und bei seiner Wohlbeleibtheit laut keuchenden Isaak erwartete, der ihm den Paletot und die nachher anzuzündende Laterne nachtrug. Als er Beides aber aus seinen Händen genommen und Isaak wieder mit einem stillen Gruß den Rückweg angetreten, schloß er den Pavillon auf, zündete wie gewöhnlich die Lampe an und rüstete sich, ohne Aufenthalt die kleine Wendeltreppe zu ersteigen und auf die Plattform unter der Glaskuppel zu gelangen. Und so sehr war er heute mit seinen geheimen Gedanken beschäftigt, daß er den Paletot mitzunehmen vergaß und im Pavillon liegen ließ, und sich erst ganz erleichtert fühlte, als er nun endlich auf der Plattform stand und seine Augen ringsum in die Weite schweifen konnten. Sterne waren zu dieser Zeit noch nicht sichtbar, denn so weit war der Abend noch lange nicht vorgerückt, aber die Ruhe und Stille, die hier oben herrschten, genügten schon, das übervolle und fast beklommene Herz des

einsamen Mannes zu besänftigen und seinen Geist allmählich mit dem wohlthätigen Frieden zu erfüllen, den er hier oben jeden Tag suchte und in der Regel auch fand.

Ja, ruhig und friedlich lag auch heute die Erde tief unter ihm, ihn störte kein unharmonisches Geräusch als das, woran er hier oben seit langer Zeit gewöhnt war und welches ihm das unablässige Weben und Regen in dem großen Reiche der Natur verkündete. Die ganze Ferne ringsum war in einen nebelähnlichen bläulichen Duft gehüllt; an dem Himmel, der seine tiefblaue Farbe schon mit den allmählich dunkler werdenden Tinten der Nacht zu vertauschen begann, schwebten im Westen kleine lichte Wölkchen in federartigen Gestaltungen und im Osten war der halbvolle Mond schon längst aus einer bleigrauen Wolkenwand getreten und schwebte nun feierlich langsam über den abendlichen Himmel hin, ohne jedoch der Erde sein Licht zu spenden, da die Stunde seiner Wirksamkeit noch nicht gekommen war.

Nachdem der einsame Mann sich lange nach allen Richtungen umgeblickt, den leichten südlichen Luftzug geprüft und gefunden hatte, daß heute keine kühlere Temperatur zu befürchten sei, setzte er sich auf einen unter der Kuppel stehenden Holzchemel, lehnte sich mit dem Rücken gegen die eiserne Brüstung und schaute gedankenvoll nach Osten hinüber, wo das Lippesche Land, die Grotenburg und die sie umringenden Waldberge lagen. So saß er lange unbeweglich und starrte, scheinbar mit nichts beschäftigt, in die weite, allmählich in nächtliche Schatten versinkende Ferne, und doch war er sehr lebhaft

beschäftigt, denn unzählige Gedanken kreisten in seinem Hirn, ja es waren ihrer so viele und sich widersprechende, daß er sie in der ersten Zeit gar nicht zu bewältigen und zu ordnen vermochte. So geschah es denn, daß ein Stern nach dem andern am klaren Himmelszelt hervortrat, und er merkte es kaum. Es fiel ihm auch heute nicht ein, irgend ein Fenster zu öffnen, sein Fernrohr zu richten und diesen oder jenen Stern seiner Untersuchung zu unterwerfen. Nein, heute wollte er nur vollkommen ungestört und mit sich allein sein, und hier war und blieb er es ja unbedingt, denn Niemand wagte es zu dieser Zeit auf die Höhe zu kommen und ihn in seinen Studien zu unterbrechen.

Nachdem er aber wohl länger als eine Stunde so brütend und grübelnd dagesessen, kam allmählig Klarheit und Ordnung in das Chaos seines Innern und er ward sich bewußt, welche Absicht ihn hauptsächlich heute hierhergeführt und warum er so allein hatte sein wollen. So löste sich denn das wirre Durcheinanderwogen seiner Empfindungen nach und nach in einen ruhigeren und geordneteren Gedankengang auf und indem er mit raschem Blick den weiten, von Lichtern funkelnden Himmel überflog, sagte er, nachdem ein tiefer Seufzer seiner Brust entstieg:

»O ihr ewigen und unbeschreiblich schönen Sterne, was habt ihr schon Alles auf dieser Erde gesehen und was werdet ihr nicht noch in aller Zeiten Folge sehen, denn für euch ist ja nur ein kurzer, rasch vorüberschwebender Traum, was wir arme Menschen eine Ewigkeit nennen

und was uns auch oft eine solche zu sein dünkt. Und doch kann uns die Ewigkeit einer langen traurigen Vergangenheit wie ein kurzer Traum erscheinen, denn nur was vor uns liegt, ist lang, und was hinter uns verschwunden, ist kurz. Ein solcher kurzer Traum aber bietet Raum genug, für uns eine Hölle voll Schmerz und einen Himmel voll Lust und Seligkeit zu bergen, und gerade mir ist die erste in Fülle zu Theil geworden, obwohl ich vor den Augen der Menschen gewiß nicht schwer zu leiden scheine.

»Wieviele Jahre sind es nun her, daß ich leide und den Augen der Menschen dies Leid zu verbergen trachte? Ich war zweiundzwanzig Jahre alt, als mir jener erste Stern in seinem ganzen Glanze aufging, und jetzt zähle ich sechszig. Also im Ganzen achtunddreißig Jahre, und das ist für ein vergeblich hoffendes und ohne Unterlaß gequältes Menschenherz eine lange Zeit. Doch nein, daß ich die Wahrheit sage, von diesen achtunddreißig Jahren waren die ersten vier die glücklichsten meines Lebens, aber als sie vorübergerauscht wie ein flüchtiger Traum, da pochte der Schmerz an meine Brust und die Finsterniß und die Nacht in ihrer grauenhaftesten Gestalt folgte ihm nach. O! Und habe ich diesen Schmerz je einem anderen Menschenauge gezeigt? Habe ich ihn nicht allein stumm, und auf alles Erdenglück verzichtend mit mir herumgetragen? Habe ich je geklagt und mich über mein Schicksal beschwert? Habe ich je einen Glücklicheren beneidet? O nein, das habe ich nicht gethan und das letzte am allerwenigsten. Ich wußte wohl, daß er, der mir Alles genommen, was mich wahrhaft glücklich machen konnte, selbst

nicht glücklich war, und jetzt weiß ich ja, daß ihm aus meinem Unglück nicht das mindeste Glück erwachsen ist. Allerdings hoffte ich immer von Jahr zu Jahr auf ein Besserwerden, auf eine Linderung meines still getragenen inneren Wehs, aber sie ist bisher nicht gekommen und noch heute bin ich so weit davon entfernt wie je. Und dennoch murre und klage ich nicht, nein, vielmehr frohlocke ich, denn statt der Freude, die mir versagt ward, wurde mir eine andere zu Theil und die kann ich jetzt endlich bald an den Tag legen und darf sie ausrufen in alle Welt, denn ich habe sie mir in Wahrheit durch eigene Kraft und eigenen Willen errungen. Und worin besteht diese Freude, die reinste und unschuldigste vielleicht, die ein Mensch auf der Erde empfinden kann? Sie besteht darin, daß ich nicht mir selbst, dem armen betagten Erdenwurm, wohl aber Anderen nützen und helfen kann, die vielleicht eben so schwer zu leiden haben, wie ich damals litt und in der Blüthe ihrer Jahre stehen, also noch mehr Anrecht an das Glück des Lebens haben als ich.« –

Er schwieg einen Augenblick, dann glitt ein freudiges Lächeln über seine faltigen Züge und er sagte wieder: »Sie haben keine Ahnung davon, daß ich ein so mächtiger und starker Mann bin und daß ich ihnen nützen und helfen kann, und das ist es eben, was mir die größte Befriedigung gewährt. Aus der Luft, aus dem Himmel, von den Sternen muß die Hülfe kommen, wenn sie uns wahrhaft überraschen und erfreuen soll. – Und wie das Alles zusammentrifft. Bestimmen denn wirklich göttliche Beschlüsse des Menschen Bahnen, wie die eurigen da oben,

ihr Sterne? Es muß wohl so sein, denn, mein Gott – so weit ich schwacher Mensch es begreifen kann – es *kann* ja nicht anders sein. Warum käme es denn so, und oft so sonderbar, so unerklärlich sonderbar, wenn es da oben nicht beschlossen und bestimmt wäre? Freilich, vorher berechnen kann man es nicht und wenn man Millionen Logarithmentafeln zu Hülfe nähme. O wie oft habe ich es berechnen wollen und nie traf das Facit ein, welches ich wünschte, und immer kam es anders als ich dachte, daß es kommen müßte. Aber jetzt, jetzt liegt es vor meinen Augen und ich kann es beinahe mit Händen greifen, denn nun sehe ich klar, wie es kommen kann und kommen muß. Nur daß ich in meiner Noth und gerade, wo die eigentliche Arbeit beginnt, allein bin, das entmuthigt und lähmt mich. O Joël, Joël, warum bist Du jetzt nicht an meiner Seite? Wenn Du hier neben mir säßest und mir Deine weltliche Weisheit und Erfahrung, Deine Willens- und Thatkraft liehest, dann wäre Alles in einer kurzen halben Stunde abgethan und wir sähen das endliche Ziel licht und greifbar vor uns. Aber Du bist nicht da und so muß ich allein denken und handeln. Und das will ich denn auch und ich hoffe, es wird mir irgend ein Einfall kommen, der zum Guten führt. O, o, wie belohnt sich jetzt, daß ich mein ganzes Leben hindurch so sparsam und haushälterisch war, daß ich mein rechtlich erworbenes Hab und Gut nicht vergeudete, wie andere Leute! Jetzt erst wird meine Sparsamkeit zu Gold und mit dem Golde kann man ja viele, viele Trübsal auf Erden lösen.«



Er hielt wieder inne und dachte über etwas Anderes nach, was ihm plötzlich in den Sinn gekommen war. Sein Kopf senkte sich etwas tiefer dabei auf die Brust und er seufzte mehrmals schwer und bang auf. Endlich aber sagte er: »Doch noch ein schwerer Moment steht mir bevor, bis ich meinen Fuß dem Ziele entgegensetzen und meine Hand nach dem schönen Preise ausstrecken kann. Ich soll – ja, ich muß den Mann endlich sehen, der die traurige Zerrüttung und den Zwiespalt in der Familie meines Freundes dort unten herbeigeführt und alle die Schlacken und Blasen aufgeworfen hat, die da unten wühlen und platzen und mit ihrem mephitischen Dunst die Herzen verbittern und die Seelen bekümmern. Und er ist der Sohn jenes Mannes, der mir mein Leben vergiftet hat und dieser Gedanke wird mein Blut in Wallung setzen, wenn ich vor ihm stehen werde. Indessen, das soll ihm in meinen Augen keinen Abbruch thun, er soll es nicht entgelten, daß ich vierunddreißig Jahre durch seinen Vater so unglücklich war, denn er ist ja auch der Sohn – doch still, das gehört nicht hierher. Wird also mein Herz, wenn ich ihn sehe, vernünftig sein? Wird mein Kopf, wenn ich mit ihm spreche, zusammenhalten und nicht durch die Ueberfülle meiner Empfindungen seine Spannkraft verlieren? Nein, das darf nicht geschehen, denn ich muß ihn ja sehen und sprechen, und da es sein muß, wird es so sein, denn auch ich folge in meinen Trieben wie in meinen Handlungen dem Gesetz

der Nothwendigkeit, und die Nothwendigkeit ist die Vernunft, wie die Vernunft ein Ausfluß der Göttlichkeit ist.«

–

Das war das letzte Wort, welches er heute zu sich selbst sprach und damit hatte er sich genug gethan und der schwere Kampf, vor dem er sich lange gefürchtet, war ausgekämpft und siegreich bestanden. So saß er denn noch lange unter dem sprühenden Sternenhimmel und verfolgte mit seinen Augen die unermesslichen Bahnen, welche die Sterne und der Mond einschlugen, indem sie am großen Himmelszelt langsam aufstiegen und versanken, um auch anderen Menschenkindern zu leuchten und ihnen vielleicht ähnliche Lehren der Allmacht Gottes zu predigen, wie ihm. Wo die Zeit hinter ihm geblieben war, wußte er nicht. Denn plötzlich, als er seine Repetiruhr hervorzog und die Stunde angeben ließ, hörte er sie zwölfmal anschlagen und er glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen. So ließ er sie noch einmal ihr Spiel wiederholen und nun erst erkannte er, daß er lange hier oben geträumt und daß die Stunde der Ruhe auch für ihn gekommen sei. Noch einmal ließ er seine Blicke über die dunklen Wälder und die in mattem Licht verschwimmenden Fernen schweifen, dachte noch einmal recht innig an Die, die da unten schon lange in süßer Ruhe schliefen, und wünschte ihnen von Herzen Frieden während der Nacht und ein glückliches Erwachen – zu einem Tage, der, was er selbst noch nicht ahnte, berufen war, den Orkan, den er über des Meyers Haupt heraufzubeschwören am vorigen Tage für nothwendig gehalten, in der Ferne

beginnen zu lassen, obwohl er in einer ganz anderen Gestalt zum Ausbruch kam, als er es in seiner menschlichen Kurzsichtigkeit gewünscht und vorausgesehen hatte. Als er aber auch diesen letzten Gute-Nacht-Gruß gleich einem unsichtbaren Segen über die Schlafenden ausgesprochen, stieg er die Wendeltreppe hinab, zündete seine Laterne an, löschte die Lampe aus und verließ den Pavillon, um vorsichtig den steilen Berg hinabzusteigen und sein stilles Lager in dem kleinen Hause aufzusuchen, in dem kein Auge mehr wachte und alle Geister ahnungslos dem bedeutungsvollen Tage entgegenschlummerten, der sich bald aus der dämmernden Nacht entwickeln und vor der Hand viele neue Sorgen heraufbeschwören sollte, um bald ungeahnte Freuden daraus hervorgehen zu lassen.

### DRITTES CAPITEL. EINE ZUFÄLLIGE BEGEGNUNG.

Am nächsten Morgen war Reinhard einer der Ersten im Spiegelhof munter und bald nach sechs Uhr schon suchte er seine Schwester auf, um ihr jetzt zum ersten Mal zu sagen, daß er alsbald nach Strachnitz zu reiten beabsichtige, denn er hatte ja dem Doctor treulich Wort gehalten und ihr nichts von den Verhandlungen verrathen, die zwischen ihnen Beiden am Tage vorher in Bezug auf Armin gepflogen worden waren.

Thusnelda war anfangs etwas betroffen, als sie diese ganz unerwartete Mittheilung vernahm, aber sie freute sich doch, daß die Brücke zwischen ihr und dem Baron so bald wiederhergestellt werden sollte, nur fragte

sie schüchtern, zu welchem Zweck dieser so schnell beschlossene Besuch erfolgen solle.

Reinhard ersann leicht eine Ausflucht und entgegnete ihr, daß er neulich Armin, als er so schnell vom Spiegelhof habe scheiden müssen, versprochen, ihn so bald wie möglich zu besuchen, um ihm die genauesten Nachrichten über ihr Befinden zu überbringen.

Bei diesen Worten, die ihr die brüderlicher Liebe Reinhard's so klar zur Anschauung brachten, gerieth Thusnelda in eine große Rührung, fiel ihm dankend um den Hals, küßte und bat ihn, die herzlichsten Grüße an Armin zu bestellen.

Reinhard lächelte und versprach ihren Wunsch pünktlich zu erfüllen. »Mir wäre es lieb,« sagte er darauf, »wenn Du mir einen gleichen Dienst bei Esther erweisen könntest, das heißt sie auch besuchtest und ihr eben so herzliche Grüße von mir brächtest, allein das scheint mir noch nicht an der Zeit zu sein. Ich bin ihr noch lange nicht so nahe gekommen, wie Armin Dir, und habe ihr höchstens durch einen warmen Händedruck und einen innigen Blick meine Empfindungen an den Tag legen können. Sie hat gegen mich, namentlich in der letzten Zeit, eine gewisse Zurückhaltung blicken lassen, die mich scheu gemacht, und ich fürchte sie allzu sehr zu bedrängen, wenn ich mich deutlicher über meine Hoffnungen und Wünsche ausspreche.«

»Darin thust Du auch Recht,« erwiderte Thusnelda, »und wenn Esther etwas zurückhaltend gegen Dich ist, so

folgt sie nur dem Gebote ihrer Pflicht und ihrer besonderen Verhältnisse. Sie hat mir erst gestern gesagt, obwohl sie mir ihre Neigung zu Dir offenbar an den Tag gelegt, daß sie wünsche, Du redest von Deinen Gefühlen nicht zu ihr und sie könnte Dir für jetzt doch keine Antwort darauf geben. Zuerst müsse sie nothwendig mit ihrem Vater über ihre so plötzlich entstandene Neigung reden, und daß sie diesen die Wahrheit erkennen lassen wird, darüber besteht kein Zweifel, da sie eben so wahrheitsliebend wie aufrichtig ist. Allein sie ist in einem unbedingten Gehorsam gegen seine Gebote erzogen und groß geworden, sein Ausspruch ist in allen Dingen für sie ein Evangelium und so wird sie Dir gewiß auch nicht eher ihre Liebe bekennen, als bis er dieselbe gebilligt hat.«

»O dieser Vater!« rief Reinhard mit einem bangen Seufzer aus. »Wenn es so steht, dann bin ich in großer Sorge, denn ich kann mir gar nicht denken, daß er ohne Weiteres mit unserer Neigung einverstanden sein wird.«

Nun lächelte Thusnelda fast heiter auf. »Ich will Dir etwas verrathen,« sagte sie sodann. »Esther ist anderer Ansicht in diesem Punkt. Sie traut ihrem Vater darin mehr zu, als Du dem unsrigen zutrauen darfst, und Du hast ja die Erfahrung bei mir gemacht,« fügte sie mit einem Seufzer hinzu, »wie schwer er unsern Wünschen zugänglich ist, wenn die Wahl, die unser Herz getroffen, mit seinen Ansichten menschlicher Verhältnisse nicht übereinstimmt.«

Reinhard hatte ihr aufmerksam zugehört; als sie aber ausgesprochen, nahm sein bisher etwas bedrücktes Gesicht eine vertrauensvollere Miene an und er sagte: »Ja freilich, aber bei mir liegt die Sache doch etwas anders als bei Dir, liebe Nella. Esther ist nicht eines Barons Tochter und nur gegen solchen hegt der Vater eine unüberwindliche Abneigung, die aus seinen Vorurtheilen und Anschauungen über die verschiedenen Standesverhältnisse entspringt.«

»Ich weiß nicht, ob Du darin Recht hast,« erwiderte Thusnelda nach längerem ernstem Nachsinnen: »Sollte der Vater nicht auch in dem Umstande, daß Esther die Tochter Moses Joël's ist, ein eben so großes Hinderniß Eurer näheren Verbindung finden?«

»Du meinst, weil Moses Joël ein Jude ist,« sagte Reinhard tief aufathmend, »aber das ist doch etwas Anderes, Nella. Esther kann leicht eine Christin werden und dann ist sie mir ebenbürtig in jeder Beziehung; Du aber kannst nie eine Baroneß werden und Armin nie seinen Adel abstreifen, und das ist in meinen Augen wenigstens ein großer Unterschied. Ueberhaupt habe ich, und ich weiß nicht, wie es kommt, vor dem Vater bezüglich seiner Einwilligung zu meiner Verbindung mit Esther keine große Besorgniß. Allerdings mag es einen kleinen Sturm zwischen uns abgeben, wenn er erfährt, daß auch ich eine von seinen früheren Wünschen vielleicht abweichende Neigung getroffen habe, allein diesen Sturm hoffe ich bestehen oder abwenden zu können, insbesondere nachdem ich gesehen, wie glatt und rasch der vorübergezogen

ist, den Du durch Deine Liebe zu Armin heraufbeschworen.«

»Glatt und rasch?« fragte Thusnelda mit einiger Verwunderung. »Glaubst Du wirklich, daß er schon vorübergezogen? O, wäre es doch so! Doch mir scheint es nicht so und ich nehme durchaus noch nicht die geringste Veränderung seiner Ansichten wahr.«

»Ich aber doch!« entgegnete Reinhard mit einer gewissen Sicherheit, indem er sich der tröstenden Worte Doctor Blank's erinnerte. »Warte es nur geduldig ab. Daß der Vater nicht zürnt, weiß ich bestimmt, denn ich beobachtete ihn genau, und daß er bereits mit sich selbst hin und her überlegt, glaube ich wahrgenommen zu haben. Und das ist immerhin ein günstiges Zeichen. – Doch nun genug für heute, ein andermal mehr darüber. Ich darf mich nicht länger aufhalten und will sogleich zum Vater gehen, um ihm meine Absicht, nach Strachnitz zu reiten, mitzutheilen. Wissen muß er das unbedingt und da werde ich ja gleich sehen, ob er Armin noch zürnt.«

Thusnelda nickte und fügte sich. »Wolle Gott, daß Du Recht hast,« sagte sie und drückte ihm zum Abschiede die Hand. »So geh denn und – grüße Armin herzlich von mir.«

Unmittelbar darauf begab sich Reinhard zu seinem Vater und traf denselben in der Tenne, wo er mit Adam Riese über die heutige Verwendung der Pferde sprach. Als er aber zu bemerken glaubte, daß sein Sohn etwas auf dem Herzen habe, was er in Gegenwart des Knechtes nicht

kund geben wolle, trat er mit ihm in's Freie, sah ihn fragend an und sagte:

»Nun, was giebt's? Du scheinst mir einen Wunsch vorzutragen zu wollen.«

»Ja,« sagte Reinhard ehrlich, »das will ich. Hast Du etwas dagegen, wenn ich um sieben Uhr nach Strachnitz reite?«

Der Meyer sah ihn groß und etwas verwundert an. »Was soll ich denn dagegen haben?« fragte er. »Warum fragst Du so sonderbar?«

»Nun, ich dachte nur, daß es Dir nicht lieb wäre,« entgegnete Reinhard mit seiner alten Offenheit.

»Da denkst Du etwas Falsches,« lautete die Antwort. »Du wirst mich nie zwischen Dich und Deinen Freund treten sehen, denn zwischen Euch Beiden hat sich ja nichts geändert, will ich hoffen. Das ist Dir auch wohl bekannt, ohne daß ich es näher zu erörtern brauche.«

»Du bist sehr gütig, aber –«

»Was aber?« sagte der Meyer sehr ernst. »Du kommst mir mit Deinen Bemerkungen und Fragen etwas sonderbar vor. Also ehrlich gesprochen: Deine Geschichten sind nicht anderer Leute Geschichten, Du bist davon nicht berührt. Doch darüber spreche ich lieber nicht. Reite also nach Strachnitz, so oft Du willst, und wenn Du es heute thust, so grüße den Baron von mir. Wir sind ja noch immer gute Freunde, wenn unsere Ansichten über gewisse Dinge – auch etwas weit auseinander laufen. Und höre noch Eins: sieh Dich scharf auf dem Gute um und sage Deinem Freunde noch einmal, daß er, wenn er *materielle*



Hülfe gebraucht, auf mich zählen kann. Ich habe es also beschlossen und dabei bleibt es – ein Mann ein Wort. Mehr kann ich nicht sagen und nun gehabe Dich wohl. Bist Du am Mittag wieder hier?«

»O gewiß, sagte Reinhard schnell.

»Das ist mir lieb, ich will auch bis dahin reiten, aber in einer anderen Richtung, sonst könnten wir ein Stück zusammenbleiben. Adieu!« –

Nicht wenig erleichtert durch dieses Gespräch, das ihm seinen Vater wieder in dem reinen Lichte seiner väterlichen Güte und männlichen Biederkeit gezeigt, kehrte Reinhard in die Tenne zurück und sattelte sich den Schimmel selbst, denn er hatte bedacht, daß er, je früher er aufbräche, um so mehr Zeit habe, Armin zur richtigen Stunde an die Gränzeiche zu führen. So ritt er denn auch bald nach sieben Uhr ab und fast zu derselben Zeit bestieg der Meyer seinen Rappen und trabte wieder nach der Sonne, um seiner Fohlenkoppel einen Besuch abzustatten, wo zur Zeit die meisten seiner Arbeiter noch immer mit der Herstellung eines größeren und stärkeren Gehäges beschäftigt waren. –

Es war ein warmer, windstillter, aber trüber Morgen und das bemerkte Reinhard, der seine Gedanken bisher auf etwas Anderes gerichtet, eigentlich erst, als er tiefer in den Wald hineinkam. Leichte Nebelwellen huschten durch die Wipfel der Bäume und verschleierten ihre höchsten Spitzen, aber in den unteren Regionen lagerte ein dumpfiger Dunst und es wollte den jungen Mann bedünken, als ob ein stets unwillkommener Gast, ein hier

nur zu oft gespürter Höhenrauch im Anzuge sei. Auch hatte es in der Nacht nicht gethaut und so konnte es gegen Mittag leicht Regen geben, den er heute nicht gern sah, obwohl er selbst, wie immer, dagegen geschützt war und wußte, daß auch der an jede Witterung gewöhnte Doctor sich von seinem Waldgange dadurch nicht würde abhalten lassen, da er ihn ja unter jeder Bedingung an dem bezeichneten Orte zu treffen verheißen hatte. So ritt er denn ohne alle Verstimmung auf seinem Wege weiter, denn das gestrige Gespräch mit dem alten Freunde hatte ihn wunderbar aufgefrischt und ermuthigt, und ihm traute er eine große Gewalt über seinen, des Barons Wünschen widerstrebenden Vater zu. Daß Armin aber dem Doctor gefallen würde, bezweifelte er keinen Augenblick, und so gab er sich mehr und mehr einer angenehmen Beruhigung hin und ritt im leichten Trabe der Gränze zu. Ach, er ahnte nicht, daß noch vor Ablauf einer Stunde diese Beruhigung wieder aufhören und einer ganz anderen Sorge Platz machen sollte, denn was ihm heute in Strachnitz zu hören bestimmt war, übertraf alle seine Erwartungen, da sich dort etwas zugetragen hatte, was allen mehr oder minder Betheiligten so neu war und von so weit reichenden Folgen begleitet sein mußte, daß alle Verhältnisse seines Freundes dadurch in eine andere Lage gebracht und seine Aussichten in Bezug auf Thusnelda's Hand noch viel weiter hinausgerückt werden konnten, als sie es bisher gewesen waren.

Als Reinhard den Gutshof von Strachnitz erreicht hatte und sogleich nach den Stellungen geritten war, um sein

Pferd abzugeben, hörte er von dem grämlichen Stalldiener, daß der junge Baron in einer benachbarten Scheune sei, wo er eben mit dem Inspector eine Unterredung habe. Reinhard begab sich ohne Weiteres dahin, blieb aber, da er die darin Stehenden laut reden hörte, in einiger Entfernung davon stehen, um nicht zu stören, und alsbald sah er den Inspector, einen breitschulterigen Mann mit einem schlaun Gesicht und einem böartigen lauerhaften Blick, aus der Scheune kommen und mit heftigen Schritten nach dem Schlosse gehen, ohne den ihm unbekannt Fremden eines Blickes zu würdigen. Aus dem gerötheten Antlitz und der grimmigen Miene des brutalen Mannes hatte er zur Genüge erkannt, daß die eben beendigte Unterredung eine sehr ernste, ja heftige gewesen sein mußte, und als er gleich darauf in die Scheune trat, kam ihm sein Freund entgegen, der, sobald er Reinhard vor sich sah, die Hände wie zum Dank gegen den Himmel erhob und ihm lebhaft zurief:

»Gott sei Dank! Da bist Du ja! O Reinhard, Du erscheinst mir wie ein Licht am dunklen Himmel und konntest zu keiner geeigneteren Zeit in meinen Gesichtskreis treten. Sei gegrüßt, alter Freund! O, ich habe heute schon den ganzen Morgen an Dich gedacht und wäre unter allen Umständen Nachmittag zu Dir gekommen, um Dir die funkelnagelneue Mähr zu verkünden, die seit gestern hier im Schwange ist.«

»Was giebt es denn?« fragte Reinhard, dem Freunde die Hand drückend und ihm voll Besorgniß in das erregte Gesicht schauend.

»Ja, was giebt's? Unheil an allen Enden, doch – komm nur erst in mein Zimmer, da sollst Du Alles hören.«

Ueber die Maaßen auf die neue Mähr begierig, folgte ihm Reinhard in das Schloß und sobald sie Armin's stille Wohnung erreicht hatten, setzte er sich seinem Freunde gegenüber, als wolle er sogleich dessen Bericht entgegennehmen. Aber da sagte dieser zuerst: »Gedulde Dich noch einen Augenblick, erst sprich mir irgend einen Trost aus: was macht Thusnelda?«

»Es geht ihr gut,« versetzte Reinhard mit freundlichem Aufblick, »und sie hat mir die herzlichsten Grüße an Dich aufgetragen.«

»So, also es geht ihr gut! Ja, das ist ein Trost! Und sie läßt mich herzlich grüßen? Das ist noch besser. Hat Euer Vater mit Euch über mich und den Zweck meines Besuches gesprochen?«

»Kein Wort, er verhält sich ganz still und ist sogar liebevoller denn je gegen uns. – Aber nun sage mir endlich, was hier vorgeht. Aus Deiner erregten Miene und dem Gesicht des Inspectors, den ich so eben sah, schließe ich, daß etwas Bedeutsames vorgegangen ist.«

»Ja, so ist es auch,« bestätigte Armin. »Und so höre denn, was ich Dir nothwendig mittheilen muß, da ich ganz rathlos bin. Mein Vater, der sich schon seit längerer Zeit in einer launenhaften Mißstimmung befindet, kam von seiner letzten Reise in der höchsten Aufregung zurück, so daß ich muthmaßen mußte, er habe wieder wie gewöhnlich viel Geld im Spiel verloren. Er tobte durch das ganze Haus, ängstigte meine Mutter mit drohenden

Worten und sagte, wir Beide seien schuld, daß seine Verhältnisse alle Tage schlechter würden und ihm endlich über dem Kopf zusammenstürzen müßten. So wie jetzt aber könne es nicht länger fortgehen. – Natürlich wußten wir gar nicht, was das besagen sollte, und so begab ich mich gestern Morgen zu ihm, um ernstlich mit ihm zu reden, und da erfuhr ich denn, was ihn so wild und unbändig gemacht. Einige seiner Gläubiger, deren er, so viel ich weiß, eine ziemliche Menge hat, wollten, wie er mir sagte, unter allen Umständen in kurzer Zeit befriedigt sein und er könne nicht einmal die Zinsen seiner Schulden herbeischaffen. Seine einzige Hülfe, unsern Inspector, habe ich ihm abwendig und widerspenstig gemacht, indem ich darauf gedrungen, denselben zu Michaelis zu entlassen. Und da man ihm mit Subhastation gedroht, seine besten Freunde ihn im Stich gelassen hätten, so bleibe ihm nichts Anderes übrig, als sein angestammtes Familiengut, auf dem seine Vorfahren ein Jahrhundert gesessen, noch jetzt, da es Zeit sei, entweder zu verkaufen oder zu verpachten, und da er diese Absicht auf der Stelle dem Inspector mitgeteilt, habe dieser sich bereit erklärt, die Pachtung gegen einen Vorschuß an baarem Gelde zu Michaelis zu übernehmen und ihm dafür schon einen bestimmten und ziemlich annehmbaren Preis geboten. – Natürlich,« fuhr Armin fort, »bin ich darüber sehr erschrocken gewesen, habe anfangs nur mit Mühe ein Wort hervorbringen können und endlich nach vielen

Bitten nur so viel erreicht, daß er sich noch acht Tage besinnen wolle, dann aber und wenn bis dahin keine Hülfe komme, sei sein Entschluß gefaßt, er werde sich gar nicht um uns und unser Erbrecht bekümmern und allein die Wege einschlagen, die ihn von dem Verderben befreiten, dem er durch unsere Lässigkeit und unsern bösen Einfluß rettungslos verfallen sei. Dabei war er in solche Heftigkeit gegen mich gerathen, wie er sie mir noch nie gezeigt, und nun erst verstand ich vollständig die Briefe, die mir meine arme Mutter in der letzten Zeit nach Frankreich geschrieben. Ich versuchte noch einmal, ihm mit Güte zuzureden, aber allen meinen Vorstellungen hat er nicht das geringste Gehör geschenkt. Ein vernünftiges Wort ist mit ihm gar nicht mehr zu reden, er schlägt Alles mit einem an Wildheit gränzenden Trotz und Hochmuth nieder, so daß mir in Wahrheit um seinen Verstand bange wird. In solcher Stimmung ist er auch gestern Mittag wieder nach Detmold gefahren, um, wie er mir kurz vor der Abfahrt sagte, noch einmal mit einem seiner getreuen Freunde eine endgültige Berathung zu pflegen. Vielleicht finde er bis heute Abend, wo er wiederkommen will, einen Käufer für das Gut und dann sei die Sache auf *einen* Schlag abgemacht und wir könnten sehen, wo wir in der Folge blieben. So stehen also die Sachen bei uns, lieber Reinhard,« schloß Armin seine traurige Rede, »und Du siehst, in welcher Noth ich mich befinde und wie kostbar mir ein guter Rath unter solchen Umständen sein muß.«

Reinhard dachte längere Zeit reiflich über das eben Gehörte nach, dann sagte er mit einer Ruhe und Sicherheit, die sein Freund schon lange an ihm konnte und die ihn jederzeit beruhigten, da sie ihm gewaltig imponirten, zumal er sie selbst nicht besaß: »Ist das Alles? Nun, dann würde ich mich nicht so sehr ängstigen, denn was ein so urtheilsloser Mann in seiner Heftigkeit ausspricht, hat selten einen sicheren Grund und führt am allerwenigsten zum Zweck. In Detmold findet sich, so viel ich weiß, kein zahlungsfähiger Käufer für ein so großes und heruntergekommenes Gut, und überhaupt kauft man jetzt nicht so leicht. Man muß Geld haben, viel Geld, wenn man Strachnitz wieder auf einen grünen Zweig bringen will, und die Zeiten sind schlecht, das Geld ist knapp und jeder verständige Landwirth weiß, daß heutigen Tages ein solches Gut fast eben so viel kostet als es einbringt. – Aber da fällt mir ein,« fügte er nach kurzem Nachsinnen hinzu, »wenn Dein Vater denn doch das Gut verpachten will, dann pachte Du es doch selbst, bis Du es ihm abkaufen kannst, wenn er durchaus Geld gebraucht. Ueberhaupt, daß ich es geradeheraus sage, wer weiß denn, wie lange er, der beständig kränkelt und nach Deiner Beschreibung gerade jetzt in einem so hohen Grade an nervöser Erregung und darauf folgender Abspannung leidet, noch lebt und sobald er die Augen schließt, bist Du ja sein unbestrittener Erbe. Aus diesem Grunde allein schon darf das sonst so schöne Gut in keines anderen Menschen Hände fallen, Du hast das erste Anrecht darauf und so laß es weder an einen Fremden verkaufen noch verpachten. Das ist

meine Meinung und Du wirst sie bei ruhigem Nachdenken für die allein richtige halten.«

Armin hatte nach seiner Gewohnheit, wenn er in großer Verlegenheit und Aufregung war, mit seinen schönen Zähnen an der Unterlippe genagt und in tiefem Nachdenken den Kopf auf die Brust gesenkt. Dennoch aber schien die innere Gährung seines Gemüths allmählig abzunehmen und endlich sagte er mit leidlicher Ruhe, indem er seinen Freund wieder voll anblickte:

»O ja, daß Deine Meinung die allein richtige ist, sehe ich jetzt schon ein und am liebsten pachtete ich das Gut auch selbst und dann sollte hier bald eine gründliche Reinigung der traurigen Verhältnisse stattfinden. Aber, Reinhard, das ist leichter gesagt als gethan. Zu einer Pachtung von Strachnitz, zumal in seinem jetzigen Zustande, gehört Geld, viel Geld, ein großes Capital, und das habe ich nicht, wenn ich mir auch zweitausend Thaler gespart habe. Das wirst Du begreifen, hoffe ich.«

In diesem bedeutungsvollen Augenblick fiel Reinhard ein, was ihm sein Vater wiederholt gesagt und er beschloß, es sogleich dem Freunde mitzuthemen. »Ja,« sagte er, »das begreife ich, Du hast Recht, aber Du hast Freunde, die Dich nicht im Stich lassen werden und obenan unter ihnen steht – mein Vater. Er ist Dir in *dieser* Beziehung durchaus geneigt, er hat Capitalien flüssig und erst heute Morgen sagte er mir, daß Du auf ihn zählen kannst, wenn Du eine materielle Unterstützung brauchst. Also entschieße Dich: soll ich mit ihm darüber sprechen und ihm Deine Lage vorstellen?«



»Mit Deinem Vater?« fuhr der Baron wie von einer Nadel gestochen auf. »Unter keinen Umständen darf das geschehen, ja, der wäre sogar diesmal der Letzte, an den ich mich wenden möchte. Was würde der stolze Mann, der so wenig Achtung und Liebe vor und zu dem adligen Stande hat, dem ich angehöre, sagen, wenn ich, Baron Strachnitz, zu ihm, dem Meyer Saaltrup, käme und sagte: geben Sie mir Geld, ich brauche es. Würde er nicht sagen und das größte Recht dazu haben: Aha, da haben wir es, der will nicht allein meine Tochter zur Frau haben, sondern auch mein Geld, um sein Gut vor dem Ruin zu bewahren, und nun weiß ich, warum er meine Tochter liebt. Haha!«

Nun senkte Reinhard den Kopf, denn die letzten Einwürfe des Barons hatten ihn niedergeschmettert. »Du hast eigentlich Recht,« sagte er langsam, »ich sehe es ein. Dein Zartgefühl und Dein edelmännischer Stolz sind zu groß, um gerade diese sonst so gern gebotene Unterstützung anzunehmen, und ich, wenn ich ehrlich sein soll, würde an Deiner Stelle nicht anders denken und handeln, obwohl ich Dir die Versicherung geben kann, daß mein Vater, den Du doch noch nicht ganz kennst, wahrhaftig nicht so sprechen würde wie Du eben angedeutet hast. Er trennt eben Dein Verhältniß zu Thusnelda durchaus von dem, in welchem Du Dich in Betreff Deiner äußeren Lage befindest und läßt das letztere nicht entgelten, was das erstere in seinen Augen verschuldet hat.«

Armin von Strachnitz' Miene überflog es wie eine tiefe Rührung und er nickte bitter lächelnd dabei. »Das ist

groß und wacker von ihm,« sagte er, »und ich begreife jetzt vollkommen, was für ein braver Mann er ist. Nun, er ist ja Dein Vater und Ihr seht Euch in vielen Dingen gleich. Allein gerade darum, weil er so hochherzig, edel und rechtschaffen ist, kann ich seine Hülfe nicht annehmen und wenn Du nichts Anderes weißt, so danke ich Dir für Deinen guten Willen.«

Reinhard versuchte noch einmal, durch gütiges Zureden und eine möglichst klare Auseinandersetzung der Verhältnisse den Freund zu einer anderen Ansicht der Dinge zu bekehren, allein es gelang ihm nicht und so endeten sie nach einer beinahe zweistündigen Unterredung das unerquickliche Gespräch und erhoben sich von ihren Stühlen, gerade als der alte Hausdiener unaufgefordert das Frühstück hereinbrachte und schweigsam auf einen Tisch stellte, den er schnell servierte, was die beiden Freunde erst gar nicht zu bemerken schienen. Als der Diener aber eine Flasche Wein entkorkte und der Schall davon zu ihren Ohren gelangte, schauten Beide aus ihrer Versunkenheit auf und als jener gleich darauf das Zimmer verließ, sagte der Baron: »So, also das war es, was wir zu verhandeln hatten und jetzt sind wir fertig damit. So komm denn und iß ein Stück Brod mit mir und trink ein Glas Wein. Du bist früh aufgebrochen und Dein Appetit war ja von jeher in jeder Lage der beste. Nun, so weit ist es auch noch nicht mit mir, daß er mir ganz fehlt, obgleich es mir ziemlich einerlei ist, was ich genieße.«

Reinhard, der schon mehrere Male nach der Uhr gesehen und berechnet hatte, daß man noch dreiviertel Stunden Zeit habe, bis man aufbrechen müsse, um zur rechten Stunde an der Gränzeiche zu sein, setzte sich mit ihm an den Tisch und Beide aßen ruhig ihr Butterbrod und was der alte Diener sonst herbeigebracht. Nachdem sie aber auch ein Glas Wein getrunken und Reinhard gesagt hatte: »Ganz fertig sind wir doch noch nicht damit, Armin, und wir sprechen noch ein Weiteres darüber,« fügte er hinzu: »Ich muß heute Punkt halb Elf von Dir fort und es ist jetzt beinahe Zehn. Da ich aber noch einiges Andere mit Dir zu reden habe, so bitte ich Dich, mich eine Strecke zu Pferde zu begleiten und mir dabei auch einen Rath zu geben. Ich möchte mir nämlich ein Stück Wald ansehen, wo mein Vater etwas Holz schlagen will, und dabei kannst Du mir helfen. Hast Du Zeit, so komm mit, Deine Begleitung würde mir gerade heute sehr angenehm sein.«

»Gern,« erwiderte Armin sofort »Ich habe hier nichts Gescheidtes zu thun, denn so lange der Inspector noch in Wirksamkeit ist, sind mir die Hände gebunden. Ich hatte mit dem Kerl eben einen nicht gerade angenehmen Wortwechsel, indem ich ihm klar machte, daß mir die so schnelle Verpachtung des Gutes nicht zusage, und als ich ihm auf seine Frage danach meine Gründe auseinandersetzte, wurde er grob und gab mir zu verstehen, daß mir der Aufschub, den ich bei meinem Vater durchgesetzt, theuer zu stehen kommen könne. Niemand würde einen

so hohen Pachtzins zahlen wie er, und habe er sich einmal erst von dem Handel zurückgezogen, dann käme er niemals wieder darauf.«

»Der Schuft!« rief Reinhard ergrimmt. »Und was hast Du ihm darauf erwidert?«

»Was soll man einem so ungebildeten und böswilligen Menschen anders erwidern, als: bleiben Sie fort, wenn Sie nicht wiederkommen wollen, Sie sind nicht der einzige Mann, der hier helfen kann und es wird mir schon gelingen, einen eben so viel zahlenden und manierlicheren Pächter zu finden, als Sie es sind. Darauf verließ er mich grollend und beinahe drohend, und das war der Moment als Du kamst.«

»Das war recht, wirf ihn wie ein unbrauchbares Stück Möbel bei Seite!« sagte Reinhard ruhig und doch sah man ihm an, daß er zornig war, was bei seinem stets gleich- und gutmüthigen Wesen selten vorkam. »Nein, *der* soll Strachnitz nicht pachten, wenn ich es hindern kann – und nun sei getrost, alter Freund, ich spreche zuerst mit meinem Vater und was der sagt, das thun wir, denn er hat die richtige Einsicht und zugleich das Herz auf der rechten Stelle. – Doch nun, bist Du fertig? Wollen wir die Pferde nicht immer bereit machen lassen?«

Der Baron nickte, schellte und gebot dem hereinkommenden Diener, auch seinen Fuchs rasch satteln zu lassen, er werde in einigen Minuten im Stalle sein.

»Was macht Deine Mutter?« fragte Reinhard, als der Diener wieder gegangen war.

Armin faßte sich an die Stirn und drückte die flache Hand fest dagegen. »Ach, meine Mutter!« sagte er betrübt. »Die arme Frau! Leiblich geht es ihr wie neulich, das heißt, sie beklagt sich nicht, was sie aber unter allen diesen mißlichen Verhältnissen innerlich leidet, sage Dir selbst, ich mag Dir das traurige Bild ihres geknickten Herzens nicht weiter ausmalen. – Doch nun komm, ich muß wieder an die frische Luft, mich duldet es im Zimmer nicht länger und mir ist darin immer zu Muthe, als ob die Decke über mir zusammenbrechen und mich unter ihren Trümmern begraben müßte.«

»Armer Junge!« sagte Reinhard mit tiefem Bedauern und seine Hand wuchtig auf die Schulter des Freundes legend. »Du und Ihr Alle thut mir von Herzen leid. Aber laß den Muth nicht sinken, Armin. Wir haben uns schon öfter in trauriger Lage befunden und sind doch noch jedesmal daraus gerettet worden. Auch diesmal wird es hoffentlich so sein und ich bitte Gott, daß er uns irgend woher eine Hülfe schicke.«

Armin lächelte schmerzlich vor sich hin, dann nahm er Hut und Reitpeitsche und Beide verließen das Zimmer und das Schloß, um sich unverweilt nach den Stallungen zu begeben, wo die gesattelten Pferde schon bereit standen, die sie sofort bestiegen.

Etwa zu derselben Zeit, als die beiden Freunde in Strachnitz ihr Frühstück verzehrten, begann auch Doctor Blank sich zu seinem heutigen Ausfluge zu rüsten, und als auch Esther, die schon einige Stunden mit ihm gearbeitet, sich anschickte, ihn auf demselben zu begleiten, blieb er vor ihr stehen, faßte sie unter das Kinn, hob ihren Kopf sanft in die Höhe und sah ihr mit einem so bittenden Blick in die dunklen Augen, daß schon dieser allein hingereicht hätte, sie seinen Wünschen geneigt zu machen.

»Liebes Kind,« sagte er mit einer Stimme, in deren weichem Klange sich eine fast wehmüthige Stimmung kund gab, »sei mir nicht böse, wenn ich Dich heute zu Hause lasse. Ich habe einen Gang vor, der Dir etwas zu weit und beschwerlich sein dürfte, und außerdem – muß ich dabei mit mir allein sein. Sieh, es es kann Dir nicht entgangen sein, daß ich jetzt Vieles und Bedeutsames zu bedenken habe, denn es stürmt ja in allen Ecken und Enden um mich her, und wenn ich überall rathend oder gar helfend eingreifen soll, was ich ja so gern möchte, so muß ich mir meine Handlungsweise nach allen Richtungen hin genau überlegen, und in solcher Lage würde ich ein schlechter Gesellschafter oder gar Lehrer für Dich sein.«

»Ich verstehe, Herr Doctor,« erwiderte Esther mit leichtem Erröthen und faßte mit beiden Händen seine rechte Hand, um sie sanft und innig zu drücken. »Ihr Wunsch ist mir immer Befehl, wenn ich auch nicht seine Gründe kenne, und so werde ich auch allein gehen. Ich würde

gern auf ein Stündchen zu Thusnelda hinüberlaufen und ihr einen guten Morgen sagen, aber –«

»Nun, aber?« fragte der alte Herr mit lächelnder Miene. »Was hindert Dich denn daran?«

Esther erröthete noch stärker, hielt aber den forschenden Blick, der so fest auf ihr ruhte, standhaft aus. »Meinen Sie denn,« fragte sie schüchtern, »daß der Meyer es mir nicht übel deuten würde, wenn ich so oft käme und Thusnelda vielleicht bei der Arbeit störte?«

»O wahrhaftig nicht, darum sei unbesorgt, liebes Kind. Der Meyer verjagt Dich gewiß nicht aus seinem Hause, wenn Dich nicht – etwas Anderes daraus verjagt.«

»Was sollte denn das sein?« fragte sie fast flüsternd, während die Gluth auf ihrem Gesicht jetzt zum vollen Ausbruch kam.

»Nun,« sagte der Doctor mit größerem Ernst, »vielleicht die Besorgniß, daß Dir der Reinhard immer tiefer in das Auge schaut, Du es bei ihm eben so machst und Ihr Euch Beide so in Euren Empfindungen verliert, daß Ihr den Weg nicht wieder rückwärts findet.«

Auch Esther wurde jetzt sehr ernst und die Röthe wich so schnell aus ihrem Gesicht, wie sie vorher darin aufgestiegen war. »O nein, das befürchten Sie nicht, erwiderte sie mit niedergeschlagenen Augen. »Wenigstens ich weiß, was ich meinem Vater schuldig bin – und bevor der mir nicht sagt: gehe hin und thue nach Deinem Gefallen, eher werde ich keinen Blick aus meinen Augen und kein Wort über meine Lippen kommen lassen, die Herrn Saaltrup erklären, was ich ihm noch nicht erklären darf.«

»Nun, nun, Du kannst mich dabei immer ansehen, Kind,« entgegnete der Doctor liebevoll, indem er ihr Kinn wieder höher hob, »und zu mir kannst Du ja so sprechen, da ich in Euer Aller Herzensgeheimniß eingeweiht bin. Du kannst auch dreist Reinhard sagen, wenn Du zu mir von ihm sprichst. Herr Saaltrup! Wie das in meinen Ohren klingt! So habe ich den Jungen in meinem Leben noch nicht nennen gehört. Doch nun genug, ich muß fort. Lebe also wohl! Geh nach dem Spiegelhof oder bleibe hier, wie Du willst, ich halte Dich nicht an der Schnur, denn ich weiß, daß Du – Esther Joël und also ein verständiges Mädchen bist.«

Gleich nach diesen Worten und während sich auch Esther bereit mochte, den Gang nach dem Spiegelhof anzutreten, um mit der lieben Freundin eine glückliche Stunde zu verplaudern, die sie, wie wir schon wissen, allein fand, schickte sich Doctor Blank zu seinem Ausgange an, hing seine Botanisirbüchse über die Schulter, nahm seinen Spatenstock und trat, dem Garten keinen Blick schenkend, mit seinem gewöhnlichen ruhigen Schritt in den Wald hinaus.

Auch jetzt war das Wetter noch nicht heiterer geworden und auch hier nahm der einsame Wanderer die ersten Spuren eines leichten Höhenrauchs wahr, den er durchaus nicht liebte, da er ihm immer die Brust beklemmte. Und nun gerade heute, wo ihm schon beklommen genug zu Muthe war! Indessen schritt er rüstig und



ohne sich mit Pflanzensammeln aufzuhalten, in die Tiefe des Waldes hinein und erst als er nach einer Viertelstunde ruhigen Gehens einige prächtige Moosexemplare fand, bückte er sich, ohne es eigentlich selbst zu wissen, nach ihnen und steckte sie mechanisch in seine Büchse. Denn ach! er verspürte heute keinen wissenschaftlichen Trieb und hatte auch keinen Sinn dafür, da seine Gedanken auf ganz andere Dinge gerichtet waren, und je näher er dem ihm wohlbekanntem Baume kam, um so mächtiger schlug sein Herz und seine Augen blieben immer aufmerksam in die Ferne gerichtet als erwarte er etwas Bedeutsames vor sich auftauchen zu sehen oder als ginge er einem schweren Ereigniß entgegen, das alle seine Gedanken und Empfindungen in Anspruch nahm. Als er aber den Baum endlich noch ganz einsam in der Ferne auf seinem grünen Hügel stehen sah, stand er still, seufzte laut auf, und als er sich wieder nach einiger Zeit in Bewegung setzte, stützte er sich fest auf seinen Stock und schritt so langsam voran, als ob ihm das Gehen plötzlich unendlich schwer geworden wäre.

Da hatte er den Baum erreicht, eine uralte prächtige Eiche mit hunderten, schlangenartig sich nach allen Richtungen streckenden Aesten und einer ungeheuren saftig grünen Blätterkrone, und dabei noch so kräftig und frisch, als stände sie erst in ihrem blühendsten Mannesalter. Um ihren etwa sechs Fuß im Durchmesser betragenden Stamm, den unzählige tiefe Rindenrisse durchfurchten, lief eine gut erhaltene Rasenbank, vom Meyer Saaltrup vor Jahren angelegt, da er gern selbst bisweilen

hierherging, und auf diese setzte sich der alte Herr mit einem lauten Seufzer und einer an Hinfälligkeit streifen- den Ermattung, als ob er von dem kurzen Gange über- mäßig ermüdet wäre und sich schon lange nach einem Ruheplatz gesehnt hätte. Aber das Gesicht wagte er nicht nach der Gegend zu wenden, woher die beiden Reiter ka- men, vielmehr kehrte er ihr den Rücken zu, so daß ihn der breite Stamm ganz ihren Blicken verbergen mußte, wenn sie sich näherten. Alsdann legte er seinen Blech- kasten neben sich nieder, stützte seine Hände auf den Stock und das Kinn darauf und starrte nun mit flimmern- den Augen in die grüne, vor ihm sich ausdehnende Weite, nachdem er sich vorher rings umgeschaut und versichert hatte, daß er vollkommen allein an dem stillen Orte sei.

»Also hier soll es sein!« sagte er endlich zu sich, nach- dem sich sein lauter Herzschlag etwas beruhigt hatte. »Ist mir doch so wunderbar zu Muthe, als ob ich zu einem Stelldichein gegangen wäre, bei dem es sich um Leben oder Tod handelt. Doch warum und wovor fürchte ich mich eigentlich? Ich bin ein alter Mann und doch noch so närrisch und kindisch! Um was handelt es sich denn? Ganz einfach darum, ich soll einen jungen Mann ken- nen lernen, der dem Meyer in's Gehäge gekommen ist und dem ich helfen soll, aus demselben wieder hinauszukommen, da man ihm die Thür vernagelt hat. O! – Aber das ist es ja nicht, was mich so ängstigt. Helfen will ich ihm gern, darüber bin ich ja mit mir einig und auch die Art und Weise der Hülfe steht fest. Nein, meine Angst rührt von etwas ganz Anderem her. Also mit einem Wort:

werde ich ihn finden, wie ich ihn mir vorstelle? Ja, das ist es, was mir so schwer auf der Seele liegt. Und finde ich ihn so, dann hat er ein für alle Mal bei mir gesiegt, dann bürge ich ihm für einen guten Erfolg, auch in seinen Herzenswünschen, denn das kann ich. Finde ich ihn aber nicht so – ist er ein vornehmer dünkelfhafter Herr mit einem geschraubten Wesen, mit zwinkernden Augen und einer näselnden Stimme, wie so viele Seinesgleichen haben, was dann? Dann sitze ich eben in der Klemme und weiß mir selbst keinen Rath. Ja, ja, das ist es allein, wovor mir bangt, ich merke es. Doch, auch darin ist meine Furcht wahrscheinlich eitel, denn sonst hätten sich auch viele Andere in ihm schrecklich geirrt. Er soll ja ein guter lieber Mensch sein, mit einfachem natürlichem Wesen, das hat mir Reinhard hundert Mal, Thusnelda tausendmal und der Meyer – unzählige Mal gesagt, und auf des Letzteren Urtheil und Meinung gebe ich darin am meisten. Na, so warten wir ab, was kommt und hoffen wir das Beste!«

Er stieß einen langen Erleichterungsseufzer aus und lugte scheu um den Baum herum den Weg entlang, der nach der Lippeschen Gränze führte, aber er sah noch immer nichts. Da, in dieser seiner zunehmenden Unruhe, kam ihm ein guter Gedanke. Er dachte mit einem Mal an das gesammelte Moos, nahm es aus der Büchse, holte auch seine Loupe hervor und fing mit ruhigem Auge an, das schöne Gebilde zu betrachten. Diese ernste Beschäftigung besänftigte sein aufgeregtes Blut auf der Stelle,

denn er entdeckte etwas, was einer genaueren Untersuchung werth schien, und die Wissenschaft war ihm ja von jeher seine größte Hülfe in jeder inneren Noth gewesen, da sie immer alle seine Gedanken in Anspruch nahm und ihn von Dingen und Verhältnissen ableitete, die nur seine Empfindungen betrafen. So auch diesmal. Wohl zehn Minuten mochte er schon bei seiner Untersuchung begriffen sein, als er plötzlich erschrocken in die Höhe fuhr. Er hatte hinter sich Pferdegetrappel vernommen und dann bald darauf Stimmen, die sich schnell zu nähern schienen. Wie von einer Sprungfeder in die Höhe geschnellt, sprang er augenblicklich auf, trat um den Baum herum und sah zwei Reiter vor sich, von denen er den einen sehr genau kannte, den anderen aber nie mit Augen gesehen. Da befiel ihn noch einmal ein heftiges Zittern und Zagen, so daß er sich kaum auf den Beinen halten konnte, und doch mußte er sich rasch fassen, denn die Reiter kamen unaufhaltsam heran und sahen ihn schon, wie er, den Kopf vorgebeugt, da stand und in der einen Hand sein Moos und in der anderen die Loupe hielt.

Aber da sollte er eher, als er es für möglich gehalten, seine ganze Ruhe wiedergewinnen, und dazu verhalf ihm die eben so freundliche wie natürliche Begrüßung, die ihm Reinhard gleich beim ersten Anblick zu Theil werden ließ.

»Ah, sieh da!« rief er ihm mit seiner gemüthlichen Stimme entgegen, in deren festem Klange eben so viel Muth lag, als er gab. »Welche glückliche zufällige Begegnung, Herr Doctor! Sieh, Armin, da hast Du endlich den

Herrn Doctor Blank vor Dir, von dem wir Dir so oft gesprochen haben, und hier, Herr Doctor, stelle ich Ihnen meinen Freund und Kameraden, den Baron von Strachnitz vor!«

Gleich nach diesen Worten war er schon aus dem Sattel gesprungen und überließ sein Pferd auf dem saftigen Rasen sich selbst, was auch der Baron ihm ohne Säumen nachthat, so daß man nun nahe bei einander stand.

Der Baron wie der Doctor zogen ihre Hüte, begrüßten sich zuerst schweigend und betrachteten sich dabei eine Weile; dann trat Armin dicht an den alten Herrn heran und sagte mit dem liebenswürdigen Lächeln, das ihm von Natur eigen war, und einer Stimme, die wie eine wohl lautende Musik an des Doctors Ohr schlug, indem er ihm freimüthig die Hand hinstreckte:

»Verzeihen Sie, Herr Doctor, daß ich Sie gleich als einen alten Freund begrüße und Ihnen meine Hand zum Willkommen im Walde biete. Aber wer mir so liebevoll von Freunden geschildert ist, wie Sie, der ist und muß auch der meine sein oder werden, und so bitte ich mir alsbald einen kleinen Platz in Ihrem Herzen aus.«

War es der Ton der Stimme, mit dem der Baron diese Worte sprach, oder sein schönes edles Gesicht, auf dem nicht das geringste Gepräge von Adelsstolz oder Hochmuth lag, was so wohlthuend auf den Doctor wirkte, genug, er war schon im ersten Augenblick für Reinhard's Freund gewonnen und nun vergalt er dem Baron seine Freundlichkeit, indem er auch seinerseits äußerte, daß

er schon oft von ihm sprechen gehört habe und sich nun wahrhaft freue, ihn endlich persönlich kennen zu lernen.

Nachdem sie aber einige Minuten so miteinander gesprochen, richtete der Baron seine Blicke auf das Moos und die Loupe, die der Doctor jetzt in der linken Hand hielt, und sagte mit sichtbarer Theilnahme: »Aber wir haben Sie am Ende in Ihrer Beschäftigung unterbrochen? Sie botanisiren, nicht wahr?«

»Ja, das ist eine alte Liebhaberei von mir,« erwiderte der Doctor bescheiden, und nun sprach er sich in längerer Rede über sein stilles Leben im Walde und seine wissenschaftlichen Arbeiten aus. Während er dies jedoch that, ließ er seine Blicke beständig und mit großer Aufmerksamkeit auf dem Baron weilen, ja er verschlang fast von Augenblick zu Augenblick mehr seine ganze Erscheinung, und immer wieder kehrte er, auch im weiteren Verlauf des Gespräches, nach seinem Gesicht zurück, das er Zug für Zug zu studiren schien, so oft er es unbemerkt thun zu können glaubte. Je länger er dies aber that, um so höher wurde die Röthe seiner Wangen, um so feuriger der Glanz seiner Augen, so daß Reinhard, der den alten Herrn eben so aufmerksam im Auge behielt, innerlich frohlockte, da er nur zu deutlich erkannte, welchen günstigen Eindruck sein junger Freund auf den alten machte.

Aber des Doctors Augen waren haarscharf und das sollten auch Reinhard und der Baron bald im ganzen Umfange erfahren. Denn nachdem man etwa eine Viertelstunde gemüthlich zusammen geplaudert und der Doctor die allmählig ruhiger werdenden Mienen der jungen

Leute durchforscht, glaubte er doch auf beiden eine gewisse innere und bisher mühsam verborgene Aufregung wahrzunehmen, und um sich dessen zu vergewissern, ging der kluge Menschenkenner auf einen anderen Gesprächsgegenstand über, indem er sich genauer nach des jungen Mannes persönlichen Verhältnissen zu erkundigen begann.

»Sie wohnen also jetzt ganz in unserer Nähe,« sagte er, nachdem er eine kurze Pause hatte eintreten lassen, »und das ist Ihrem Freunde und seinen Angehörigen sehr angenehm, weiß ich. Sie sind aus dem Kriege in Ihr väterliches Haus zurückgekehrt und wollen nun Ihren Herrn Vater in seinen schweren Arbeiten unterstützen und ihm seine Sorgen abnehmen, um sie auf Ihre stärkeren Schultern zu laden?«

Kaum hatte er dies gesprochen, so merkte er, daß er auf der Stelle den wunden Fleck im Herzen des Barons getroffen. Derselbe entfärbte sich merklich und sagte dann mit etwas lang gezogenem Ton, indem er einen seiner Sporen tief in den Grasboden drückte, denn man hatte sich bereits auf die Rasenbank unter der Eiche niedergelassen: »Ja, ich wohne jetzt auf Strachnitz und will es versuchen, ob meine Schultern die Last leichter zu tragen vermögen, als sie mein schwach und gebrechlich gewordener Vater trägt.«

»Das ist auch recht,« erwiderte der Doctor mit einigem Zögern, da ihm schon eine andere Frage auf den Lippen schwebte. – »Und Ihre Frau Mutter?« fragte er gleich darauf, ohne vom Boden aufzusehen.

Der Baron blickte etwas heiterer auf als vorher und verneigte sich. »Ich danke für Ihre gütige Nachfrage,« sagte er, »meiner Mutter geht es – so leidlich. Sie hat sich lange genug auf meine Rückkehr gefreut. Es geht ihr sogar jetzt besser als meinem Vater, der sich schon längere Zeit nicht wohl fühlt. Er hat in den letzten Wochen große Gemüthsbewegungen erlitten und die drücken bei seinem Alter und seiner hypochondrischen Stimmung schwer auf ihn.«

»O, ihm ist doch nichts Böses passirt?«

Der Baron zögerte mit der Antwort und blickte erst Reinhard an und dann wie beschämt vor sich nieder. Reinhard aber, der ihn dabei ansah und seine Verlegenheit auf allen seinen Zügen las, nahm sofort das Wort und sagte:

»Antworte nicht darauf, Armin, sondern überlaß das mir und ich werde das Kind sonder Scheu bei seinem rechten Namen nennen. Du kennst den Herrn Doctor nicht so genau wie ich und weißt also auch nicht, daß wir vor ihm kein Geheimniß zu haben brauchen. Er ist von allen Deinen Verhältnissen durch mich von Anfang bis zu Ende unterrichtet, nimmt ein großes Interesse daran und ist, mit meinem Vater im Bunde, vielleicht der einzige Mann, dem ich darin vertrauen und dessen Rath ich beanspruchen möchte. Und so hören Sie das Allerneueste, Herr Doctor, was seit gestern in Strachnitz vorgeht.« Und nun erzählte er ihm wahrheitsgetreu, was zwischen Armin und dessen Vater vorgegangen, und schilderte mit



ergreifenden Worten die ganze traurige Lage, in der sein Freund sich befand.

Während bei dieser Erzählung Armin von Strachnitz schweigend und unbeweglich auf seinem Mooskissen saß, den Kopf gesenkt hielt und mit dem Stiel seiner Reitpeitsche Löcher in den Rasen zu seinen Füßen bohrte, war der Doctor von Augenblick zu Augenblick aufmerksamer geworden. Bisweilen schien sein Gemüth von tiefgreifenden Empfindungen heimgesucht zu werden, denn er bebte einige Mal unwillkürlich zusammen, als könne er das Unheil nicht recht begreifen, was er eben in seinem ganzen Umfange vernahm, oder als sei er durch die verhängnißvolle Lage erschüttert, in die ehemals so wohlhabende Leute durch die Schuld eines Einzigen gerathen waren. Allmählig aber schien er ruhiger zu werden, ja sein Auge, wenn er es gegen den Redenden erhob, leuchtete, wie von einem blitzartigen Freudenstrahle erhellt, auf, aber gleich darauf nahm er immer wieder das Aussehen eines ruhig Zuhörenden an, bis Reinhard mit seinem Vortrage zu Ende war und schwieg.

Eine Weile blieb er stumm und schüttelte nur sanft den Kopf, ohne es zu wagen, das Auge gegen den Baron aufzuschlagen »Das ist allerdings übel,« sagte er endlich mit einer hohl klingenden Stimme, die unverkennbar seine tiefe Erregung bezeugte, »aber verzweifeln dürfen Sie trotzdem nicht, Herr Baron. So weit ich die Sachlage beurtheilen kann, ist Ihr Herr Vater, den ich nicht die Ehre habe zu kennen, ein Spielball in der Hand böswilliger Leute gewesen, und ist es wahrscheinlich noch, und

*ihn* ganz daraus zu befreien, dürfte ein Werk der Unmöglichkeit sein, da er zu tief in die ihm gelegte Schlinge gerathen ist. Allein, davon bin ich fest überzeugt, und Reinhard hat in dieser Beziehung auch nach meiner Ansicht Recht: so schnell, wie Sie befürchten, wird die Verpachtung und noch weniger der Verkauf von Strachnitz nicht vor sich gehen. Käufer wie Pächter so großer Güter sind heutzutage selten und es kommt also allein darauf an, daß wir – ich will sagen, daß Sie sich aus allen Kräften bemühen, Ihren Herrn Vater zu hindern, nicht mit dem jetzigen spitzbübischen Inspector einen Vertrag abzuschließen. Dabei würde er jedenfalls den Kürzeren ziehen und Sie also in Zukunft auch. Nein, nein, der darf das Gut nicht pachten und daß dies nicht geschieht, daran müssen Sie Kopf und Kragen setzen.«

»Das werde ich auch,« sagte Armin mit neu erwachender Energie, als der Doctor schwieg, »und ich danke Ihnen, daß Sie uns darin so offen Ihre Meinung gesagt haben. Ich werde noch eifriger in meinen Vater bringen, mit dem Inspector kein Bündniß zu schließen, und sollte er noch heftiger gegen mich werden, als er es schon gewesen ist. Und das scheint mir für jetzt die Hauptsache zu sein und ich will keinen Augenblick säumen, an diese schwere, aber auch fruchtbringende Arbeit zu gehen.«

Nach diesen Worten stand er auf, nahm seinen Hut ab und verbeugte sich vor dem Doctor.

»Wie,« sagte dieser, »wollen Sie schon fort? O, ich hätte mich gern noch länger mit Ihnen unterhalten und Sie reiten ja in einer halben Stunde nach Strachnitz.

»Ja wohl, Herr Doctor,« erwiderte der Baron mit einer seinen Entschluß bestimmt aussprechenden Miene und Stimme, »ich will fort. Ich habe meine Mutter heute noch nicht gesprochen und da ich außer ihren Büchern fast ihre einzige Unterhaltung und Stütze bin, so will ich eilen.«

Ueber Doctor Blank's scharf lauschendes Gesicht ergoß sich bei diesen Worten eine jäh aufsteigende Röthe und in seinem Auge blitzte es wie eine helle Flamme auf. Indessen unterdrückte er diese plötzliche Erregung, mochte sie nun herkommen, woher sie wollte, und erwiderte sogleich, indem er dem jungen Mann beifällig zunickte:

»Ah, das begreife ich und unter diesen Umständen müssen Sie allerdings eilen. Eine Mutter darf man nie auf sich warten lassen, noch dazu, wenn sie in Trübsal und voller Sehnsucht ist. Ich hätte Sie freilich auch noch gern länger hier behalten, indessen mögen Sie zu Hause nöthiger sein und so bescheide ich mich, in der Hoffnung, daß wir uns nun recht bald und häufiger wiedersehen.«

»Es sollte mir das sehr erwünscht sein!« entgegnete, sich vorbeugend, der Baron, auf den der alte Herr, je länger er sein wohlwollendes Gesicht und seine treuherzig blickenden Augen betrachtete, einen um so angenehmeren Eindruck machte. Diesmal aber war es der Letztere, der, als er sah, daß der Baron scheiden wolle, diesem zuerst die Hand hinstreckte und die schnell ihm entgegenkommende ungewöhnlich lange festhielt und wiederholt herzlich drückte. Endlich aber, wie mit schwer überwundenem inneren Widerstreben, ließ er sie langsam los und zwei Minuten später saß der Baron schon im Sattel, von

wo herab er erst dem ihm den Bügel haltenden Reinhard die Hand reichte.

»Sehe ich Dich bald wieder?« fragte er diesen noch.

»Ganz gewiß, Du kannst darauf rechnen. Auch bleibt es bei Allem, was wir vorher beschlossen, und nun guten Muth, Armin!«

»Mit Gott, ja! Und Du – viele Grüße – Du verstehst!«

Nach diesen etwas leiser gesprochenen Worten setzte er sein Pferd in Galopp und sprengte mit einer Hast in den Wald hinein, daß der Staub des Weges hoch hinter ihm aufwirbelte und ihn bald den Blicken der ihm Nachschauenden entzog.

Aber noch längere Zeit, nachdem er unsichtbar geworden, stand Doctor Blank auf demselben Fleck und starrte mit weitgeöffneten Augen ihm nach in den Wald. Endlich aber, als auch die letzte Staubwolke verflogen war, wandte er sich mit einem tiefen Athemzug nach Reinhard um und sagte:

»Da geht er hin, der Arme! Ja, er dauert mich sehr, denn er befindet sich wirklich in einer verhängnißvollen Lage.«

»Gewiß,« erwiderte Reinhard, »aber – wie hat er Ihnen gefallen?«

»Mir?« fuhr der Doctor wie aus tiefem Sinnen auf, wie Du so fragen kannst! Hast Du mir das nicht angemerkt und bin ich etwa nicht freundlich genug gegen ihn gewesen? Nein, mein Junge, er hat mir ausnehmend gefallen und Ihr Alle habt in Eurer getreuen Schilderung seiner Person das Rechte getroffen. Ich verdenke Dir nicht,

daß Du ihn lieb hast, und Thusnelda verdenke ich es erst recht nicht. Er ist nicht nur ein schöner, sondern auch ein sehr angenehmer Mann, der Jedermann auf den ersten Blick gewinnen muß. Hm! – Sieht er wohl seiner Mutter ähnlich?« fügte er mit einem etwas scheuen Aufblick hinzu. »Du hast sie ja gesehen und mußt es bemerkt haben, wenn es der Fall ist.«

»Gewiß habe ich das bemerkt,« erwiderte Reinhard lebhaft und mit sichtbarer Freude, da ihm der Ausspruch des alten Herrn überaus wohlthat, »und es ist mir im ersten Augenblick aufgefallen. Stirn, Nase und Mund sind sich fast ganz gleich und auch die Stimmen haben einen ähnlichen Klang; nur hat er nicht die schönen blauen Augen, die seine Mutter hat, aber auch die braunen stehen ihm bei seinem dunklen Haar und Bart und dem feinen Gesicht gut. Vom Vater, dem er überhaupt in keinem Punkte gleicht, hat er diese Augen nicht, denn der hat graugrüne Fuchs- oder Katzenaugen und einen ganz anderen Blick darin.«

»Hm,« machte der Doctor und räusperte sich, als ob ihm etwas Staub in die Kehle gekommen wäre. »Na, das freut mich, daß er diesem erbärmlichen Manne nicht ähnlich sieht, der sein Hab und Gut so schnöde verjubelt hat. – Doch nun, wollen wir nicht auch gehen? Ich dünke, wir hätten lange genug geplaudert. Indeß, mein Junge,« und er lachte hierbei fröhlich auf, »unsere *zufällige* Begegnung mit Deinem Freunde ist uns vortrefflich gelungen und er hat keine Ahnung, daß sie zwischen uns abgekartet war. Nicht wahr?«

»Nicht die geringste, Herr Doctor. Es machte sich Alles so natürlich und er hatte während des Rittes seine Gedanken auch so ganz und gar auf seine unseligen Verhältnisse gerichtet, daß er nichts gemerkt hätte, selbst wenn es weniger natürlich zugegangen wäre.«

»Na, das ist mir lieb. So lebe denn wohl und habe besten Dank!«

»O, Sie auch! Sehen wir uns bald wieder?«

»Ganz gewiß und hoffentlich mit besseren Nachrichten, als Ihr mir heute gebracht habt. Von jetzt an werde ich nur darauf denken, wie ich Deinen Alten Herrn in Bezug auf den Baron und Nella umstimme, und – unter uns – ich habe schon einen ganz hübschen kleinen Plan im Kopfe.«

»Möge er glücken! Und nun leben Sie wohl und grüßen Sie Esther!«

Er reichte dem alten Herrn die Hand und ging dann zu seinem Schimmel, der ruhig unter der Eiche graste. Als er ihn bestiegen, ritt er langsam in der Richtung nach dem Spiegelhofe ab. Doctor Blank aber stand unbeweglich auf seinem Platz, blickte auch ihm nach, bis er verschwunden, und dann nickte er mehrmals lächelnd mit dem Kopf, als wollte er sagen: »Das war gut und es ist mir Alles nach Wunsch gerathen!« Gleich darauf hatte er seine Blechbüchse über die Schulter geworfen und seinen Stock ergriffen, und dann – einen festen Entschluß im Kopf und Herzen, wie es der Ausdruck seiner Miene

nur zu deutlich verrieth, schritt er rascher als er gewöhnlich ging, auf dem nächsten Wege dem fernen Blanksruh zu.

#### VIERTES CAPITEL. VATER UND TOCHTER.

Es war schon ein Uhr vorüber, als unser alter Herr das rothe Dach seines Häuschens zwischen den grünen Bäumen am Fuß des Berges in der Ferne wieder auftauchen sah. Hastigen Schrittes kam er auf einem ihm wohlbekannten Fußpfade zwischen den Farren daher und achtete der Schweißtropfen nicht, die ihm unter seinem Hute hervor über Stirn und Wangen rieselten, denn die Sonne war seit einer halben Stunde zum Durchbruch gekommen und hatte wieder Hitze gebracht, ohne daß er es zu merken schien. Auf seinem gerötheten Gesicht lag eine wunderbare geheimnißvolle Freudigkeit, die Jedermann verkünden mußte, daß er von seiner zufälligen Begegnung vollkommen befriedigt sei. Als er aber, so froh gestimmt, an die grüne Hecke gelangt war, die sein kleines zeitiges Besitzthum umschloß, kam ihm Esther, die ihn schon lange sehnsüchtig erwartet, entgegen und auch auf ihrem ausdrucksvollen Gesicht las er sogleich, daß etwas Neues vorgefallen und daß sie einerseits darüber erfreut, andererseits doch auch ein wenig betreten sei.

»Nun, da bin ich ja wieder, Kind,« rief er ihr zu, »und da bist Du auch. Aber was hast Du da – einen – Brief?«

»Ja,« sagte Esther und reichte ihm ein kleines Briefchen hin, das so dünn und leicht war, daß es unmöglich eine lange Mittheilung enthalten konnte. »Da haben Sie

ihn, er wurde vor einer Stunde gebracht und – sehen Sie doch, er kommt aus Minden, und da er vom Vater ist, muß dieser schon in unserer Nähe sein.«

»Ha!« rief der Doctor frohlockend aus, »was sagst Du da! Wäre es denkbar? Und wie, Kind, Du springst nicht vor Freuden über die Hecke, daß er so nahe ist? Das ist ja ein ungeheures, ein von mir kaum für möglich gehaltenes Glück!«

»Wie so denn?« fragte Esther, die ganz betroffen dastand, als sie den alten Herrn sich so maaßlos ausdrücken hörte, wie er es nur selten oder eigentlich nie that. Allein er achtete nicht auf ihre Frage, sondern riß nur den Brief so hastig auf, daß das Couvert in Stücke ging und Esther, darüber noch mehr verwundert, wie angewurzelt vor dem so seltsam sich gebardenden Mann stehen blieb und ihn mit durchdringenden Blicken betrachtete.

Indessen gewahrte dieser dies Alles nicht; seine Augen waren nur unverwandt auf die Zeilen des Briefes gerichtet, die er jetzt, vielleicht ohne es selbst zu wissen, laut vorlas. Sie lauteten folgendermaßen:

»Helf Gott, mein lieber alter Freund! Nur einige Worte schriftlich, in wenigen Stunden aber mündlich um so mehr. Glückliche Umstände haben meine Reise wider Erwarten abgekürzt und ich komme, sobald ich hier einige Geschäfte beendigt und meinem Neffen unbedingt nothwendige Instructionen gegeben habe, nach Blankenruh.

»Ihren Brief habe ich erhalten und es ist telegraphisch Alles nach Wunsch besorgt.



»Mir selbst ist auch Alles gelungen, weshalb ich die weite Reise unternommen, und ich brauchte nicht einmal bis Petersburg, sondern nur nach Riga zu fahren, wo sich Großes und Kleines abwickeln ließ. Ich bringe viel Geld mit und der gefürchtete Verlust ist in einen reichen Gewinn umgeschlagen. – Ich nehme also wieder, obgleich nur auf kurze Zeit, Ihre Gastfreundschaft in Anspruch, denn ich möchte nun bald zu Hause sein, um aus der nordischen Wildniß in den Frieden meiner Häuslichkeit zu gelangen. Auch sehne ich mich nach meinem Kinde und oft war mir zu Muthe, wäre es mir auf ewig entrissen, da ich es nicht, wie sonst, an meiner Seite hatte. Doch es war ja unter Ihrem Schutz und so wird es mir wohl erhalten sein. Leben Sie wohl und grüßen Sie Esther, die hoffentlich recht viel Neues bei Ihnen gelernt hat. Auf baldiges, recht baldiges Wiedersehen!

Ihr treuer alter Joël.«

---

»Oho!« rief der Doctor nach Lesung dieses Briefes mit lebhaftester Freude aus, das häusliche bleiche Gesicht Esther's gar nicht beachtend, das mit einem Ausdruck höchst zweifelhafter Empfindung auf seine Miene gerichtet gewesen war, so lange er gelesen hatte. »Da haben wir es, Kind, der Alte kommt und ihn schicken mir die gütigen Sterne, denn er trifft gerade zur rechten Zeit ein. O meine Sterne, meine Sterne! Sie haben mich also doch nicht betrogen und ich habe mit Recht immer Zuversicht

und Vertrauen zu ihnen gehabt; so werden sie mir ja wohl auch noch das Eine gewähren, um das ich sie jede Nacht mit tausend innigen Gebeten anflehe.«

In diesem Moment, als er die Augen, die er nach dem blau gewordenen Himmel emporgehoben, auf Esther wandte, bemerkte er erst ihren beinahe starr auf ihm haftenden Blick und, eine Secunde lang sie prüfend betrachtend, rief er aus:

»Aber warum stehst Du denn so still da? Freust Du Dich nicht, daß Dein Vater kommt?«

»Gewiß freue ich mich, aber –«

»Nun, was denn? Er nimmt Dich gleich mit fort, denkst Du, nicht wahr? O herzliebes Kind, wenn das Deine Sorge ist, so wirf sie bei Seite, denn jetzt lasse ich Dich nicht von mir und müßte ich den Alten fußfällig bitten, Dich mir noch auf einige Zeit zu gönnen.«

Diese mit der liebevollsten Miene und Stimme gesprochenen Worte wirkten zauberhaft auf Esther ein. Ihr ganzes Wesen änderte sich augenblicklich; ihr liebliches, eben noch so bleiches Gesicht bedeckte eine purpurne Gluth und sie fiel dem alten Freunde um den Hals und weinte vor Freude und Dankbarkeit laut.

»Still, Kind, still,« sagte er gütig und strich mit der flachen Hand über ihr glänzend schwarzes Haar, »ich verstehe die Thränen, die Du da eben vergießest, und auch ihre Quelle ist mir bekannt, o ja! Indeß ich verstehe sie auch zu trocknen und werde es auch bei Dir versuchen. Sieh mich an und glaube mir: ich habe auch lange innerlich über einen größeren Schmerz geweint, als Du ihn

jetzt zu tragen hast, und heute findet kein Mensch mehr eine Spur davon auf meinem Gesicht. In meinem Herzen freilich da sitzen die Narben von großen Wunden, ja sie brechen auch noch hin und wieder einmal von Neuem auf und bluten etwas, aber – die Sterne haben sie wenigstens so weit gestillt, daß ich es ertragen kann, und so wird es auch Dir mit Deinen viel kleineren Herzenswunden ergehen.«

Esther lächelte ihm dankbar zu und trocknete sich die Augen mit ihrem Tuch, dann sagte sie: »Wann mag der Vater kommen? Ich bin jeden Augenblick bereit, seinem unfehlbaren Machtspruch mich zu unterwerfen.«

»Ja so, wann wird er kommen?« rief der Doctor, sofort in einen anderen Gedankengang gerathend. »Laß doch sehen! Ah, dieser Brief! jetzt sehe ich es erst, ist schon vorgestern geschrieben und muß sich also entweder verspätet haben oder Dein Vater hat sich einmal – haha! das kann ihm also auch passiren – verrechnet, weil er nicht in Anschlag gebracht, daß unsere Landbriefträger langsamer laufen als seine in der Stadt. Haha! Nun, wenn ich mich also nicht irre, haben wir ihn noch heute zu erwarten, er kann jede Stunde kommen, und wenn er mit dem Zuge um halb Vier in der Stadt eintrifft und sich sogleich einen Wagen nimmt, kann er schon um fünf, spätestens um halb sechs Uhr hier sein.«

Nach diesen Worten gingen sie Beide in's Haus, wo Frau Mausgrau schon lange mit dem Essen auf sie wartete. Allein daran war heute noch nicht sogleich zu denken. Der Doctor kleidete sich erst um und das ging diesmal

nicht so rasch, denn alle Augenblicke blieb er in Gedanken stehen, sprach Verschiedenes laut vor sich hin und immer wieder kam bei ihm die Freude zum Durchbruch, daß Moses Joël gerade heute, gerade jetzt von seiner Reise zurückkehrte.

»Nein,« sagte er zuletzt, »etwas Günstigeres konnte es in Wahrheit nicht geben; er kommt genau in dem Moment, wo die Schlacht beginnen soll, und führt mir meine besten Hülfsstruppen zu. So kann denn der Tanz bald losgehen, dessen Plan ich schon fix und fertig im Kopfe habe. Daß Joël aber so will wie ich und zu Allem, was ich ihm vorschlagen werde, bereit sein wird, bezweifle ich keinen Augenblick, denn auf einen ähnlichen Schlag hat er sich schon lange gefreut, ehe die Sachen so günstig lagen wie heute. Reinhard, Thusnelda, Esther – hebet die Köpfe dreist in die Höhe! Euer Freund soll gerettet werden und Ihr Alle – Alle glücklich sein. So steht es in den Sternen schon lange geschrieben und diesmal habe ich ihr vertrauliches Flimmern und Blinzeln verstanden, denn auch die Sterne, ja die Sterne können reden!« –

Bei Tische ging es Dank der vortrefflichen Stimmung des Hausherrn heute natürlich viel lebhafter zu als in den letzten Tagen und Frau Mausgrau konnte ihr Erstaunen über diesen raschen Wechsel kaum verbergen. Kopfschüttelnd sah sie bald ihren so heiteren Herrn, bald die schöne, frisch aufgelebte Esther an und sagte dabei zu sich: »Sie haben sich wieder vertragen und es ist Frieden und Eintracht geblasen, das sieht man wohl. Na, das ist gut,

denn ich freue mich immer, wenn ich nur lachende Gesichter um mich sehe und der Doctor lacht nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich mit beiden Backen, das merkt man ihm an seinem ganzen Wesen an. Ja!«

Als man das etwas spät aufgetischte Mahl beendet und der Doctor heute ein Glas Wein mehr getrunken hatte als sonst, forderte er Esther auf, ihm in den Garten zu folgen. »Wollen Sie denn heute nicht schlafen, da Sie einen so weiten Weg in der Hitze gemacht?« fragte sie ihn.

»Ich – schlafen – heute? Wo denkst Du hin, Kind, ich fühle gar nicht, daß ich gegangen bin und, daß es wieder warm geworden ist. Nein, ich muß mich sogar tüchtig im Freien bewegen; ich habe im Hause keine Ruhe und muß draußen sein, wenn Dein Vater kommt, da ich mit seinem Kutscher sprechen will und damit er selbst sieht, daß ich auf dem Posten bin.«

So that sie ihm denn gern den Willen und ging mit ihm lange im Garten auf und nieder, und der alte Herr schnitt selbst die schönsten Rosen ab und fügte sie mit Esther's Hülfe zu einem artigen Bouquet zusammen, das er ihr gab, um es auf den Tisch in des Vaters Zimmer zu stellen, welches Frau Mausgrau, als sie gehört, daß Herr Joël erwartet würde, schnell zu seinem Empfang in Bereitschaft setzte. Indessen mußte der Doctor seine Ungeduld, die sich schon nach drei Uhr zu verrathen begann, noch etwas zügeln, und erst um halb Fünf, als er gerade mit Esther in den Wald gehen und den nach dem Dorfe führenden Weg einschlagen wollte, vernahmen sie

das Rasseln heranrollender Räder, und als sie mit hochklopfenden Herzen stillstanden und lauschten, sahen sie, nachdem das Gefährt näher gekommen, Moses Joël, sein Köfferchen neben sich und statt des ihm immer lästigen Hutes sein schwarzes Käppchen auf dem kahlen Kopf, gemüthlich und mit vergnügtem Gesicht darin sitzen.

Es war eine große Freude auf allen Seiten, als er vor der Stackethür ausstieg und zuerst Esther mit den Armen umschlang, ehe er ein einziges Wort sprach. Endlich aber, nachdem er sie wiederholt geherzt und geküßt und mit scharfem Blick ihre Augen durchforscht, wandte er sich zu dem vor Freude bebenden alten Freunde und rief, ihm beide Hände reichend:

»Helf Gott! Da bin ich und ich danke meinem Schöpfer, daß er mich gesund zu Euch zurückgeführt und Euch eben so gesund wiederfinden läßt!«

Der Doctor schüttelte ihm die Hände und sah ihm lange freudestrahlend in das faltige, eben so ehrliche wie ehrwürdige Gesicht, dann begrüßte er ihn mit herzlichen Worten und sprach seine Freude aus, ihn so munter und von der langen Reise gar nicht angegriffen wiederzusehen. Bevor sie aber den lieben Gast in das Haus führten, kam Doctor Blank der Kutscher wieder in's Gedächtniß und er wandte sich sofort zu ihm, der eben den Wagen nach der Stadt zurückfahren wollte, da er sein Ziel ja erreicht, und sagte:

»Sagt, Freund, könnt Ihr mit demselben Wagen morgen früh Punkt neun Uhr wieder hier sein?«

»Warum denn das?« fiel Moses Joël ein. »Morgen verlasse ich Sie noch nicht, o nein, das denken Sie ja nicht.«

»Das sollen Sie auch nicht, liebster Freund, den Wagen brauche ich aber doch.«

»Ah, wollen Sie vielleicht selbst eine Reise machen?«

»Es ist möglich,« sagte er mit bedeutungsvoller Miene.

»Nun, Sie werden es ja sehen. – Also, wie steht es, Kutscher, könnt und wollt Ihr pünktlich sein? Ihr sollt mich noch eine Strecke weiter fahren und den Lohn dafür werde ich selbst bestimmen.«

Der Kutscher schmunzelte, denn er begriff, was diese Worte besagen sollten, und so versprach er, pünktlich um neun Uhr mit frischen Pferden zur Stelle zu sein und fuhr dann langsam ab. Jetzt endlich trat man in das Haus, wo Moses Joël auch von den tiefen Knix Frau Mausgraus empfangen wurde; hier auf dem Flur aber gab der Doctor Esther einen Wink, daß sie ihm nicht in sein Zimmer folgen, sondern sich in das ihrige begeben solle. Sie befolgte denselben willig und so waren die beiden Freunde wieder allein in der stillen Studirstube und setzten sich bequem neben einander auf das Sopha, wo Moses Joël sogleich von seiner Reise, seinen Erlebnissen und seinem Glück zu erzählen begann, wobei er gar nicht bemerkte, daß der Doctor ihm nur zerstreut zuhörte und seine Gedanken auf etwas ganz Anderes gerichtet hatte. Endlich aber merkte er es doch und schwieg alsbald, um mit seinem ehrlichen braunen Auge fragend in das eben so ehrliche blaue seines Freundes zu blicken.

»Helf Gott!« sagte er da, »ich schwatze mich müde und in's Blaue hinein und Sie hören mir am Ende gar nicht zu. Was hat das zu bedeuten? Haben Sie etwa etwas Neues für mich auf dem Herzen?«

»Seht viel sogar, bester Joël,« erwiderte der Doctor, »und wir werden heute Abend noch eine ernstliche Geschäftsstunde abzuhalten haben. Augenblicklich freilich ist keine Rede davon und erst nach dem Abendessen – heute lasse ich meine Warte im Stich – sollen Sie hören, was ich Ihnen zu sagen habe. Für jetzt aber, bitte ich, begeben Sie sich auf Ihr Zimmer und sprechen Sie sich zuerst mit Ihrer Tochter aus, der werden Sie ja wohl auch noch so Manches zu erzählen haben.«

»Ah ja, richtig, wo ist das Mädchen denn? Aber daß ich es Ihnen nur sage, ich habe etwas Fremdes aus ihrem Gesicht gelesen, was nicht darauf stand, als ich neulich ging. Es ist doch nichts Besonderes passiert?«

»Fragen Sie sie selber, darum bitte ich ja eben, und vor Tisch soll wenigstens diese Angelegenheit abgemacht sein, in der ich – ehrlich gesprochen – mit Herz und Sinn, mit Gemüth und Kopf – ganz auf Esther's Seite stehe. Das bedenken Sie, was Sie auch hören mögen. Sodann aber sage ich Ihnen gleich von vornherein: in den nächsten Tagen kommen Sie noch nicht von mir fort und Sie sollen dieselbe Ruhe – einen einzigen Tag, den morgigen ausgenommen – bei mir genießen, wie in Ihrem eigenen



Hause. Denn, Joël, merken Sie auf, es ist etwas Wichtiges geschehen und Ihr diesmaliger Besuch wird von Folgen begleitet sein, die wir neulich noch nicht voraussehen konnten, die sich jetzt aber mit rapider Schnelligkeit eine aus der andern entwickeln werden.«

»Helf Gott!« rief der alte Jude, »Sie machen mir bange mit Ihrer rapiden Schnelligkeit. Ich gehe immer hübsch langsam voran und Sorge bei jedem Schritt, daß mein Fuß an keinen spitzen Stein stoße.«

»Aengstigen Sie sich nicht, lieber Freund,« besänftigte ihn sein Wirth und stand schon vom Sopha auf. »Vorsichtig wollen wir auch jetzt Beide zu Werke gehen, aber das Eisen ist eben durch einen unberechenbaren und unvorhergesehenen Zufall glühend geworden und da müssen wir es schmieden. Wollen Sie den Hammer schwingen, alter Freund, dann sagen Sie Ja! Ich selbst trage die Kohlen hinzu, damit das Feuer nicht ausgehe, und Gott der Herr wird mit seinem großen Blasebalg einen frischen Luftzug senden, der es zu noch größerer Flamme anfacht.«

»Ah,« rief Joël mit blitzenden Augen aus, »ich glaube Sie zu verstehen – es ist also doch Etwas passirt! Nun ja, ich bin bereit, den Hammer tüchtig zu schwingen und so bin ich ja gerade zur rechten Zeit gekommen. Na, aber jetzt will ich zu meiner Esther gehen und hören, was sie mir zu sagen hat.«

Er drückte dem Freunde die Hand und dieser führte ihn zur Thür. Als Joël aber hinter derselben verschwunden war, sprach der Doctor zu sich: »Helf Gott! So sage

ich jetzt auch und nun – wird Esther eine schwere Stunde haben, die ich ihr leider nicht ersparen konnte. Aber sie ist stark genug und wird sich selber zu helfen wissen, und sollte meine Hülfe dennoch nöthig werden, so will ich auch hier von Herzen gern – der Kohlenträger sein. Amen!«

---

Das bescheidene Giebelstübchen, in welchem Moses Joël auf Blanksruh wohnte, zeigte sich heute wieder in seinem vollen, wiewohl sehr einfachen Glanz. Kein Stäubchen war auf den wenigen Möbeln zu sehen, schneeweiße Tüllvorhänge verschleierten das Bett und die beiden Fenster, und auf dem mit einem rothen Teppich behangenen Tisch prangte in einer kleinen porzellanenen Vase das kurz vorher gebundene Rosenbouquet und verbreitete einen lieblichen Duft durch das gemüthliche Gemach.

Moses Joël saß in der Mitte des kleinen, mit grünem Wollstoff überzogenen Sophas und hatte sich bequem darin zurückgelehnt. Sein eben so faltiges wie ehrwürdiges aschgraues Gesicht drückte eine ungewöhnliche Spannung aus und in seinen großen dunklen Augen spiegelte sich eine gewisse innere Besorgniß ab, wie der alte Mann sie vielleicht noch nie empfunden hatte. Unmittelbar vor ihm, in bescheidenster Haltung und den Kopf mit dem jetzt wieder etwas bleichen Gesicht ein wenig gegen ihn vorgeneigt, stand Esther und Beide sahen sich

schon eine Zeit lang mit ernsten und ihre gegenseitigen Mienen durchforschenden Blicken an. Wessen Blick aber behielt bei diesem gewissermaßen innerlich sich abwickelnden Vorkampf endlich die Oberhand? Das wäre nicht schwer zu entscheiden gewesen und bald offenbarte es sich auch, daß der Vater der Sieger über die Tochter sein sollte, denn plötzlich, wie von einer unsichtbaren Gewalt niedergedrückt, sank sie zu seinen Füßen, stützte ihre Arme fest auf seine Kniee und sah ihn nun weniger forschend, aber um so liebevoller lächelnd und doch mit einer nur zu sichtbaren Beklommenheit an.

Als der Vater dies mit haarscharfer Prüfung gewahrte, hielt er es für gerathen, seine Unterhaltung zu beginnen, die in Esther's und seinen eigenen Augen eigentlich nur ein väterliches Examen sein konnte, und so sagte er mit weicher und seine innere Rührung deutlich kundgebender Stimme:

»Mein Kind, so sehen wir uns also nach unserer ersten Trennung im Leben jetzt allein wieder. Ich habe es oft mit Schmerz empfunden, daß Du nicht bei mir warst, Du fehltest mir in der Fremde überall, und die größte Freude, die ich auf der ganzen Reise hatte, bestand in der Hoffnung, Dich bald, recht bald wieder in meine Arme zu schließen und Dein Herz an dem meinen zu fühlen. Dabei war ich natürlich überzeugt, Dich ganz so wiederzufinden, wie ich Dich verlassen habe, und doch, wie ich beim ersten Blick auf Dich wahrgenommen, ist dies, glaube ich, nicht der Fall. Doch davon nachher. Zuerst erzähle mir, wie es Dir hier in meiner Abwesenheit ergangen ist.«

Esther schlug einen Moment lang die Augen nieder, dann sagte sie, dieselben langsam wieder zu ihm erhebend: »Es ist mir sehr gut ergangen, Vater. Man hat mich liebevoll behandelt und Doctor Blank ist ein herzensguter Mann, ganz so, wie Du ihn mir geschildert, der mir wahrhaft ein zweiter Vater gewesen ist. Ich habe viel bei ihm gelernt, sehr viel. Er hat mich in zwei schönen Wissenschaften unterwiesen, die ich nur von Hörensagen kannte, und außerdem hat er mir viel Vergnügen gewährt, hier im Hause, dort im Walde und auf dem Berge und – und da drüben bei seinen Nachbarn.«

»Ah, bei seinen Nachbarn!« sagte Moses Joël ruhig. »Aber er hat ihrer mehrere. Welche meinst Du?«

Esther's Verlegenheit trat wieder deutlicher auf ihrem etwas gesenkten Antlitz hervor, aber sie überwand sie schnell und erwiderte mit hellem und etwas nachdrücklichem Ton: »Es war die Familie des Meyers Saaltrup aus dem Spiegelhof.«

»Die Familie des Meyers, so. Nun, das ist natürlich, aber wie Du das sagst! Ich wundere mich darüber, denn Du legst darauf einen ganz besonderen Accent. So viel ich weiß, besteht diese Familie aus einer Tochter und einem Sohn. Meinst Du die erstere damit?«

»Ja, die meine ich zunächst, Vater. Thusnelda Saaltrup ist ein liebes, liebes Geschöpf und ich bin so glücklich gewesen, mir ihre ganze Freundschaft zu erwerben, die ich mir auch bewahren werde, bis an mein Grab.«

»So, das ist hübsch von Dir, das freut mich. Junge Herzen finden sich leicht, verlieren sich jedoch auch oft wieder im Leben; wenn sie aber festhalten bis an's Grab – dann ist es ein köstliches Geschenk des Himmels Doch weiter. Du hast vorher gesagt: *zunächst* meine ich die Tochter. Wer kommt nun in der zweiten Reihe?«

Esther schlug die Augen voll auf und sah den Vater mit einem wunderbar leuchtenden Blick an, schwieg aber noch. »Nun,« sagte er mild und langsam, während seine Augen wie in Flammen anzuglühen begannen, »sprich dreist, ich bin Dein Vater und Du bist – mein Kind!«

»Nun denn, Vater, ich kann ja noch dreist sprechen, denn in der zweiten Reihe kommt der Meyer selber. Er ist ebenfalls ein wackerer Mann und hat mich, glaube ich, auch etwas liebgewonnen, wie ich ihn. Auch er hat mich Vieles gelehrt, mir viel Neues gezeigt, und vor allen Dingen hat es mir Freude gemacht, bei ihm zu lernen, wie man – eine gute Hausfrau werden kann.«

»Ah, das ist gut, das kann man immer gebrauchen. Ja, den Meyer Saaltrup achte ich auch, er ist wirklich ein braver Mann. Doctor Blank hat es mir oft gesagt und ich habe es selbst erkannt. Nun aber seine Familie war ja noch größer und jetzt kommt die dritte Reihe, und die ist oft – die beste, oft aber auch – die schlimmste. Wie?«

»Nein, Vater, schlimm ist sie nicht. Reinhard Saaltrup ist gleichfalls ein wackerer Mann, den Du gewiß auch achten wirst, wenn Du ihn näher kennen lernst.«

Weiter kam sie nicht, ihre bisher mit Mühe niedergezwungenen Gefühle erstickten sie fast und so schwieg sie

und senkte wieder den Kopf, da ihr Vater, der von Secunde zu Secunde aufmerksamer und gespannter geworden war, sie mit zu brennenden Augen fixirte. So kam er ihr denn zu Hülfe, indem er sagte: »Höre, mein Kind, Du blickst mich mit einem Male nicht so frei und fest an wie sonst und ich nehme in Deinem Auge einen Funken wahr, der früher nicht darin vorhanden gewesen ist. Was ist das? Sprich dreist und ehrlich mit mir und denke immer, daß ich Dein Vater bin, dem Du Alles sagen kannst und – mußt.«

In Esther's Seele ging ein kurzer innerer Kampf vor, dabei schwoll ihre Brust hoch auf, sie erhob langsam ihre Augen zu ihm und sah ihn endlich wieder klar und vertrauensvoll an. Und so sagte sie: »Vater, ich will Dir ehrlich bekennen, was das für ein Funke ist. Er stammt aus meinem Herzen und bedeutet die allmählig herangewachsene Neigung zu einem Mann, von der Du mir immer gesagt, daß sie einst in mein Herz einziehen werde. Und nun ist sie eingezogen und wohnt in mir.«

»Helf Gott!« rief Moses Joël und schlug die Hände zusammen. »Was höre ich! Also eine Neigung zu einem Manne ist in Dein Herz eingezogen? So! Nun, ich frage nicht, wer ist dieser Mann, denn ich ahne es schon. Wäre es ein Israelit, ein Mann von unserem Volk, so hättest Du es mir nicht gesagt, sondern meinen Wunsch, meinen Befehl abgewartet; da Du es mir aber sagst und ich es auch in Deinen Augen lese, so sage ich Dir nur so viel – es ist ein Christ, nicht wahr?«

»Ja, mein Vater,« erwiderte Esther, nun mit voller Offenheit sprechend, »es ist ein Christ. Aber Du hast mich ja selbst gelehrt, daß trotz des verschiedenen Glaubens – der eigentlich nach Deiner Meinung nicht sehr verschieden ist – vor Gott ein Christ gleich dem Juden ist, daß Beide nur *einen* Gott und *eine* Liebe haben und daß jeder Mensch, ob Jude oder Christ, in Deinen Augen ein würdiger sein kann, wenn er gerecht, edel, arbeitsam und fleißig ist.«

Moses Joël senkte sein ehrwürdiges Haupt und dachte eine Weile still nach. »Ach,« sagte er endlich leise, »ja freilich, das habe ich Dir gesagt, aber ich ahnte nicht, daß Du es mir einst, wie Du jetzt thust, als eine Art Rechtfertigung Deiner Empfindungen vorführen würdest. Ich sehe also, meine Lehren sind auf einen guten Boden gefallen, ich genieße frühzeitig die Erndte davon. – Aber ich verstehe, mein Kind. Und nun getrost weiter. Ist der Mann, zu dem Du diese Neigung im Herzen trägst und der Dir die seinige wahrscheinlich auch zugewandt, ist der, frage ich, so beschaffen, wie Du vorher gesagt? Ist er gerecht, edel, arbeitsam und fleißig?«

»Ja, mein Vater, das ist er!« betheuerte Esther mit hochklopfender Brust und siegreich funkelndem Blick.

»Helf Gott! Nun so sprich, ist es der Sohn des Meyers?«

»Ja, Vater, es ist derselbe Mann, der uns neulich hilflos im Walde fand und so freundlich beistand.«

»Wie? Ein Offizier?« fuhr Moses Joël wie von einer Schlange gestochen auf.

»Ein Offizier? Ja und nein, Vater, denn jetzt ist er kein Offizier mehr, er hat den Soldatenrock ausgezogen, den er nur eine Zeit lang zum Wohle seines Vaterlandes getragen, und ist wieder geworden, was er früher war, ein einfacher Landwirth und die Stütze seines Vaters.«

»Ah, ein Landwirth, ich lebe auf!« seufzte Joël vor sich hin. »Aber es waren damals zwei Männer bei einander. Welcher war es?«

»Du zweifelst, Vater? O, Du weißt es ja so gut wie ich, welcher von Beiden es war. Der Eine von ihnen war ein Baron – der ist es nicht, den ich meine. Das war der Sohn eines vornehmen, aber verarmten Mannes, derselbe, den des Meyers Tochter, Thusnelda, liebt, worüber jetzt auf dem Meyerhofe, wie Du gewiß bald vom Doctor hören wirst, ein Zwiespalt zwischen den Kindern und dem Vater ausgebrochen ist, der die Adligen und überhaupt die vornehmen Leute nicht liebt, weil sie nach seiner Meinung nicht die Pflichten erfüllen, die Gott ihnen auferlegt. Der Zweite aber, eben der Mann in unserer dritten Reihe, war des Meyers Sohn, der sich Dir ja auch als solchen zu erkennen gab, und auf ihn habe ich meine Neigung gewandt, wie er die seinige auf mich, was mir wenigstens seine Schwester gesagt.«

»So,« sagte Moses Joël mit einer Resignation in Miene und Blick, die Esther's Herz vor Freude hochaufschlagen machte, »Du sprichst das ehrlich genug aus und das wenigstens lobe ich an Dir, aber,« – und hier fiel ihm plötzlich ein, was ihm vorher der Doctor gesagt, daß er nämlich in Allem, was Esther ihm zu vertrauen habe, ganz



auf ihrer Seite stehe – »sage mir auch darin ehrlich die Wahrheit: hast Du selbst ihm schon Deine Neigung verrathen?«

»Nein, Vater, durch Worte noch nicht; wohl aber mag mein Auge ihn unbewußt mit größerer Wärme angeblickt haben, als jeden anderen Menschen.«

»Also nur Dein Auge? Nun, das thut nichts, das bindet Dich nicht, die Augen kann man nicht verantwortlich machen, nur das Wort. Und darin sollst Du gleich meine Meinung vernehmen. So gebiete ich Dir denn, – und hier nahm seine Miene einen unendlich ernstern und fast feierlichen Ausdruck an – »auch fernerhin Deine Worte zurückzuhalten und ihm nicht Deine Neigung dadurch zu verrathen. Erst werde ich mit mir und Anderen darüber zu Rathe gehen und aus der Summe dessen, was ich höre, wird sich ergeben, ob ich Dir zustimmen kann oder nicht. Vor allen Dingen will ich wissen, was der Doctor darüber denkt.« –

»O, der ist sein bester Freund und Rathgeber,« fiel Esther rasch ein.

»Still! Darüber soll er mir selber Rede stehen, und nun laß mich allein, ich habe auch noch mit meinem Gott eine ernste Rücksprache zu nehmen. Ein andermal mehr davon, für heute habe ich genug gehört, mehr als genug, denn das – ach! hatte ich von Dir doch nicht erwartet. Geh!«

Aber sie ging nicht, ja sie regte sich nicht und verharrte in ihrer knieenden Stellung. Plötzlich jedoch fuhr sie in

die Höhe, schlang ihre Arme um seinen Hals und rief mit flehender Stimme: »Vater, zürnst Du mir?«

Er sah sie fest an, dachte einige Augenblicke nach und sagte dann: »Ob ich Dir zürne? Nun, so sprich noch einmal ehrlich: glaubst Du, daß Gott Dir nicht über diese einem Christen zugewandte Neigung zürnt?«

»Nein, Vater, das kann und wird er nicht; er hat sie mir ja selbst in's Herz gehaucht, bei dem ersten Blick, den ich in sein Auge that.«

»Ah, nun weiß ich genug. Nein, dann zürne auch ich Dir nicht, aber ich wiederhole es: ich gebiete Dir, diese Neigung, die Du noch nicht verrathen hast, in Dir zu bewahren, wie ein geheimnißvolles, Dir anvertrautes Gut, bis ich Dir sage: gehe hin und thue nach Deinem Gefallen! Willst Du das?«

»Ja, mein Vater, das will ich und ich verspreche es Dir heilig.«

»So bin ich zufrieden; jetzt bin ich mit Dir zu Ende und nun kommt mein Gott. Geh!«

Jetzt erhob sich Esther von ihren Knien; als sie aber stand, beugte sie sich zu ihrem Vater nieder, schob sein Käppchen etwas zur Seite und drückte einen, langen innigen Kuß auf seinen kahlen Schädel. Dann wandte sie sich, schritt lautlos zur Thür und verschwand hinter derselben.

Moses Joël blickte ihr lange sinnend nach, dann senkte er das Haupt auf die Brust, als ob er ein stilles Gebet vor sich hinhinmurmelte, und plötzlich sank er auf die Kniee,

das Gesicht nach Osten gekehrt und betete in hebräischer Sprache inbrünstig vor sich hin. –

Wohl zehn Minuten verharrte er in dieser demuthsvollen Stellung; dann erhob er sich langsam wie ein in sein Schicksal ergebener und in seinem Vorhaben entschlossener Mann und trat an ein Fenster, das er öffnete, um ungehindert in den von linder Dämmerung umflossenen Wald zu blicken, dessen grünes, leise im Abendwinde rauschendes Laub von jeher seine Freude gewesen war. Indessen, Freude war in diesem Augenblick nicht auf seinem faltigen Gesicht zu lesen, ja es prägte sich sogar eine stille, an Traurigkeit streifende Wehmuth darauf aus und er seufzte mehrere Male tief auf, als sei ihm sein Herz von einer schweren, nicht abzuschüttelnden Last bedrückt. Auch gab er diesem Gefühle bald Ausdruck, indem er, düster vor sich hinblickend, sagte:

»Helf Gott! Ja, schön ist die Welt, die Du geschaffen, aber sie wirkt jetzt nicht so auf mich ein, wie sie es wohl früher that, denn ein Schleier ist vor meine Augen niedergelassen, der sie mir trübt und meine Zukunft in keinem so hellen Lichte schauen läßt, wie ich sie mir in früheren Träumen vorgestellt. Ich werde meine Esther verlieren, ich sehe es kommen, und ich kann sie nicht zwingen, daß sie meinerwegen ihrem Glücke entsagt, das ihr nach Gottes Rath an dieser Stelle beschieden zu sein scheint, wenn sich Alles so verhält, wie sie mir sagt, und daran zweifeln kann ich keinen Augenblick mehr. Doch, ich mußte

ja darauf gefaßt sein, daß ich sie einmal verlieren würde, das ist ja so in der Welt und Niemand kann es ändern. Bitter aber ist es für mich auf jeden Fall. Mein Herz wird eine unausfüllbare Lücke empfinden und ich werde mir recht verlassen vorkommen, wenn sie aus meinem Hause geschieden ist. Aber könnte ich wohl so egoistisch sein, sie für immer für mich allein behalten zu wollen? O nein! Gott hat den Menschen ein Herz gegeben, nicht daß sie es in stiller Einöde und Einsamkeit verscharren, sondern daß sie damit an das Licht der Welt treten und damit wirken, was ein Herz wirken kann, das heißt sich selbst und Andere veredeln und erheben. Und eine edle Liebe veredelt die Menschen, ich habe es an mir selbst empfunden, und darum auch habe ich mein Kind so erzogen, daß es das Edle und Gute schätzen und dadurch sich selbst erheben lernen. Der Reinhard Saaltrup aber ist gewiß ein edler Mann, ich weiß es, und er würde mein Kind auch zu schätzen wissen und sich und ihm dadurch ein irdisches Glück bereiten, wonach ja am Ende ein Jeder strebt. Also warum sollte ich ihr und ihm zürnen, daß sie ihre Neigungen auf einander gerichtet? Nein, ich zürne ihnen nicht, denn ich kann es nicht. – Und wer sagt denn,« fuhr er nach einer kurzen Pause fort, die er in Nachdenken verbracht, »daß ich sie überhaupt verlieren soll? Kann ich nicht auch dahin gehen, wohin sie geht, wenigstens in ihre Nähe? Ja, das kann und werde ich, denn ohne mein Kind kann und will ich nicht sein. Die trübe Priesterstadt, in der ich wohne und wo mehr gebetet und gebüßt als gedacht und gehandelt und darum

doch nicht weniger gesündigt wird als anderwärts, und das enge Haus, in dem ich so lange geschafft und gewirkt, gefällt mir schon lange nicht mehr, und nie habe ich das so empfunden wie jetzt, wo ich diese grünen Bäume vor mir sehe und Menschen in meiner Nähe wohnen, die mir wirklich als Freunde nahe stehen, obgleich ich ein Jude bin und sie Christen sind. Auch habe ich mir mit Gottes Hülfe so viel erworben, daß ich überall nach meinem Gefallen leben und mein nur noch kurzes Dasein in Frieden und Freude beschließen kann. Also das würde kein Hinderniß sein, und wenn sie wirklich von mir ginge, würde sich eine Stätte finden lassen, in der ich mich niederlegen und von meiner Arbeit ruhen könnte. So beruhige Dich denn, mein Herz, und schlage nicht mehr so laut und bang. Und Du, Geist, Kraft in meinem Hirn, sammle und fasse Dich zu neuer Arbeit, denn wenn mich nicht Alles täuscht, werde ich heute noch andere wunderbare Dinge zu hören bekommen und man wird mir eine Aufgabe übertragen, auf deren Lösung ich eigentlich für jetzt nicht vorbereitet war. Doch immerhin, ich kann auch aus dem Stegreif wirken und habe ja nur den Plan auszuführen, den ein Anderer entworfen, und daß der Doctor einen solchen im Kopfe hat, das habe ich auf seinem Gesicht so klar gelesen, wie ich las, was Esther im Herzen trägt.« –

Nachdem er durch dies Selbstgespräch seinem gepreßten Herzen Luft gemacht und sich in die augenblickliche neue Lage der Dinge allmählig gefunden hatte, lehnte er sich zum Fenster hinaus und sog mit vollen Zügen die

würzige Abend und Bergluft ein, die aus dem schweigenden Walde zu ihm herüberströmte, und als er sich nun wirklich gelabt und gekräftigt fühlte, stieg er in das Unterhaus hinab, wo ihn sein alter Freund mit Freuden empfing und auf der Stelle sein Gesicht mit gewohntem Scharfblick zu prüfen und zu studiren begann. Was er aber darauf fand, befriedigte ihn vollkommen und so ließ er auch Esther aus ihrem Zimmer herbeirufen, wo sie, das eben Vergangene im Stillen bedenkend, bisher verweilt hatte. Als sie in das Speisezimmer trat, wohin die beiden Männer sich begeben, strahlte ihr schönes Gesicht von einem inneren Frieden, wie es ihn lange nicht gezeigt, und sie erwies sich gegen den Vater wie dessen Freund so zärtlich wie nie, indem sie dem Ersteren wiederholt die Hand küßte und den Letzteren mit einem so glücklichen Lächeln anschaute, wie er es in der letzten Zeit gänzlich auf demselben vermißt. So waren denn diese seine Wahrnehmungen für den aufmerksamen Gelehrten der beste Beweis, daß Alles im trefflichsten Gange sei und er setzte sich so ruhig und hoffnungsvoll zu Tisch, als ob niemals eine Sorge sein altes Herz belastet hätte.

Das Abendessen verlief bei gemüthlichem Gespräch über Moses Joël's Reise im Norden; als es aber zu Ende, gab der Doctor seinem Gaste einen Wink und dieser folgte ihm alsbald in sein stilles Studirzimmer, nachdem Jener Esther gebeten, ihn mit dem Vater für heute allein zu lassen.

Sobald er aber nun mit Moses Joël auf seinem Sopha saß, erzählte er ihm ausführlich, was im Meyerhofe und

auf Strachnitz vorgefallen, setzte ihm dann seine Pläne auseinander und bat ihn um seine Mitwirkung, dieselben zur Ausführung zu bringen und so auch seinerseits zu ihrem Gelingen beizutragen.

Moses Joël hatte aufmerksam zugehört und der Auftrag, der ihm zu Theil geworden, fing bald an ihm zu behagen und seinen regsamen Geist in lebensvolle Thätigkeit zu setzen. Seine alte Entschlossenheit, sein Muth und seine Lust, mit voller Kraft in die Geschicke guter Menschen einzugreifen und ihnen zu dem verdienten Glück zu verhelfen, waren erwacht, sein dunkles Auge blickte so feurig, seine Miene war so entschieden und sein Wille, dem alten Freunde beizustehen, so scharf darauf ausgeprägt, daß der Doctor ganz beglückt davon ward, zumal er nun hörte, wie Moses Joël seinem klug ausgesonnenen und ihm durch die Verhältnisse selbst in die Hände gespielten Plane vollen Beifall zollte.

Ihr Gespräch hatte bis tief in die Nacht hinein gedauert, denn es gab Viel und Mancherlei zwischen ihnen zu besprechen, als sie aber endlich mit Allem zu Stande gekommen und von einander schieden, waren sie wie immer auch diesmal einig, ihr Entschluß stand unverrückbar fest und nichts konnte sie mehr hindern, den so lange betretenen und mit so vielen Mühen verfolgten Weg bis zum Ende zurückzulegen.

So war denn der Orkan, den Doctor Blank dem Meyer zgedacht, um seine so fest eingewurzelten Vorurtheile zu zerstören und seinen starren Sinn mit seiner Kinder Wünschen in Uebereinstimmung zu bringen, angefacht

und begann schon langsam und leise seine Schwingen zu regen. Der Hammer war bereits an seinem Griff gefaßt, die Kohlen, um die ausbrechende Flamme zu nähren, waren von Doctor Blank reichlich herbeigeschafft und es fehlte – um mit dem alten gern in Bildern sprechenden Herrn zu reden – nur noch der große Blasebalg Gottes, um das Feuer zu vollerer Gluth anzuschüren. Nur eine kurze Nacht noch lag zwischen dem Heute und Morgen, und sie wurde von Allen, die an den Handlungen des nächsten Tages persönlich betheilt waren, in größter Ruhe und in der Hoffnung verbracht, daß ihr Werk gelingen werde, da es ein gutes Werk war, Niemanden schädigen, Vielen aber einen unerwarteten Trost und eine unmittelbare Hülfe bringen sollte.

FÜNFTES CAPITEL. WIE UND AN WEN STRACHNITZ  
VERPACHTET WIRD.

Als Armin von Strachnitz am Morgen dieses Tages, nachdem er Reinhard Saaltrup bis zur Gränzeiche begleitet und dort Doctor Blank seiner Meinung nach so zufällig getroffen, nach Hause kam, führte ihn, sobald er sein Pferd abgegeben, sein erster Gang zu seiner Mutter, die er in der That an diesem Tage noch nicht gesehen und die ihn aus Gründen, die wir alsbald erfahren werden, schon lange sehnsüchtig bei sich erwartet hatte, weshalb sie auch ihrem alten treuen Diener wiederholt den Wunsch ausgesprochen, ihren Sohn gleich nach seiner Rückkehr zu ihr zu senden. Der Diener, der seinen jungen Herrn am Stall empfangen, hatte den Befehl der



Baronin pünktlich erfüllt und so trat Armin, von seinem hastigen Ritt noch etwas erhitzt, eine Stunde vor Tisch in ihr Zimmer ein.

Die stille sanfte Frau, die schon seit langer Zeit nur dunkle Kleider trug, als wolle sie schon dadurch die tiefe Traurigkeit ihres Gemüths und das unablässige Weh ihres jetzigen Lebens andeuten, saß in ihrem schwarzseidenen Gewande, das frühzeitig ergraute Haar mit einem zierlichen Häubchen bedeckt, an einem großen Tisch, auf dem eine Menge Bücher ausgebreitet waren. Unmittelbar vor ihr lag ein umfangreiches botanisches Werk mit vortrefflichen farbigen Pflanzenabbildungen, in dem sie eifrig blätterte und so ihrem Lieblingsstudium nachgehungen zu haben schien. Nur von Zeit zu Zeit warf sie einen Blick nach der auf einer Console über ihrem Schreibtisch stehenden Uhr, und jedesmal, wenn sie den Zeiger derselben unaufhaltsam weiter vorgerückt fand, schüttelte sie leise den schönen Kopf, als beklage sie nochmals, daß ihr Wunsch, den Sohn zu sehen, so lange hinausgeschoben werde.

Da ging endlich die Thür auf und mit eiligem Schritt trat der so sehnsüchtig Erwartete vor sie hin. Mit einer ungewöhnlichen Hast, wie die sonst so ruhige Frau sie selten an den Tag legte, erhob sie sich und kam Armin entgegen, als sie aber sein erhitztes Gesicht und die Spuren kaum überstandener Aufregung auf demselben wahrnahm, drückten ihre sanften blauen Augen einige Verwunderung aus, sie sah ihn liebevoll fragend an und

sagte, indem sie ihm die Hand reichte, die er ehrerbietig küßte, mit ihrer hellen, dem Klange einer silbernen Glocke ähnlichen Stimme:

»Endlich bist Du da, Armin! O, ich habe Dich schon lange erwartet. – Aber wovon so erhitzt, mein Sohn? Wo bist Du gewesen und was ist Dir geschehen?«

Armin ließ seine dunklen Augen erst eine Weile über das bleiche Antlitz seiner Mutter schweifen, dann glitt sein Blick von ihr fort nach den vor ihr aufgeschlagenen Pflanzenbildern hin und er erwiderte mit einem freundlichen Lächeln:

»Es ist merkwürdig, daß ich Dich gerade jetzt mit Deinen botanischen Studien beschäftigt finde, wo ich so eben einen Mann verlassen, der die Pflanzenkunde auch mit einer besonderen Liebhaberei betreibt. Reinhard Saaltrup besuchte mich heute Morgen in aller Frühe, so daß ich nicht zu Dir kommen konnte; ich theilte ihm natürlich unsere neusten Verwickelungen mit und da beriethen wir lebhaft mit einander, was unter solchen Umständen wohl zu thun sei. Da er aber zeitig nach Hause mußte und wir mit unseren Beschlüssen noch nicht fertig geworden waren, begleitete ich ihn eine Strecke und da trafen wir zufällig auf dem Wege im Walde seinen und seines Vaters alten Freund, denselben Doctor Blank, von dem ich Dir bereits mehrere Male Verschiedenes erzählt habe. Der alte Herr war mit Moossammeln beschäftigt, indessen ließ er seine Untersuchungen alsbald bei

Seite und unterhielt sich mit uns auf eine so interessante Weise, daß ich mich länger bei ihm aufhielt, als es in meiner Absicht gelegen.«

»So,« sagte die Mutter, als er mit seinem Bericht zu Ende, »also Du hast ihn nun auch kennen gelernt, den alten Sonderling. Denn das soll er ja nach Eurer Beschreibung sein. Ist er denn wirklich so liebenswürdig und gelehrt, wie Dein Freund ihn Dir geschildert?«

Armin erging sich in warmem Lobe über Doctor Blank und erzählte Mancherlei, was derselbe gesprochen, und ließ dabei auch nicht unerwähnt, daß Reinhard ihm, dem in die Verhältnisse seiner Nachbarn vollkommen Eingeweihten, die Sachlage auf Strachnitz mitgetheilt, woran er ein großes Interesse und die wärmste Theilnahme verrathen habe.

Die Baronin, als sie dies hörte, seufzte aus tiefster Brust auf und sah mit einem Blick vor sich nieder, als wollte sie sagen: »Das ist recht freundlich von ihm, aber helfen kann es uns auch nichts.« – Gleich darauf aber erhob sie ihr Gesicht wieder zu Armin und sagte: »Nun, da hast Du also einen leidlich angenehmen Morgen verlebt und ich will hoffen, daß das, was ich Dir jetzt mittheilen will, nicht weniger angenehm ist.«

»Was hast Du mir denn mitzutheilen?« fragte Armin mit gespanntem Ausblick, da ihm die Miene seiner Mutter etwas Geheimnißvolles und doch gewiß nichts Trauriges zu verrathen schien.

»Warte es ab,« versetzte sie ruhig, ging an ihren Schreibtisch und nahm aus einem Kasten einen noch verschlossenen Brief, den sie mit einem bedeutsamen Fingerzeig auf den Poststempel dem Sohne hinreichte. »Er ist schon vor zwei Stunden angekommen,« sagte sie, »und nur seinetwegen habe ich Dich so lebhaft erwartet. – Lies ihn also in meiner Gegenwart,« fügte sie, ihr blaues Auge mit einem freundlichen Strahl auf ihn richtend, hinzu, »denn er hat gewiß etwas zu bedeuten, da er aus Cöln kommt.«

»Ah, aus Cöln!« rief Armin nicht weniger freudig aus. »Ja,« fuhr er fort, nachdem er einen schärferen Blick auf die Adresse geworfen, »ich kenne die Handschrift, er kommt von dem Bankier, der mir jedes Vierteljahr das bewußte geheimnißvolle Geld schickt. Aber was kann das sein? Der erste Juli, an dem ich die nächste Sendung zu erwarten habe, ist ja erst in sechs Tagen?«

»So lies ihn,« sagte sie mit lebhaft wogender Brust, »ich bin auf seinen Inhalt so neugierig wie Du.«

Armin öffnete den Brief und setzte sich dabei auf einen Stuhl, der Mutter, die bereits auch Platz genommen, gegenüber, und gewährte nicht den gespannten Blick ihres Auges, das halb freudig, halb ängstlich auf ihn gerichtet war, da der Brief, der in so bedeutungsvoller Zeit kam, ja eben so gut Angenehmes wie Unangenehmes enthalten konnte. Kaum aber hatte er einige Zeilen flüchtig gelesen, so erschrak sie sichtlich, denn auf des Sohnes Antlitz spiegelte sich die lebhafteste Verwunderung ab.

»Was giebt es?« fragte sie, beklommen athmend, »darf ich es nicht gleich erfahren?«

Er hob die Augen von dem Brief empor, sah seine Mutter mit frohem Lächeln an und sagte: »Ja, Du sollst es mit mir zugleich erfahren, ich wollte nur erst prüfen, ob er auch nichts enthält, was Dir eine neue Sorge bereiten könnte. Allein dies scheint, nach dem Eingang zu schließen, nicht der Fall zu sein, und so will ich ihn laut lesen, damit Du keine Minute länger in Zweifel bist.« Und er las mit leiser, aber deutlicher Stimme folgende Worte:

»Geehrter Herr Baron!

»Es ist uns die angenehme Aufgabe zu Theil geworden, Ihnen die Mittheilung zu machen, daß der Ihnen und uns unbekante großmüthige Mann, welcher bisher die Ihnen bewußten vierteljährlichen Zahlungen durch unsere Hand an Sie gelangen ließ, beschlossen hat, Ihnen vom nächsten ersten Juli an die doppeltgroße Summe zu zahlen und werden Sie also statt der bisher erhaltenen dreihundertfünfsiebzig Thaler am nächsten Ersten, siebenhundertfünfzig Thaler empfangen. Damit dies Geld, oder wenigstens die Kunde davon, aber nicht etwa, weil Sie jetzt auf Strachnitz wohnen, wie Sie uns in ihrem letzten gefälligen Schreiben mitgetheilt, in die *unrechten* Hände gelangen« – »das Wort *unrechten* ist doppelt unterstrichen,« schaltete Armin ein – »so müssen Sie sich schon der kleinen Mühe unterziehen, dasselbe in der Ihnen benachbarten Stadt B\*\*\* – in Detmold haben wir keine so nahe Verbindung – bei dem Hause Paderstein

und Comp. persönlich zu erheben. Schon am Letzten dieses Monats wird das betreffende Geld in Händen des genannten Bankhauses sein und können Sie es also, wie es Ihre Zeit erlaubt, von da an jeden Augenblick in Empfang nehmen. Dem Hause Paderstein wollen Sie so gütig sein, eine Quittung über den Empfang auszufertigen, die unsrige aber bitten wir, wie bisher, nach Cöln zu senden. Somit, Herr Baron, habe ich die Ehre, Ihnen die Versicherung meiner Hochachtung zu bezeugen, mit welcher ich auch ferner verharre als Ihr ergebenster

O\*\*\* und Sohn.«

---

Als Armin mit bisweilen stockendem Athem diese inhaltschweren Zeilen gelesen, richteten sich seine Blicke mit dem Ausdruck freudigster Verwunderung auf seine Mutter, die ihn mit nicht minder frohem Erstaunen betrachtete, und einige Augenblicke blieben Beide still, als fänden sie kein Wort, ihre ersten Empfindungen sich zu erkennen zu geben. Endlich aber hatte Armin sich zuerst gefaßt und, einen tiefen Erleichterungsseufzer ausstoßend, sagte er:

»Mutter! Was sagst Du nun? Kommt dieser großmüthige Zuschuß uns Beiden nicht ganz zur rechten Zeit? Bei Gott, das ist eben so seltsam wie groß, und man möchte beinahe glauben, daß hier unsichtbare Feen- oder Geisterhände im Spiel wirken, die im Stande sind, aus weiter Ferne unsere traurige Lage zu errathen und uns von

einer Seite Hülfe zu bringen, von der wir sie gerade zu dieser Zeit gewiß nicht erwartet haben.«

Die Augen der Baronin hatten sich mit Thränen gefüllt und sie konnte der Erregung nicht gleich im ersten Augenblick sprechen. Als sie aber mit ihrem Tuch die noch immer so schönen Augen getrocknet, sagte sie mit einem tiefen Athemzug:

»Ja, diese Großmuth kommt zur rechten Zeit. Dreitausend Thaler jährlich, Armin, sind für Dich und namentlich jetzt, eine bedeutende Summe und, abgesehen davon, was für eine Hülfe sie uns in unserer gegenwärtigen Noth gewährt, muß ich gleich daran denken, was der Meyer Saaltrup sagen wird, wenn er von diesem neuen wunderbaren Ereigniß Kunde erhält.«

»Natürlich muß er davon Kunde erhalten und zwar bald,« versetzte Armin eifrig, »und ich werde gleich morgen früh zu ihm hinüberreiten und ihn diesen Brief, sowie alle Uebrigen, die ich von dem Bankhause erhalten, durch Reinhard's Vermittelung lesen lassen. Dann mag er sich selbst sagen, was ich ihm nicht noch einmal sagen kann und daß seine Tochter, falls er zustimmt, in keines – bedürftigen Mannes Hände geräth.«

Die Baronin nickte mechanisch, denn ihre Gedanken schienen sich bereits auf etwas Anderes gerichtet zu haben und sie blickte sinnend vor sich nieder, schüttelte wiederholt den Kopf und seufzte mehrmals tief und schwer auf.

»Was sinnst Du, Mutter?« fragte ihr Sohn. »Bist Du nicht auch meiner Meinung, daß der so gewissenhafte

Mann sich jetzt wohl überzeugen wird, daß mein unbekannter Beschützer kein Traumbild ist und seine Verheißungen nicht auf Staub und Luft gebaut waren?«

»O ja, ich bin dieser Meinung auch, aber mich beschäftigt in diesem Augenblick ein ganz anderer Gedanke, der mir auch von Wichtigkeit zu sein scheint. Wer mag dieser Dein großmüthiger unbekannter Beschützer wohl sein, der, wie eine unsichtbare Vorsehung über Dir schwebt und von Deinen Verhältnissen so genaue Kunde zu haben scheint! O, wie oft habe ich schon darüber nachgedacht und wie oft werde ich es noch thun müssen, ohne zu einem sicheren Resultat zu gelangen!«

Armin starrte lange vor sich hin, dann sagte er: »Ich weiß es nicht und kann es beim besten Willen nicht ergründen. Und wie vorsichtig er ist, das Geld nicht wie sonst durch die Post an mich zu senden, um es nicht in Strachnitz bekannt werden oder gar in die *unrechten* Hände fallen zu lassen. Das scheint mir eben so merkwürdig, wie mit klugem Sinn überlegt zu sein.«

»Gewiß ist es das. Also Du hast nicht die geringste Ahnung, wer er ist?« fragte sie leise erbebend.

»Nicht die geringste, liebe Mutter. Das Ganze ist mir heute so räthselhaft wie je und ich kann nichts erdenken, was mich zu einer Auflösung dieses Räthsels führt. Meine wiederholten Forschungen nach der so reichlich im Dunkeln fließenden Quelle sind alle vergeblich gewesen, und von Cöln selbst, wo ich ja schon persönlich war, habe ich in dieser Beziehung nicht das Geringste zu hoffen.«



Die Baronin wandte sich von ihm ab, um sich die von Neuem überströmenden Augen mit ihrem Tuch zu trocknen; als sie sich aber ausgeweint, kehrte sie sich wieder zu ihrem sie mit stiller Theilnahme betrachtenden Sohn hin und sagte mit wehmuthsvoller Stimme: »So bleibt uns nur übrig, mein lieber Armin, Gott auch für diese seine gütige Gabe, die Hülfe in großer Noth, zu danken. Und jetzt, mein Sohn, laß mich allein, ich fühle mich etwas erschöpft, denn auch ein Glück – von unbekannter Hand gespendet, kann uns zu Boden werfen, wie es das Unglück thut. Lebe also wohl für jetzt!«

Er ging auf sie zu, küßte ihr liebevoll die Hand und entfernte sich darauf, da er wohl sah, daß die schwache Frau einer kurzen Erholung bedürftig sei.

Kaum aber hatte er das Zimmer verlassen, so sank die Baronin von ihrem Sessel auf die Kniee, streckte mit einer unbeschreiblichen Geberde innerer Angst und Wehmuth die Hände zum Himmel empor und rief:

»Großer, allmächtiger Gott! Wäre es möglich, was ich mir plötzlich denke. Nein – ja, ich weiß es nicht und die Gedanken in meinem schwachen Kopf und die Gefühle in meinem noch schwächeren Herzen drehen sich wie im Wirbel. Dächte und sagte ich: Nein! so bliebe das Räthsel allerdings ungelöst, dächte und sagte ich aber: Ja! so wäre es *mir allein* freilich gelöst, denn ich halte es für möglich, daß der, den ich meine, der unbekante Geber ist, aber das wäre nur für Armin ein Glück, für mich dagegen ein neuer Schlag, von dessen Härte und Schärfe nur ich allein ein Bewußtsein haben kann. Doch – wie

Du willst, großer, allmächtiger Gott, ich beuge mich auch hierin und wenn ich auch noch einmal vor Reue – ja vor Reue – vergehen sollte, mein Sohn, mein einziges Kind darf wenigstens keine Ahnung davon haben, wer ihm diese großmüthige Hülfe zugewandt hat, die, von dieser Hand gespendet, mir die Brust tausendfach zerreißt und das Bewußtsein meiner so lange getragenen Schuld mit neuer Gluth wieder in mir aufwachen läßt. O, ich bin schon durch ein so langes bitteres Leben grausam genug gestraft – soll ich auch noch diese viel bitterere Strafe kennen lernen, daß ein Mensch, ein Mann – das Böse, das ich *ihm* angethan, mit so großer Güte vergilt?«

Sie erhob sich von ihren Knien, wankte nach dem Sopha und sank darauf hin. Reichliche Thränen entquollen dabei ihren schon lange müde geweinten Augen und Niemand war da, der sie über den Schmerz, den sie in diesem Augenblick empfand, hätte trösten können, denn was für eine ewig brennende Hölle bei der Erinnerung an ihre hoffnungsvolle Jugend in ihrem Busen kochte, wußte nur sie allein und kein Mensch auf der Welt außer ihr durfte es wissen.



Der nächste Morgen war eingebrochen und es war wieder ein trüber Tag, obgleich der linde Regen, der in der Nacht die trockenen Fluren erfrischt, schon lange wieder aufgehört hatte. Bleiben wir auch diesen Morgen in Strachnitz und wenden wir endlich unsere Blicke auf

einen Mann, der in unserer Erzählung schon öfter erwähnt, aber noch nicht in Person vor die Augen des Lesers getreten ist.

Armin von Strachnitz hatte, wie wir wissen, an diesem Morgen nach dem Spiegelhof reiten und dem Meyer das neuste Ereigniß mittheilen wollen, welches ihm der glückliche Brief am vorigen Tage gebracht, allein, als er eben zu Pferde steigen wollte, wurde seine Absicht durchkreuzt und zwar durch einen Umstand, den wir sogleich näher zu berichten haben werden, und so blieb er, von einer Spannung sonder Gleichen befallen, im Hause, um erst abzuwarten, was das Erscheinen eines Mannes zu bedeuten habe, den er erst einmal in seinem Leben flüchtig gesehen und doch auf der Stelle wiedererkannt hatte, sobald derselbe durch einen seltsamen Zufall in demselben Moment, wo er Strachnitz verlassen wollte, vor seine Augen getreten war. –

Ein wie großer Glanz und Luxus in dem schönen Strachnitzer Schloß ehemals geherrscht haben mochte, konnte man noch jetzt an der langen Reihe herrlicher Zimmer wahrnehmen, welche, die am besten erhaltenen im ganzen Hause, der gegenwärtige Besitzer desselben bewohnte. An Comfort und Eleganz ihrer inneren Einrichtung ließen sie auch heute noch nichts zu wünschen übrig, aber Alles, was an Möbeln, Gemälden und sonstigen Kunstgegenständen darin enthalten war, verrieth nur zu deutlich einen weichlichen, zu Wohlleben und leiblichen Genüssen geneigten Sinn und sich selbst hatte der eben so verschwenderische wie leichtsinnige alte Baron

von Strachnitz nie etwas abgehen lassen, denn stets hatte er mit vollen Händen in seine früher so wohlgefüllte Kasse gegriffen, wenn es galt, seine nächste Umgebung so behaglich wie möglich zu gestalten.

Betreten wir nur sein Arbeits- oder eigentlich Wohnzimmer, denn was man Arbeit nennt, wurde darin ja nie vollführt, so haben wir schon mit einem einzigen Blick genug gesehen und die den alten Herrn beherrschenden, ja verzehrenden Neigungen vollständig erkannt. Es war ein großes, in schönen architektonischen Verhältnissen construirtes Gemach mit einer prachtvollen Stuckdecke, an deren Plafond ein in grellen Farben gemaltes Gemälde prangte, die Göttin der Liebe darstellend, wie sie eben nackt aus dem Bade stieg und von nur wenig verhüllten schönen Grazien bedient wurde. Die Wände waren mit mattgrünem seidenen Damast bekleidet und an ihnen hingen, wo die Möbel den Raum dazu freiließen, üppige Bilder, mythologische Scenen darstellend, in denen Amor, Psyche und Hebe, oder Venus mit ihren steten Begleiterinnen die Hauptrolle spielten. Der Boden des Zimmers war mit einem weichen bunten Velourteppich belegt und stoffreiche, ähnlich gefärbte Gewebe verhüllten die Tische. Die Vorhänge an den Fenstern bestanden aus kostbar gestickten Tüllgardinen, über die herrliche Lambrequins von meergrünem Seidendamast tief und schwer herabhingen. Die Sophas und Sessel, in verschiedenen Gruppen in allen Ecken zusammengestellt, waren mit etwas verblaßtem hellgrünen Sammet überzogen und auf

den schönen, mit Perlmutter ausgelegten Ebenholzmöbeln zeigten sich zahllose Nippsachen von Porzellan und Bronze, die sämmtlich Gegenstände darstellten, die an ein angenehmes und leichtfertiges Junggesellenleben erinnerten und mehr als alles Uebrige die Geschmacksrichtung des Bewohners verriethen.

In diesem luxuriösen Gemach nun hielt sich an diesem Morgen der Hausherr von Strachnitz auf, da er sich etwas abgespannt und, wie er sagte, nervös fühlte, was er eigentlich immer war, sich aber trotzdem vorgenommen hatte, am Nachmittag nach Detmold zu fahren, um einen gleichgesinnten Freund zu besuchen und mit ihm den Tag so behaglich wie möglich hinzubringen, da ihm in seinem Hause, wie er meinte, nur Langeweile und Aerger den Genuß des Lebens verkümmerten. Wie gesagt, war das Wetter trübe und ein solches war von jeher geeignet gewesen, die hypochondrische Laune des leichtsinnigen Mannes zu vermehren und seine Reizbarkeit auf den höchsten Grad zu treiben, wovon sein Sohn seit seiner Rückkehr aus Frankreich und namentlich in den letzten Tagen die vollgültigsten Beweise erhalten hatte.

Der Herr Baron hatte eben, gleich nach zehn Uhr, sein zweites Frühstück beendet, das er wie alle übrigen Mahlzeiten stets auf seinem Zimmer allein einnahm, da er mit seiner Gemahlin und seinem Sohn, die ihn durch ihre trüben Mienen nur zu sehr an seine mißliche Lage erinnerten, nur geringen Verkehr pflegte und sich, so oft es ging, fern von ihnen hielt. Der Tisch war noch mit verschiedenen leckeren Speiseresten bedeckt, die auf

feinem gemalten Porzellan aufgetragen waren, und eine Flasche Rothwein stand auch dabei, war aber unberührt, da der Baron heute einem köstlichen alten Portwein den Vorzug gegeben hatte, der auch in einer crystallenen Caraffe nebst einem Glase auf einem Marmortischchen neben dem Sessel stand, auf dem er nachlässig hingestreckt lag, um, wenn seine Niedergeschlagenheit oder Schwäche zunehmen sollte, sogleich wieder ein belebendes Stärkungsmittel zur Hand zu haben.

In einen rehfarbigen seidenen Schlafrock gehüllt, lag er also auf diesem bequemsten aller seiner Fauteuils, stocherte sich die Zähne und las die Kreuzzeitung, sein Lieblingsblatt oder vielmehr das einzige, welches er überhaupt kannte und zur Hand nahm, wenn er, wie heute, gerade nichts Besseres zu thun hatte. In solcher gemächlichen Lage können wir seine ganze Erscheinung am besten in's Auge fassen, wenn wir sie auch nicht sogleich in ihrer vollen Größe erblicken, denn er war in der That ein großer und ehemals kräftiger und blühender Mann gewesen. Ohne Zweifel mußte er in jungen Jahren einen stattlichen Cavalier dargestellt haben und auch sein Gesicht hatte gewiß ganz andere Farben und Züge gezeigt als jetzt. Denn heutzutage war nur noch eine halbverfallene Ruine von ihm übrig geblieben, die sichtbar schnell ihrem gänzlichen Verfall entgegenging. Seine spärlichen, vollkommen ergrauten, aber immer noch an den Schläfen in

zierliche Löckchen geringelten Haare ließen in der Mitte einen ungeheuren kahlen Schädel frei und seine eingefallenen Wangen bedeckte ein dünner weißer Backenbart, der bis zur Mitte von unten her abrasirt war. Seine Oberlippe zierte ein mächtiger, nach beiden Seiten lang ausgezogener Schnurrbart und sein Kinn ein Knebelbart, der noch viel länger herabhing und mit dem eine seiner stark zitternden Hände beständig spielte, halb aus Gewohnheit, halb um sich daran zu halten und jenes nervöse Zittern derselben zu verstecken, wenn er mit Jemandem sprach und sie dabei zufällig erhob. Sein hageres, matt gelbliches und fast blutleeres Antlitz trug die unverkennbaren Spuren einer früh eingetretenen Verlebtheit und das wenige Fleisch desselben war schlaff und welk. Dieses ehemals gewiß angenehme Gesicht, dessen edler Schnitt selbst durch so viele übermäßige Lebensgenüsse nicht zu verwischen gewesen war, belebten graugrüne, unheimlich funkelnde Augen mit einem unsicheren, stets in der Irre umherflatternden und mehr scharfen als klugen Blick, deren etwas umgelegte Lider rothe Ränder zeigten und von der unablässigen Völlerei Kunde gaben, der er sich schon in jungen Jahren ergeben hatte, wie er ihr sogar noch jetzt mit ganzem Herzen ergeben war, sobald sein gebrechlicher Gesundheitszustand es ihm irgend gestattete. Von allen Gaben aber, welche ihm die Natur einst verliehen, hatten sich nur die fast unheimlich weißen Zähne erhalten, der Mangel an Fleisch jedoch,

der auch seine inneren Theile befallen, hatte sie unnatürlich verlängert, und wenn er lachte, was nur geschah, wenn ein cynischer Witz eines gleichgesinnten Kameraden seine Nerven kitzelte, blitzten sie dem Beschauer mit raubthierartiger Schärfe entgegen, was seinem Gesicht stets einen Ausdruck verlieh, der seinen Untergebenen Furcht einflößte und selbst für seine näheren Freunde wenig Angenehmes bot.

Das war Alles, was von dem einst alle Welt bezaubernden Baron von Strachnitz übrig geblieben war und dahin hatte ihn allein sein zügelloses Leben, sein gränzenloser Leichtsinn und die Nachgiebigkeit gebracht, mit der er allen seinen zahllosen Leidenschaften die Zügel schießen ließ.

Fügen wir nun noch hinzu, daß dieser ganzen Erscheinung der Stempel eines überaristokratischen Hochmuths und persönlicher Selbstüberhebung aufgedrückt war, der sich selbst, wenn er ruhig saß, sprach oder aß und trank, nicht verlor, so glauben wir den alten Baron von Strachnitz genügend geschildert zu haben, um ein volles Bild seines gegenwärtigen Zustandes zu liefern und daraus erkennen zu lassen, ein wie großer Unterschied zwischen ihm und seiner sanften, feingebildeten Gemahlin und seinem edlen, gewissenhaften Sohne obwaltete.

Die ewige Langeweile, die der Baron empfand, wenn er sich in seinem Schlosse aufhielt und die nur zeitweise durch den Genuß eines feinen Mahles unterbrochen wurde, drohte jetzt, nachdem er gespeist, wieder über



ihn hereinzubrechen, als sie durch einen in verwitterter Livree erscheinenden Lakaien, der ausschließlich mit seiner Bedienung betraut war, unterbrochen wurde, und der eben, leise wie ein Gespenst dahergleitend, über die Schwelle trat und auf einem versilberten Teller – denn dergleichen vornehme Gewohnheiten wurden nach wie vor in des Barons nächstem Umkreise beibehalten – einen Brief hereinbrachte und ihn, stumm wie immer, dem sich mit zitternder Hand die Zähne stochernden Gebieter hinhielt.

Der Baron schielte mit mißtrauischer Miene nach dem Brief und sein Gesicht nahm allmählig einen ahnungsvollen galligen Ausdruck dabei an. »Schon wieder einer?« rief er, die Zeitung rasch weglegend, mit einer scharfen, unnatürlich näselnden Stimme. »Weiß es der Teufel! Es wird wieder ein so verfluchter Mahnbrief sein – oder nein, danach sieht er mir doch nicht aus – das feine Papier hat etwas Nobles an sich – ah! vielleicht eine Einladung zu einem niedlichen Jeu in der Nachbarschaft! Pfui, Beides ist nicht mehr nach meinem Geschmack, denn ich mag das Ding drehen, wie ich will, ich verliere immer dabei.«

Eben wollte er die zitternde Hand nach dem Brief ausstrecken, als er scharf aufhorchend in die Höhe fuhr und den ihm dargereichten Teller hastig bei Seite schob. Er hatte eben einen Wagen ziemlich langsam auf den hart gepflasterten Hof fahren hören und das war ihm ein Kennzeichen, daß derselbe nicht den Besuch irgend eines seiner Freunde verkündete, die stets im raschesten Lauf

der Pferde auf die Rampe gefahren kamen. Eine Weile horchte der Baron mit der gespannten Miene eines alten, auf der Lauer liegenden Fuchses nach dem gemächlichen Räderrollen hin, dann sagte er wieder:

»Wer mag das sein?« Und ohne den Diener zu beachten oder den Beobachtungen desselben mißtrauend, denn mißtrauisch war der alte Herr schon lange gegen Jedermann und nach jeder Richtung hin, erhob er sich etwas mühselig und trat vorsichtig an's Fenster, um, halb hinter den Vorhängen verborgen, selbst nach dem Wagen auszuschaun und aus seinem Aeußern auf den ihn so früh störenden Besuch zu schließen.

Aber da verrieth sich ihm dieser selbst sehr bald, denn in der zurückgeschlagenen Chaise, offenbar einer kleinstädtischen Lohnkutsche, saß ohne alle Verhüllung, ein einzelner alter Mann mit weißem Haar und einem Bart, der ihm bis tief auf die Brust herabwallte, und ein einziger Blick darauf sowie auf das faltige markirte Gesicht reichte vollkommen hin, die Nationalität desselben erkennen zu lassen. Der Baron hatte auch nur einen kurzen Blick auf ihn geworfen, so rief er laut: »Ah, ha, ein Jude! So wahr ich lebe! Aber ich kenne ihn nicht. Sollte das etwa einer meiner zahllosen Gläubiger sein? Nein, die kenne ich alle auf zweihundert Schritt oder wie die Katze die Maus im Dunkeln. Ah, ich hab's und so wird es sein! Er wird in Detmold von meiner Absicht gehört haben, Strachnitz zu verkaufen, und nun kommt er, einen ersprießlichen Handel mit mir zu versuchen. Nun, das wäre so übel nicht, wir wollen sehen. – Stranz!« rief er

dem auf den Fußspitzen hinter ihm stehenden und mit langem Halse auch nach dem Fremden spähenden Diener zu, »geh hinaus und sieh, wer es ist und was er will, er steigt eben aus.«

Stranz setzte den Teller mit dem unangerührten Brief auf einen Tisch und verließ das Zimmer; der Baron dagegen rieb sich vergnügt die Hände und glitt wieder nach seinem Sessel hin, auf dem er sich bequem zurechtsetzte und in nachlässig vornehmer Lage die Rückkehr des Dieners oder auch den ihm folgenden Besuch erwartete.

Nach wenigen Minuten trat Stranz wieder ein und meldete, daß der fremde Herr Moses Joël heiße, aus Paderborn sei und den Herrn Baron in einer höchst wichtigen persönlichen Angelegenheit zu sprechen wünsche.

»Was!« rief der Baron, mit sichtbarer Freude in die Höhe fahrend, »Moses Joël aus Paderborn, sagst Du, der reiche Bankier? O, das ist ein Mann, für den man immer zu Hause ist und dessen Freundschaft ich mir in meiner Lage um keinen Preis verscherzen möchte. Den will ich empfangen, ja, laß ihn herein, aber sage ihm, ich hätte nicht viel Zeit, da ich – Patient sei.«

Der Diener nickte vertraulich und verließ mit einem heimlichen Lächeln auf dem faltigen Gesicht das Zimmer. Der Baron aber, seine Zeitung wieder ergreifend und die Miene annehmend, als ob er eifrig darin lese, konnte doch nicht unterlassen, mit etwas stierem Auge nach der Thür zu schielen, durch die der Mann eintreten sollte, der in der ganzen Nachbarschaft, namentlich unter vornehmen Personen als der reichste und solideste Geldmann

der Umgegend bekannt war. Er sollte auch nicht lange auf sein Erscheinen warten, denn schon nach wenigen Minuten stieß Stranz die Thür auf und herein schritt, seine hohe Gestalt eher stolz als demüthig aufrecht tragend, das biedere Gesicht mit dem festen tiefdringenden Blick, aus dem bei alledem eine wohlwollende Treuherzigkeit sprach, in ernste Falten gelegt, Moses Joël. Aber auf seinem ganzen Wesen, in seinen Bewegungen und auf seiner Stirn, von der er das Käppchen abgenommen, das er in der Hand trug und erst nach der ersten Begrüßung wieder aufsetzte, lag eine wunderbare Ruhe, die dem Baron am meisten imponirte und fast beängstigend auf ihn wirkte, denn er, der in seiner Art auch ein Menschenkenner war, gewahrte auf der Stelle, daß dieser Mann kein gewöhnlicher Jude sei und mit einer Sicherheit und Würde auf ihn zukam, als wäre er der Sache, die er hier vertreten wollte, vollkommen gewiß und als gäbe es bei ihm kein Ausweichen von der Richtschnur, die er sich bei seinem heutigen Vorhaben vorgezeichnet hatte.

»Helf Gott!« sagte laut und mit klarer Stimme Moses Joël, sobald er des in seinem Sessel unbeweglich liegenden Herrn ansichtig geworden war, und verbeugte sich dabei, wiewohl bei Weitem nicht so tief und ehrerbietig, wie der Baron es von einem ihm gegenüberstehenden Juden sonst wohl gewohnt sein mochte.

»Ihnen desgleichen!« erwiderte der Baron, mit zunehmender Verwunderung auf den so stolz und sicher daherschreitenden Mann blickend, dessen Miene er zu ergründen und darauf zu lesen suchte, was er ihm wohl

sogleich vorzutragen haben werde. »Was steht Ihnen zu Diensten?«

»Ich störe Sie doch nicht?« fragte Moses Joël bescheiden. »Das sollte mir leid thun, zumal Sie, wie ich höre, etwas leidend sein sollen, Herr Baron. Aber ich sehe ja,« fuhr er, mit dem Finger nach dem mit Speiseresten besetzten Tisch weisend, fort, »daß es Ihnen noch so eben gut geschmeckt hat und da wird Ihre Krankheit hoffentlich nicht viel zu bedeuten haben. Doch – Sie erlauben wohl, daß ich mich setze. Ich bin ein alter Mann und stehe nicht gern. – Dabei zog er zur Verwunderung des Barons einen Stuhl dicht an dessen Sessel heran und ließ sich darauf nieder, so daß er, höchstens drei Schritte von ihm entfernt, unmittelbar Auge in Auge vor ihm saß. Der Baron blieb stumm, denn an eine solche Dreistigkeit war er nicht gewöhnt und sie frappirte ihn, fast noch mehr aber die Sprechweise des ihm persönlich fremden Mannes, die bei aller Ungenirtheit die eines fein gebildeten Menschen war, der ohne den geringsten jüdischen Accent und ohne die den israelitischen Handelsleuten eigenthümliche Satzconstruction seine Meinung äußerte.

»Ja, ich muß mich setzen,« fuhr Joël fort, da der Baron immer noch schwieg, »denn wenn ich in Geschäften bin, die eine längere Unterhaltung erfordern, wird mir das Stehen beschwerlich und es spricht sich auch behaglicher, wenn man es sich etwas bequem gemacht hat.«

Nun erst nickte der Baron beistimmend, als ob er gegen das Sitzen des Juden nichts einzuwenden habe, und dann fragte er etwas zaghaft, da die zunehmende und

immer auffälliger Sicherheit des Benehmens, die Moses Joël an den Tag legte, von Secunde zu Secunde eine größere Wirkung auf ihn ausübte: »So, also Geschäfte führen Sie zu mir? Nun, so reden Sie; Sie haben mich neugierig gemacht, was für Geschäfte es sind, die ich mit *Ihnen* abzumachen haben könnte.«

Moses Joël's gutmüthiges Gesicht verzog sich unwillkürlich zu einem stillen Lächeln. »Darf ich frei von der Leber wegsprechen?« fragte er noch, da er wohl bemerkte, wie der Baron allmählig zurückhaltender wurde und die vornehm zur Schau getragene Zuversicht desselben um so mehr abnahm, je bemerklicher die seinige hervortrat.

»Sprechen Sie, was und wie Sie wollen,« erwiderte der Baron, »meinetwegen frisch von der Leber weg, wenn auch etwas Galle dabei ist. Ich höre, aber machen Sie es möglichst kurz, ich habe nicht viel Zeit.«

»Das wird sich finden,« sagte Idol mit seinem bestimmten Ton. »Ein Geschäft, wie das unsrige, darf nicht über das Knie gebrochen werden, denn es ist wichtig und Sie werden das einsehen, Herr Baron, wenn ich gesprochen habe, und mir dann vielleicht mehr Zeit vergönnen, als Sie in diesem Augenblick für mich zu haben glauben. Doch zur Sache.« – Und nun begann er erst recht mit einer Ruhe zu sprechen, die immer deutlicher auch auf seiner gewaltigen Stirn hervortrat, und seine Blicke mit einer so durchbohrenden Festigkeit auf den vor ihm sitzenden Mann zu richten, daß dieser, der sonst nicht so leicht in Verlegenheit gerieth, in der That von Augenblick

zu Augenblick betretener und zweifelhafter wurde. »Mit einem Wort,« fuhr er fort, »ich habe gehört, daß Sie Ihr Gut, das, auf dem wir jetzt eben sitzen, nebst Schloß und Park und allem Zubehör, lebendem und todttem Inventar, so wie allen darauf haftenden Gerechtsamen zu verkaufen beabsichtigen.«

»Ah,« rief der Baron, der nun endlich zu wissen glaubte, woran er war, »ist es das? Von wem haben Sie das gehört?«

»Das ist gleichgültig, Herr Baron, und thut nichts zur Sache. Genug, ich habe es gehört und es ist mir aus sicherer Hand zugekommen.«

»So,« sagte der Baron gedehnt, »also aus sicherer Hand! Das wäre! Aber ich will es glauben. – Weiter!«

»Nun, wenn es wahr ist, woran ich nicht zweifle, da Sie das Gut ja doch nicht lange mehr halten können,« fuhr Joël mit einem seiner tiefdringenden Blicke fort, der den Baron leise zusammenschauern machte, »so will – so will ich es kaufen, wenn ich Ihre und Sie meine Bedingungen für annehmbar halten.«

Des Barons Augen öffneten sich weit und er sah den Juden mit einem vornehm stechenden und beinahe ironischen Blick an. »Wollen Sie es für sich kaufen?« fragte er mit fast beleidigendem und halb verächtlichem Ton. »Dann muß ich Ihnen gleich von vornherein sagen, daß das nicht geht. *Mein* Gut – das, worauf wir eben sitzen, wie Sie vorher sagten – ist ein altadliges freiherrliches Gut und darf also nur in die Hände eines Edelmanns, nicht einmal eines jeden Edelmanns übergeben, wenn ich

es von mir gebe. So ist es in meiner Familie seit einem Jahrhundert üblich gewesen und davon werde ich nun und nimmermehr abweichen. Am allerwenigsten aber, mein Herr Bankier, würde ich es – an einen Juden verschachern, selbst wenn er so reich ist wie Sie, denn das wäre eine Schmach für unsern ganzen, erbangesessenen Adel.«

»So,« erwiderte Joël ruhig, nun ebenfalls ironisch lächelnd, da er als ein allem dummen Adelsstolz abgeneigter Mann seine durch den obigen Ausfall des vornehmen Herrn hervorgerufene Empfindung nicht ganz unterdrücken konnte, »nun, dann will ich Ihnen sagen, daß ich es nicht für mich, sondern in der That für einen adligen Herrn, einen altadligen und dabei noblen Herrn kaufen will.«

»Für Wen?« fuhr der Baron barsch auf und doch schon mit lüsterlichem Auge auf den gleich ruhig bleibenden Mann blickend. »Das muß ich zuerst wissen.«

Moses Joël schüttelte energisch den Kopf. »Nein,« sagte er mit einschneidender Bestimmtheit, »das brauchen Sie für jetzt noch nicht zu wissen. Erst muß ich hören, was für einen Preis Sie verlangen, und wenn der mir, der ich im Auftrage des Käufers hierhergekommen bin und dessen ganzes Vertrauen ich besitze, gefällt, so werde ich Ihnen auch den Namen desselben nennen, eher aber nicht.«

Der Baron sah, daß er hier in den Händen eines umsichtigen und geistesklaren, wie zugleich geschäftskundigen und eisenfesten Mannes war und sagte sich, daß



es nicht klug wäre, einen solchen Mann durch eine zu rauh herausgekehrte Außenseite von seinem immerhin für ihn bedeutungsvollen Vorhaben abzuschrecken. Als er dies überlegte und dabei sinnend vor sich niederblickte, gewann er die Ueberzeugung, daß die vorläufige Angabe des Preises ihm nichts schaden könne und ihn zu nichts verbindlich mache, aber er dachte dabei weniger über den Preis selbst nach, denn das brauchte er nicht, da er denselben längst im Kopfe hatte, vielmehr sann er nur hin und her, wer dieser ihm noch unbekannte Käufer wohl sein möge. Indessen machte ihn das gleichmäßig ruhige Verhalten des Juden doch etwas stutzig und er beschloß, sich in diesem seltsamen Fall so vorsichtig wie möglich zu benehmen, und so sagte er mit etwas finsternem Blick und langsam, wie noch immer in Ueberlegung begriffen sprechend:

»O, so rasch geht das doch nicht. Sie müssen sich das Gut ja erst ansehen, um zu der Einsicht zu gelangen, daß der von mir geforderte Preis kein übertriebener ist.«

»Das ist in diesem Fall nicht nöthig,« versetzte Joël ruhig. »Der Herr, der es kaufen – durch mich kaufen will, kennt es bereits und hat es sich schon oft genug genau angesehen.«

»Oho! Dann wäre es also ein Bekannter?« lachte der Baron auf. »Na, dann möchte ich beinahe errathen haben, wer es ist, und dann bin ich zufrieden. Der, den ich meine, Herr Bankier, ist ein ganz annehmbarer Käufer für

mich und dem überlasse ich es gern, meinerseits ohne alle Bedingungen, wenn Sie Vollmacht von ihm haben, den Kauf mit mir abzuschließen.«

»Diese Vollmacht habe ich, ja, und daß es so ist, kann ich Ihnen – mit klingender Münze beweisen.«

Der Baron spitzte die Ohren und seine Katzenaugen ließen ein glühendes Flimmern blicken, als ob er die klingende Münze schon vor sich leuchten sähe. So wiederholte er auch: »Mit klingender Münze? So, das ist gut, dann fordere ich auch nur einen mäßigen Preis. Also kurz und gut – zweihunderttausend Thaler.«

Moses Joël senkte etwas den Kopf und sann einen Augenblick nach, während der Baron ihn mit gespannten Blicken betrachtete, als ob er erkunden wolle, ob ein Ja! oder Nein! sogleich über die Lippen des alten Mannes fließen würde. Und die Schaale schien sich zu seinen Gunsten zu neigen, denn plötzlich erhob Joël mit bestimmender Miene den Kopf und sagte mit seiner alten Ruhe:

»Angenommen, Herr Baron! Der Herr, den ich hier verrete, handelt mit Ihnen nicht, da er weiß, daß Ihr Gut diese zweihunderttausend Thaler werth ist. Wenn Sie also wollen, so kaufe ich es für diesen Preis, aber –« und hier schwoll seine Stimme zu, einem sonoren Klange an, sein rechter Zeigefinger streckte sich beinahe drohend in die Höhe und seine großen schwarzen Augen öffneten sich weit, als ob sie bis in die Seele des vor ihm Sitzenden dringen wollten, der mit allen Sinnen lauschte, was nun kommen würde – »aber nur unter *einer* Bedingung,« fuhr

er fort, »und wenn diese Bedingung nicht erfüllt wird, stürzt der ganze Handel gleich im Anfang in sich selbst zusammen.«

Der Baron athmete schwer, seine Brust hob sich hoch auf und endlich brachte er mit keuchender Stimme die Worte hervor: »Unter welcher Bedingung?«

»Unter der,« sagte Moses Joël mit einer wunderbaren Kaltblütigkeit, die den Baron wieder unwillkürlich zusammenschauern mochte, »daß das Geld, womit die Anzahlung geschieht, deren Höhe Sie selbst bestimmen mögen, da sie dem Käufer gleichgültig ist – nicht Ihnen, sondern – Ihrer Frau Gemahlin und Ihrem Sohne gemeinschaftlich überantwortet wird und daß Sie – verstehen Sie wohl – sich verpflichten, eidlich verpflichten, keinen Groschen von diesem Gelde – für sich zu beanspruchen, damit Ihre Frau Gemahlin und Ihr Sohn von den Zinsen des Capitals allmählig die Schulden abtragen können, die auf dem Gute lasten und die – Sie so unverantwortlich leichtsinnig darauf gehäuft haben.«

Der Baron war, schon während diese für ihn so furchtbaren, obwohl gewiß verdienten Worte gesprochen wurden, wie von einem inneren Grauen geschüttelt, wiederholt zusammengebebt, als Joël aber, ohne Erbarmen mit ihm zu haben, seine Bedingung unverhüllt vorgebracht, zitterte er vor kaum zurückgehaltener Wuth, die Zornesader auf seiner Stirn schwoll sichtbar an und er rief, indem er mit beiden Händen gegen den also Sprechenden gestikulirte, als wolle er die Anklage und den Eingriff desselben in seine Rechte weit von sich weisen:

»Mensch! Sind Sie des Teufels? Wie kommen Sie auf einen solchen seltsamen Gedanken? Fast glaube ich, daß Sie verrückt sind oder es noch werden. Wollen Sie mich etwa, so lange ich noch bei gesundem Verstande bin, schon unter Curatel meiner schwachsinnigen Frau und meines – meines Herrn Sohnes stellen, der seine Nase eben erst in meine Angelegenheiten gesteckt hat und hier schon das große Wort führen will, indem er vergessen zu haben scheint, daß ich noch alleiniger gebietender Herr auf Strachnitz bin?«

Moses Joël hörte diese Worte, die mit einer kreisenden Stimme mehr geschrien als gesprochen wurden, geduldig an, dann sagte er mit einer Milde, die er bisher noch nicht gezeigt und die wunderbar von der Heftigkeit seines Gegners abstach: »Wie ich auf einen solchen Gedanken komme, fragen Sie? Ganz natürlich, Herr Baron. Ihr ganzes bisheriges Leben, alle Ihre Verhältnisse und die feste Voraussicht haben sie mir eingegeben, daß nur auf *die* Weise, wie ich sie eben angedeutet, die durch den Kauf erlangte Summe am besten angewandt wird, da Sie dadurch allein vor dem unausbleiblichen Ruin bewahrt bleiben, der Ihnen in nächster Zeit droht.«

Der Baron verlor die Geduld, dem ihm nach seiner Meinung so unverschämt entgegentretenden Käufer oder vielmehr dessen Stellvertreter, wenn er auch ein noch so reicher Mann, zuzuhören, und indem sein Mund sich vor starrem Staunen weit öffnete, zeigten sich bereits seine Raubthierzähne, als ob er ihn damit anpacken und zerfleischen wolle. »Halten Sie ein Herr Bankier oder was

Sie sonst sind, wenn nicht gar der Teufel selber,« schrie er knirschend vor Wuth aus, »unter dieser oder einer ähnlichen Bedingung verkaufe ich mein Gut nie. Es ist *mein* Gut und an mich allein muß das Geld gezahlt werden, mag ich es verwenden, wie ich will.«

Moses Joël lehnte sich ruhig in seinen Stuhl zurück, von dem er sich vorher etwas vorgebeugt, lächelte zuversichtlich und sagte mit der gelassensten Miene:

»Gut, so verzichte ich auf den Kauf, das heißt der Herr, der es zu, kaufen beabsichtigte, verzichtet darauf.«

Der Baron sprang entrüstet von seinem Sessel aus und lief wie ein schäumender Eber mehrmals im Zimmer auf und nieder, indem er unartikulierte Töne ausstieß und mit beiden Armen wild in der Luft umherfocht. »Wir sind zu Ende, Herr Bankier,« rief er endlich, »ein für alle Mal, verlassen Sie mich!« Und er deutete mit der rechten Hand auf eine verständliche Weise nach der Thür.

Aber Moses Joël blieb ruhig sitzen, als hätte er diese Worte gar nicht gehört und die sie begleitende Geberde nicht gesehen. Vielmehr lächelte er eine Weile still vor sich hin und sagte dann:

»Helf Gott! Sind Sie ein hitziger Mann und ich habe gedacht, ein Mensch in Ihrer verzweifelten Lage würde Gott danken, wenn ihm ein solches Rettungsmittel unter einer so guten Bedingung geboten würde, denn was kann einem Gatten und Vater mehr am Herzen liegen, als das Wohl seiner Frau und seines Kindes? Doch ich sehe, Sie sind darin anderer Meinung als ich, und da ich zu Ihrem Besten hierhergekommen bin, so sage ich Ihnen

auch: Nein, ich verlasse Sie noch nicht, denn da das erste Geschäft zwischen uns zu Ende ist und keinen Erfolg gehabt, komme ich zu einem zweiten und das, hoffe ich, werden Sie nicht zu demselben Ende bringen.«

Der Baron blieb mitten in seinem Laufschrift stehen und sah den also Redenden mit einer Verwunderung ohne Gleichen an. »Was,« rief er, »Sie, haben noch *ein* Geschäft? Nun, beim Teufel, wenn es eben so überschaulich, so satanisch vortheilhaft ist, wie das erste, so können wir es kurz abmachen. Sprechen Sie also – was ist das für ein Geschäft?«

Moses Joël sah den grollenden Mann mit einer Miene an, die eben so viel Mitleid wie Verachtung auszudrücken schien, dann sagte er gelassen: »Wenn Sie mir Ihr Gut also nicht verkaufen wollen, so entschließen Sie sich vielleicht, es mir wenigstens zu verpachten. Ich habe vernommen, daß Ihr Inspector bereits darauf sein Auge gerichtet hat, aber von dem möchte ich Ihnen ernstlich abrathen. Dieser Ihr Inspector ist kein nobler Mann. Herr Baron, und Sie sind bei ihm wahrhaftig an den Unrechten gekommen. Er hat Sie bisher – das weiß alle Welt – unerhört betrogen und ich habe die vollgültigsten Beweise davon in der Hand. Er würde Sie auch ferner betrügen, Grund und Boden Ihres Gutes gänzlich ruiniren und nach wenigen Jahren würde es keine fünfzigtausend Thaler mehr werth sein. Ist Ihnen das klar?«

Der Baron nagte mit seinen gewaltigen Zähnen an der Unterlippe und diese einzige seiner Gewohnheiten konnte an seinen Sohn erinnern, der sie vielleicht von seinem

Vater geerbt hatte und sie auch unwissentlich an den Tag legte, wenn er sich in einer argen Verlegenheit befand. Aber sie bewies hier im Augenblick, daß sich ein ernstes Nachdenken in dem störrischen Mann zu regen begann und so sagte er auch nach einiger Zeit, indem er sich wieder in den Sessel sinken ließ, in viel ruhigerer Weise als vorher:

»Das kann sein, aber man wird überall und von Jedem betrogen, mit dem man heutzutage einen Handel eingeht. Die Welt ist einmal aus allen Fugen und wenn man ein Wolf darin ist, muß man mit den anderen Wölfen heulen. Doch gut. Für's Erste hat mein Inspector, mag er nobel sein oder nicht, sich zu der Pachtung, die ich allerdings in erster Linie beabsichtige, allein gemeldet, aber ich habe sein Angebot vor der Hand weder angenommen, noch ein für alle Mal abgewiesen. Dergleichen will reiflich bedacht sein und mein Sohn hat mich auf diese Bedachtnahme gebracht. Das ist wahr.«

»Darin hat Ihr Sohn auch Recht gethan,« erwiderte Moses Joël. »Gewiß will es bedacht sein. Wieviel Pachtgeld haben Sie von dem Inspector gefordert!«

»Achttausend Thaler!« sprudelte der Baron heraus, »und er hat als sein höchstes Gebot fünftausend festgesetzt.«

Moses Joël schüttelte bedenklich den Kopf. »Das Eine ist zu viel, das Andere zu wenig,« sagte er. »Ich, – und hier erhob er sich stolz und energisch in seinem Sitz – »überbiete sein höchstes Gebot – ich biete Ihnen sechstausend Thaler jährliche Pacht.«

Der Baron riß seine Augen wieder weit auf und starrte den Bankier, der ihm vorher mit seiner Ruhe imponirt und nun auch mit seinem Gelde über den Kopf zu wachsen begann, mit dem größten Erstaunen an. »Wollen Sie, ein Jude, diese Pachtung übernehmen und mir die sechstausend Thaler zahlen?« fragte er mit nicht zu verkennender Verachtung in Miene und Blick.

»Nein, Herr Baron, ich will die Pachtung nicht für mich, ich brauche sie nicht, sondern ich will sie für einen jungen Herrn, der zahlungsfähig ist und sich sogar anheischig macht, Ihnen – den ganzen Pachtzins für das erste Jahr baar vor auszubezahlen, wovon Sie nichts, weder an Ihre Frau Gemahlin, noch an Ihren Sohn abzutreten haben, denn der Pächter, den ich im Auge habe, hat jene Ihnen so widerwillige Bedingung, wie sie der Käufer verlangte, nicht gestellt.«

»Das ist auch sein Glück,« versetzte der Baron, zornig mit dem Fuß auf den Boden stampfend, »denn wenn er, dieser Käufer, hier wäre, in diesem Zimmer, dann würde ich ihn so – mit solchem Fußtritt dort zur Thür hinausjagen. – Aber Ihr Pächter ist anständiger,« fuhr er etwas gemäßiger fort, »mit dem läßt sich reden. – Ist er ein Adliger?«

Joël besann sich einen Augenblick. »Ja,« sagte er, »das ist er und einen besseren und zahlungsfähigeren zu finden, sollte Ihnen schwer werden.«

»Oho! Und haben Sie etwa auch hier noch gewisse Bedingungen im Sack, wie bei Jenem?«



»Nein – keine einzige Bedingung. Er zahlt für das erste Jahr den Pachtzins voraus und später in halbjährigen Raten, deren Termine Sie selbst bestimmen können.«

Des Barons Augen funkelten vor Habgier und seine rechte stark zitternde Hand klammerte sich fest um den Knebelbart. »Dann läßt sich Ihr Angebot hören,« versetzte er. »Doch nun, wer ist der Pächter? Das muß ich zuerst wissen.«

»Nein, das erfahren Sie jetzt noch nicht; erst in dem Augenblick werde ich ihn Ihnen nennen, wenn der Contract, den wir sogleich auf einem Stempelbogen ausfertigen können, unterschrieben und auf diese Weise gültig gemacht ist, bis wir ihn gerichtlich bestätigen lassen.«

Der Baron besann sich. »Das genügt mir nicht,« sagte er nach einer Weile stolz. »Ein unbekannter Pächter kann mich so gut und vielleicht noch leichter betrügen, als ein mir bekannter, selbst wenn er einen so vollen Geldbeutel hat, wie der Ihrige zu haben scheint. Soll ich mir die Hände binden und meine Augen verschließen lassen, so lange ich noch Herr meiner selbst bin und mein Selbstbestimmungsrecht nicht von mir gethan habe? Nein, da haben Sie sich in mir verrechnet, das thue ich nicht.«

»Sie werden es doch thun,« sagte Joël mit großer Bestimmtheit und einer fast eiskalten Ruhe, indem er von seinem Stuhle aufstand und den Baron mit blitzenden Augen vom Kopf bis zu den Füßen maß. »Ich kann Sie dazu zwingen.«

»Sie – mich?« brach der Baron mit Donnerstimme los und beide zitternden Hände fuhren abwechselnd nach

dem Knebelbart, um daran einen festeren Halt zu gewinnen. »Sie – der Jude Joël aus Paderborn – mich, den Baron Strachnitz auf Strachnitz?«

»Ja, das kann ich und Sie werden auf der Stelle den Beweis davon erhalten. Denn Sie, Herr Baron von Strachnitz auf Strachnitz, geben Sie wohl Acht – sehen in diesem Augenblick in dem Ihnen so verächtlichen Juden Moses Joël aus Paderborn – fast den einzigen Gläubiger vor sich, den Sie haben. Durch einen glücklichen Zufall bin ich in den Besitz fast aller Ihrer Hypotheken und noch vieler anderer Schuldverschreibungen gelangt. Von ersteren sind die zwei größten jederzeit kündbar. Und nun, Herr Baron, wenn Sie nicht wollen, wie ich, so kündige ich sie hiermit. Sie aber können nicht zahlen, Ihnen borgt Niemand mehr, das weiß ich nur zu gewiß, und so trage ich augenblicklich auf Subhastation Ihres Gutes an und – kaufe es für mich zu einem spottbilligen Preise, von dem Sie für Ihre Person nicht den geringsten Vortheil haben. Ja, so steht es, Sie sind unter diesen Umständen ganz in meiner Gewalt und also um Ihr Gut, um Ihren Käufer, um ihren Pächter gebracht, und Ihr Nachfolger im Strachnitz'schen Besitz wird dann vielleicht doch – ein Jude, trotz Ihres hundertjährigen Familienbrauchs.«

Der Baron fiel wie in Ohnmacht in seinen Sessel zurück und bedeckte sich sein aschenbleich gewordenes Gesicht mit beiden Händen, die, wahrscheinlich in Folge seiner Nervenauflregung, plötzlich zu zittern aufhörten, jedoch nicht lange, denn sobald er sie von seinem Gesicht fortnahm, als versagten ihm die Arme den Dienst, flogen sie

förmlich wie in der Irre umher, bis sie endlich die Lehnen seines Sessels erfaßten und daran eine feste Stütze fanden.

Moses Joël, noch immer aufrecht vor ihm stehend, beobachtete ihn eine Weile mit seinen von Geistesklarheit leuchtenden Augen und ließ ihm Zeit, sich von seinem ersten Schreck ein wenig zu erholen. Das geschah auch endlich und als er nun seine mattblickenden Augen auf das energische Gesicht seines Ueberwinders richtete, stammelte er mit gebrochenen Lauten:

»Halten Sie ein! Daß es so stand, wußte ich nicht. Ja, haben Sie Erbarmen mit mir und bringen Sie mich nicht in Verzweiflung, wenn ich Sie auch vorher gekränkt. Schonen Sie, ich bitte Sie, meinen Namen, meine Familie

–«

Moses Joël nickte, fast freundlich, und der Baron las schon in seinen Augen, die so treu und bieder blicken konnten, das Erbarmen, um welches er eben gefleht. »Ja,« sagte er mit mildestem Ton, »Ihre Familie und Ihren Namen – die schone ich und habe sie hier allein im Auge, aber ich gehe von meinem Vorsatz nicht ab, Ihnen nicht eher meinen Pächter zu nennen, als bis Sie den Contract unterschrieben haben. Wie ist es also damit? Nehmen Sie mein Gebot auf Lebenszeit – auf *Ihre* Lebenszeit an? Denn Ihrem Sohne muß, wenn Sie die Augen schließen, wie alle Menschen es einmal müssen, freie Hand bleiben, sein ihm gebührendes Hab und Gut muß ihm ungeschmälert zufallen und er darf durch die Fehler, die Sie begangen, keinen Schaden erleiden, also auch

durch keinen länger laufenden Pachtcontract mit irgend einem anderen Pächter am Antritt seines Erbes gehindert werden.«

Der Baron preßte beide Hände convulsivisch gegen sein Herz, aber er besann sich nicht lange mehr, seine Kräfte waren erschöpft und die Uebergewalt seines Gegners zu groß. »Ja,« lallte er, »ich nehme es an. – Sechstausend Thaler sagten Sie?«

»Ja, so sagte ich und Sie können die ersten sechstausend Thaler, wie ich Ihnen schon vorher andeutete, auf der Stelle erhalten, ich habe sie bei mir.«

Bei diesen Worten athmete der Baron frei, wie aus einer Erstarrung erwachend, auf und sah dem also Sprechenden mit neuer Verwunderung in das allmählig lebhafter gefärbte Gesicht, aber es lag auf seinen eigenen Zügen nicht mehr der Ausdruck der Verachtung – und der hochmüthigen Selbstüberschätzung, die sie vorher gezeigt. »Ich bin es zufrieden,« sagte er leise und fast demüthig, – »ich will unterschreiben.«

Jetzt athmete Joël leicht auf. »Helf Gott!« sagte er lächelnd, »was sind Sie für ein halsstarriger Mann! Man muß erst mit Keulen auf Sie losschlagen, wenn man bei Ihnen seinen Zweck erreichen will. Nun, so stellen wir denn sogleich den Contract aus. Ich habe das nöthige gestempelte Formular mitgebracht. Sie werden Alles schon vorbereitet finden, wie Sie es verlangen können, und brauchen blos Ihren Namen und die Summe einzutragen, für die Sie Ihr Gut auf Ihre Lebenszeit – verpachten wollen.«

Ohne sich nun weiter um den Baron zu bekümmern, rückte er sich einen Stuhl an den offenen Schreibtisch, knüpfte Rock und Weste auf und zog seine große Brieftasche hervor. Nachdem er sie behutsam geöffnet, nahm er zuerst die darin liegende Brille, drückte sie sich auf die Nase und breitete dann einen vollständig ausgefertigten Pachtcontract auf dem Tische aus.

»Hier,« sagte er, »lesen Sie, Herr Baron.«

Der Baron nahm den Bogen in die Hände, die wieder heftig zitterten, und hielt ihn sich vor die Augen. Ob er Alles las und verstand, wer weiß es? Nach längerer Zeit aber legte er ihn wieder vor den sitzen gebliebenen Bankier hin und sagte: »Tragen Sie selbst die besprochene Summe ein, mir zittern die Hände zu sehr; meinen Namen will ich nachher darunter setzen, wenn ich mich etwas beruhigt habe.«

Moses Joël war sogleich dazu bereit und trug in Zahlen und Buchstaben den Pachtzins in den dazu freigelassenen Raum ein, dann gab er dem Baron die Feder in die Hand und dieser setzte sich an die Stelle Joël's, der aufgestanden war, ließ die Hand aber, ehe er schrieb, noch auf der Platte ruhen, während er noch einmal und etwas aufmerksamer als vorher das Schriftstück las.

»Ja,« sagte er endlich, »das *kann* ich unterschreiben, es ist Alles in Ordnung. Nur fehlt noch der Name des Pächters. Wer ist es?«

»Unterschreiben Sie erst,« sagte Joël mit sanfter und gleichsam überredender Stimme, »dann sollen Sie den Namen erfahren.«

»Nein, ich will vorher den Namen wissen und dann – soll es sogleich geschehen.«

Joël bedachte sich kurz, dann sagte er mit einer wunderbar triumphirenden und doch unendlich milden Miene: »Gut, auch das will ich zugestehen. Ich will Ihnen den Namen vorher nennen, wenn – wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben, ihn Niemandem – ich sage Niemandem – zu nennen und sogar mit ihm selbst nicht darüber zu reden, wenn er vor Ihre Augen tritt.«

»Das ist sonderbar,« sagte der Baron, »aber, wenn es nicht anders ist, so gebe ich mein Ehrenwort. Da haben Sie es mit einem Handschlag.« Und er hielt seine offene Hand, die wieder zitternd hin und her flog, mit zwinkernenden Augen hin, in denen noch ein Rest von seinem alten Hochmuth schimmerte, da er so eben die Hand – eines Juden berühren sollte.

Moses Joël faßte sie mit seiner feinen warmen Hand kräftig und hielt sie einige Secunden fest. »Auf das Wort eines ehrlichen Mannes – Sie halten die eben ausgesprochene Bedingung?« fragte er.

»Ja,« lispelte der Baron, »ich halte sie.«

»Und auch im Namen Gottes?«

»Ja!« lautete es noch leiser von den bleichen Lippen des stolzen Mannes.

»Gut, nun bin ich zufrieden. So werde ich denn selbst den Namen des neuen Pächters von Strachnitz in den Contract eintragen und ihn, während ich schreibe, laut aussprechen, damit Sie ihn so rasch wie möglich kennen lernen.« Und er nahm wieder vor dem Schreibtisch Platz,

ergriff die Feder und dictirte sich selbst langsam die Sylben des Namens, jede einzelne scharf und klar betonend: »Ba – ron – Ar – min – von – Strach – nitz!«

Er hatte aber noch nicht ausgesprochen, da war der Baron zum zweiten Mal in seinen Sessel zurückgesunken, diesmal jedoch sprach er kein Wort. Er sah nur den Juden mit irren und fragenden Blicken an und folgte gleichsam unwillkürlich jeder seiner Bewegungen. Als derselbe aber den Namen ausgeschrieben, sich umdrehte und ihm die Feder zur Unterschrift reichte, erhob er sich mechanisch, setzte sich an Joël's Stelle nieder und schrieb ruhig und deutlich genug seinen Namen darunter.

Als er sich darauf wieder nach dem seltsamen Manne umkehrte, sah er, wie derselbe seine Briefftasche geöffnet hatte und große Papierscheine einen nach dem andern ruhig auf den Teppich eines Tisches legte. Dieser Anblick gab dem Baron seinen ganzen Muth und seine Lebenskraft wieder. Wie ein Habicht, vornüber gebeugt, mit starr glotzenden Augen, stand er da und zählte die Scheine, und seine zuckenden Finger streckten sich schon gierig danach aus, als könnte er die Zeit nicht erwarten, wo er sie halten und unbestritten sein Eigen nennen würde, da er gerade jetzt ein so großes Bedürfniß nach Geld hatte. Als Moses Joël aber damit fertig war, zog er ein anderes Papier aus der Tasche und sagte:

»Hier ist die von mir bereits ausgefertigte Quittung über diese sechstausend Thaler, die den Pachtbetrag für das ganze erste Jahr ausmachen. Unterzeichnen Sie sie und dann – nehmen Sie Ihr Geld. Ich wußte wohl, daß

Sie mit diesem Ihrem neuen Pächter zufrieden sein würden.«

Der Baron nickte und sah dabei aus, als wäre er in einem Traum befangen. Dann nahm er die Feder und unterschrieb die Quittung. Als er das aber gethan, schien seine Kraft erschöpft; er sank, nachdem er die Scheine rasch zusammengerafft, wieder in den Sessel und seufzte laut auf. »Ist es möglich! Mein eigener Sohn!« stöhnte er.

»Ja, Ihr eigener Sohn. Er ist jetzt Pächter seines einstigen Erbes, ohne es noch selbst zu wissen, und er wird es erst von einer Seite erfahren, die das Recht dazu hat, es ihm zu sagen. Sie aber werden es ihm bis dahin verschweigen – ich habe Ihr Ehrenwort.«

»Das haben Sie – ja!« lallte der Baron. »Aber woher hat er das Geld dazu?«

»Das ist nicht Ihre und nicht meine Sache,« antwortete Joël. »Genug, er hat es, und da Sie ihm die Pachtung so gern und leicht überlassen haben –« und hier lächelte Moses Joël gemüthlich auf – »so bin ich aus Menschenfreundlichkeit – ich bin eben ein Jude, mein Herr Baron – geneigt, einen Theil Ihrer Schulden – die dringendsten – einstweilen aus eigenen Mitteln zu decken, damit ich Ihr einziger Gläubiger bin – unter der Bedingung jedoch, daß Sie keine neuen machen. Machen Sie welche, und ich höre es gewiß, so verkaufe ich Ihr Hab und Gut auf der Stelle, und Sie und Ihre Familie erhalten nichts davon als das, was übrig bleibt, und Sie wissen, das ist nicht viel.«



Der Baron lag wie zerschmettert in seinem Sessel und starrte den vor ihm stehenden Mann mit weitaufgerissenen Augen an, aber er sprach kein Wort mehr, denn diese letzte großmüthige Handlungsweise eines von ihm früher so verachteten Juden hatte ihn tiefer gebeugt und gedemüthigt, als je etwas Anderes zuvor.

Nachdem nun Moses Joël seine Briefftasche sorgsam eingesteckt und die Weste und den Rock darüber zugeknöpft, verneigte er sich vor ihm, nahm dabei sein Käppchen ab und sagte mit freundlichem Ton: »Leben Sie wohl, Herr Baron; jetzt sind wir wirklich fertig und ich darf dreist über Ihre Schwelle treten, ohne erzählen zu müssen, daß Sie mich fortgejagt haben. Halten Sie Ihr Wort – Ihr Sohn darf vor der Hand nichts von seiner Pachtung wissen, Zur rechten Zeit wird er es von Jemandem erfahren, der seine Hand mehr noch als ich hierbei im Spiele gehabt. Ich wünsche Ihnen den besten Appetit zu ihrem heutigen Mahle und habe die Ehre, mich Ihnen bis auf Weiteres zu empfehlen. Helf Gott!«

Er verneigte sich noch einmal und schritt dann langsam zur Thür hinaus, um draußen ohne Aufenthalt in seinen sofort herbeigerufenen Wagen zu steigen und, das Herz voll unnennbarer Freude über das Gelingen des Planes seines wackeren Freundes – nach Blanksruh zurückzukehren.

Kaum aber hatte er das Zimmer des Barons verlassen, so brach dieser, der sich, von so vielen Gemüthsbewegungen überwältigt, so lange mit äußerster Kraftanstrengung aufrecht erhalten, zusammen. Die ganze Scene mit

dem reichen Mann aus Paderborn war ihm so unerwartet wie ein Blitz aus heiterem Himmel gekommen und hatte ihn auch mit der Gewalt eines solchen niedergestreckt. Eine Viertelstunde später, als sein Diener Stranz in's Zimmer kam, um nach dem frühen Morgenbesuch den Frühstückstisch abzuräumen, fand dieser ihn, die Augen geschlossen, die Zähne fest aufeinander gebissen und in beiden Händen die zusammengeballten Geldscheine haltend, lang ausgestreckt auf dem Teppich am Boden liegen. Noch eine halbe Stunde später, nachdem man die Baronin und Armin herbeigeht, lag er im heftigsten Fieber und phantasirte von Millionen, die er in seinen Besitz gebracht, und von einem großmüthigen Gläubiger, der alle seine Schulden bezahlt und ihn vom nahen Verderben gerettet. Von der Verpachtung seines Gutes aber sprach er nichts und so erfuhr auf dem Gute Niemand ein Wort davon.

Als der Arzt, den ein reitender Bote aus Detmold geholt, zwei Stunden später an das Bett des Kranken trat, erklärte er nach kurzem Besinnen, daß hier Etwas eingetreten sei, was er bei dem so unregelmäßig lebenden Herrn längst befürchtet. Er habe allem Anschein nach einen Nervenschlag erlitten, jedoch sei alle Aussicht vorhanden, daß er bei seiner zähen Constitution noch einmal davon genesen werde. Für jetzt sei ihm vor allen Dingen Ruhe nöthig, und die Mittel, die er verordnen würde, solle man ihm recht pünktlich eingeben, sobald der Bote sie aus der Apotheke der nächsten Ortschaft herbeigeht.

Mit diesem Troste empfahl sich der gute Mann wieder, denn er hatte ja Alles gethan, was ein weiser Arzt thun kann – er hatte seine unmaßgebliche Meinung ausgesprochen, für die ihn Niemand verantwortlich machen konnte, und die Angehörigen des so plötzlich Erkrankten, was konnten sie anders thun, als ihm glauben? Aus dem Gelde aber, welches man in der Hand des Barons gefunden, glaubte man annehmen zu müssen, daß er ein neues Anlehen mit Moses Joël abgeschlossen, einstweilen aber nahm es Armin an sich, um es treulich seinem Vater aufzubewahren, ohne die geringste Ahnung zu hegen, daß, nach der Meinung desselben, er selbst es gewesen, der es ihm geboten haben sollte.

SECHSTES CAPITEL. EIN TAG, WELCHER SELTSAME  
NEUIGKEITEN BRINGT.

Es war schon lange zwei Uhr Nachmittags vorüber, als Moses Joël von seiner bedeutungsvollen Morgenunternehmung wieder in Blanksruh anlangte. Sein Wirth hatte ihn schon seit einer Stunde mit der größten Spannung erwartet und aus seinem längeren Ausbleiben auf die Schwierigkeiten in der Unterhandlung geschlossen, die sein Freund ja auch wirklich gefunden hatte. Um in der Unruhe, in der er sich bestand, nicht allein mit Esther zu speisen, hatte er das Mittagessen für heute bis zur Rückkehr ihres Vaters, hinausgeschoben und demgemäß Frau Mausgrau seine Befehle ertheilt. So lief er denn seit einer Stunde in großer Gemüthsbewegung im Garten auf und nieder, ohne die geringste Neigung zu irgend einem

Studium zu fühlen, und Esther, die seinen Zustand wohl bemerkte und richtig beurtheilte, hielt sich von ihm fern, um ihn nicht in seinem Nachdenken zu stören. Daß er es nicht für gerathen gehalten, sie in das heute vorgehende Geheimniß blicken zu lassen, gewährte sie wohl, aber es betrübte sie nicht, zumal sie mit ihrem klaren Geistesauge scharf und weit genug sah, um zu erkennen, daß die Zeit schon kommen werde, wo man auch sie in dasselbe einweihen würde.

Allein auch der Garten wurde dem alten Herrn heute bald zu eng und als seine Uhr auf Zwei zeigte, verließ er ihn, ging in den Wald und schlug den Weg ein, den zu nehmen er den Kutscher aus der Stadt heute Morgen angewiesen hatte. Mit weit vor sich her spähenden Augen wandelte er nun langsam dahin, die verschiedensten Gedankenbilder tanzten in seinem erregten Gehirn auf und ab und er mußte seine ganze männliche Fassung zu Hülfe nehmen, um sein laut schlagendes Herz zur Ruhe zu zwingen und sich selbst mit der Voraussetzung eines günstigen Erfolges zu trösten.

Endlich jedoch sollte sein Verlangen, den alten Freund wiederzusehen, befriedigt werden, denn eben war er beinahe bis zur Gränzeiche vorgeschritten und konnte schon in der Ferne die runde Lichtung erkennen, in deren Mitte sie auf ihrem grasigen Hügel wurzeln, da hörte er das Klappern von Rädern, und als ob ein guter Geist ihm plötzlich Ruhe in das Herz gefloßt, stand er hochaufathmend still und schaute dem herankommenden Gefährt

mit einer Fassung entgegen, wie er sie diesen ganzen Morgen noch nicht gehabt.

Ja, es war der Wagen, der Moses Joël heute Morgen pünktlich um neun Uhr abgeholt, und dieser selbst saß ganz gemüthlich darin und schaute sich behaglich im grünen Walde um, dessen Reize er nach so schwer vollbrachtem Tagewerke mit umso vollerer Hingebung genoß. So sah er auch den ihm entgegenkommenden Freund nicht eher, als bis dieser dicht an ihn herangetreten war, aber nun rief er ihm ein freudiges: »Helf Gott!« zu und Doctor Blank erkannte auf der Stelle aus der Miene des alten Herrn, daß er eine gute Botschaft mit heimwärts bringe.

Eine Minute darauf saßen die beiden Freunde neben einander im Wagen und hielten ihre Hände fest umschlossen, ohne im Stande zu sein, anhaltend über das Vorliegende zu reden, woran sie auch schon der ihnen so nahe sitzende Kutscher hinderte. Nur wenige Fragen hatte Doctor Blank vorläufig gethan und darauf von Moses Joël befriedigende Antworten erhalten. »Ist es gelungen, Joël?« hatte eine derselben gelautet worauf dieser ihm vertraulich genickt seine Hand gedrückt und die Antwort gegeben: »Vollkommen, lieber Doctor! Diesmal sind *wir* die Sieger, aber lassen Sie uns nur zuerst zu Hause sein, da sollen Sie Alles von Anfang bis zu Ende erfahren.«

Von diesem Augenblick an war die alte Ruhe wieder in den Bewohner von Blanksruh eingekehrt, bevor aber die Zeit gekommen, wo er Alles erfuhr, mußte er seine Geduld von Neuem auf die Probe stellen, denn als die

beiden Herren zur Freude Esther's zu Hause angelangt waren, bestand Frau Mausgrau vor allen Dingen darauf, sich ohne Zeitverlust an den Tisch zu setzen, da sie sonst für nichts stehen und keine Ehre mit ihrer und Esther's Kochkunst einlegen könne, was man ihr denn auch zu Gefallen that.

Esther beobachtete, als man bei Tische saß, ihren Vater genau und bald hatte sie entdeckt, daß er etwas Wichtiges und Bedeutungsvolles auf dem Herzen trage, aber um so mehr wunderte sie sich, daß während des Essens nichts davon zu Tage kam, denn auch Doctor Blank sprach keine Frage aus, deren Beantwortung ihr einigen Ausschluß hätte geben können, und so sah sie wohl ein, daß man bei Tische nicht darüber sprechen wolle, obgleich es offenbar war, daß zwischen den beiden Männern etwas Geheimnißvolles obwalte.

Sie wurde sich darüber noch klarer, als die beiden Herren, sobald man abgespeist, sich in des Doctors Studirstube begaben, nachdem der Letztere sie gebeten, ihre Unterredung nicht zu stören und in Ruhe abzuwarten, bis die Zeit heranrücke, wo man auch ihr sagen werde, was in der Luft schwebte und warum der heutige Tag eine so auffallende Ausnahme unter den sonst so ruhigen Tagen im Hause bilde.

So saßen denn die beiden Freunde völlig ungestört im stillen Zimmer beisammen und in einer halben Stunde hatte Moses Joël Alles berichtet, was ihm begegnet war.

Nachdem aber der Doctor ihm noch zahllose Fragen vorgelegt, die er alle nach bestem Wissen beantwortet, senkte Jener den Kopf und begann sich schon wieder einem neuen Nachdenken über das nun zunächst Folgende hinzugeben.«

»Ja,« sagte er endlich, als Moses Joël alle seine Wissensvorräthe erschöpft, »Sie haben Recht, es ist gelungen, was wir so lange geplant, wenigstens der Anfang vom Ende ist mit Ihrer heutigen Unternehmung glücklich eingeleitet und ich danke Ihnen aus dem Grunde meines Herzens für Ihre werkthätige Hülfe, die kein Mensch auf der Welt so gut hätte leisten können, wie Sie. Nun aber beginnt endlich *meine* Aufgabe und sie wird mir nicht so leicht werden, wie Ihnen die Ihrige geworden ist, obgleich auch sie schwer genug gewesen sein mag. Sie haben den Ihnen in die Hand gegebenen Hammer mit wuchtiger Kraft geschwungen und die von mir hinzugebrachten Kohlen haben das Feuer wirksam unterhalten. Nun aber muß das Unwetter auch über den guten Meyer losbrechen und er muß ebenfalls fühlen, daß es Natur- und Menschenkräfte giebt, die seinen Trotz und Eisenwillen zu brechen vermögen.«

Moses Joël lächelte still vor sich hin, als er den Freund wieder nach dem alten Bilde greifen sah, und alsobald sagte er: »Ja, der Meyer! Liegt es etwa in Ihrem wohl-durchdachten Plan, daß ich auch ihm meine Aufwartung mache, wie ich sie eben dem Baron gemacht.«

Doctor Blank schüttelte sanft den Kopf und versetzte: »Nein, lieber Joël, das liegt nicht in meinem Plan und

so weit ich in die Ferne sehen kann, wird Ihre Hülfe im Allgemeinen nicht mehr in Anspruch genommen zu werden brauchen, obgleich ich damit nicht sagen will, daß Sie hier schon jetzt entbehrlich oder gar überflüssig sind. Ach nein, Sie werden sogar noch Arbeit genug für sich selber finden, doch ist die Zeit dazu noch nicht da. Was aber den Meyer betrifft, auf den allerdings jetzt zunächst mein Augenmerk gerichtet ist, so will ich ihn einem anderen Genius überlassen, der ihn langsam und sanft auf das Kommende vorbereiten und ihn für meine Bearbeitung geschickt und gefügig machen soll. Und dieser gute Genius ist schon lange von mir dazu auserwählt und es wird kein anderer als – Ihre Tochter sein.«

»Esther?« fragte Joël mit einiger Ueberraschung. »Was kann die darin thun, und wird sie im Stande sein, auf den starren Mann so einzuwirken, wie es hier doch wohl nothwendig geschehen muß?«

Doctor Blank ließ sein altes gutmüthiges schlaues Lächeln blicken und sah den Freund still forschend von der Seite an. »Lieber Joël,« sagte er und legte seine Hand mit nachdrücklicher Festigkeit auf des alten Mannes Schulter, »wenn Sie noch nicht wissen, warum ich gerade Esther diese kleine Aufgabe gestellt, so werden Sie es bald erfahren. Daß auch ihr – der Freundin Thusnelda's – daran gelegen sein muß, dem Meyer eine angenehme Ueberraschung oder gar eine Freude zu bereiten, das wissen Sie aber doch wohl. Wenigstens, dünkte ich, hat sie mit Ihnen genug über ihn und seine Familie gesprochen, und sollte das nicht in dem Maaße und Umfange geschehen



sein, als ich erwartete, so werden wir Beide künftig noch ein ernstes Wort darüber zu reden haben. Jetzt aber stören Sie mir meinen Plan nicht, denn Sie wissen, ich habe immer meine Gründe, warum ich etwas gerade so und nicht anders angreife.«

Moses Joël, dessen Gesicht allmählig sehr ernst geworden war, nickte bei den letzten Worten und seufzte leise auf. »Helf Gott! ja, das weiß ich,« sagte er, »und ich will Ihnen Ihre Pläne gewiß nicht stören. So reden Sie denn mit Esther und stellen Sie ihr ihre Aufgabe. Ob sie sie lösen kann, vermag ich nicht zu entscheiden, da ich nicht weiß –« fügte er mit einem heiteren Ausblick hinzu – »wie tief sie in Ihre geheimen Wissenschaften eingedrungen ist. – Doch halt,« fuhr er gleich darauf fort, »Sie haben mir neulich versprochen, mich auch einmal auf Ihre Warte zu führen und den Sternenhimmel in seinem vollen Glanz durch Ihre Gläser betrachten zu lassen, von dem mir Esther Wunderdinge erzählt hat. Meinen Sie, daß das Wetter es heute Abend erlauben wird? Denn wer weiß, wie lange ich noch bei Ihnen bleiben kann – und ich möchte auch an die Sterne glauben lernen, denen Sie Zeit Ihres Lebens ein so großes Vertrauen geschenkt.«

Doctor Blank trat an das Fenster und sah nach dem Himmel empor. Nachdem er ihn aber eine Weile geprüft, sagte er: »Ich glaube, daß es gehen wird; die Luft ist oben klar geworden und nur die Erde liegt noch im Trübem Sie haben Recht, wir haben uns den ganzen Tag über mit den Dingen auf dieser Erde beschäftigt und so wollen wir ein paar Stunden der Nacht einmal dem Himmel widmen. Ja,

kommen Sie mit mir hinauf, Esther kann uns begleiten und da werde ich Sie den Stern bewundern lassen, der mir das Geheimniß enthüllt, dessen Lösung wir jetzt entgegengehen und dessen Schleier langsam heben zu helfen, Sie heute einen so guten Willen gezeigt. Wir wollen aber bei Zeiten hinaufgehen, damit auch Sie einen Ueberblick über das kleine Stück Welt gewinnen, das Esther so lieb gewonnen hat, zuvor aber will ich mit ihr ein kurzes Gespräch führen und ihr ihre Aufgabe für morgen zuerteilen.«

Moses Joël nickte beistimmend und so begaben sie sich wieder in den Garten, in dem sie Esther eben bei den Blumen beschäftigt sahen. Doctor Blank gab ihr, einen Wink und augenblicklich stand sie an seiner Seite.

»Mein liebes Kind,« sagte er freundlich, »folge mir eine Strecke in den Wald, ich habe mit Dir zu reden, denn nun ist die Zeit auch für Dich gekommen, in unser ernstes Bündniß eingeweiht zu werden.«

Sie sah ihn mit ihren großen dunklen Augen freudig an und trat alsbald mit ihm durch die kleine Heckenpforte in den Wald hinaus; als sie nun aber allein waren und langsam den vor ihnen liegenden Weg verfolgten, legte er ihren Arm in den seinen und sprach mit ruhiger und unendlich sanfter Miene:

»Ja, mein Kind, es ist ein ernstes und gewichtiges Wort, welches ich jetzt mit Dir reden will und Du wirst mit Deinem geistigen Scharfblick schon längst erkannt haben, daß es kein Kinderspiel ist, was ich mit Deinem Vater, seitdem er hier weilt, zu verhandeln hatte. Nun denn,

ich will Dir etwas näheren Aufschluß darüber geben und so sage ich Dir, es handelte sich hierbei nicht um uns, sondern um Andere, deren Wohl mir eben so sehr am Herzen liegt, wie mein eigenes, wenn nicht noch mehr. Bist Du nun geneigt, auch Deinerseits dazu beizutragen, Deiner Freundin Thusnelda Saaltrup und wahrscheinlich auch ihrem Vater und Bruder eine Freude zu bereiten?«

Sie sah ihn freudig lächelnd von der Seite an, nickte beifällig und erwiderte: »Gewiß, Herr Doctor, und von Herzen gern will ich das Meine dazu beitragen, die guten Menschen froh und glücklich zu machen.«

»Nun, das dachte ich wohl und so will ich Dir zuerst erzählen, was sich mit dem Beistande Deines wackeren Vaters heute auf Strachnitz zugetragen hat.«

Und er berichtete ihr ausführlich, zu welchem Zweck Moses Joël heute dahin gefahren, welche Mittel und Mühe er angewandt, diesen Zweck zu erreichen und wie ihm endlich die schwere Aufgabe bei dem bösen Manne gelungen war, dem Gott ein so edles Weib zur Gattin und einen so braven Sohn geschenkt, die Beide in ihrem ganzen Werth zu erkennen und zu würdigen er nicht im Geringsten im Stande gewesen.

Esther hatte ihm aufmerksam zugehört und als er schwieg, schmiegte sie sich fest an ihn an, blickte mit leuchtenden Augen zu ihm auf und sagte mit überströmendem Gefühl: »O mein Gott, wie gut und edel ist das von Ihnen, Herr Doctor!«

»Still, Kind, lobe mich nicht,« unterbrach er sie hastig, »jeder Mensch thut und handelt nach seinem Vermögen und Gewissen; mein Gewissen aber schrieb mir diese Handlungsweise vor und glücklicher Weise stand mir auch das Vermögen zur Seite. Sieh, es hat mir ja persönlich nichts gekostet; ich habe ihnen nur gegeben, was ihnen gebührte und so verdiene ich Dein wohlgemeintes Lob nicht. – Aber nun,« fuhr er fort, »kommt ein anderes Bild und darin mußt Du handelnd auftreten, da ich ja weiß, daß auch Du dazu das Vermögen hast, und für jetzt kommt es nur darauf an, ob Du auch den Willen dazu besitzen. Vor allen Dingen nämlich muß nun der Meyer erfahren, daß Armin von Strachnitz seinem Vater sein Gut abgepachtet hat, was dieser selbst noch nicht weiß und ahnt und was er erst durch Thusnelda oder Reinhard erfahren wird, denn ich will mich auch jetzt noch nicht in die vorderste Reihe stellen und erst morgen früh, nachdem Du mir vorgearbeitet, werde ich dem Meyer die Gründe meines so geheimnißvollen Handelns entwickeln. Er muß diese Nachricht aber auf eine geschickte und scheinbar zufällige Weise erhalten und dazu eben habe ich Dich gewählt, weil ich von Deiner Klugheit und Umsicht die beste Meinung hege und Dir die Fähigkeit zu solchem Unternehmen zutraue. Hast Du mich verstanden?«

»Vollkommen, Herr Doctor, aber wie soll ich es beginnen?«

Er gab ihr in einigen Worten ungefähr die Richtschnur dazu an, aber sobald sie seinen Plan durchschaut,

frohlockte sie laut und rief: »O, das wird ja nur eine leichte Arbeit für mich sein! Wann soll ich sie ausführen?«

»Morgen in aller Frühe und Du kannst meinen Wagen nehmen und nach dem Spiegelhof fahren.«

»Nein, Herr Doctor, lassen Sie mich lieber gehen. Im Gehen kann ich viel besser überlegen, was ich sprechen will, und der Weg ist ja auch gut und gar nicht weit.«

»Wohlan,« sagte er, »so geh zu Fuß, wenn Dir das lieber ist, aber halte Dich nicht lange bei Thusnelda oder Reinhard auf, wenn sie Dir zuerst in den Weg treten sollten. Der Meyer ist und bleibt diesmal die Hauptsache. Und sobald ich annehmen kann, daß Du meinen Auftrag ausgerichtet, werde ich selbst mit Deinem Vater nach dem Spiegelhof kommen und da sollst Du und sollen seine Kinder zugegen sein, wenn ich ihm die Gründe auseinandersetze, warum ich so lange geheimnißvoll gehandelt habe, und alle Räthsel, die Dir und ihnen jetzt noch verborgen sind, sollen Euch gelöst werden. Du siehst, ich habe einen schweren Tag vor mir und Du sollst ihn mir durch Deinen Beistand auf eine angenehme Weise einleiten und erleichtern. Bist Du entschlossen, nach meinem Wunsch zu handeln?«

Statt aller Antwort umschlang sie ihn und küßte ihn auf die Wange. »Ja,« sagte sie dann, »ich bin entschlossen und ich hoffe Ihnen zu beweisen, daß Sie mir Ihr Vertrauen nicht umsonst geschenkt,

»So ist es gut und wir haben kein Wort mehr darüber zu sprechen. Komm also zu Deinem Vater zurück und heute Abend begleite uns auf die Warte. Da will ich ihm

meine Sterne zeigen und er soll erfahren, daß auch sie zu den Menschen, die sie verstehen, reden können.«

---

Es war ein prachtvoller Morgen. Nach längerer Zeit war die Sonne zum ersten Mal wieder vollkommen klar hinter den Bergen aufgestiegen und überfluthete Wald und Flur schon in den ersten Tagesstunden mit ihrem goldenen Licht. Wolkenlos wölbte sich der Himmel in seiner herrlichsten Bläue über die Erde, eine würzige Luft strömten die vom Thau benetzten Blätter, das Moos und die Gräser aus und eine belebende Frische zog auf den Schwingen eines milden Ostwinds daher, der die Laubkronen sanft bewegte und jenes anmuthige Rauschen und Säuseln vernehmen ließ, welches dem menschlichen Ohr das rastlos arbeitende Leben und Weben in der Natur verräth. Auch die zahllosen Vögel und wilden Bienen, die den großen Wald bevölkerten, ließen ihre Freude über den sonnenhellen Tag aus, denn sie sangen und stimmten in den Höhen und auf den Zweigen ihr ewig schönes melodisches Sommerlied in die balsamische Luft hinaus.

Esther war schon bald nach sechs Uhr zu ihrem Gange gerüstet und hatte sich zuerst zu ihrem Vater begeben, um ihm einen guten Morgen zu bieten und zugleich Lebewohl zu sagen. Der alte Herr war auch schon lange wach und stand am geöffneten Fenster, um die Morgenfrische des schönen Waldes aus erster Hand zu genießen. Als er sein liebliches Kind im leichten, roth und weißgestreiften

Sommerkleide, den zierlichen Strohhut auf dem dunklen Haar, die Augen voller Leben und die Wangen mit den Blüten der Jugend geschmückt, vor sich hintreten sah, zuckte süße Vaterfreude über sein faltiges Gesicht und er umfaßte sie zärtlich, um sie an sein Herz zu drücken.

»Helf Gott!« sagte er in seiner immer so treuherzig klingenden patriarchalischen Weise, »bist Du schon gerüstet? O, es ist ja noch so früh und Du kommst zu zeitig auf dem Spiegelhof an.«

»Nein, lieber Vater,« erwiderte sie, »ich komme nicht zu zeitig dahin und muß mich sogar beeilen, daß ich nicht zu spät komme. Der Meyer steht immer früh auf und reitet oft gleich in den Wald, ich darf ihn aber heute nicht verfehlen.«

»Nein, da hast Du Recht. Aber, Kind, wenn der Doctor es Dir noch nicht gesagt haben sollte, so sage ich es Dir: bedenke, daß Du mit der Dir zu Theil gewordenen Aufgabe, die ich nun kenne, einen wichtigen Tag einleitest, ja für unsern guten Freund wird es sogar ein schwerer und heißer Tag, das wirst Du erfahren, wenn er nachher mit mir nach dem Hofe kommt. Aber er hat einmal den Vorsatz gefaßt, vor seinen Freunden die Siegel seines Geheimnisses zu lösen, und das ist auch mir recht lieb, denn dadurch wird mir für alle Zukunft viel heimliches Handeln erspart werden, das mir oft große Sorge und Mühe gemacht hat. So geh denn mit Gott und er schwebe um Dich und über Dir bei jedem Schritt, den Du unternehmen magst.«

Er küßte sie noch einmal, dann entließ er sie und sah ihr vom Fenster aus nach, sobald sie aus dem Hause getreten war und so lange er sie mit den Augen erreichen konnte.

Als sie unten im Hausgange angekommen war, öffnete Doctor Blank gerade seine Thür, um sich zu ihrem Vater zu begeben und beim ersten Blick auf sein Gesicht, das immer seine innere Stimmung aussprach, bemerkte sie, daß dasselbe sehr ernst, aber ungemein fest und entschlossen aussah. Indessen lächelte er sie doch freundlich an, als sie ihm die Hand bot, und sagte: »Willst Du gehen, mein Kind?«

»Ja, ich will und – Sie sollen mit mir zufrieden sein.«

»So gehe mit Gott und ich werde Dir bald folgen und hoffe, daß er auch bei mir und mit mir sein wird. Lebe wohl und grüße den Meyer und – sein Haus. Adieu!«

Sie drückte ihm noch einmal die Hand und dann trat sie in den Garten hinaus, den sie flüchtig durchschritt und darauf bald, ohne sich noch einmal umzusehen, in den Wald gelangte. Aber auch der Doctor hatte ihr von der Thür aus nachgeblickt und als er sie so ruhig und wohlgemuth dahinschreiten sah, sagte er zu sich:

»Da geht sie hin und ahnt nicht, daß ich sie zu meiner Botin gewählt, um durch die Post, die sie bringt, bei dem starren Manne für sich selbst zu wirken. Wenn sie wüßte, warum ich gerade sie schicke, würde sie nicht so unbefangen und ruhig sein, wie sie sein muß. O, sie trägt bei alledem ein schweres Gewicht mit sich fort und doch schwebt sie so leicht dahin, als ob sie Flügel hätte. Ach



ja, die sind der Jugend eigen und ich hatte sie einst auch, aber man hat sie mir bald gründlich beschnitten, so daß sie nie wieder gewachsen sind. Nun, mag sie gehen – leisten wird sie gewiß, was ihr aufgetragen, ich kenne sie. Sie wird mit ihrer Meldung eine gewaltige Wirkung üben, aber das soll sie auch, und wenn ich die meinige bringt, wird diese Wirkung noch gewaltiger sein. Doch nun zu Joël! Daß *er* heute bei mir ist, ist mir ein großer Trost, denn er allein kann ja nur bestätigen, daß ich in Allem die Wahrheit spreche.« –

Sobald Esther das Haus im Rücken und den Wald erreicht hatte, so daß man sie vom Garten aus nicht mehr sehen konnte, fing sie etwas langsamer zu gehen an, denn nun begann sie zu denken und noch einmal zu überlegen, wie sie am leichtesten den ihr gewordenen Auftrag erfüllen könne. Aber ach, sie wußte noch nicht, daß alle Ueberlegung in solchen Momenten eigentlich überflüssig ist, da in der Regel Alles anders kommt, als man es erwartet und voraus berechnet hat. Was ihre Stimmung betrifft, so war sie voll Hoffnung und Vertrauen, wie es die Jugend immer ist, weder zaghaft noch übermüthig, denn, so sehr sie auch auf die Herzengüte des Meyers baute, so fürchtete sie doch etwas seinen strengen Ernst, seinen Eigenwillen und die unerschütterlichen Vorurtheile, die er in Bezug auf die ihn umgebenden Verhältnisse hegte und die sich nur zu oft in seinen Handlungen, namentlich aber in seinen ersten Aufwallungen geltend machten. Schließlich jedoch und als

sie sich Alles noch einmal im Geist zurechtgelegt, sagte sie sich, daß ihre heutige Unternehmung im Ganzen sehr einfacher und harmloser Natur sei, daß sie ihm ja einzig und allein eine freudige Mittheilung zu überbringen habe, die nur den Zweck verfolge, den jungen Baron und seine in's Stocken gerathenen Verhältnisse bei ihm in ein vortheilhasteres Licht zu stellen und dadurch zu der theuren Thusnelda Glück das Ihrige beizutragen. Thusnelda aber war ja die Schwester des Mannes, den sie selbst im Stillen liebte, und das trug wesentlich dazu bei, sie in ihrem Entschluß zu befestigen und ihre Thatkraft zu steigern, und so gewann sie von Neuem Muth, wenn sie sich vor dem ersten Anblick des strengen Mannes zu fürchten begann.

Als sie aber mit allen diesen Gedanken zu Ende gekommen war, hatte sie bereits den größten Theil ihres Weges zurückgelegt und eben tauchte vor ihr in der Ferne rechts das Schilfrohr auf, das den großen Teich in der Nähe des Spiegelhofes umgab. Da, als sie einen Augenblick still stand, um ihrem Athem etwas Ruhe zu gönnen, denn sie war in den letzten Minuten unwillkürlich doch wieder etwas schneller gegangen, schrak sie zusammen, nicht weit von ihr kam der Meyer selber aus den Bäumen hervor, der einen Morgenspaziergang um den Teich gemacht zu haben schien, wie er so häufig that. Allein bald hatte sie sich wieder gefaßt und da auch der Meyer eben sein Auge nach ihr hinrichtete, hob sie ihren Sonnenschirm, den sie geschlossen in der Hand trug, in die Höhe, wie um ihm von Weitem einen Gruß zuzusenden.

»Ah,« sagte sie zu sich, »da ist er schon und meine Aufgabe beginnt also früher, als ich dachte. Nun, mein Vater sowohl wie der Doctor haben mir Gott zur Begleitung mit auf den Weg gegeben und das soll nicht umsonst geschehen sein. Er wird mir helfen, daß ich auf die rechte Weise vollbringe, was ich muß, und so will ich ihm mit gefaßtem Herzen entgegengeben.«

Auch der Meyer hatte die jetzt rasch näher Kommende schon bemerkt und auf der Stelle erkannt und als er ihre jugendlich elastische Gestalt so leicht und graziös in aufgeschürztem Kleide daherschreiten sah, nahm sein heute sehr ernstes Gesicht eine freundlichere Miene an, er nickte ihr lächelnd zu und ging ihr mit seinem ruhigen Schritt langsam entgegen, indem er von seinem bisherigen Wege abbog und sich dadurch wieder etwas vom Hause entfernte.

»O, o,« sagte er, als er sie erreicht, seinen Hut ein wenig lüftete und ihr die Hand bot, »Sie sind schon so früh auf dem Wege hierher? Das ist recht und da wird sich die Nella freuen, die Sie am liebsten alle Tage bei sich hätte. Sie bleiben doch ein paar Stündchen bei ihr?«

»Gewiß, lieber Herr Meyer, wenn Sie es erlauben, und so wünsche ich Ihnen zuerst einen recht fröhlichen guten Morgen! Sehen Sie doch, was wir für herrliches Wetter haben und das wird Ihren Roggen und Weizen gewiß bald zur Reife bringen, Aber –« fuhr sie bedächtiger fort und schritt an seiner Seite wieder auf dem Wege um den Teich herum, den er unwillkürlich eingeschlagen – »daß ich heute so früh komme, hat seinen besonderen

Grund. Ich habe nämlich ein kleines Geschäft auf dem Hofe zu verrichten, wovon Sie gewiß auch Kenntniß erhalten werden, aber zuerst bringe ich Ihnen die freundlichsten Grüße vom Herrn Doctor und auch von meinem Vater, der vorgestern Abend von seiner Reise zurückgekehrt ist und Sie mit seinem Wirthe noch heute Morgen besuchen wird.«

»Ah, das ist mir ja sehr angenehm,« sagte der Meyer, der sich immer freute, wenn Gäste auf seinen stillen Hof kamen, »und da wollen wir bald nach dem Hause gehen und Nella sagen, daß sie sich auf ihre Gäste einrichtet, denn so früh lasse ich sie diesmal nicht von mir fort. – Also Ihr Vater ist wieder da? Na, darum sind Sie auch so lange nicht bei uns gewesen.«

»Lange?« fragte sie und sah ihn schalkhaft lächelnd von der Seite an, »ich war ja erst vor einigen Tagen hier.«

»Nun, mir kommt das etwas lange vor und Sie erkennen daraus, wie gern ich Sie bei uns sehe. Doch, Sie sagten vorher, Sie hätten ein Geschäft auf dem Hofe – was ist denn das für eins?«

»Aha!« dachte Esther, »jetzt kommt's!« Und das Gesicht etwas zur Seite wendend, da sie selbst fühlte, daß es zu glühen begann, sagte sie vorsichtig, aber dreist: »Es ist eigentlich nur ein kleiner Liebesdienst, Herr Meyer, den ich Nella erweisen wollte. Ich weiß ja, welchen *warmen Antheil* sie und ihr Herr Bruder an dem jungen Baron von Strachnitz nehmen, und da wollte ich ihr zuerst das Glück desselben mittheilen, damit sie es – Herrn Reinhard sage.«

Der Meyer spitzte merklich die Ohren und sein Gesicht nahm einen ganz eigenthümlichen, halb ernst verdutzten, halb lächelnd fragenden Ausdruck an. »Warmen Antheil?« fragte er, »an dem jungen Baron?« – »Aha,« dachte er dabei, »da haben wir es – die ist mit im Bunde und das ist ja natürlich, haha!« – »Nun ja,« fuhr er laut fort und dabei hefteten sich seine Augen mit fast schneidender Schärfe auf Esther, »aber welches Glück hat der Baron denn gehabt?«

»O,« sagte Esther mit dem einschmeichelndsten Ton und der liebevollsten Miene, »ich glaube, es kann auch nicht schaden, wenn ich Ihnen zuerst den neusten Vorgang auf Strachnitz verrathe, Sie werden ihn ja doch, bald genug erfahren. So hören Sie denn. Mein Vater, der, wie gesagt, vorgestern von seiner Reise zurückgekehrt ist und zufällig von den Verhältnissen auf Strachnitz Einiges erfahren hatte, ist gestern bei dem alten Baron gewesen und hat ihn gefragt, ob es wahr sei, daß er sein Gut verpachten wolle. Das hat er eingeräumt und da hat es mein Vater nach langen Verhandlungen im Namen des jungen Barons für einen namhaften Preis von dem alten Herrn für seinen Sohn gepachtet. So ist also der junge Baron von jetzt an völlig unabhängig und so lange Pächter von seines Vaters Gut, bis dieser stirbt und er als einziger Erbe in den wirklichen Besitz davon gelangt. Auch einen Theil der Schulden hat mein Vater, so viel ich weiß, auf irgend eine Weise zu tilgen unternommen und den Pachtzins aus den Mitteln eines unbekanntem reichen Mannes, der dem jungen Baron schon lange wohlwill, für das ganze erste

Jahr – ich glaube sechstausend Thaler – im Voraus bezahlt, damit der geldbedürftige alte Herr auf der Stelle zu etwas Baarem kommt.«

Der Meyer stand still, blickte voll namenlosen Stauens bald den blauen Himmel, bald das junge Mädchen an, das so Wunderbares sprach, und war vor innerer Erregung ganz stumm geworden.

»Wie,« sagte er endlich, »der junge Baron hat seinem Vater durch die Hülfe eines unbekanntem Beschützers, der also wirklich existirt, das Gut bis zu seinem Tode abgepachtet? Und sechstausend Thaler hat er gleich für das ganze erste Jahr auf den Tisch gelegt? Kind, das verstehe ich nicht, das paßt nicht in meinen dummen Kopf, in dem es mir mit einem Mal wirbelt und brummt, als ob mir der Verstand still stände. Sie werden sich am Ende verhöhrt haben?«

»Gewiß nicht, Herr Meyer, es ist buchstäblich wahr, was ich Ihnen sage. Ich verstehe es freilich eigentlich auch nicht, aber der Herr Doctor hat es mir erzählt und mein Vater hat es bestätigt, und Beide kommen deshalb nachher zu Ihnen, um Ihnen die Geschichte mit allen Nebenumständen klar auseinanderzusetzen.«

Der Meyer kam aus seinem Erstaunen gar nicht heraus, schüttelte mehrmals den Kopf und starrte immer wieder das so ehrlich sprechende Mädchen an. Aber ihr schönes Gesicht sah so reizend dabei aus, ihre Miene war so verlockend freundlich und sie nickte ihm so vertraulich zu, als wollte sie ihre Aussage damit bestätigen, daß er beinahe eben so in ihrem Anschauen verloren war, als ihn

die wunderbare Neuigkeit, die sie brachte, in Anspruch nahm. Plötzlich aber blieb sie stehen, denn sie waren wieder weiter gegangen und an eine Stelle gelangt, wo man den schilfumkränzten Teich ungehindert übersehen konnte, der bei der goldenen Morgenbeleuchtung einen wahrhaft schönen Anblick bot.

»O,« sagte sie, auf das ruhige Gewässer deutend, auf dem die beiden Schwäne majestätisch umherruderten und die Eulen eben lebhaft zu schnattern begannen, »sehen Sie doch, wie wunderbar lieblich das ist! Was sind Sie doch für ein glücklicher Mann, daß Sie einen so schönen Besitz haben! Ich könnte mir nichts Angenehmeres denken, als mein ganzes Leben lang auf einem solchen Waldhufe zu wohnen, recht thätig und fleißig zu sein und Alles und Jedes im besten Stande zu halten.«

Der Meyer stand neben ihr still und schaute nicht auf den Teich und die im Sonnenlicht blitzende Gegend, um so mehr aber auf das also sprechende schöne Mädchen hin. Noch nie war sie ihm so zierlich und reizend vorgekommen, wie heute. und noch nie hatte ein Lob aus ihrem Munde, das seinen Hof betraf, ihm so wohlgethan. Er schüttelte nur still den Kopf und wußte in Wahrheit nicht, was er auf ihre Worte erwidern sollte, da sie mit ihrer seltsamen Meldung ihn in einer Weise überrascht hatte, daß er sich noch gar nicht davon erholen konnte.

Sie bemerkte das Alles wohl und fuhr in ihrem munteren Geplauder unbeirrt fort, ohne noch einmal auf den Baron zurückzukommen; dabei aber schlug sie absichtlich den Weg nach dem Hause ein, wohin der Meyer ihr

auch, was er gar nicht zu bemerken schien, ohne Widerstreben folgte. Als sie aber die kleine Thür erreicht, die, wenn man nicht durch die Tenne eintreten wollte, unmittelbar in den großen Küchenraum führte, blieb sie davor stehen, faßte seine Hand, als wolle sie einstweilen von ihm Abschied nehmen und sagte mit dem liebevollsten Lächeln:

»Herr Meyer, so will ich denn mit Ihrer Erlaubniß zu Nella gehen. Darf ich ihr denn auch das Glück des jungen Barons verkünden, damit sie es Herrn Reinhard sage? Ich mache gern Jemandem eine Freude und die werden die beiden Geschwister, die sich so lieben und den Baron so hoch schätzen, gewiß darüber haben.«

Der Meyer blickte sie wieder ganz verduzt an und es kam ihm beinahe so vor, als ob er eine Maus und sie eine Katze wäre, die mit ihm spielte. »Nun ja,« sagte er in halber Verwirrung, »warum denn nicht? Es kann ihnen ja doch nicht lange verborgen bleiben, der Baron wird wohl bald von sich hören lassen, und – wenn sich der Reinhard und die – die Nella darüber freuen, mir soll es recht sein.«

»Lieber Herr Meyer,« sagte da Esther und ihr hold erröthetes Gesicht blickte mit einer wunderbaren kindlichen Natürlichkeit zu ihm empor, »Sie sind ein so herzenguter Mann, Sie freuen sich auch wie ich – ich sehe es Ihnen an – an eines anderen Menschen Freude, und wenn – Sie nicht so groß wären, möchte ich Ihnen wohl – aus Dankbarkeit – einen – herzlichen Kuß geben.«

Der Meyer wurde blutroth und ein seltsam schmunzelndes Lächeln flog über sein braunes pockennarbiges



Gesicht. »Oho,« sagte er, »wenn Sie das thun wollen, dann kann ich mich auch klein machen!« Und er beugte seinen starren Kopf zu ihr nieder und sie gab ihm mit ihren frischen Lippen nicht einen, sondern ein paar herzliche Küsse, so daß dem alten Mann eine lange nicht gehabte Empfindung durch Mark und Bein rieselte.

Gleich darauf war sie in's Haus geschlüpft und der Meyer sah ihr träumerisch nach, selbst als die Thür sich schon lange hinter ihr geschlossen hatte. Als er aber dann im langsamsten Schritt und mit niedergebeugtem Kopf seinen Weg um das lange Haus herum fortsetzte, um auf der anderen Seite in den Wald einzubiegen, fuhr er aus seinen Gedanken lebhaft in die Höhe und sagte zu sich:

»Das ist eine Creatur, wie sie mir noch niemals vor Augen gekommen ist, und sie hat mich – ordentlich warm gemacht. Nein, auf einen solchen Kuß oder so viele Küsse – aus Dankbarkeit – war ich heute wahrhaftig nicht vorbereitet und es ist mir nicht im Traum eingefallen, daß ich sie überhaupt noch in meinem Leben empfangen sollte. Diese kleine Jüdin ist ganz dazu geschaffen, selbst einen alten Stier, wie ich einer bin, um den Finger zu wickeln und ich muß mich in Acht nehmen, daß sie mir nicht den Kopf verdreht. Na, aber was sie da von dem Baron gesagt,« fuhr er nach einer Weile fort, »das ist ja kaum glaublich. Sechstausend Thaler! Und auf ein Jahr vorausbezahlt! Ha! Nun, das ist nicht zu viel, die kann es richtig einbringen, wenn der rechte Mann die Wirthschaft führt, aber wie hängt das Alles zusammen? Das begreife ein Anderer, nicht ich!«

So schritt er, tief in die seltsamsten Gedanken verloren, langsam in den Wald hinein und schüttelte immer wieder den Kopf.

»Also der alte Baron,« sagte er nochmals, »hat sein Gut an seinen Sohn verpachtet? – Und der alte Joël hat das zu Stande gebracht? Wie soll ich das verstehen? Wo ist da das Verbindungsglied zwischen Beiden, denn ein verteufelt kluger Vermittler muß dabei geholfen haben, sonst kann ich es mir nicht erklären. Sollte der alte Jude etwa darum zu dem Doctor gekommen sein? – Ha, der Doctor!« sagte er plötzlich, blieb stehen und besann sich. – »Aber nein,« fuhr er fort, »das kann ja nicht sein, was ich mir denke. Was für ein Interesse sollte der an dem jungen Mann nehmen, den er nicht einmal kennt oder, wie ich von Reinhard hörte, erst vorgestern zum ersten Mal gesehen hat? – Nun, ich mag es mir zurechtlegen, wie ich will, ich komme jetzt doch nicht dahinter. So wollen wir denn abwarten, was die Beiden bringen werden, denn sie wollen mich ja heute Morgen besuchen, hat mir das liebe Mädchen gesagt.« –

So, noch immer seinen Gedanken nachhängend, die ihn theils in die Irre führten, theils auch wieder halb und halb das Richtige treffen ließen, ging er bald einige Schritte vorwärts, bald blieb er wieder stehen, als er plötzlich das Geräusch eines schnell herangaloppirenden Pferdes vernahm. Aus seinem Sinnen dadurch geweckt, blickte er vor sich hin in die Ferne und da sah er auf dem Wege, der von der Gränze nach dem Spiegelhof führte, einen Reiter heransprengen, in dem er, sobald er ihm

näher kam, zu seiner nicht geringen Verwunderung den jungen Baron von Strachnitz erkannte.

»O,« sagte er, nun plötzlich wie durch innere Eingebung Esther's Mittheilungen Glauben schenkend, »der hat es eilig! Eine Hiobspost ist es nicht, die er bringt, denn da reitet man nicht so schnell.«

In zwei Minuten war der Baron bis zu ihm gelangt und als der junge Mann den Meyer vor sich sah, parirte er augenblicklich sein schäumendes Pferd, sprang leicht wie eine Feder aus dem Sattel und nahm den Hut ab, um den ihm so glücklich begegnenden Herrn vom Hofe zu begrüßen. In demselben Augenblick kam zufällig ein Knecht daher und diesem übergab er das Pferd, mit der Bitte, es sofort in den Stall zu führen.

»Verzeihen Sie, Herr Meyer,« sagte er nun, sich höflich vor dem ihn ernst anblickenden Mann verneigend, »daß ich mir erlaube, Ihren Knecht um diesen Dienst zu bitten, aber Sie werden es gewiß thun, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie oder Reinhard nothwendig sprechen mußte, um Einem von Ihnen etwas sehr Ernstliches mitzutheilen.«

Der Meyer nickte lächelnd, nahm ebenfalls den Hut ab und erwiderte: »Das hat gute Wege, Herr Baron, der Stall ist ja für die Pferde da. Aber Sie haben Ihren Fuchs tüchtig ausgreifen lassen, um mir so rasch wie möglich die freudige Nachricht selbst zu bringen, nicht wahr?«

»Die freudige Nachricht?« fragte der Baron, in ein sichtbares Staunen gerathend. »Daß ich nicht wüßte – doch ja, *eine* freudige Nachricht ist allerdings auch dabei

und die sollen Sie sogar zuerst erfahren, aber ich habe auch eine traurige.«

»O, Beides in einem Athem?« fragte der Meyer mit immer noch lächelndem Gesicht. »Nun, theilen Sie mir zuerst die freudige mit, die andere kann noch etwas warten.«

»Gut denn,« sagte der Baron und faßte schon in die Brusttasche, aus der er ein Päckchen vorsichtig zusammengewickelter Briefe zog, »so wollen wir damit beginnen. Aber bitte, lassen Sie uns noch etwas tiefer in den Wald gehen, damit uns vor der Hand Niemand stört.«

Des Meyers Gesicht nahm einen etwas ernsteren Ausdruck an und er folgte willig dem langsam in den Wald voranschreitenden Baron. »Sehen Sie hier,« sagte dieser, »Sie bezweifelten neulich, daß ich einen unbekanntem großmüthigen Beschützer habe, der mir jährlich fünfzehnhundert Thaler zukommen ließ. Nun habe ich aber vorgestern aus derselben Quelle, aus der ich alle diese früheren Briefe empfang, diesen letzten erhalten und da – lesen Sie ihn selbst, damit Sie sich überzeugen, daß ich die Wahrheit gesprochen.«

Der Meyer, nicht gerade erbaut, daß die erste Unterhaltung zwischen ihm und dem Baron wieder auf diesen Gegenstand zurückkam, nahm schweigend den hingereichten Brief, blieb stehen und las die freundlichen Zeilen des Bankiers aus Cöln durch. Als er aber damit fertig war, sah er den Baron groß an und sagte: »Na, das ist wieder etwas ganz Neues und für Sie Angenehmes. Dreitausend Thaler! Hm! Ich gratulire Ihnen. Ja, ja, ich

glaube es nun und es stimmt dies auch mit dem Anderen überein.«

»Mit welchem Anderen?« fragte der Baron mit eben so überraschter wie ehrlicher Miene.

Der Meyer lachte beinahe laut auf. »Na ja,« versetzte er, »Sie wollen nicht gleich damit heraus, aber, es wird schon kommen und ich werde helfen. Doch zuvor wollen wir von dieser ersten freudigen Nachricht abgehen und uns zur traurigen wenden. Was ist das für eine?«

Der Baron sah ihm tief ernst in's Gesicht und sagte ruhig: »Es ist die, daß mein Vater todtkrank darniederliegt und so konnte ich Ihnen ja wohl, wie Sie zu erwarten schienen, keine durchweg freudige Nachricht bringen.«

»Todtkrank?« fragte der Meyer, mit einem Mal zu seinem ganzen Ernst zurückkehrend. »Oho! Das wäre! Ist er etwa vor Schreck erkrankt oder ist ihm sein bester Entschluß, den er jemals gefaßt, so in die Glieder gefahren?«

»Vor Schreck? Und sein bester Entschluß?« fragte der Baron mit zunehmender Verwunderung. »Entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie nicht verstehe. Was soll denn das für ein Schreck und Entschluß sein?«

»Nun,« sagte der Meyer gedehnt und indem wieder ein leises Lächeln über seine Züge flog, »daß Sie ihn so rasch entthront und auf einmal aus allen seinen Verlegenheiten gezogen haben. Na, ich gratulire auch dazu, obgleich ich wahrhaftig nicht weiß, wie die Sachen zugegangen sind.«

»Welche Sachen denn?« fragte der Baron, nun höchlichst erstaunend, da er nicht wußte, was er von dem

besonnenen Mann, der sonst so klar und verständlich sprach, denken sollte. »Ich verstehe Sie wirklich nicht.«

»Nun, wenn Sie durchaus nicht mit der Sprache herauswollen, dann will ich Ihnen in der That helfen. Ich meine, daß Sie Ihres Vaters Gut auf seine Lebenszeit gepachtet und also vorläufig in eigene Bewirthschaftung genommen haben, bis es Ihnen nach seinem Tode von selbst zufallen wird. Und diese Geschichte hat ihn am Ende so alterirt, daß er davon krank geworden ist.«

Der Baron hatte nur die ersten Sätze gehört und verstanden und es wurde ihm dem so seltsam sprechenden Manne gegenüber selbst ganz seltsam zu Muthe. »Auf seine Lebenszeit gepachtet? Sein Gut?« fragte er. »Nein, lieber Herr Meyer, sehen Sie mich nicht so verwundert an, ich verstehe Sie wahrhaftig nicht. Was meinen Sie damit?«

»Na,« rief der Meyer fast heftig und in leichten Unwillen gerathend, »dann steht mir auch der Verstand still. Sie *wollen* mich, wie es scheint, nicht verstehen. Ich meine, daß Ihr Vater sich mit seinen Gläubigern abgefunden und einem von diesen, der es mit Ihnen gut zu meinen scheint, sein Gut für Sie – ja, für Sie – verpachtet hat. Sie sind also jetzt Pächter von Strachnitz, wie Sie einst der Erbe davon sein werden. Ich gratulire noch einmal.«

Der Baron nahm seinen Hut ab und faßte sich an die Stirn, von der die hellen Schweißtropfen niederrieselten. »Nein,« sagte er, jetzt völlig ruhig werdend, »das begreife ich wirklich nicht und kann ich nicht begreifen. Da muß

irgend ein Irrthum oder Mißverständniß oder gar ein Geheimniß obwalten, das ich nicht durchdringen kann.«

»Das meine ich auch,« sagte nun der Meyer, »und ich kann es auch nicht durchdringen. Doch wenn mich nicht Alles täuscht, so steckt der Doctor Blank dahinter, denn warum ist dieser reiche Jude, dieser Joël, dessen Tochter bei ihm wohnt und die mir eben die Geschichte von der Pachtung hinterbracht hat, gestern bei Ihrem Vater gewesen, ja dieser Jude, der erste, vor dem, wie vor seiner Tochter, ich einen gewaltigen Respect habe, oder wissen Sie etwa nicht, daß der Joël gestern bei Ihrem Vater war?«

»Gewiß weiß ich das, ich habe ihn ja selbst gesehen, als er kam. Was sie aber verhandelt, davon weiß ich und kein Mensch ein Wort, denn kaum war Herr Joël wieder abgefahren, mit dem mein Vater, wie sein Diener gehört, sich kurz vorher ganz munter unterhalten, so fanden wir ihn in seinem Zimmer lang auf dem Teppich ausgestreckt liegen, in den Händen sechstausend Thaler in Papierscheinen haltend, von denen Niemand weiß, was sie, zu bedeuten haben, und der alsbald herbeigerufene Arzt hat erklärt, daß ihn ein Nervenschlag getroffen.«

Als der Meyer dies vernahm, kam ihm wenigstens einige Klarheit in die verworrene Sachlage. »Aha, so also steht es,« sagte er, voller Theilnahme auf den jungen Baron blickend, »und nun wird mir mit einem Mal Vieles begreiflich. So können Sie ja auch gar nicht wissen, was zwischen Ihrem Vater und dem Bankier Joël vorgefallen

ist –« und nun erzählte er, was er eben von Esther erfahren.

Der Baron war stumm geworden und wiederholt blickte er den Meyer mit völlig überraschter, aber auch freudig forschender Miene an. »Also das ist es,« sagte er nachdenklich. »O mein Gott, wer wird uns darüber vollkommene Klarheit geben, deren ich in diesem absonderlichen Fall so bedürftig bin!«

»Na, das hat keine Noth,« versetzte der Meyer. »Warten Sie es nur geduldig ab. Doctor Blank und Moses Joël selbst haben sich mir durch des Letzteren Tochter auf heute Morgen zu einem Besuch ansagen lassen und ich erwarte sie in der nächsten Stunde. Kommen Sie also einstweilen hinein und erholen Sie sich etwas. Sie sehen angegriffen und verstört genug aus, aber alle diese seltsamen Begebenheiten sind auch danach angethan, Einem den Kopf verdreht zu machen.«

»O,« sagte der Baron, sich wieder die Stirn trocknend, »Doctor Blank kommt zu Ihnen und der Jude mit ihm?«

»Ja, der Doctor, und der hat zu allen Räthseln den Schlüssel in der Hand; so hat mir das junge schöne Mädchen gesagt, das da drinnen bei der Nella sitzt und das Sie nun endlich auch kennen lernen sollen.«

»Das ist ja wunderbar!« sagte der Baron, der sich von allem Neuen, was er eben gehört, gar nicht erholen konnte.

»Ja, gewiß ist es wunderbar und ich habe immer gewußt und auch gesagt, daß dieser Mann etwas Geheimnißvolles an und in sich trägt, das etwas zu bedeuten hat.



Jetzt wissen wir, daß ich Recht hatte, aber ich bin um so gespannter darauf, wie die Sache sich entwickeln und was nun endlich zu Tage kommen wird.«

Während dieses Gesprächs hatten sie sich längst umgedreht, waren nach dem Hause zurückgekehrt und in die Tenne eingetreten, wo der Baron nur einen Augenblick nach seinem Pferde sah und dann dem Hausherrn in dessen Wohnzimmer folgte, in dem er neulich eine so schwere Stunde verbracht. Die Erinnerung daran mußte in demselben Augenblick in beiden Männern auftauchen, denn sie sahen sich plötzlich mit einem verständnißvollen Blick an und gleich darauf bot der Meyer dem Baron freimüthig die Hand und sagte:

»Blicken Sie nicht zu sorgenvoll, Herr Baron, Ihre jetzige Lage scheint mir nicht danach angethan zu sein, sich besonderen Befürchtungen hinzugeben. Allerdings ist Ihr Herr Vater schwerkrank, wie Sie sagen, und das ist für einen Sohn immer mit Schmerz verbunden, mögen die Verhältnisse zwischen beiden auch noch so mißlich sein, allein das kann sich ändern und – bessern. Vor der Hand geben Sie sich nur der Hoffnung hin, daß jetzt, da Sie Pächter von Strachnitz sind, Alles sich bald besser dasselbst gestalten wird, und nun wird endlich auch die Zeit gekommen sein, daß ich selbst Ihnen meinen Rath ertheile, wenn Sie ihn auch nicht ausdrücklich verlangen. Doch davon sprechen wir heute noch nicht, erst müssen wir den Doctor und seinen Gast abwarten, und was die uns bringen, wird uns alles Uebrige leicht und klar erscheinen lassen. – Daß Sie Reinhard nicht gleich hier finden,

wollen wir unerörtert lassen. Ich kann mir denken, wo er steckt. Die Esther ist bei meiner Tochter und da werden die Drei wohl auch an der Nuß zu knacken versuchen, die wir Beide nicht aufbeißen können. – Doch halt, was ist das? Da kommt ein Wagen, die Hunde heulen wie Teufel und da – da, der dummste Teufel mit seiner Peitsche ist auch dabei – es sind also die erwarteten Herren.«

Beide Männer waren, als sich das Hundegebell und das fürchterliche Peitschenknallen vernehmen ließ, an ein Fenster getreten und in demselben Augenblick fuhren Doctor Blank und Joël in dem kleinen Ponywagen vorüber. »Na ja, da sind sie schon,« sagte der Meyer, »und sie machen verteufelt ernste Gesichter. Oho, wer auf das, was sie bringen, so neugierig ist, wie ich, der kann nicht behaupten, daß er nie diese Alteweibertugend gekannt. Doch nun entschuldigen Sie mich einen Augenblick. Ich will nur den Herren entgegengehen, sie begrüßen und dann gleich hier hereinführen.«

Als er das Zimmer verlassen hatte, blieb der Baron in einer unbeschreiblichen Gemüthsbewegung und Spannung zurück, denn Alles, was er so eben erfahren, überstieg alle seine Erwartungen so weit und erweckte seine Hoffnungen auf den einstigen Besitz Thusnelda's mit so neuer Gluth und Kraft, daß er im Augenblick nicht wußte, worauf er seine Gedanken richten, was er zuerst bedenken und wie er sich überhaupt jetzt dem Meyer und dessen Freunden gegenüber verhalten solle. Am liebsten freilich wäre er, die Abwesenheit des Hausherrn benutzend und alle ihn umgebenden Schranken gewaltsam

durchbrechend, in Thusnelda's Zimmer geeilt, in dem er sie, ihren Bruder und eine fremde Stimme, wahrscheinlich die der jungen Jüdin, abwechselnd sprechen hörte, um ihr nur einmal wieder froher als neulich in's Auge zu schauen und die Hand zu drücken, allein der Meyer konnte ja jeden Augenblick mit seinen Gästen zurückkehren und so durfte er das Zimmer nicht verlassen, um die, wie es ihm schien, so plötzlich gewonnene gute Meinung des wackeren und für ihn so bedeutsamen Mannes nicht wieder einzubüßen.

Indessen mußte er etwas länger auf das Erscheinen der drei Männer warten, als er gedacht, denn die Begrüßung des Meyers und Joël's, die sich so lange nicht gesehen, nahm einige Zeit hinweg. Endlich jedoch hörte er ihre Schritte sich der Thür nähern und gleich darauf kamen sie herein, und in der That mit so ernstern und vielsagenden Gesichtern, daß sie dem seinen, auf dem die vorherige Spannung jetzt den höchsten Grad erreicht, vollkommen entsprachen. Der Meyer hatte die Thür selbst geöffnet und hielt sie in der Hand, während seine Gäste in's Zimmer traten, und der Erste, der über die Schwelle schritt, war Doctor Blank. Kaum aber hatte er den jungen Baron erblickt, von dessen Anwesenheit der Meyer ihm nichts gesagt, so fuhr er, wie von leichtem Schreck erfaßt, einen Schritt zurück und blieb eine Weile sprachlos vor ihm stehen. Indessen dauerte diese unwillkürlich stutzende Bewegung nur wenige Secunden, sehr bald hatte der kluge Mann sich wieder in seiner Gewalt und so ging er gefaßt auf den Baron zu, streckte ihm seine Hand hin

und sagte mit einer Stimme, die seine innere Erregung vollkommen wiedergab und einen zum Herzen sprechenden weicheren Ton denn je hören ließ:

»Guten Morgen, Herr Baron! Sie entschuldigen, daß ich einen Augenblick überrascht war, als ich Sie hier so unerwartet sah, denn unser guter Saaltrup hatte mir draußen nicht gesagt, daß Sie in seinem Hause seien. Allein wenn ich auch nicht darauf gerechnet hatte, Sie hier zu finden, so ist es mir bei genauerer Ueberlegung doch lieb, daß dies der Fall. Ich kam eigentlich nur hierher, um meinen Freunden, dem Meyer und seinen Kindern, eine erfreuliche Nachricht mitzuthemen, und nun können Sie gleich ein Zeuge derselben sein, zumal Sie ja auch eine der Hauptpersonen sind, mit deren näheren Verhältnissen sich unsre heutige Unterhaltung beschäftigen wird. – Doch zuerst erlauben Sie wohl, Sie meinem alten Freunde, Herrn Moses Joël aus Paderborn, vorzustellen, der auch gestern bei Ihrem Herrn Vater gewesen und mit Ihren persönlichen Verhältnissen viel genauer vertraut ist, als Sie voraussetzen mögen. Und nun, lieber Joël,« wandte er sich zu diesem, »hier sehen Sie den Sohn des Herrn Barons, für den Sie, ohne ihn persönlich zu kennen, gestern eine so prächtige Lanze gebrochen haben.«

Die beiden vorgestellten Männer standen dicht vor einander und sahen sich mit schwer zu beschreibenden Blicken an. Unzweifelhaft wirkte die ehrwürdige Gestalt und das wohlwollende Antlitz Moses Joël's bedeutender

und ganz anders auf den Baron ein, als dieser es erwartet haben mochte, und Joël wiederum war von der angenehmen Persönlichkeit desselben sichtbar überrascht, da er ihn nach seiner äußeren Erscheinung kaum für den Sohn des alten verkommenen Mannes halten konnte, mit dem er gestern eine so bedeutsame Unterredung gehabt. Nachdem sich aber Beide längere Zeit schweigend und aufmerksam betrachtet, trat Moses Joël einen Schritt näher zu dem jungen Mann heran und sagte, sich eben so höflich wie freundlich verneigend:

»Wir sind uns schon einmal flüchtig begegnet, Herr Baron, und das war in jener Nacht, als Sie mit Ihrem Freunde aus dem Kriege in die Heimath zurückkehrten. Ich befand mich damals in einiger Verlegenheit und Sie halfen mir darüber fort, und um Ihnen zu beweisen, daß ich kein undankbarer Mensch, habe ich mich gestern auch *Ihrer* Verlegenheit angenommen und sie hoffentlich für alle Zeiten beseitigt. Doch davon nachher. Doctor Blank wird Ihnen den vollkommensten Aufschluß über die Motive meines gestrigen Besuches bei Ihrem Herrn Vater geben und so will ich nur wünschen, daß dieser, wenn er etwa, was immerhin möglich ist, doch gegen sein Versprechen gehandelt und das Resultat unserer Besprechung verrathen, Ihnen mit seiner Mittheilung über das neue Verhältniß in welches Sie zu ihm getreten sind, einige Freude bereitet hat.«

»Das Letztere, Herr Joël, muß ich leider ablehnen,« erwiderte der Baron, »obgleich ich Ihnen trotzdem für die Mühe, die Sie sich, wie es scheint, meinethwegen gegeben,

dankbar bin. – Sie sehen mich so zweifelhaft fragend an,« fuhr er fort, als Joël ihn verwundert anblickte, »aber es ist, wie ich sage. Nein, mein Herr, mein Vater hat mir gar keine Mittheilung über den Zweck Ihres gestrigen Besuches gemacht und er konnte es nicht, da er, unmittelbar nachdem Sie ihn verlassen, von einer Art Schlaganfall betroffen wurde, der ihm die Besinnung raubte, die er auch bis zu dem Augenblick nicht wieder erlangt hatte, als ich heute Morgen Strachnitz verließ, um dem Herrn Meyer eine andere für mich höchst wichtige Mittheilung zu, überbringen.«

Moses Joël war über diese ihm ganz neue Nachricht eben so betroffen, wie Doctor Blank, denn Beide hatten ja keine Ahnung davon, welche trübe Botschaft der Baron dem Meyer vorher in Betreff seines Vaters überbracht hatte. »Das ist ja traurig, sagte er, indem er seine lebhaft funkelnden Augen dabei auf Doctor Blank richtete, »und das hatte ich in der That nicht erwartet. So wissen Sie also nicht, was zwischen Ihrem Herrn Vater und mir vorgefallen ist?«

»Kein Wort wußte ich, als ich vor einer halben Stunde hier ankam, und erst der Herr Meyer hat mir in flüchtigster Weise die erste Meldung darüber gemacht.«

»Ja,« nahm nun der Meyer das Wort, dem man schon lange angemerkt, daß er zu sprechen gewünscht, der Baron hat Recht, meine Herren, und Sie treffen uns Beide in nicht geringer Verlegenheit. Und in diese Verlegenheit, so weit sie mich betrifft, haben mich nicht nur die Nachrichten versetzt, die mir der Baron, sondern vor Allem die,

die Ihre Tochter, Herr Joël mir überbracht und die dem Baron mitzutheilen ich für meine erste Pflicht gehalten. So ist es denn an Ihnen, meine Herren, das Räthsel zu lösen, welches uns Alle umgiebt, und vor allen Dingen, lieber Doctor, sagen Sie mir, ob es denn wahr ist, was mir das junge Mädchen, das Sie als eine Botin der Freude in mein Haus geschickt haben, gesagt hat.«

Eben wollte der Doctor das Wort nehmen und dem Meyer eine Erwiderung zukommen lassen, als die Thür nach Thusnelda's Zimmer aufging und diese selbst mit Esther und Reinhard in das heutige Versammlungszimmer trat. Augenblicklich, sobald sie sich sahen, eilten der Letztere und der Baron auf einander zu und reichten sich in stummer Begrüßung die Hände und der Druck Reinhard's sagte Jenem zur Genüge, welchen warmen Antheil er an Allem nehme, was auch er und seine Schwester so eben von Esther gehört.

Sodann aber wurde der Baron, nachdem er auch Thusnelda mit einem herzlichen und von ihr wohlverstandenen Blick flüchtig begrüßt, Esther Joël vorgestellt und Beide betrachteten sich eine Weile mit seltsam forschenden Blicken, da sie so viel von einander gehört und sich gegenseitig doch nun ganz anders fanden, als sie sich ihre Persönlichkeiten gedacht haben mochten. Offenbar aber war der Baron von der wunderbaren Schönheit der jungen Jüdin, die mit lebhaft geröthetem Antlitz und blitzenden Augen vor ihm stand, zumeist betroffen, wenigstens verrieth das seine Miene dem aufmerksamen Reinhard, der ihn bei dieser Scene fest im Auge behielt und nicht

wenig über den günstigen Eindruck erfreut war, den die Geliebte seines Herzens auf den Freund machte. Indessen konnten die jungen Leute sich fast nur mit Blicken unterhalten, da ihnen keine Zeit zu vielen Worten gelassen wurde, denn der Meyer, als Wirth, forderte jetzt alle Anwesenden auf, in dem geräumigen Zimmer Platz zu nehmen, und als man die Stühle um den großen Tisch gerückt und sich daraufgesetzt, wollte eben Doctor Blank das Wort ergreifen und die vorher an ihn gerichtete Frage des Meyers beantworten, als Moses Joël sich von dem Sopha auf dem er neben dem Doctor saß, noch einmal erhob und, mit ernster Miene sich zu dem Meyer wendend, mit seiner milden Stimme, die aber durch ihren vibrirenden Ton verrieth wie seine ganze Empfindung durch die vorher ausgesprochene Frage in Anspruch genommen war, sagte:

»Herr Meyer, entschuldigen Sie, daß ich statt meines Freundes, an den Sie vorher Ihre Frage richteten, zuerst das Wort ergreife, allein sie ist tief in mein Herz gedrungen und hat es lebhaft bewegt. Sie fragten, ob mein Kind vorher zu Ihnen die Wahrheit gesprochen? Dagegen frage ich Sie: wann, ja wann hat mein Kind je die Unwahrheit gesagt? Ah, Sie schweigen, denn Sie wissen es nicht, und, damit Sie nie wieder an ihr zweifeln, sage ich Ihnen, daß ich sie von Kindheit an in Gottesfurcht und Gewissenhaftigkeit gegen Jedermann erzogen habe, und nie ist, eben so wenig wie ein unlauterer Gedanke in ihre Seele, ein von der Wahrheit abweichendes Wort über ihre Lippen



gekommen. So hat sie auch heute nur die lautete Wahrheit gesprochen und allein um dieselbe zu bestätigen, hat mein Freund heute Morgen in meiner Begleitung seinen Fuß in Ihr Haus gesetzt.«

Der Meyer war anfangs über den erregten, zugleich ernst und weich aus dem Herzen dringenden Ton des alten Juden etwas erstaunt gewesen und eine dunkle Röthe hatte sein strenges Gesicht überzogen, allmählig jedoch sammelte er sich, und mit einer Miene, in der schon gewissermaßen eine Abbitte seines Zweifels lag, sagte er:

»Es war ja nur eine unschuldige Frage, lieber Joël, und die müssen Sie mir verzeihen. In der Verfassung, in welcher ich mich durch die Fülle der mir zugekommenen Mittheilungen heute befinde, werden Sie es erklärlich finden, wenn ich Gewißheit und Sicherheit in dem Ungewissen und Unsicheren suche, das mich von allen Seiten umgiebt, und so ist mir wohl die Frage erlaubt: wie hängt das Alles zusammen, was heute in meine Ohren gedrungen, und wer löst uns die Räthsel, in die wir Alle versponnen sind?«

Es entstand eine augenblickliche Pause, denn Alle blickten mit fragenden Blicken auf Doctor Blank hin, der sichtbar mit sich selber kämpfte, welche Antwort er dem Meyer zuerst geben sollte, da die Frage desselben und die darauf erfolgte Antwort Joël's ihm ganz unerwartet gekommen war und die von ihm geplante Auseinandersetzung ein wenig durchkreuzt hatte. Da war es aber wieder Moses Joël, der seines alten Freundes Empfindung erkannte und richtig auffaßte, und so nahm er nochmals

das Wort und sagte, indem er sich zunächst an den Meyer wandte, aber seine Rede zugleich auch an alle Uebrigen richtete:

»Nun, meine Herrschaften, damit unser Aller Freund sich erst wieder in Ruhe fasse, um Ihnen den vollsten Aufschluß über sich und andere Personen zu geben, die in seinem stillen Leben eine so große Rolle gespielt haben und deren Schicksal vielleicht einer endlichen Entscheidung ganz nahe ist, so will ich Ihnen zuerst nur das nächste Räthsel lösen und so sage ich: Ja, es ist Alles wahr, was meine Tochter Ihnen vorher gesagt hat, Herr Meyer, und sie ward von meinem Freunde und mir abgeschickt, um Sie in gelindeste Weise auf das vorzubereiten, was Sie jetzt aus unserem Munde vernehmen werden. So ist es denn zunächst wahr, daß ich gestern beim Herrn Baron von Strachnitz gewesen bin und ihm, da ich gehört, daß er sein Gut verkaufen wolle und damit mir kein Anderer darin zuvorkäme, den Kauf desselben angeboten habe, Allein er wies die einzige Bedingung starr zurück, unter der ich es erwerben wollte, und das war die, daß er zugestand, das für den Verkauf zu empfangende Geld nur auf den Namen und zum Nutzen seiner Gemahlin und seines Sohnes anzulegen, in keiner Weise aber darüber nach eigenem Gutdünken verfügen zu wollen. Daß nothwendige Gründe zu einer solchen Bedingung meinerseits vorhanden sind, wissen Sie und so brauche ich dieselben hier nicht nochmals zu entwickeln. Da nun mein beabsichtigter Gutskauf auf diese Weise nicht zu

Stande kam, so schlug ich ihm, um ihn von dem unvermeidlichen pecuniären Untergange zu retten und seinen Angehörigen das ihnen gebührende Vermögen zu erhalten, eine Verpachtung desselben vor. Als er endlich darauf einging, zahlte ich ihm die zwischen uns vereinbarte Pachtsumme für das ganze erste Jahr in baarem Gelde ohne jede anderweitige Bedingung aus, da er desselben zur Befriedigung seiner persönlichen Bedürfnisse und zur Bezahlung einiger ihn am meisten drückenden Schulden benöthigt war, und so schloß ich mit ihm einen von ihm eigenhändig unterschriebenen Contract ab und erstand die Pachtung – nicht für mich, meine Herren, sondern im Auftrage eines anderen Näherbetheiligten – für seinen Sohn.«

»Für mich?« rief Armin von Strachnitz mit hocherglühten Wangen und in heftigster Bewegung aus. »Also es ist wahr?«

»Ja, für Sie, Herr Baron!« fuhr Joël fort. »Aber damit Sie nicht mich für die Triebfeder dieser – ich sage es mit Freude und Stolz – dieser hochedlen und reiflich erwogenen Handlung halten, so bekenne ich Ihnen, daß ich nur das untergeordnete Mittel und Werkzeug, der Handlanger einer wohlthätigeren Hand, eines menschenfreundlicheren Herzens war und zwar – des Mannes da, der sein Gesicht so eben in seinen Händen verbirgt, um die Rührung nicht blicken zu lassen, die in diesem für ihn so bedeutungsvollen Moment sein ganzes Herz erfüllt. Doctor Blank, jetzt wende ich mich an Sie – heben Sie dreist Ihr Auge auf, öffnen Sie endlich Ihren Mund und reden Sie!

Sie aber, Herr Baron, lernen Sie endlich auch einen Mann achten und lieben, der größere Anrechte an Sie und Ihre Liebe hat, als Sie ahnen, wenigstens ist das seine Meinung, wenn auch keine Bande des Blutes zwischen Ihnen Beiden bestehen und nur ein unbegreiflich inniges und in diesem armen Menschenleben selten sichtbar werdendes Gefühl Sie und ihn – verknüpft.«

Nach diesen mit großer Ruhe, aber doch merkbarer Erhebung gesprochenen Worten entstand eine athemlose Stille in der kleinen Versammlung und Aller Blicke wandten sich mit maaßloser Verwunderung und Spannung auf Doctor Blank, der jetzt seine Hände vom Gesicht genommen hatte und die glühende Röthe sichtbar werden ließ, die seine Wangen bedeckte. Aber es dauerte etwas lange, bis er es über sich gewann, auch seine zu Boden blickenden Augen zu den Gesichtern der auf ihn Schauenden zu erheben, endlich jedoch erlangte er die Kraft dazu und er sah alle im Kreise um ihn her Sitzenden der Reihe nach mild und freundlich an und erhob dann seine Stimme, die anfangs leise und zitternd klang, bald aber ihre volle Kraft wieder erhielt und mit nachhaltiger Wucht in ihre Herzen drang.

## VIERTER BAND.

## ERSTES CAPITEL. DOCTOR BLANK'S GESCHICHTE.

»Ja, meine Freunde,« begann er zu reden, »so ist denn endlich die Stunde gekommen, wo die so lange vor Ihnen getragene Maske von meinem Gesichte fallen muß. O, ich habe diese Stunde lange gefürchtet und doch auch oft mit bangem Herzklopfen herbeigesehnt, denn es wurde mir schwer, diese Maske zu tragen, und doch konnte ich nicht unter meinem wahren Namen und in meiner wirklichen Gestalt vor Ihnen auftreten, wenn ich die Pläne, deren Vollführung ich mir als Lebensaufgabe gestellt, nicht von Anfang an scheitern sehen und die Handlungen, die ich im Stillen begonnen und consequent durchgeführt, nicht von vornherein unmöglich machen wollte. Damit Sie aber mich, meinen Charakter, mein Wesen und zuletzt auch meine Handlungsweise ganz begreifen, muß ich Ihnen meine Lebensgeschichte erzählen, und haben Sie die gehört, dann werden Sie auch begriffen haben, was Ihnen jetzt noch unklar, verworren und seltsam erscheint. Erwarteten Sie indessen keine besonders auffallende und romantische Erzählung, ach nein, das ist sie nicht, sie ist vielmehr unendlich einfach und anspruchslos. Es läßt sich aber doch Manches aus ihr lernen und namentlich das, daß ein Mensch, der wirklich Gutes verrichten will, auch endlich zu seinem Zweck gelangt, wenn er die richtigen Mittel wählt und – die richtigen Menschen findet, die ihm zur Ausführung seiner Pläne verhelfen.«

Bei diesen Worten hatte er Moses Joël mit einem herzlichen Blick von der Seite angesehen und ihm seine Hand hingereicht, Moses Joël ergriff sie, hielt sie eine Weile fest und drückte sie warm und dankbar, gab ihm aber dann einen Wink mit der anderen Hand, daß er sich nicht weiter unterbrechen, sondern in seiner Erzählung fortfahren solle, auf die alle seine Zuhörer mit der größten Spannung lauschten.

»Zuerst,« fuhr nun der Erzähler fort, »muß ich vor Ihnen bekennen, was mein wackerer Freund, der Meyer Saaltrup bis jetzt allein gewußt und auf meine vor Jahren an ihn gerichtete Bitte selbst seinen Kindern verschwiegen hat, daß ich nämlich nicht der bin, für den Sie mich bisher gehalten, wenigstens nicht den Namen trage, unter welchem Sie mich kennen gelernt haben und den ich hier führe. Ja, Sie staunen, meine jungen Freunde, ich lese es auf Ihren Gesichtern, aber es ist einmal so. Gewisse Umstände, die Sie später erfahren werden, haben mich bewogen, den Namen, den ich von meinem Vater erhalten, mit dem meiner Mutter zu vertauschen. Ich heiße also in Wirklichkeit nicht Theodor Blank, sondern Theodor Hüllessen und bin allerdings der Sohn eines Landgeistlichen, aber nicht dessen, den ich bisher für meinen Vater ausgab, wenn einmal ein Neugieriger, der meine Verhältnisse ja nicht zu wissen brauchte, mich danach fragte. Mein Vater also war Pfarrer nicht in unserm nächsten Nachbardorfe, wie Sie glaubten, wo ein Bruder meiner Mutter als ein Ihnen bekannter Geistlicher lebte und also

auch den Namen Blank führte, sondern in dem viel kleineren und bescheideneren Dorfe dort jenseits der Lippe'schen Gränze, ganz in der Nähe Ihres Gutes, Herr Baron. Außer dem Meyer Saaltrup aber kannten in hiesiger Gegend nur der mir von Jugend an befreundete jetzige Pfarrer in unserm Nachbardorfe und unser Landrath meinen wahren Namen, ohne sich weiter um die Gründe zu bekümmern, die mich zu einem solchen Wechsel bewogen hatten, zumal ich auch meine wissenschaftlichen Schriften, deren ich im Laufe der Jahre sehr viele verfaßt, stets mit demselben Namen unterzeichnete.

»Dies schicke ich als Einleitung meiner Lebensgeschichte voran und von heute an steht es Ihnen und Jedermann frei, mich, wenn er will, bei meinem rechten Namen zu nennen, denn die einzige Person auf der Welt, um derenwillen ich jenen Wechsel vollzog und vor der allein ich meinen wahren Namen und meinen Aufenthalt in hiesiger Gegend verbergen wollte, kann jetzt auch von meiner Existenz Kunde erhalten, da ihr wahrscheinlich nun nicht mehr lange verborgen bleiben wird, was sich heute hier zugetragen hat, und, nachdem ich meinen Zweck so glücklich erreicht, habe ich auch keine Ursache mehr, mich fernerhin vor ihr verborgen zu halten.

»Mein Vater war kein ganz unbemittelter Mann, denn er hatte eine wohlhabende Frau, meine gute Mutter, geheirathet, die aus Detmold stammte, aber jetzt keine lebenden Verwandten mehr daselbst besitzt. So war es denn meinem Vater bei seinem geringen Berufseinkommen möglich, mich, nachdem er mich zuerst in seinem

Hause auf dem Dorfe selbst unterrichtet, auf die Schule nach Detmold zu senden, wo ich bei einem wackeren und für die damalige Zeit gelehrten Gymnasiallehrer in Pension kam.

»Ich hatte von der Natur einen offenen Kopf und große Lernbegier empfangen und so absolvirte ich meine Schulaufgaben mit Leichtigkeit, ja in einer Art von Spielerei. Als ich mein Abiturientenexamen sehr frühzeitig bestanden, hielt mein Vater mich noch für zu jung, um auf die Universität zu ziehen, denn ich war kaum siebzehn Jahre alt. So behielt er mich denn ein halbes Jahr in seinem Hause, wie der fleißigste Schüler verschiedene Studien noch einmal mit mir treibend, und sandte mich dann nach unserm Nachbardorfe zu meinem Oheim, dem Pfarrer Blank, der gerade zu jener Zeit seinen einzigen Sohn verloren hatte und in großer Betrübniß darüber war. Dieser Umstand war es auch, der mich später seinen Namen annehmen ließ und weshalb viele Menschen, die unsere Verhältnisse nicht näher kannten, mich für seinen Sohn halten mochten, zumal ich in späteren Jahren, nachdem mein Vater frühzeitig gestorben war, einen Theil der Universitätsferien bei ihm auf seinem Dorfe zuzubringen pflegte.

»Mein Oheim in B\*\*\* war ein überaus gelehrter und wißbegieriger alter Herr und pflanzte mir einen maaßlosen Trieb nach Belehrung und Wissen in allen möglichen Zweigen ein. Ich warf mich mit dem regsten Eifer auf die Wissenschaften, namentlich auf die, die mit dem Berufstudium in Verbindung standen, welches ich von Anfang



an für mich gewählt. Es war das Studium der Medizin, denn ich hatte mir einmal in den Kopf gesetzt, ein bedeutender Arzt zu werden und auf diese Weise die beste Gelegenheit zu haben, den Menschen in ihrer Noth beizustehen – ein Trieb, den ich vielleicht von meinen Eltern geerbt hatte, die Beide wirkliche Menschenfreunde waren und es für ihr größtes Glück hielten, wenn sie rathen und helfen konnten, in welcher Gestalt die Noth ihrer Mitmenschen auch an sie herantreten mochte.

»Damit ich aber nicht ein bloßer einfacher Arzt werde, hatte ich mir vorgenommen, auch meiner ganz besonderen Liebhaberei zu folgen, und diese bezog sich auf die Naturwissenschaften insgesamt, von denen ich später, durch vielfache äußere Umstände begünstigt und angespornt, zwei auswählte, die ich auch jetzt noch mit der größten Liebe und unablässigem Eifer betreibe – die Botanik und die Astronomie. Doch Sie werden alsbald erfahren, was mich vorzugsweise zu dem Studium dieser beiden herrlichen Wissenschaften trieb und aus welchem Grunde ich gerade in ihnen etwas Ungewöhnliches zu leisten versprach, was indessen nicht eingetroffen ist, da mein Beruf als Arzt mich vielfach von ihnen abzog und ich mich nur in einzelnen sparsamen Mußestunden damit beschäftigen konnte.

»So begann ich denn meine medizinischen Studien auf der Universität Leipzig und blieb dort ein Jahr, um im zweiten nach Göttingen und im dritten – nach B\*\*\* zu

gehen, wo ich mehrere Jahre blieb, da es mir durch Gottes Fügung bestimmt war, den größten Wohlthäter und auch das größte Glück meines Lebens daselbst zu finden.

»Es war dies der Professor der Mathematik und Astronomie Dr. A\*\*\*, der damals schon sehr berühmte Director der dortigen Sternwarte. Er war ein Studienfreund meines Vaters, stand mit ihm in ununterbrochenem Briefwechsel und so war es natürlich, daß mein Vater, der bald darauf starb, mir eben sowohl wie mein Oheim, der auch mit ihm befreundet war, gewichtige Empfehlungsschreiben an den berühmten Gelehrten mit auf den Weg gaben, als ich nach B\*\*\* zog. Als der Professor, der nach den damaligen Verhältnissen als ein sehr reicher, aber auch etwas absonderlicher Mann bekannt war, diese Empfehlungsschreiben gelesen hatte, die ich ihm gleich am Tage nach meiner Ankunft in B\*\*\* in bescheidener Weise überreichte und dabei um seine vielvermögende Beihülfe in meinen Studien bat, schaute er mich lange durch seine grüne Brille an und schien jede Linie meines Gesichts mit seltsamer Genauigkeit und Schärfe zu prüfen. Ich wußte damals noch nicht, was ich erst später erfuhr, daß er als bedeutender und von der ganzen gelehrten Welt anerkannter Astronom auch eine gewisse Vorliebe für die weniger auf wissenschaftlichen als empirischen Grundlagen beruhende Astrologie besaß und nach äußeren Kennzeichen und Merkmalen der menschlichen Physiognomie auf das Innere der Menschen schloß, ihnen so gewissermaßen durch eigene genaue Anschauung im Stillen ihr Horoskop stellte und namentlich das Dasein

ihn interessirender Persönlichkeiten mit dem geheimen Wirken und Einfluß der Sterne in Berührung brachte. Genug, er prüfte mich schon gleich bei meinem ersten Besuch sehr genau und ich mochte ihm gefallen, denn er nahm mich mit einer mir wohlthuenden Freundlichkeit auf und wies mir sogar, da ich auf seine Frage angebe, daß ich noch keine bestimmte Wohnung habe, eine solche in seinem prachtvoll eingerichteten Landhause an, welches unmittelbar neben der Universitätssternwarte lag und durch einen Gartengang damit verbunden war. Obgleich ich mich anfangs etwas sträubte, von diesem hochherzigen Anerbieten Gebrauch zu machen, zumeist weil ich fürchtete, der mir als streng seinen Grundsätzen folgender Sonderling geschilderte Mann werde mir in meinem freien Studentenleben eine gewisse Beschränkung auferlegen, so widerstand ich doch seinem mit einer mir imponirenden Festigkeit vorgebrachten Vorschlage, der fast das Ansehen einer unabweislichen Forderung annahm, auf die Dauer nicht, und ich that gewiß wohl daran, denn meine Besorgniß war durchaus ungerechtfertigt gewesen und Niemand, weder früher noch später, hat mir jemals größere Freiheit im Denken und Handeln gelassen, als er, wobei er jedoch stets mit allen Kräften bemüht war, meinen Geist zu klären, alles Unlautere aus meinem Gemüth zu verbannen, dagegen das Edle darin anzupflanzen und zu erwecken, vor allen Dingen aber die Pflege der Wissenschaft im Allgemeinen und Besondern mir als höchste Aufgabe für einen Mann hinzustellen, der

sich einmal einem Berufe ergeben, der einzig und allein auf sie gegründet war.

»So traten wir denn bald in ein näheres geselliges und geistiges Verhältniß und lernten uns und unsere Naturanlagen und Eigenschaften genügend nach allen Richtungen kennen. Kein Vater konnte seinem Sohn zärtlicher ergeben sein, als er mir es war, und keiner konnte eine größere Sorge für seine geistige Ausbildung haben als er sie für mich hatte. Bald sogar bemerkte ich, daß der früher etwas grämliche Mann durch meinen Umgang heiterer, offener und geselliger, wurde, denn er hatte als Wittwer bis dahin sehr einsam gelebt und eine alte Haushälterin, eine Köchin, ein Bedienter, ein Gärtner und ein Kutscher waren die einzigen Leute in seinem Hause, mit denen er in näherer Verbindung stand, da es zu seinen Gewohnheiten gehörte, höchst selten einen Gast bei sich zu haben, wie ich ihn denn auch niemals eine größere Gesellschaft außer dem Hause habe besuchen sehen.

»Ich war noch nicht vier Wochen der Mitbewohner seines geräumigen Landhauses, das er auch im Winter nicht verließ, so zog er mich, nachdem er mich fortwährend im Stillen beobachtet, schon an seinen Tisch, und von nun an war ich für's Erste in jeder freien Stunde sein unzertrennlicher Gefährte und der aufmerksamste Theilnehmer an seinen Studien geworden, deren ergiebige Felder er mir eins nach dem andern mit einer wunderbaren Offenherzigkeit, Hingabe und Freudigkeit erschloß. Und da er dabei oft genug Gelegenheit hatte, meinen Eifer und meine Lernbegier wahrzunehmen, beschloß er mich auch

zu seinem Famulus in den Wissenschaften zu machen, denen er vorzugsweise sein Leben gewidmet und die er als vorzüglicher Lehrer an der dortigen Universität vertrat. So war er es auch, der mich zuerst einen Blick in den gestirnten Himmel thun ließ, mich in die mir bis dahin unbekanntem Geheimnisse der Astronomie einweihte und dadurch für immer eine Leidenschaft in mir erweckte, die ich bis zu diesem Augenblick bewahrt habe, da sie mich schnell fesselte und endlich so ganz und gar beherrschte, wie meinen Mentor selbst.

»Als er dies mit seinem scharfen Geistesblick erkannte, sprach er einmal den Wunsch aus, daß ich die Medizin aufgeben und mich seiner Wissenschaft allein widmen solle, aber das lehnte ich dankbar und entschieden ab, denn die Vorliebe für die Arzneiwissenschaft war noch nicht in mir erkaltet, im Gegentheil, je tiefere Blicke ich in ihre Lehren that, um so mehr zog sie mich an und meine mir von Anfang an gestellte Lebensaufgabe, den nothleidenden und Hülfe bedürftenden Menschen zur Seite zu stehen, war so fest in mir gewurzelt, daß ich mich nur mit großem inneren Opfer davon hätte losreißen können. Auch mußte ich ja schon aus äußerer Nothwendigkeit einen Beruf festhalten, der mir, da ich kein hinlängliches Vermögen besaß, um ohne anderweitige Beihülfe leben zu können, künftig eine sorgenfreie Existenz versprach, und als ich dem Professor dies eines Abends auf die schonendste Weise vertrug, stimmte er mir schweigend bei und es war niemals wieder zwischen uns von einem Studienwechsel die Rede.

»Dennoch aber ließ er nicht ab, mich in der Mathematik und Astronomie zu unterrichten, und in meinen abendlichen Mußestunden war ich der gelehrigste und aufmerksamste Schüler bei meinem Meister. Ich erinnere mich noch sehr wohl einer sternenklaren Nacht, wo er mir zum ersten Mal seine volle Liebe zu den Sternen und sein gränzenloses Vertrauen auf sie entwickelte, und sogar noch die Worte klingen in meinen Ohren, die er mit seiner sanften Stimme in jener unvergeßlichen Mitternachtsstunde auf seiner Warte zu mir sprach.

»Mein Sohn, sagte er zu mir, schau Dir nur immer die Sterne mit offenem Auge und Herzen an, und Du wirst bald erfahren, daß sie Dich wieder mit solchen Augen und Herzen betrachten, denn es sind lebendige Wesen wie wir, nur viel größer und mächtiger, und sie erfüllen eben so ihren göttlichen Beruf, wie wir unsern irdischen. So wirst Du in kurzer Zeit entdecken, daß sie auch eine Sprache haben, nur muß man sie verstehen lernen, wie jede andere uns fremde Sprache, wenn wir ihren Sinn erkennen wollen, und das ist in Wahrheit keine so schwierige Sache. Gewöhne Dich also, mit ihnen zu reden und sie nach irgend Etwas zu fragen, und die Antwort, die sie Dir geben, wird Dich niemals täuschen, denn Lug und Trug giebt es da oben nicht, sondern nur unvergängliche ewige Wahrheit. Nein, nur die Erde hier unten ist voller Lug und Trug, aber die Sterne lügen nicht und können nicht lügen, denn sie predigen Dir Nacht für Nacht dasselbe Lied, des allweisen Schöpfers allmächtige Kraft und Herrlichkeit. Sieh, wenn ich einmal in irgend einem

Trübsal befangen bin, welches aus den Vorgängen auf der Erde stammt und in meiner Abgeschiedenheit und Verlassenheit von aller Welt – habe ich doch nicht Frau und Kind – nicht aus und ein weiß, dann wende ich mich an die Sterne, klage ihnen mein Leid und bitte sie um ihren Rath. Und sie – glaube es mir – erfüllen meine Bitte immer – ohne Nachlaß in ihrer Güte – ohne irgend einen Dank von mir zu beanspruchen. Sie trösten mich also und rathen mir, und wenn ich mich so recht in ihr Anschauen versenke, ist mir zu Muthe, als ob der große unbekannte Schöpfer selbst aus ihren goldenen Augen auf mich herabblickte, mit ihrem Flimmern zu mir spräche und mir schon dadurch allein den Rath und die Hülfe gäbe, die ich verlangt. So habe ich die Sterne lieb gewonnen, als ob sie meine besten Freunde wären, und das sind sie auch geworden; wir haben ein unzerreißbares Bündniß mit einander geschlossen und das wird dauern, bis ich meine Augen auf dieser Erde schließe, um sie auf irgend einem Lichtpunkt dort oben wieder zu eröffnen und mit klar gewordenem Geistesblick die Wunder aus der Nähe zu schauen, die ich jetzt nur zum Theil aus der Ferne errathen kann. Je älter, erfahrener und also auch weiser ich aber werde, mein Sohn, um so lauter, verständiger sprechen die Sterne zu mir, denn man lernt von ihnen leicht und schnell, und so wird es auch Dir ergehen, denn ich irre mich darin nicht, auch Du hast von der Natur das offene Auge und den klaren Blick erhalten, dem sich die himmlischen Welten dort oben erschließen, und darum allein habe ich Dich an meine Seite genommen, Dir

die Thür meines Hauses und Herzens geöffnet, um wenigstens *einen* Gedankenerben in meiner lieben Wissenschaft zu erlangen und mir zu bilden, der nach meinem Tode gewissenhaft fortsetzt, was ich so viele Jahre hindurch mit ganzer Hingebung getrieben und angestrebt habe.

»So sprach der Professor A\*\*\* damals in jener Nacht, und in späterer Zeit wiederholte er es oft mit anderen Worten und Deutungen, und immer tiefer drangen seine erhabenen Lehren in mein Herz und immer fester wurzelten sie in mir, so daß ich mich wirklich auch in dieser Beziehung als seinen Schüler und Erben betrachten kann, der ich ja auch, nach Gottes unbegreiflicher Fügung, in anderer Weise werden sollte.

»Allmählig verging mir so die Zeit und ich näherte mich dem Ende meiner medizinischen Universitätsstudien, um mich alsbald dem praktischen Leben in die Arme zu werfen und endlich den Beruf in seiner äußeren Gestaltung und Wirksamkeit kennen zu lernen, dem ich einmal mein Leben gewidmet. Allein das ging so rasch nicht, wie ich anfangs gehofft, denn mein guter Professor wollte mich durchaus noch nicht so bald aus seinem Hause und in die weite Welt entlassen. Ich merkte wohl, daß er dabei etwas egoistische Absichten verfolgte, denn er hatte mich wirklich liebgewonnen und sich so an den Umgang und intimeren Verkehr mit mir gewöhnt, daß ich ihm eine Art moralischen Bedürfnisses geworden war. Indessen gab er auch verständige Gründe an, um mich noch eine Weile bei sich zu behalten, und der hauptsächlichste Grund



war seine Ansicht, daß ein Arzt, bevor er seine Kunst und Wissenschaft praktisch ausübe, nicht lange genug studieren und Kliniken berühmter Meister besuchen könne, da die vier gesetzlich vorgeschriebenen Jahre viel zu kurz wären, um einen vollen Ueberblick über alle Disciplinen und eine sichere Routine in der Handhabung ihrer Lehren zu erlangen, und darin mochte er allerdings Recht haben, weshalb ich ihm seine Meinung auch niemals bestritt. Und so hatte er mich denn wieder auf unbestimmte Zeit an sein Haus gefesselt, ja ich blieb sogar noch darin wohnen, als ich von Berlin, wo ich meine Staatsprüfungen abgelegt, zu ihm zurückgekehrt war und allmählig anfang, in B\*\*\* selbst eine kleine ärztliche Praxis zu betreiben.

»Daß ich aber sehr gern wieder zu ihm zurückkehrte und mich in seinem Hause innerlich und äußerlich ungemeyn wohlbefand, dafür gab es noch einen anderen Grund, denn es hatte sich im Laufe der Zeit ein Magnet darin eingefunden, der mich unwiderstehlich und mit gewaltiger Kraft an sich zog, so daß es mir von Anfang an fraglich war, ob er mich jemals wieder loslassen und in das nüchterne Alltagsleben zurückkehren lassen werde.«

–

Hier ließ der Erzähler eine kurze Pause eintreten, trocknete sich den Schweiß von der Stirn und blickte nachsinnend vor sich nieder, während seine Zuhörer mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf ihn schauten und in fast athemloser Erwartung dem Folgenden entgegen sahen, da sie ihm wohl anmerkten, daß er in seiner

Erzählung jetzt an einen Punkt gelangt sei, der den eigentlichen Schlüssel zu dem Räthsel seines Lebens enthielt. Nach einiger Zeit aber hatte er sich erholt und, die Augen voll gegen den Himmel aufschlagend und dann seine Hände faltend, fuhr er in seiner Erzählung also fort:

»So bin ich denn jetzt an einen Tag im Hause meines mir so theuren Mentors und Wohlthäters gelangt, der über das ganze Glück und Unglück meines ferneren Lebens entscheiden sollte und muß ich nun um einige Jahre in meiner Erzählung zurückkehren, da dieser Tag schon vor die Zeit fiel, wo ich nach Berlin ging, um meine Staatsprüfungen abzulegen. Professor A\*\*\* war von Geburt ein Detmolder und hatte in dieser Stadt seine einzige Tochter an einen adligen Herrn verheirathet, die aber schon in den ersten Jahren ihrer Ehe gestorben war und ihrem Gatten wiederum nur eine Tochter hinterlassen hatte. Diese Tochter nun, die letzte lebende Verwandte meines väterlichen Freundes, war jetzt herangewachsen, erst siebzehn Jahre alt und besuchte ihren einsam lebenden Großvater auf längere Zeit, nicht nur um gewissen unangenehmen Ereignissen im elterlichen Hause aus dem Wege zu gehen, da ihr Vater sich zum zweiten Male verheirathen wollte, sondern auch weil Ersterer wiederholt die dringende Bitte ausgesprochen, ihm seine Enkelin zuzuführen, damit er sie auch persönlich kennen lerne und sie ihm sein einsames Haus durch ihre Gegenwart versüße.

»Dieser Wunsch des alten Herrn war von dem etwas zähen Schwiegersohn lange nicht beachtet worden

und erst als jener seine Forderung in ernsthafterer Weise aussprach und als Grund derselben durchblicken ließ, daß er seine Enkelin als einstige Erbin seines Vermögens nothwendig genauer kennen lernen müsse, fügte sich der vornehme Schwiegersohn in des alten Herrn Wunsch und sandte seine Tochter mit einer Jungfer nach B\*\*\*, welche letztere auch bei ihr blieb, so lange sie im Hause ihres Großvaters weilte.

»Als ich dies junge Mädchen zum ersten Male sah, und es geschah dies am Mittagstisch, als ich aus meiner Klinik nach Hause gekommen war, wußte ich, als hätte es mir eine innere unfehlbare Stimme gesagt, daß ich die einzige Geliebte meines Lebens gefunden habe. Sie war von einer fast rührenden Schönheit und Grazie, die augenblicklich auch ihren Großvater für sie gewann, der, wie einst bei mir, lange ihre Züge studirte und dann, aus voller Seele aufathmend, freudig ihr und mir zunickte, als wollte er sagen, daß er wiederum einen Zögling gefunden, der seinen innersten Herzenswünschen entspräche. *Sophie*, denn so hieß sie,« – fuhr der Erzähler, einen heimlichen Blick auf den jungen Baron hinüberwerfend, mit sichtbarer Bewegung fort – »war nicht groß, aber wunderbar schön und schlank gebaut, harmonisch im Ganzen und Einzelnen gebildet, und nichts war an ihr, was man anders hätte wünschen können. Sie hatte reiches und glänzendes kastanienbraunes Haar, ein von blühender Gesundheit strahlendes Gesicht und große blaue Augen, in denen die ganze Milde und Weichheit ihres Charakters ausgeprägt war. Wie gesagt, ein rührender Reiz

war über dieses bezaubernde Gesicht ausgegossen und wenn sie lächelte, zeigten sich zwei kleine Grübchen in der Mitte ihrer Wangen, die etwas Schelmisches hatten und den wohlthuenden Eindruck, den sie auf den Beschauer hervorbrachte, unendlich erhöhten.

»Was ihr jedoch vor Allem unser Herz gewinnen mußte, das war die kindliche Einfalt und Harmlosigkeit ihres Gemüths, und wenn ihr Geist in dem ersten Jahre ihres Aufenthalts bei dem Großvater auch noch nicht zu seiner späteren vollkommenen Blüthe entwickelt war, so zeigte sie doch schon vielen natürlichen Verstand und eine Geradheit der Anschauung aller weltlichen Dinge, die auf Jedermann, der Kenntniß davon erhielt, bestechend wirken mußten.

»Natürlich wurde ich von dem Tage an, wo sie unsere Hausgenossin geworden war, bei Weitem häuslicher als früher, obgleich ich mich im Ganzen nur selten den Vergnügungen meiner jungen Commilitonen hingeeben hatte, aber von jetzt an bot mir nichts auf der Welt so viel Reiz, wie der Verkehr mit der Enkelin meines Beschützers und Wohlthäters, und dieser, als er es gewahrte, empfand die größte Freude darüber, denn nun hatte er mit einem Mal, was er sich so lange und oft gewünscht, einen engeren behaglichen Familienkreis der ihm sein stilles Haus zu einem wahren Eden umschuf.

»So erging es auch mir und nun gab es Abends für mich eine ganz neue Zerstreung, wenn ich bei trübem Wetter mit dem Professor nicht die Sternwarte besuchen konnte, denn dann saß ich in Sophiens elegantem Zimmer und

nährte ihren jungen Geist mit den Wissenschaften, die ich selber mit so vieler Liebe in mich aufgenommen. Vorzüglich aber interessirte das junge Mädchen das Studium der Botanik und diesem gaben wir uns von jetzt an gemeinschaftlich mit ganzer Seele und nie nachlassendem Eifer hin.

»Unter den im Hause obwaltenden Verhältnissen war es natürlich, daß ich, wenn der Professor durch seinen Beruf anderweitig in oder außer dem Hause beschäftigt war, manche Stunde mit Sophie allein blieb, und sehr bald auch fanden wir Beide an diesem Alleinsein ein großes Wohlgefallen, welches der Professor nie unterbrach, indem er sich sogar freute, wenn er seine beiden Studenten, wie er uns scherzweise nannte, recht fleißig mit einander arbeiten und plaudernd verkehren sah. So kam es denn, daß wir, da wir von der übrigen Welt im Ganzen fern lebten und fast keine Vergnügungen außerhalb des Hauses kannten, uns bald an und in einander gewohnten und in Geist und Sinn näher traten, bei Weitem rascher, als es unter anderen Verhältnissen in der geräuschvollen Welt geschehen wäre. Doch,« fuhr der Erzähler nach kurzen Sinnen, fort, »lassen Sie mich über diese glückliche Zeit und die Entwicklung unserer allmählig erwachenden Neigung nicht zu ausführlich werden, Sie können sich ja vorstellen, wie uns und namentlich mir zu Muthe war, dem es zum ersten Mal im Leben vergönnt ward, an der Seite eines so reizenden Wesens die glücklichsten Stunden zu genießen, die einem armen Menschen auf Erden zu Theil werden können, die ersten

Stunden einer langsam aufkeimenden reinen und wahrhaften Herzensneigung und will ich also sogleich zu dem Beginn unseres ersten Romans übergehen, der ohne alle Wehen in's Leben trat und keine Dornen menschlichen Daseins spüren ließ.

»Es war am achtzehnten Geburtstage Sophiens, als unser Hausherr am Abend in einer Sitzung der Universitätsprofessoren ungewöhnlich lange aufgehalten wurde. Wir saßen allein in Sophiens Zimmer und hatten ein schönes botanisches Kupferwerk vor uns aufgeschlagen, in dem wir recht eifrig wie immer zu studiren beabsichtigten. Indessen wollte es diesmal nicht so recht damit vorwärts gehen; unser Gespräch stockte oft, denn unsere Gedanken waren auf ganz andere Dinge gerichtet und unsere Herzen quollen fast über von einem Gefühl, dem wir bisher noch keinen Namen gegeben hatten. Wir saßen eine Weile schweigend neben einander und horchten öfters nach außen hin, ob die Glocke noch nicht ertönen wollte, die uns die Rückkehr des Professors verkündete. Da sah ich, wie Sophie langsam die Augen von dem vor ihr liegenden Buche erhob und auf mich wandte, und in diesem Augenblick glaubte ich plötzlich den ganzen Himmel mit allen seinen Sternen, die ich so lieb gewonnen, darin zu lesen. Ihre feine elfenbeinartige Hand lag auf dem Tisch neben dem Buche, und kaum hatte ich einen Blick darauf geworfen, so zog es meine eigene Hand wie mit eines gewaltigen Magnetes Kraft zu der ihren hin und, meiner überströmenden Empfindungen nicht mehr mächtig, faßte ich sie und schloß sie fest in die meine ein.

»Zuerst und von einem leisen geheimnißvollen Schauer durchrieselt, wagten wir nicht, die Augen zu einander zu erheben, die wir im Drange unserer Gefühle zu Boden geschlagen, als wir sie aber plötzlich Beide, wie auf ein inneres Geheiß, wieder erhoben, da stießen wir Jedes einen lauten Freudenruf aus und – lagen uns in den Armen, die Lippen zum ersten Mal auf einander pressend und uns mit den zärtlichsten Worten anredend.

»So war denn also die Knospe unserer Liebe gesprungen und die volle Blüthe derselben an's Tageslicht getreten. Wie uns von jetzt an die Zeit verstrich, bis der Professor wiederkam, wußten wir selbst nicht und ich weiß nur noch, daß, als er endlich kam, wir Beide auf ihn zueilten und ihn mit einer Zärtlichkeit begrüßten, die er bisher nicht an uns gewohnt gewesen war.

»Als der alte Herr uns aber eine Weile sprachlos und staunend betrachtet hatte und in unseren Mienen lesen mochte, was in unseren Herzen vorgegangen war, richtete er die großen Augen zuerst fest auf mich, als wollte er ergründen, wer von uns Beiden ihm wohl zuerst das Geheimniß offenbaren würde, das er bereits erkannt. Und es war Sophie, die zuerst sprach und, ihren Großvater in die Arme schließend, mit weinenden Augen bekannte, daß sie ihr Herz an mich verloren habe und daß sie nur glücklich sein und werden könne, wenn er durch seine Beistimmung unserer Liebe ihre Weihe geben würde.

»Ich sehe den alten Herrn noch in diesem Augenblick vor mir stehen und mein Gesicht, wie das erste Mal, da er mich sah, Linie für Linie prüfen und durchforschen.

Verloren hast Du Dein Herz? fragte er endlich Sophie mit seiner mildesten Stimme, die von seiner tiefen Rührung zeugte. – O, danke doch Gott, mein Kind, daß Du dafür ein anderes gewonnen hast, denn solche Herzen, wie Theodor eines besitzt, findet man nicht scheffelweise auf der Welt.

»Also die Billigung unserer Neigung seinerseits war ausgesprochen und wir beiden Glücklichen begannen nun, auf so ganz unerwartete Weise begünstigt, unser stilles Liebesleben, das bis zu unserer Trennung ohne jede Trübung verlief, da wir gleichsam im Sonnenschein der Duldung und des Schutzes unsers theuren Wohlthäters unsre Tage verbrachten. Natürlich aber blieb unsere Herzensverbindung in der Stadt ein Geheimniß, wir waren Beide noch zu jung und namentlich ich zu wenig dem Ziele meines Strebens zugeschritten, als daß wir auch auf die Billigung der Welt hätten einen Anspruch erheben dürfen, und so hatte Niemand eine Ahnung davon, als höchstens die getreue Jungfer Sophiens, die aus ihrer jungen Gebieterin verändertem Wesen wohl auf eine solche schließen konnte, obgleich Sophie selbst, so viel ich weiß, nie mit ihr darüber gesprochen hat. Daß wir nun aber oft, wenn wir mit dem Großvater allein waren, von unserer Zukunft sprachen, versteht sich von selbst, und er am wenigsten schien darüber eine Sorge zu haben und fuhr ohne Nachlaß fort, im Vertrauen auf sein gewichtiges Wort bei seinem Schwiegersohn unserer Liebe das günstigste Prognostikon zu stellen. Daß er einen harten Kampf mit dem ahnenstolzen Manne einmal zu



bestehen haben würde, wenn demselben unser jugendliches Bündniß bekannt gemacht werden mußte, sagte er sich allerdings bisweilen selbst und sprach auch mit uns davon, allein er glaubte sich mächtig und einflußreich genug, denselben siegreich zu beenden, und so war und blieb er es allein, der uns unsere Zukunft im günstigsten Lichte darzustellen wußte.

»Doch, meine Lieben,« fuhr der Erzähler wieder nach einer kurzen Pause fort, »ich habe, von meinen noch immer lebhaften Gefühlen hingerissen, mich etwas zu lange bei dieser ersten und einzigen glücklichen Episode meines Lebens aufgehalten, und so will ich von jetzt an kürzer sein und das, was kam, lieber im Fluge berichten, zumal es nicht so angenehm war, als der Anfang unseres Bündnisses es uns hoffen ließ.

»Die Jahre verstrichen und ich und Sophie waren also ein verlobtes Brautpaar. Sie liebte mich wirklich und mit ganzer Seele, davon war ich fest überzeugt und bin es noch heute, und ich liebte sie mit einer Gluth und Innigkeit ohne Gleichen. So führten wir, bis ich nach Berlin ging, um meine Prüfungen abzulegen, das harmlos glücklichste Leben, und auch als ich nach einiger Zeit wieder zurückkehrte wiegten wir uns in den Träumen einer goldenen Zukunft und schmückten uns das Leben mit tausend duftenden Blüthen aus, die leider nur zu rasch wieder verdorren oder vielmehr nie zur Reife kommen sollten.

»Während ich in Berlin war und kurz bevor ich meine Examina beendet, hielt der Professor es endlich für geboten, seinem Schwiegersohne von dem Ereigniß in seinem Hause und der Liebe seiner Tochter zu mir Kenntniß zu geben. Damals schon, und ich wußte es glücklicher Weise nicht, fiel der erste Schatten aus der Ferne her in mein bisher so lichtreiches Dasein. Dieser Schatten ging natürlich von dem adelsstolzen Vater Sophiens aus und er sträubte sich anfangs entschieden, seine Einwilligung zu unserer Verlobung zu geben. Ich war in seinen Augen – von meiner geistigen Ausbildung nahm er ja nicht die geringste Notiz – weiter nichts als der Sohn eines armseiligen Landpfarrers, und seine Tochter war der Sprößling einer ahnenreichen Familie, die noch dazu reich begütert war und ein großes Ansehen in den Lippeschen Landen genoß. Indessen der Professor hielt mannhaft Wort, er wußte seine Obergewalt über seinen Schwiegersohn nachdrücklich geltend zu machen und so langte endlich, kurz bevor ich nach B\*\*\* zurückgekehrt war, des Letzteren mit sichtbarem Widerstreben gegebene Einwilligung an, nachdem ihm der Professor in seinem letzten Briefe geschrieben: Er müsse sich wundern, daß er gegen die Liebe seiner Tochter zu einem Bürgerlichen Einspruch erhebe, da er doch selbst einst eine Bürgerliche geheiratet. Habe er das aber nur des Geldes wegen gethan, welches er von ihm, seinem Schwiegervater einst für seine Kinder erwartet, so täusche er sich, wenn er glaube, daß er sein Vermögen auf Sophien vererben würde, wenn sie nicht seinen jungen Freund und Zögling heirathe, ja nur

unter der einzigen Bedingung, daß dies der Fall, werde er sein ganzes Vermögen auf sie übertragen.

»Diese sehr erastische Erklärung hatte dem Herrn Baron die Augen und vielleicht auch das Herz geöffnet und so war also endlich unsere Verbindung auch von väterlicher Seite her gebilligt. –

»Zwei Jahre noch blieben wir in unserm bisherigen Verhältnisse in B\*\*\* bei unserm Beschützer, denn Sophiens Vater hatte seinen unwiderruflichen Entschluß ausgesprochen, daß er eine nähere Verbindung seiner Tochter mit mir nicht vor ihrem zwanzigsten Jahre gestatten werde. Während dieser zwei Jahre bildete ich mich in der besten klinischen Schule zu meinem künftigen Berufe aus, nach ihrem Ablauf aber war endlich die Zeit gekommen, wo ich von B\*\*\* scheiden mußte, um ernstlich an die sichere Begründung eines Heerdes für Sophie und mich zu denken. Und nun, meine Freunde, kann ich meine ferneren Mittheilungen in aller Kürze und beinahe sprungweise abwickeln.

»Durch die Verwendung meines Beschützers, der mir zuletzt so nahe getreten war, als ob ich sein leiblicher Sohn gewesen wäre, wurde ich zuerst Assistenzarzt am städtischen Hospital der unserm B\*\*\* zunächst gelegenen Stadt C\*\*\*, und hier erlangte ich, durch mancherlei äußere Verhältnisse begünstigt, sehr bald Ruf. Ich hatte mit meinen Kuren Glück und wurde in kurzer Zeit ein in der Stadt und ihrer ganzen Umgebung gesuchter Arzt. Schon ein Jahr später ward ich als Primärarzt

und Dirigent des noch größeren Hospitals zu W\*\*\* berufen, mit welchem Amte zugleich die Universitätsklinik und ein Lehrstuhl verbunden war. Diese Berufung sagte mir schon deshalb ganz besonders zu, weil in W eine gute Sternwarte war und so kehrte ich auch in diesem meinem neuen Wirkungskreise sehr bald zu meiner alten Lieblingsbeschäftigung zurück. In dieser mir eben so angenehmen wie vortheilhaften Stellung, die mir auch dem Titel eines Professors und endlich eines Geheimen Medizinalrathes eintrug, wurde ich in wenigen Jahren ein angesehenener Mann und erwarb mir die volle Zuneigung der zahlreich in meine Klinik strömenden Studirenden, ja ich war auch, ohne jemals die Beihülfe meines alten Beschützers in Anspruch nehmen zu müssen, in pecuniärer Beziehung in so gute Verhältnisse gerathen, daß ich von jetzt an auf meinen eigenen Füßen stehen und ein Haus gründen, konnte, welches alle äußeren Annehmlichkeiten des Lebens bot. –

»Sie werden mich nun fragen,« fuhr Doctor Blank tief aufseufzend zu reden fort, »warum ich, nachdem ich in so günstige Verhältnisse gelangt war und meine geliebte Sophie längst ihr zwanzigstes Lebensjahr erreicht hatte, dieselbe nicht geheirathet habe? Ach, das wird Ihnen sehr bald klar werden, viel rascher, als es mir damals wurde, da das Schicksal einmal beschlossen hatte, mich auf eine recht langsame Art zu foltern und bald wieder

mit auflebender Hoffnung, bald mit trostloser Verzweiflung zu verfolgen, bis mein Herz, sich allmählig verblutend, zu Boden lag und alle und jede Hoffnung auf Nimmerwiederkehr zu Grabe getragen war.

»Wenige Tage nach meiner Abreise von B\*\*\* traf Sophiens Vater bei seinem Schwiegervater ein und überbrachte ihm und seiner Tochter die erfreuliche Kunde, daß seine seit Jahren beabsichtigte zweite Vermählung aufgegeben sei und daß er bei seinem zunehmenden Alter den Entschluß gefaßt habe, auch fernerhin im Wittwerstande zu verbleiben. Dafür aber müsse seine Tochter zu ihm nach Detmold zurückkehren, da er ihrer von nun an selbst in seinem Hause bedürfe, wo sie fortan als Hausgebieterin die Honneurs zu machen habe, nachdem sie in ein Alter gelangt, das sie neben ihren anderweitigen Eigenschaften zu diesem Amte vollkommen geschickt mache.

»Gegen diese so natürliche Forderung konnte der Professor, wie er mir auch sofort schrieb, keinen Einwand erheben, der Vater hatte größere Anrechte an seine Tochter als er, so lange sie ledig war, und so fügte der alte Herr sich mit vielen Schmerzen in diese neue Wendung der Dinge und ließ die so geliebte Enkelin mit ihrem Vater in die Heimath ziehen. Alle Briefe, die er mir nach diesem Ereigniß fast allwöchentlich schrieb, sprachen mir seinen Kummer über diesen Wechsel in seiner Lebensweise aus und seitdem wir Beide von ihm gewichen, versicherte er mir, sei alle Freude in seinem Hause erloschen

und der Abend seines Lebens, die düsteren Schatten einer noch trostloseren Nacht vor sich her werfend, sei plötzlich über ihn hereingebrochen.

»Fast eben so düster und traurig lauteten auch die Briefe Sophiens. Die ersten, die ich in meiner neuen Heimath von ihrer Hand empfang, sprachen ihren ganzen Schmerz über die Trennung von mir und ihrem Großvater aus und zeigten mir ihr weiches edles Herz und ihre zärtliche Theilnahme an meiner isolirten Lage in ihrem vollen Glanz. Indessen hegte sie die Hoffnung, daß durch eine abermalige Verwendung unsers Beschützers unsere Trennung keine zu lange sein würde und sie werde alle Kraft aufwenden, den Widerstand, den ihr Vater von Neuem gegen die Vollziehung unserer Verbindung blicken ließe, zu überwinden.

»Als ich darauf schrieb daß unsere Prüfungszeit nun lange genug gedauert habe und daß ich endlich der Mann geworden, der ihr eine angenehme Häuslichkeit zu bieten im Stande sei, blieb ihre Antwort ungewöhnlich lange aus und ich ward dadurch natürlich in die tiefste Betrübniß versetzt. Indessen kam sie endlich und von nun an wechselten unsere Briefe ziemlich regelmäßig mit einander ab aber allmähig wurden die ihrigen kürzer, trafen in größeren Zwischenräumen ein und es wollte mich fast bedünken, als ob ein fremdartiger, kühlerer Ton darin vorherrsche, der die Befürchtung in mir aufdämmern ließ, daß ihre Liebe langsam zu kränkeln beginne und ihrer gänzlichen Verblutung nahe sei.

»Als ich diese traurige Entdeckung gemacht zu haben glaubte, schrieb ich sofort an meinen alten Wohlthäter und theilte ihm alle meine Besorgnisse offenherzig mit, und er antwortete mir auf der Stelle, daß er einen gewaltigen Protest nach Detmold gesandt habe, der hoffentlich seine Wirkung thun und den abtrünnig gewordenen Schwiegersohn in kräftigster Weise an sein Versprechen erinnern werde.

»Indessen zeigte sich diese von ihm so sicher prophezeite und von mir so sehnlich erhoffte Wirkung nicht, im Gegentheil, es traf mich bald darauf ein harter und völlig unerwarteter Schlag. Ich erhielt nämlich eines Tages einen Brief aus Detmold, der nicht von meiner Braut, sondern von ihrem Vater kam, und das allein schon gab allen meinen Befürchtungen den weitesten Spielraum. Er schrieb mir in einem höchst trockenen Cavalierton, aus dem mich in einzelnen fast beleidigenden Ausdrücken ein kalter Wind vornehmer Exklusivität anwehte; er habe vor Jahren, als Sophie noch ein halbes Kind gewesen, seine Einwilligung zu einer einstweiligen Verlobung mit mir nur mit dem höchsten Widerwillen ertheilt, dieselbe aber, so wie unsere ganze Liebelei fast nur für eine kindische Spielerei gehalten und so dem Wunsche und den Vorspiegelungen seines Schwiegervaters als denen eines alten, abgelebten und die Verhältnisse der modernen Welt durchaus verkennenden Mannes, nur scheinbar nachgegeben. Jetzt aber, da er wieder voller und unumschränkter Herr seines einzigen Kindes geworden, bereue er diese seine uns gegenüber bewiesene Schwäche und

ich möge die wahre Sachlage nur mit ruhigem Auge betrachten, dann würde ich gewahren, daß die Verhältnisse heute ganz anders als damals lägen und weniger zu meinen Gunsten sprächen, als sein Schwiegervater, den er geradezu einen alten Träumer und Sternendeuter nannte, es ihm habe glauben machen wollen. Seine Tochter sei adligen Ursprunges und habe größere Ansprüche an das Leben zu machen, als die Frau eines simplen Arztes zu werden, wenn derselbe auch Titel und Orden erhalten habe, was Alles ja heutigen Tagen sogar ganz untergeordnete, weniger durch ihr Verdienst, als durch die Gunst leicht zu erlangender Protection emporgestiegene Leute erreichen könnten. So habe sich denn auch ein Bewerber um die Hand seiner Tochter gefunden, dem er, der in die Ferne blickende Vater, entschieden und unbedingt vor mir den Vorzug geben müsse und das werde er durch seine Einwilligung zur sofortigen Vermählung seiner Tochter mit diesem adligen und reichen Herrn zu beweisen bemüht sein. Wenn seine Tochter sich diesem seinem unabänderlichen Willen bisher mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit und Verblendung auch widersetzt habe, so würden seine ferneren Bemühungen doch sicher bewirken, was sie nothwendig bewirken müßten.

»Genug, meine Freunde, mein so lange und innig gehegter Traum von Glück in der Liebe und Ehe in diesem Leben war ausgeträumt und ich erkannte jetzt mit schauerndem Herzen, daß alle meine schönen Jugendhoffnungen zu Grabe getragen seien. Dennoch erhob ich



mich noch einmal zum Kampf, schrieb einen herzerreißenden Brief an Sophie und beschwor sie mit aller Macht, mir ihre Treue zu bewahren und ihre heißen Schwüre nicht zu vergessen, die sie mir so oft in Stunden süßesten Glücks freiwillig ausgesprochen.

»Ihre Antwort, die nicht lange ausblieb, war rührend und bewegte mein Herz bis in den tiefsten Grund. Sie gab mir nur zu deutlich zu verstehen, daß sie mich auch jetzt noch liebe, wie sie mich früher geliebt, und daß sie in ihrem Innern nie aufhören werde, mir diese Liebe vor Gott zu bewahren, die sie mir so oft gelobt. Aeüßerlich und vor den Menschen aber könne und dürfe sie das nicht. Der Wille ihres Vaters sei unbeugsam und so entschieden ausgesprochen, daß sie ihm nicht länger widerstehen könne und sie fühle sich zu schwach und angegriffen, um die Kämpfe fortzusetzen, die nun schon so lange dauerten, als sie im väterlichen Hause sei. Ich möge mich daher beruhigen und in unser gemeinsames Schicksal ergeben, wir seien uns einmal für diese Welt verloren und sie werde nie wieder eine glückliche Stunde haben, da sie erkannt, daß ihr Leben ein gänzlich verfehltes und von den Schatten düstersten Wehes umnachtetes sei.

»Dieser letzte Brief, den ich von ihr erhielt, zerriß mir zwar das Herz, aber er brachte mich doch nicht zur Verzweiflung, wie man es nach der furchtbaren Täuschung, die ich erfahren, hätte erwarten können. Nein, trotz der so gänzlichen Niederlage, die ich erlitten, gewann die Vernunft in mir die Oberhand und ich wurde ruhig und gefaßt, obgleich ich die sichere Ueberzeugung hatte, daß

auch *mein* ganzes ferneres Leben in einer Beziehung ein verfehltes und unglückliches sein werde, und darin habe ich mich auch nicht getäuscht. Dennoch schrieb ich in einem neuen Anfall frisch auflodernder Liebessehnsucht noch einmal an Sophie, allein der Brief gelangte gar nicht an sie und kam uneröffnet und mit den von ihrem Vater auf die Adresse geschriebenen Worten: »Fernere Schreiben von dem Absender dieses werden nicht angenommen!« wieder in meine Hände zurück.

»Da stand ich denn also verwaist und verlassen in meinem schönen, für Sophie eingerichteten Heim und düstere Trübsal sank auf mich herab. In einem fast apathischen Zustande, sobald ich meinen Beruf erfüllt und spät Abends mir allein überlassen war, verharrte ich so zwei oder drei Jahre, denn gleich nach Ankunft jenes von meiner eigenen Hand geschriebenen und nicht angenommenen Briefes las ich in allen Blättern die Anzeige der Vermählung meiner früheren Braut mit dem Baron Strachnitz auf Strachnitz.

»Nur wenige Tage nach Lesung dieser mich wie ein Donnerschlag treffenden Nachricht und als ich noch in dumpfem Brüten darüber befangen war, wurde ich von einem neuen unerwarteten Schlage getroffen, denn ich erhielt von B\*\*\* aus die Meldung, daß mein treuer Beschützer und Wohlthäter, Professor A\*\*\* in Folge eines Falles von der Treppe seines Observatoriums plötzlich gestorben sei. Mit ihm war also auch mein einziger Tröster und Beistand aus der Welt geschieden, und daß er dies im höchsten Grad war, hatte ich so recht erkannt, als ihm

und mir zugleich die Kunde von unserm Verlust zugekommen war, denn nie hatte er so liebevoll und rührend an mich geschrieben, als seit dem Tage, wo er von seinem Schwiegersohn die Anzeige erhalten, daß Sophie die verlobte Braut des Barons Strachnitz sei.

»Daß er mich aber wahrhaft wie einen Sohn liebte, bewies er mir auch noch nach seinem Tode durch sein Testament, wovon mir die Gerichte in B\*\*\* nach einigen Wochen eine Abschrift zusandten. Wir hatten ihn stets für reich gehalten, aber daß er so reich war, wie sich jetzt erwies, hatten wir doch nicht gedacht. Mit einem Wort, sein Vermögen bestand aus fünfmalhunderttausend Thalern, das in sicheren Hypotheken und Staatspapieren angelegt war. Dies Vermögen hatte er in zwei Theile getheilt und einen Theil Sophien, seiner Enkelin, und den andern mir bestimmt. Er habe mich geliebt wie einen Sohn, hieß es in dem von seiner eigenen Hand geschriebenen letzten Willen, und Felsen auf meine Treue, Standhaftigkeit und meinen wissenschaftlichen Eifer gebaut. Dafür und in Anbetracht des mir so gewaltsam und unväterlich entrissenen Kleinods, des Mädchens meiner Liebe, solle ich auch jetzt belohnt und auf andere Weise entschädigt werden, so weit Geld und Besitz einen Menschen dafür entschädigen könnten. Er habe schon seit dem Tage unserer ersten herzlichen Verbindung sein Vermögen für uns Beide bestimmt gehabt; davon gehe er auch jetzt nicht ab, und so gebühret mir, da Sophie sich von mir losgesagt, wenigstens die Hälfte seiner Hinterlassenschaft. Außer dieser

bedeutenden Summe aber vermachte er mir seine Bücher und Privatinstrumente, das Haus in B\*\*\* dagegen, welches er bewohnt und worin ich so glücklich gewesen und die schuldlosesten Freuden meines ganzen Leben genossen, fiel der Universitätssternwarte zu, damit diese es fortan als Wohnung für seinen Amtsnachfolger benutze.

»Ueber diese mir selbst nach dem Tode so klar bewiesene Liebe des theuren Mannes war ich mehr erstaunt als erfreut, denn das Geld allein hatte ohne Sophie keinen Reiz für mich. Ich war für meine Bedürfnisse reich genug durch meine Arbeit geworden und wurde jeden Tag reicher, zumal ich nach allen Richtungen hin derselbe einfach und schlicht lebende Mensch blieb und luxuriöse Genüsse und unnöthige Ausgaben nicht zu meinen Neigungen gehörten. Indessen war das Testament einmal gemacht, von den Gerichten anerkannt und mußte vollzogen werden, einen Widerspruch dagegen aber, wie ich anfangs erwartet, erhob der Vater Sophiens nicht und das konnte er auch nicht, da allen gesetzlichen Vorschriften darin ein Genüge gethan war. Ueber die fernere Verwaltung dieses großen Vermögens aber, als es erst in meine Hände gelangt blieb ich lange in Zweifel, und ging unablässig mit mir zu Rathe, wie ich es am besten verwenden könne, ohne doch den Wünschen und Absichten meines Erblassers entgegenzuhandeln. Ich hatte keinen zuverlässigen Rathgeber, dem ich mich in dieser Beziehung anvertrauen mochte und es widerstrebte auch meinem

innersten Gefühl, meine unglückliche Herzensgeschichte mit Sophie und die Folgen davon in weiteren Kreisen bekannt werden zu lassen.

»Da führte mir ganz unerwartet, als ich gerade in der größten Unschlüssigkeit mit mir selber war, die Vorsehung einen vortrefflichen Rathgeber und ferneren Mitthelfer in allen meinen Nöthen zu. Auf einer Reise in die Heimath, die ich so sehr liebte und fast alle Jahre wieder aufsuchte, lernte ich in Paderborn den Bankier Moses Joël kennen. Er war schwer krank und ich wurde ganz zufällig sein Arzt, da der Gasthof, in dem ich abgestiegen, unmittelbar neben seinem Hause lag und mein mit ihm befreundeter Wirth mir von der Krankheit des braven Menschen erzählte, dem kein Arzt in der Stadt zu helfen wisse. Auf seine Bitte und von ihm selbst geführt, begab ich mich zu Moses Joël und wurde nach kurzer Besprechung mit seiner Behandlung betraut, weshalb ich auch länger in Paderborn blieb, als ich mir vorgenommen. In dessen fielen diese Tage gerade in die langen Herbstuniversitätsferien und so versäumte ich ja zu Hause weniger, als sonst geschehen wäre.

»Meine ärztliche Behandlung war selbst gegen meine eigene üble Voraussicht eine durchaus günstige und Joël, als er endlich vollständig genesen war, wollte seine Dankbarkeit auf eine eclatante Weise an den Tag legen, die ich, als meiner Natur und meinem Wesen nicht entsprechend, entschieden von mir wies. Dabei aber lernte ich den Mann genauer kennen und so viel darf ich ja in seiner Gegenwart sagen, ohne weiter sein Lob zu

verkünden und seiner Bescheidenheit zu nahe zu treten – auch hochachten und lieben, und damit mag hier Alles über ihn gesagt sein. Da er ein in Geldverhältnissen sehr unterrichteter und praktisch erfahrener Mann war, vertraute ich mich ihm allmähig an und endlich wurde er von allen meinen Verhältnissen und auch von der so kurze Zeit hinter mir liegenden Vergangenheit in Bezug auf meine verlorene Liebe unterrichtet. Bei längerer und näherer Bekanntschaft fand ich einen Biedermann von seltener Geschäftskenntniß und Gewissenhaftigkeit Menschenfreundlichkeit und Treue in ihm – ja, Joël, das muß ich hier doch noch sagen, wenn Sie es auch nicht gern hören – und er erhielt das mir zugefallene Erbe zur Verwaltung. Er hat diese mir zu schwer gewordene Pflicht auf das Gewissenhafteste erfüllt und auf meinen Antrieb nicht nur Zins auf Zins gelegt, sondern auch durch verständige Speculationen das Capital anderweitig bedeutend vergrößert. Als ich nun diese große Sorge vom Herzen hatte und Joël mir nach Jahr und Tag ein herzlich ergebener Freund geworden war, wandte ich allmähig meine ganze Sorgfalt nach einer anderen Seite hin. Ganz insgeheim, zumeist durch Joël's Vermittelung, erkundigte ich mich nach Sophiens Verhältnissen und Leben, und bald erfuhr ich zu meinem größten Schmerz, daß sie nichts weniger als glücklich, ja daß die Wahl ihres Vaters sogar eine sehr mißliche gewesen und daß sie – Sie verzeihen, Herr Baron, daß ich von Ihrem Vater so spreche, aber Ihnen ist ja bekannt, daß dies nur die lautete Wahrheit ist – die Frau eines bodenlosen Verschwenders

geworden und nahe daran sei, einen großen Theil ihrer Erbschaft zu verlieren, da ihr Gemahl damit nicht nur seine, dem Vater Sophiens verheimlichten Schulden bezahlt habe, sondern auch durch seine ganze Lebensweise und die grobe Vernachlässigung seines schönen Gutes den Rest seines eigenen Vermögens zu verlieren im Begriff stehe.

»Diese mich niederdrückende Erfahrung vermehrte nur meine im Stillen fortgesetzte Verehrung für sie und bestärkte mich in dem schon längst gefaßten Beschluß, ihr in geeigneten Momenten mit meinem, mir überflüssigen Vermögen unter die Arme zu greifen, sobald es nur auf eine Weise geschehen könne, daß sie keine Ahnung von der Quelle habe, aus der diese Hülfe stammte. So sorgte ich mit Joël's unablässigem Beistand für Vertrauenspersonen, die mich von Zeit zu Zeit von allen Vorgängen auf Strachnitz unterrichteten, und ich ließ Sophie fast mit Argusaugen bewachen, die mir alle ihre Schritte hinterbrachten und mir von jedem bedeutenden Vorfall in ihrer Familie Kunde gaben. Natürlich vergingen oft Jahre, wo ich nichts erfuhr, dann aber kam wieder eine Zeit voll reichlicherer Nachrichten, die meine Aufmerksamkeit verschärften und mich für die Zukunft noch Schlimmeres für sie befürchten ließen.

»So erfuhr ich auch, daß ihr Vater in nicht gerade günstigen Geldverhältnissen gestorben sei und daß sie nur *einen* Sohn habe, und das waren Sie, Herr Baron. Nun, da ich für Ihre Mutter direct nichts mehr thun konnte, so beschloß ich wenigstens, etwas Ersprießliches für Sie zu

thun und darin war natürlich Joël mein treuster Verbündeter. Indessen will ich über unsere geheimen Verhandlungen und Untersuchungen, so wie über unsere endgültigen Beschlüsse hier nicht weitläufig reden, es genüge, zu bemerken, daß ich Sie nicht mehr außer meiner Beachtung ließ, daß ich jeden Ihrer Lebensschritte mit der größten Aufmerksamkeit verfolgte und Sie von Jahr zu Jahr mehr mit meiner Sorgfalt umgab, denn auf Sie hatte sich die Liebe zu Ihrer Mutter, so war es in meinem verödeten Herzen beschlossen, vererbt. Doch nicht eher konnte ich Sie diese Erbschaft merkbar antreten lassen, als bis Sie dem elterlichen Hause entrückt und Student in Eldena geworden waren, und nun war endlich der Zeitpunkt gekommen, wo ich mein geheimes Walten über Sie offenbar werden ließ. Durch Joël's Vermittelung erhielten Sie jährlich die Ihnen aus unbekannter Hand zufließenden Geldmittel, deren Quelle zu erforschen Ihnen durch verschiedene Manipulationen unsererseits unmöglich gemacht und wodurch Sie vor jeder äußeren Noth geschützt und von Ihrem Vater unabhängig gemacht wurden. Uns kam durch das Bankhaus O\*\*\* und Sohn in Cöln wohl zu Ohren, daß Sie sich unablässig bemühten, diese unbekante Quelle zu erforschen, aber um so mehr verhüllten wir unser Handeln und wir haben es bis auf diesen Tag durchgesetzt, damit verborgen zu bleiben.« –

Als der Erzähler hier wieder eine kurze Pause eintreten ließ und sein Auge noch immer liebevoll auf Armin von Strachnitz geheftet hielt, erhob dieser sich gegen ihn und, von überströmendem Dankgefühl bewogen,



wollte er seinen ihm nun bekannt gewordenen Wohlthäter unterbrechen, als dieser, seine Absicht errathend die Hand abwehrend gegen ihn ausstreckte und mit einer Bestimmtheit und Würde in Miene und Ton die keinen Widerspruch aufkommen ließen, zu sprechen fort.

»Entschuldigen Sie, mein Lieber, noch habe ich das Wort und bin mit meinem Bericht noch nicht zu Ende. Wenn Sie aber am Schlusse doch etwas sagen wollen und müssen, so behalten Sie nachher Zeit genug dazu. Und jetzt also, meine Freunde, fahre ich in meiner Erzählung also fort. – So blieb es denn zwischen uns bis auf diesen Tag, aber inzwischen war ich Ihnen und Ihrem väterlichen Hause viel näher gerückt, als Sie oder irgend Einer der Ihrigen es ahnte. Mit den Jahren nämlich wurde ich, der ich immer zu einem einsiedlerischen Leben Neigung gefühlt, des lauten und mich ohne Unterlaß quälenden Treibens in der Welt herzlich müde und sehnte mich nach einem stillen Ruheplätzchen in abgelegener Gegend in meiner Heimath und wo möglich in der Nähe Ihres elterlichen Wohnsitzes, um alles darin Vorgehende noch genauer als sonst überwachen zu können. Vor zehn Jahren etwa begab ich mich wieder unter dem Namen Blank hierher und besuchte den Pfarrer in unserm hiesigen Nachbardorfe und da traf ich zufällig mit Ihnen, lieber Meyer, den ich schon von viel früherer Zeit her kannte, zusammen und, Sie wissen es, Sie luden mich eines Tages freundlich ein, einmal Ihr schön gelegenes Gut und Ihren Spiegelhof zu besuchen. Ich kam erst auf einige Stunden, dann auf einen ganzen Tag und endlich

mehrere Tage hierher und befand mich bei Ihnen außerordentlich wohl. Wir streiften durch die hiesigen Wälder und Berge und da hatte ich mit einem Mal gefunden, was ich so lange ersehnt, ein freundliches, abgelegenes Heim, wie es passender für mich nicht hätte erdacht werden können. Auf meine Anfrage gingen Sie bereitwillig ein und überließen mir unter uns gegenseitig zusagenden Bedingungen das kleine Kötterhaus am Fuß des großen Spiegelbergs, welches ich mir nun meinen Bedürfnissen gemäß ausbaute und alsobald auch meinen Pavillon mit der Warte errichtete, um darin nun endlich meiner wissenschaftlichen Liebhaberei allein zu huldigen und nebenbei ganz unbeachtet meine mir gestellte Lebensaufgabe zu erfüllen. Da lebte und lebe ich nun still, friedlich und so glücklich, wie ein Mensch mit zerstörten Lebenshoffnungen nur leben kann; meiner Niederlassung aber legte ich den Namen Blanksruh bei und behielt auch fernerhin den Namen, unter dem ich hier aufgetreten war, denn in so unmittelbarer Nähe der Baronin von Strachnitz mußte ich befürchten, daß mein wirklicher Name, wenn ich ihn geführt hätte, einmal vor ihr genannt würde, und ich wollte und konnte ihr doch nicht näher treten, um ihre alten Erinnerungen nicht aufleben zu lassen und die vielleicht vernarbte Wunde ihres Herzens zu neuem Bluten wieder aufzureißen. Jedoch blieb sie und ihr Sohn meine lebhafteste Sorge, und Alles, was ich unternahm, bezog sich, ohne daß ein Mensch außer Joël es ahnte, auf sie, denn das vom Professor A\*\*\* empfangene Erbe gehörte nach meinen Begriffen von Recht und

Pflicht nur ihr und ihrem Sohn, und namentlich des letzteren wegen hatte es für mich reellen Werth, da ich durch eigene Arbeit mit hinreichenden Mitteln zu meiner persönlichen Existenz gesegnet war.

»Wundern Sie sich über eine solche Ausdauer in meiner Liebe und die daraus entspringenden Handlungen nicht, denn ich gehöre einmal zu den von der Vorsehung so weich organisirten Gemüthsmenschen, bei denen eine in der Jugend gefaßte Herzensneigung das ganze Leben hindurch anhält und ihr ganzes Wesen nur mit *einem* Gedanken und *einer* Empfindung erfüllt. Ob ich mir dadurch selbst geschadet und meinem geistigen Aufschwung Schranken gesetzt, kommt hier nicht in Frage; nur so viel weiß ich, daß ein Mensch, mag er auch noch so klug und weise sein, der nur an sich selbst denkt und seine eigenen Interessen verfolgt, niemals die Aufgabe lösen wird, die ihm von seinem Schöpfer gestellt wurde, als er ihn in die Mitte anderer Menschen setzte und deren Interessen, wie es sein muß, mit den seinen solidarisch machte.

»Doch kehre ich zu meiner Geschichte zurück, zu deren Ende ich nun gleich gelangt bin. In den letzten Wochen hatte ich die traurige Ueberzeugung gewonnen, daß Ihr Vater, Herr Baron, und mit ihm also auch Ihre Mutter von ihrem ehemaligen Reichthum nichts mehr besaßen, ja, ihrem pecuniären Ruin nahe gekommen seien. Außerdem aber sagte man mir, daß Ihre Mutter höchst unglücklich sei, jedoch ihr Schicksal mit einer seltenen Fassung und Seelenstärke ertrage, und darin erkannte ich meine

edle Jugendfreundin wieder und ihr inneres Wesen war also im Laufe der Jahre und unter so vielfachen traurigen Lebenserfahrungen in meinen Augen nicht umgewandelt worden. Ich dagegen war durch Joël's unausgesetzte Bemühungen immer reicher und reicher geworden, ohne jedoch von meinem Reichthum irgend einen persönlichen Nutzen zu ziehen, denn ich habe von dem mir zugefallenen Vermögen Ihres Urgroßvaters mütterlicher Seits nie einen Groschen für mich verwandt. Da hörte ich endlich durch Reinhard Saaltrup, als er mich jüngst besuchte, daß Sie mit ihm aus Frankreich in das Haus Ihrer Eltern zurückgekehrt seien und Verhältnisse darin vorgefunden hätten, die eine bedeutendere Hülfe für Sie wünschenswerth erscheinen ließen. Joël war leider bereits wieder abgereist, als Reinhard mir dies erzählte, und so sandte ich ihm ohne Zögern einen Brief nach, in der Hoffnung, daß er ihn auf der Reise treffen würde. Ich trug ihm darin auf, unverweilt Schritte zu thun, daß die Ihnen bisher gewährte Geldsumme vom ersten Juli an verdoppelt würde, damit wenigstens Sie die Ueberzeugung gewönnen, daß für Ihre nächste Zukunft gesorgt und Ihre gänzliche Unabhängigkeit von Ihrem Vater gewährleistet sei. Der Brief erreichte glücklich sein Ziel noch zur rechten Zeit und Joël war freundlich genug, meinen Wunsch auf der Stelle auszuführen. Gleich darauf aber hatte ich theils durch Esther, theils durch Reinhard erfahren, was zwischen Ihnen und dem Meyer in Bezug auf dessen Tochter vorgegangen war, während Sie, lieber Meyer, kein Wort mit mir darüber gesprochen haben, ein Verhalten Ihrerseits, das

sich mir anschaulich genug aus Ihrem mir wohlbekanntem Charakter und Wesen erklärte. Aus diesem Grunde eben beschloß ich, so rasch wie möglich noch wirksamer für Sie aufzutreten, Herr Baron, Ihre Stellung im väterlichen Hause selbst gänzlich umzugestalten und Sie vor allen daselbst zu erwartenden Ereignissen sicherzustellen. In meinem Auftrage hatte Joël schon seit vielen Jahren die wuchernd heranwachsenden Schulden Ihres Vaters in seine Hände gebracht, hatte die Hypotheken des Gutes oft mit großen Opfern angekauft und war so, ohne daß Ihr Vater eine Ahnung davon hatte, sein Hauptgläubiger geworden, und das ist auch der Grund, warum so viele seiner zahlreichen Gläubiger immer Nachsicht mit ihm hatten oder zu haben schienen, da Joël stets zur rechten Zeit mit seiner Hülfe oder seinem Machtspruch eintrat. Brauche ich Ihnen nun noch zu sagen, wie das Ende meiner Unternehmungen eingeleitet wurde und welche Mittel ich anwandte, um einerseits dem Elend Ihres Vaters ein Ziel zu setzen, andererseits Ihnen, Sophiens Sohn und deshalb meinem Liebling, die sichere Existenz zu gründen, die der Meyer von Ihnen verlangt, wenn er auf Ihren Wunsch eingeholt und Ihnen die Gewährung zu einer Verbindung mit seiner Tochter ertheilen soll? Ja, ich versuchte es, zu Ihren Gunsten meine letzte Lanze zu brechen, und da ich von Ihnen selbst vorgestern bei der Gränzeiche vernommen, daß Ihr Vater sein Gut zu verkaufen oder zu verpachten beabsichtige, so sandte ich Joël gleich am nächsten Tage zu ihm, um das Gut mit meinen Mitteln, die ja in meinen Augen auch die

Ihrigen waren, für Sie zu kaufen. Da Ihr Vater aber die ihm von Joël gestellte Bedingung, das dafür zu zahlende Geld nur auf den Namen seiner Gemahlin und seines Sohnes anzulegen und allein zu ihren Gunsten zu verwenden, entschieden und fast mit Entrüstung ablehnte, weil er sich, wie er sagte, bei gesundem Verstande nicht unter Curatel seiner Frau und seines Sohnes stellen könne, so blieb uns nur das letzte Hilfsmittel übrig – das Gut nämlich für Sie zu pachten und Ihrem Vater zur Befriedigung seiner dringendsten Bedürfnisse die Pachtsumme für das ganze erste Jahr vor auszubezahlen, eine so geringe Summe, daß deren Verlust Ihrem weiteren Besitz keinen Schaden thun, dagegen ihr Gewinnst Ihrem Vater von großem Nutzen sein konnte. Durch diese letzte Unternehmung, wenn sie nach Wunsch einschlug, gelang es mir nicht nur, zwei Menschen zu beglücken, das heißt Ihre schuldlos in das Unglück Ihres Vaters verwickelte Mutter aus ihrer traurigen Lage zu befreien und sodann Sie selbst zu einem völlig freien und unabhängigen Manne zu machen, sondern auch hoffentlich zu dem Glücke einer dritten Person, unsrer guten Thusnelda, das Meinige beizutragen. Diese letzte Unternehmung nun ist uns, wie Sie wissen, mit Gottes Hülfe vollständig gelungen und was noch daran fehlt« – und hier traf sein Blick mit beinahe flammender Schärfe das unruhig auf ihn schauende Auge des Meyers – »wird sich ja wohl ebenfalls mit Gottes Hülfe durch eines wackeren Mannes Güte, Einsicht und väterliche Liebe erreichen lassen.

»So habe ich Ihnen denn hier das ganze Bild meiner Lebensgeschichte treulich entrollt. Ich habe noch einmal den Sargdeckel von dem Grabe meiner Liebe gehoben und Sie einen Blick auf das vermoderte Glück eines armen Menschenherzens werfen lassen. Jetzt schließe ich ihn wieder und so mag dieser Sarg auf ewig in seine Gruft versenkt und damit das Weh vergessen werden, welches zu ertragen mir vom Schicksal beschieden war. Jetzt bin ich mit meinem Vortrag zu Ende und Sie wissen, was ich am Morgen meines Lebens gewünscht und was mir am Abend meines Lebens geblieben ist. Ich selbst sollte und konnte nicht glücklich werden in diesem Leben; daß Sie Alle es aber werden nach Ihrem Verdienst, das war und ist mein einziger Wunsch, den ich oft genug und im Wehgefühle meines Herzens zu Gott dort oben, wenn ich seine Allmacht, Güte und Weisheit in seinen Sternen las, emporgestammelt habe.« –

Er schwieg und eine geraume Zeit herrschte rings herum Schweigen, denn alle Herzen der um ihn her Sitzenden waren von tiefer Rührung und den verschiedenartigsten Empfindungen ergriffen. Da wollte sich eben der Meyer erheben und auf den alten Freund zuschreiten, um ihm ein paar aus dem Herzen quellende Worte zu sagen, als der Baron ihm zuvorkam, sich schnell von seinem Sitze erhob und, dicht vor Doctor Blank hintretend, mit vor innerer Bewegung bebender Stimme sagte:

»Herr Doctor! Gestatten Sie mir zuerst nur ein flüchtiges Wort, das mir schon lange auf den Lippen schwebt. Ach, nachdem ich dies Alles aus Ihrem eigenen Munde

vernommen, ist mir Vieles, Vieles aus dem Leben meiner armen Mutter erklärt, was mir bisher verborgen geblieben war. Ja, jetzt begreife ich ihr unsägliches Leid, das sie so lange im Stillen getragen und nie, selbst vor mir nicht, zu enthüllen den Muth gefunden hat. Aber ich begreife auch Sie, Herr Doctor, und so erlauben Sie mir, Ihnen hiermit den namenlosen Dank wenigstens anzudeuten, den ich Ihnen mein ganzes Leben hindurch, nicht durch Worte, wohl aber durch Thaten und Handlungen abzutragen haben werde. Indessen habe ich, bevor ich in Zukunft auf diese meine Gefühle für Sie zurückkomme, für jetzt nur noch eine Frage an Sie zu richten. Darf ich denn meiner Mutter, sobald ich heute nach Hause komme, sagen, was hier vorgefallen ist und daß Sie der edle Mann sind, der mich so lange väterlich beschützt und mir über die mir drohenden Klippen des Lebens so großmüthig fortgeholfen hat, und eben so, daß Sie noch nicht aufgehört haben, Ihrer Jugendliebe zu gedenken, vielmehr noch immer ihr Freund sind, wie Sie es in früheren Tagen gewesen?«

Doctor Blank saß, auf seinen Sitz zurückgelehnt, eine Weile unbeweglich da und man konnte am Wogen seiner Brust und an dem krampfhaften Zucken seiner Lippen errathen, was er in diesem Augenblick in innerster Seele empfand. Endlich aber hob er die zu Boden geschlagenen, noch immer so treuherzig blickenden Augen auf, sah den jungen Mann, der eben mit seiner wohl lautenden Stimme so herzlich zu ihm gesprochen, mit einem



unaussprechlich liebevollen Blick an und sagte nach einem aus der Tiefe seiner Brust aufquellenden Seufzer:

»Ach, ich habe mir fast gedacht, daß diese für mich so bedeutungsvolle Frage von Ihnen an mich gerichtet werden würde und mich schon lange davor gefürchtet. Aber was kann ich Anderes thun, als Ihnen darauf erwidern: wenn Sie es ihr sagen wollen und müssen, so kann ich nichts dagegen haben, aber den *edlen* Mann lassen Sie dabei aus dem Spiele, denn um diese Bezeichnung dermaleinst aus Ihrem Munde zu hören, habe ich wahrhaftig nicht gehandelt, wie Sie eben vernommen. So gehen Sie also hin und sagen Sie ihr, daß die Sterne ihres Großvaters auch die meinen geworden sind und daß sie mich nicht um die Hoffnung belogen und betrogen, am Ende meines Lebens noch das große Glück zu erfahren, das heißt die Ueberzeugung zu gewinnen, daß eine Mutter, wie sie eine war und ist, nur einen solchen Sohn haben konnte, wie Sie es ihr in Fleisch und Blut, mir aber im Geiste geworden sind.«

Bei den letzten Worten erhob er sich, trat dicht an Armin von Strachnitz heran und schloß ihn innig und fest in die Arme, während die Umstehenden dem schönen Schauspiel mit ergriffenen Herzen zuschauten und die beiden Mädchen vor Rührung in Thränen ausbrachen. Kaum aber hatte Doctor Blank seiner Sophie Sohn aus den Armen wieder losgelassen, so trat der Meyer mit festem Schritt an ihn heran und sagte mit einer Miene, die sein ganzes inneres Gefühl an den Tag brachte:

»Doctor und mein lieber Freund! Ich kann in diesem Augenblick, wo mir das Herz bis in seine Grundvesten erschüttert ist, nicht viele Worte machen, wie ich ja überhaupt kein Freund von vielen Worten bin, und so will ich Ihnen nur kurz und gut sagen, was ich sagen muß: Sie sind ein braver Mann und ich habe Ihnen, da ich das wußte, schon oft von ganzem Herzen die Hand gedrückt. So aber, wie ich es jetzt thue und thun muß, noch nie. Da haben Sie sie und bewahren Sie mir Ihre Freundschaft auch ferner, deren ich mich würdig zu machen suchen werde. Aber Sie haben mir auch eine Lehre gegeben, wie man das Menschenleben auffassen und gegen seine Mitmenschen handeln muß. Ich will Ihnen darin nachzustreben suchen mit allen meinen schwachen Kräften, aber Sie müssen Geduld und Nachsicht mit mir haben, denn ich bin kein so kluger und gelehrter Mann und weiß den Nagel nie so auf den Kopf zu treffen, wie Sie, sondern nur ein dummer, ehrlicher Bauer, der sich giebt, wie die Natur ihn gemacht, und der thut, was sein Bischen Mutterwitz ihm eingegeben hat. Ja, Doctor, verlangen Sie von mir, was Sie wollen, und wenn es irgend in meiner Macht liegt, soll es zu Ihrer Verfügung stehen.«

Doctor Blank lächelte triumphirend auf und sah Reinhard und Esther bedeutungsvoll an, die es aber kaum bemerkten, da sie ihre Augen niedergeschlagen hatten, als ob sie fühlten, daß eben auch von ihnen die Rede gewesen, und dann sagte er: »Ich habe Ihre Worte gehört, Saaltrup, und werde sie in meinem Gedächtniß bewahren, um Sie vielleicht bald daran zu erinnern und meine

Forderung auszusprechen. Doch jetzt, dünkte ich, hätten Sie zuerst ein Wort an den Baron zu richten, der da hinter Ihnen steht und auch eine Aeußerung der Freundschaft und Anerkennung von Ihnen hören möchte.«

»Ich – an den Baron?« fragte der Meyer und drehte sich langsam nach Armin von Strachnitz um, der eben sein Auge auf Thusnelda gerichtet hatte, nun es jedoch schnell wieder auf ihn hinwandte. »Ja, so,« fuhr er fort, »ich verstehe und – Sie haben Recht. Nun also, Herr Baron so geben auch Sie mir Ihre Hand und ich freue mich, zu hören, daß Sie ein so braver Sohn einer so guten Mutter sind. Aber im Uebrigen, denke ich, kann ich mich kurz fassen und Sie werden mich dennoch begreifen. Nun ja, wir haben neulich eine ernste und etwas stürmische Unterredung mit einander gehabt und hätte ich damals gewußt, was ich heute weiß, so würde ich vielleicht nicht eine so hochmüthige Sprache Ihnen gegenüber geführt haben. Sind Sie mir darüber böse?«

»Ach nein, Herr Meyer,« erwiderte Armin, »wie könnte ich das, da Sie ja ganz in Ihrem Rechte waren. Aber leider führte unsere neuliche Unterredung, so ernst sie war, nicht zu dem Resultat, welches ich mir allein gewünscht, indessen sind die Bedingungen, die Sie mir stellten, ohne mein Hinzuthun erfüllt, Sie kennen jetzt meinen Beschützer, wie ich ihn kenne, und wissen, daß er mir ein so großmüthiger Wohlthäter geworden ist, wie er selbst einen an dem Großvater meiner Mutter besaß.

Wollen wir also die damals abgebrochenen Unterhandlungen über meinen so dreisten Wunsch von Neuem aufnehmen?«

»Jetzt nicht, jetzt nicht,« versetzte der Meyer, beide Hände abwehrend gegen ihn ausstreckend, »denn ich bin heute wahrhaftig nicht in der Stimmung dazu, und was wir mit einander zu verhandeln haben, muß nicht allein mit dem Herzen, sondern auch mit dem Kopfe geschehen. Später aber nehmen wir sie gewiß wieder auf, und was Ihren Beschützer betrifft, der sich heute so glänzend entpuppt hat, so bin ich mit ihm so zufrieden wie Sie und wir müssen ihn Beide für einen – sehr werktätigen anerkennen. – Doch nun genug davon. Da sind noch mehr Leute, die sprechen wollen, und wir müssen uns bescheiden denn wir haben hier nicht allein das Wort.«

Er deutete hierbei auf Esther hin, die, ihre Thränen trocknend, zu Doctor Blank herantreten war, ihn mit unaussprechlich liebevollen Blicken, die ihr ganzes übervolles Herz verriethen, eine Weile ansah und ihm dann mit einem lauten Freudenruf an die Brust fiel.

»Lieber Herr Doctor,« schluchzte sie von Neuem, »ich kann nur wenig sprechen, mir ist das Herz zu voll und ich weiß kaum, ob es mir wohl oder wehe thut, was ich hier fühle, aber so viel muß ich Ihnen doch sagen: ich habe Sie bisher schon so lieb gehabt, wie man nur einen Menschen lieb haben kann, aber wenn es möglich wäre, Sie noch lieber zu haben, so würde es geschehen nach der Erzählung, die ich so eben von Ihnen gehört. So, wie Sie

Ihre Sophie geliebt, würde ich auch meinen Geliebten lieben, aber – ich würde ihm nicht wie sie abtrünnig geworden sein, wenn sich auch alle Mächte des Himmels und der Erde gegen ihn verschworen hätten. So, nun bin ich für's Erste mit Ihnen fertig und nun kommt Nella an die Reihe, die auch zu Ihnen sprechen will, und dazu hat sie ein Recht, denn auch sie hat Grund genug, Ihnen dankbar zu sein und Sie wie einen zweiten Vater zu lieben.«

Als sie dies mit ihrer klaren Stimme leise, doch Allen verständlich gesprochen, trat sie bei Seite. Gleich darauf lag Thusnelda an des alten Mannes Brust, aber sprechen konnte sie nicht, sie weinte nur laut, und was in ihrem Herzen vorging, erkannte Doctor Blank an dem Beben und Zittern ihrer Gestalt und an dem Ausdruck ihres blauen Auges, das mit kindlich vertrauendem Blick in das seine schaute, während sie ihn umschlungen hielt.

»Du hast Recht, Nella, daß Du nicht sprichst,« sagte er, »ich verstehe Dich doch. Der Worte sind hier genug gefallen und wir bedürfen Alle der Ruhe und Erholung. So fasse auch Du Dich im Stillen und geh in Dein Zimmer da. Damit Du aber nicht allein bleibst, wird Herr von Strachnitz Dich begleiten, denn Ihr werdet Euch doch wohl so Manches zu sagen haben, was kein Anderer zu hören braucht. Geht nur, geht, der Alte dort erlaubt es Euch, ich lese es in seinen Augen, wenn auch die Lippe noch immer trotzig schweigt.«

Er lächelte dem Meyer verständlich zu, der ihm eben so zunickte und sich dann abwandte, so daß er nicht sah, wie Armin von Strachnitz Thusnelda's Hand ergriff und

sie in das Nachbarzimmer zog. Als Doctor Blank sich aber nun nach dem anderen Paar umdrehte und gewährte, wie Reinhard seine Augen mit fragendem Ausdruck auf Esther geheftet hielt und dann auf ihn richtete, winkte er mit der Hand und sagte leise zu ihm, so daß es Moses Joël, der mit dem Meyer sprach, nicht hören konnte:

»Heute nicht, Reinhard, es ist noch zu früh dazu und für einen Tag ist genug geschehen. Morgen ist auch noch ein Tag und so habe bis dahin Geduld. Erst wollen wir sehen, was Esther allein zu Stande bringt, aber vor allen Dingen muß ihr Vater wissen, um was es sich handelt. Und das überlaß mir. Ich bin im besten Zuge, Leute glücklich zu machen, die es verdienen, und wem die gütigen Sterne – ich bezeichne nun einmal meine Vorsehung mit diesem Namen – es so in die Hand gelegt haben, wie mir, der muß ihre Beihülfe benutzen, so lange sie günstig stehen. So, nun verlaßt uns, ich habe noch mit den Alten zu reden. Da – die Thür steht auf und geht zu den Beiden da hinein, damit ihnen die Zeit nicht zu lang wird, wenn sie so lange allein sind.«

Er hatte bei diesen Worten leise die Thür zu Thusnel-da's Zimmer geöffnet und einen etwas neugierigen Blick hineingeworfen, aber er mußte wohl etwas ihm Angenehmes bemerkt haben, denn er lächelte still vor sich hin, als er die Thür nach Esther's und Reinhard's Eintritt in das Zimmer wieder schloß und sich nun zu den beiden alten Freunden begab, die am Fenster standen, in den Hof hinausblickten und sich in ernster Weise über das eben Vernommene unterhielten.

ZWEITES CAPITEL. GEHE HIN UND THUE NACH DEINEM  
GEFALLEN!

Es war der Abend dieses bedeutsamen Tages gekommen und alle Gäste des Meyers hatten ihn und seinen Hof schon längst verlassen, um in ihre Behausungen zurückzukehren. Das Wetter, das am Morgen so klar und heiter gewesen, war gegen Mittag wieder trübe geworden und gegen Abend rieselte sogar ein feiner Staubregen herab und der ganze Himmel hatte sich mit grauem Gewölk bedeckt, so daß, wenn man auch Lust und Neigung dazu gehabt hätte, auf keinen lohnenden Besuch der Warte zu rechnen war. So saßen denn, während Esther sich mit Frau Mausgrau unterhielt und ihr das Wichtigste der Tagesereignisse oder wenigstens das, was sie verrathen durfte, erzählte, die beiden alten Freunde in des Doctor's gemüthlichem Studirzimmer beisammen, aber das Gespräch, welches selten zwischen ihnen stockte, wollte nach einem so aufregungsreichen Tage heute nicht wie sonst fließen. Moses Joël war der Nachdenklichste von Beiden und blickte stumm vor sich nieder, da heute von verschiedenen Seiten her so manches ihn und seine Tochter betreffende Wort gefallen war, das ihm wohl in der Seele nachklingen mochte. Doctor Blank dagegen befand sich sichtlich in viel froherer Stimmung. Er hatte ja sein schweres Tagewerk glücklich vollbracht, sein lange erstrebtes Ziel war erreicht, seine utopischen Phantasien und Träumereien, wofür er seine weitreichenden Pläne oft selbst gehalten, waren keine reinen Luftgebilde

gewesen und seine lieben Sterne hatten ihm die Wahrheit verkündet, nämlich die, daß Sophie, seine ehemalige Jugendgeliebte, nun am Ende doch noch ihr trauriges Schicksal überwinden und zum Genuß des Lebens, der ihr so lange versagt, zurückkehren werde, nachdem alle äußeren Sorgen von ihr genommen und sie wieder die geliebte Mutter eines braven und wohlhabenden, ja reichen Sohnes geworden war. Denn daß diesem sein vom Professor A\*\*\* ererbtes Vermögen ganz und ungeschmälert zufallen sollte, das war bei ihm eine festbeschlossene Sache und daran zweifelte auch Niemand mehr, der den wahrhaft edlen und in seiner gränzenlosen Menschenfreundlichkeit sich stets so großmüthig erweisenden Mann kannte. –

Mit den wohlthuendsten Gedanken über diesen seinen schönsten Lebensentschluß beschäftigt, saß er nun an diesem Abend neben Moses Joël lächelte bald nach den grünen, von Regentropfen schweren Blättern in seinem Garten hinaus, bald wandte er sein wachsames Auge wieder nach dem Alten an seiner Seite hin, mit dem er nun das ernste Gespräch beginnen wollte, wovon er Reinhard schon in des Meyers Stube an diesem Morgen eine Andeutung gegeben hatte. Eben sann er nach, wie er dies Gespräch auf geschickte Weise einleiten wollte, als Joël ihm zuvorkam und mit sinnend vor sich niederblickendem Gesicht sagte:

»Ja, lieber Freund, ich bin nun hier bei Ihnen fertig; vor der Hand ist Alles geschehen, was geschehen konnte und das noch Uebrigbleibende zu ordnen und zu leiten,



wird keine schwierige Sache sein. So kann ich denn mit Esther in Frieden nach Hause fahren und mein Geschäft – ach! das will mir eigentlich gar nicht mehr in den Kopf – von Neuem in die Hand nehmen, um darin zu arbeiten, bis mir die Lust daran ganz vergeht und ich auch an ein kleines gemüthliches Heim in einem grünen Walde denken kann, wie Sie es hier gefunden haben. Ja, danach trage ich eine große Sehnsucht im Herzen, ich schmachte nach Ruhe und mein Haar wird alle Tage weißer, obgleich die alte zähe Kraft in den Fasern meines Herzens und Hirnes noch nicht erloschen ist.«

Doctor Blank hatte ihn ruhig aussprechen lassen, um alle ihn im Augenblick beschäftigenden Gedanken zu vernehmen; als er aber nun schwieg, legte er nachdrücklich seine Hand auf den Arm des alten Freundes und sagte mit ruhiger, aber seltsam bedächtig klingender Stimme:

»Ja, Joël, daß Sie sich endlich von Ihrer Arbeit ausruhen wollen und ein friedliches Heim wünschen, wie ich es habe, finde ich sehr natürlich und Sie sollen recht bald damit den Anfang machen, denn wozu wollen Sie noch länger im Schweiß Ihres Angesichts arbeiten und schaffen? Vermögend sind Sie genug, viel vermögender als ich, und ich bin ja wahrhaftig so reich, daß ich den größten Theil meines Besitzes von mir thun konnte, ohne dadurch etwas von meiner Bequemlichkeit und Gemächlichkeit einzubüßen. Legen Sie also Ihr Geschäft aus der Hand, übergeben Sie es Ihrem Neffen, wie Sie es schon lange beabsichtigten, und bauen oder kaufen Sie sich hier oder wo Sie sonst wollen, auch ein ländliches Haus, wozu der

Grund und Boden sich ja wohl wird finden lassen. Wenn Sie aber –« und hier erhob sich seine Stimme und sein Auge blickte liebevoll auf den alten Freund – »die Absicht aussprechen, mich schon jetzt und recht bald zu verlassen, so fügen Sie mir damit einen herben Schlag zu, denn ich hatte geglaubt, ich würde Sie und Esther noch eine Weile bei mir behalten, da wir uns ja persönlich eigentlich noch gar nicht genossen, sondern uns immer nur um andere Leute bekümmert haben. Vor allen Dingen aber wollte ich noch, bevor Sie gehen, über eine andere ernste und wichtige Angelegenheit mit Ihnen sprechen und bevor die nicht vollständig und für immer abgethan, lasse ich Sie nicht von mir fort und sollte ich Sie in Fesseln legen müssen.«

»Was ist denn das für eine ernste und wichtige Angelegenheit?« fragte Joël mit ruhiger Miene, aber doch begann sein Herz ihm schon zu pochen, denn es schwebte ihm eine dunkle Ahnung vor, um was es sich im nächsten Augenblick handeln werde.

»Sie sollen es sogleich hören und da wir doch einmal damit zu Ende kommen müssen, so will ich keine Minute zögern, Ihnen den letzten Rest von Sorge in meinem Herzen anzuvertrauen. Nun denn, mein wackerer Freund, ich fasse gleich den wichtigsten Punkt an und so sage ich: Lieber Joël, Sie haben Alles, um was ich Sie gebeten, meisterhaft ausgeführt, Sie haben unendlich viel Mühe und Sorgfalt auf meine Angelegenheit verwandt und dafür muß ich Ihnen doch auf irgend eine Weise meinen Dank aussprechen, was ich bisher noch nicht gethan.«

»Oho!« versetzte Joël und sah den Freund lächelnd von der Seite an, »ist das der Rest Ihrer Herzenssorge und die wichtige und ernste Angelegenheit, auf die Sie mich neugierig gemacht, und können Sie sich damit länger als eine Secunde beschäftigen? Ich dünkte, das wäre überflüssig. Ja, so viel kann ich mir freilich zugestehen: mit Sorgfalt habe ich Ihre Sache von Anfang bis zu Ende geführt, aber Mühe, wahrhaftig, die hat sie mir nicht gekostet, und wenn es doch der Fall gewesen wäre, wie können Sie so zu mir sprechen, Sie, dem ich meine Gesundheit, ja mein Leben zu verdanken habe, der also auch mein Lebensretter geworden ist, wie ich ihm in anderer Weise so eben geholfen habe, Anderer Gut und Wohlfahrt des Lebens zu retten? Also davon schweigen Sie und vergessen Sie nie, daß ich, Moses Joël, niemals eine geringe Mühe in Anrechnung bringe, wenn es sich darum handelt, einem Freunde in der Noth beizustehen.«

»Ich weiß, ich weiß,« erwiderte Doctor Blank, indem er des alten Freundes Hand ergriff und mit großer Wärme drückte, »Sie sind in dieser Beziehung immer uneigennützig und opferwillig gewesen und ich habe seit vielen Jahren meine besondere Freude daran gehabt und Sie eben deshalb von ganzem Herzen liebgewonnen. Aber nun, geben Sie Acht, Joël, habe ich noch einen anderen höchst wichtigen Punkt mit Ihnen zu erledigen, und das, was ich jetzt von Ihnen verlange, dürfte Ihnen vielleicht schwieriger werden, als alles Uebrige vorher.«

»Schwieriger als der Punkt, der uns bis jetzt beschäftigt hat?« fragte Joël mit hochathmender Brust. »Nun, da bin ich neugierig. Was wäre denn das für einer?«

Doctor Blank schwieg einen Augenblick, sinnend vor sich niederblickend und man sah ihm an, wie schwer ihm die Wahl seiner Worte wurde. Endlich aber hatte er sich gefaßt und sagte:

»Nun, was soll das lange Zaudern, wir müssen einmal damit zu Ende kommen. Und so will ich geradeaus auf die Sache losgehen, obgleich ich zum ersten Mal in meinem Leben Ihnen gegenüber etwas zaghaft bin, denn noch nie ist von diesem Gegenstande zwischen uns die Rede gewesen.«

Er schwieg wieder und Moses Joël, der nicht begriff, was den sonst so bedachtsamen und offenherzigen Mann so bedenklich machte, sah ihn verwundert von der Seite an. »Vorwärts,« sagte er langsam und ruhig, »so reden Sie doch weiter und lassen Sie mich nicht so lange in einer ungewissen Erwartung schweben.«

»Ja, vorwärts,« ermutigte der Doctor sich selbst. »So sei es denn. Ja, lieber Joël wir sind in allen unseren Ansichten und Meinungen bisher immer einig gewesen, nie hat eine ernste Differenz unsere gemeinsamen Bestrebungen durchkreuzt, – aber *ein* Unterschied, der noch nie von uns besprochen worden ist, besteht doch zwischen uns und er ist sogar ein sehr wesentlicher. Für mich allerdings nicht,« fügte er sogleich hinzu, als er Joël's Augen feurig aufblitzen sah, »denn ich sehe eigentlich keinen Unterschied darin zwischen uns, aber für *Sie* dürfte er

wesentlich sein. Mit einem Wort, es ist der, daß Sie – ein Jude sind und ich – ein Christ bin.«

Er sah dem alten Freund voll und forschend in das ernst blickende Gesicht, als wolle er den Eindruck darauf lesen, den diese seine Worte auf ihn gemacht. Er war in der That groß und Joël zuckte sichtbar dabei zusammen, während seine Miene einen Moment lang einen fast grollenden Ausdruck annahm, der aber bald wieder dem einer stillen Verwunderung wich.

»Helf Gott!« rief er sogleich. »Halten Sie ein! – Ich weiß nun schon Alles, was Sie im Hinterhalt haben und war beinahe darauf vorbereitet, da ich ja weiß, um was es sich bei Ihnen handelt, indem Sie mir das sagen. Aber da haben Sie unsere gegenseitige Stellung in diesem Punkt doch falsch aufgefaßt oder mich noch nicht ganz erkannt. Denn zwischen Ihnen und mir besteht in Bezug auf unseren verschiedenen Glauben, den wir von unsern Vätern ererbt und uns also weder selbst gemacht, noch willkürlich beigelegt haben, kein Unterschied. Sie sind als Christ dasselbe, was ich als Jude bin, das heißt – mit einem Wort sei es gesagt – ein rechtlicher, ehrlicher und – verständiger Mann. Nicht wahr, sind wir das nicht Beide?«

»Ja, das sind wir, ich bin davon überzeugt,« erwiderte Doctor Blank ruhig, »aber hier ist nicht allein von mir die Rede, sondern auch andere Leute, die meines Glaubens sind, gehören zu uns und kommen hier in Betracht. Ich meine, es giebt auch andere rechtliche und brave Männer, die Christen sind und wie ich danach streben, von Ihnen auch als Freunde, wie ich einer bin, anerkannt zu

werden, also darin mit mir auf einer Stufe stehen möchten. Und da habe ich vor Allen den Meyer Saaltrup im Auge. Was halten Sie von dem?«

»Vom Meyer Saaltrup? Ah ja, das ist wahr, er ist Ihr Freund – aber Sie wissen ja schon, was ich von ihm halte. Ich schätze ihn auch als einen braven ehrlichen Mann, eben so wie seinen Sohn, und Beide, wenn sie so denken wie ich, sollen auch in Zukunft nicht weniger von mir geschätzt werden.«

»Nun, daß Sie so denken, ist mir lieb, «sagte Doctor Blank laut aufathmend, als sei ihm schon jetzt ein Stein von der Brust gewälzt, »und noch lieber ist mir,« fuhr er fort, »daß Sie neben dem Vater auch gleich des Sohnes gedenken. Eben dieses Sohnes Schicksal beschäftigt mich jetzt, wie mich vormals das des Sohnes Sophiens beschäftigt hat. Er befindet sich nämlich in einem ähnlichen Fall wie dieser, wenigstens in einer Beziehung, denn wenn er auch nicht an den Calamitäten leidet, die den Baron so tief niederdrückten, so ist er doch eben so wenig glücklich, wie dieser es vor unserer Vermittelung war.«

»Wie so? Warum ist er es nicht?« fragte Joël mit lebhaft aufreizenden Augen.

Doctor Blank besann sich wieder, dann sagte er mit einem Lächeln, das eine unendliche Herzensgüte verrieth, wobei aber seine Augen doch mit einem tief forschenden Ausdruck auf Joël's ernster Miene ruhten:

»Lassen Sie mich kurz sein, was hilft das lange Hin- und Herreden. Wenn man sich mit einem Wort verständigen kann. Also, des Meyer's Sohn liebt auch, wie sein

Freund, ein Mädchen, ein braves, kluges, liebes und nebenbei auch ein reiches Mädchen, aber er kann es leider nicht für sich gewinnen.«

»Wie,« rief Joël, indem auch seine bisher etwas starren Züge ein seltsames Lächeln überflog, »ein so gebildeter, wackerer, tapferer Mann, der seines Königs und Herrn größte Auszeichnung auf der Brust trägt, er kann dies Mädchen nicht gewinnen, sagen Sie? Das müßte ja ein wunderbar hochmüthiges Geschöpf sein!«

Der Doctor zuckte leicht die Achseln. »Hochmüthig ist sie nicht, aber vor der Hand doch für ihn unerreichbar. Er ist nur der Sohn eines einfachen Landwirths, der sich selbst in seiner Bescheidenheit einen Bauer nennt – und Sie haben ja bei der Werbung des Barons um die Hand seiner Tochter gesehen, welche Schwierigkeiten hatte, seine Ansichten in Bezug auf Ehen von ungleichem Stande zu bekämpfen. Nun, diese Schwierigkeiten sind Dank Ihrer Hülfe zwischen dem Baron und des Meyers Tochter gehoben, aber bei seinem Sohne bestehen sie noch.«

»Ah,« rief Joël, der nun vollkommen wußte, um was es sich handelte, aber noch immer bedächtig sein Wissen verbarg, »liebt er, des Meyers Sohn, vielleicht auch eines stolzen Barons Tochter?«

Doctor Blank schwieg, behielt aber Joël fest im Auge, als wolle er ihn sich nicht wieder entschlüpfen lassen, und endlich sagte er mit seiner alten Ruhe, indem er sanft den Kopf schüttelte: »Nein, Joël, er liebt keines Barons Tochter, aber die – eines in seiner Art nicht weniger

stolzen Mannes, denn dieser Mann – ist ein Jude und des Meyers Sohn – ein Christ. Damit ist Alles gesagt.«

»Helf Gott!« rief Joël wieder. »Was hören meine Ohren! Aber Sie sagen es, wie es mir schon eine Andere gesagt, und so muß es wohl wahr sein – er liebt also wirklich – meine Esther?«

»Ja, Moses Joël, er liebt sie und nun wissen Sie, was mir zuletzt noch so schwer auf der Seele lag.«

Moses Joël schwieg, senkte den Kopf und faltete die Hände, wobei seine Lippen sich leise bewegten, als spräche er ein inbrünstiges Gebet still vor sich hin.

Endlich aber schaute er wieder auf; erhob die Augen zum Himmel und sagte mit warmer weicher Stimme:

»Gott meiner Väter, Du hörst es, was man mir sagt und also auch von mir verlangt. Aber Du hast mir ein Herz gegeben von Fleisch und Blut, nicht von Metall und Stein, und einen Sinn, der nicht an den eiteln Nichtigkeiten und dem äußeren Schein der Erde hängt, mit dem sich die darauf lebenden Menschen zu umhüllen lieben. Und solch ein äußerer Schein ist auch nur der Unterschied, der zwischen der Religion der Christen und Juden obwaltet; in Kern und Wesen sind beide ja eins, denn ihre Bekenner glauben alle an einen Gott, der die Welt und Alles, was darauf kriecht und fliegt, erschaffen hat. – So, nun bin ich mit meinem Gott fertig und wende mich wieder zu Ihnen,« fuhr er fort, sein ehrwürdiges Antlitz mit freudigerem Ausdruck auf den Doctor heftend. »Ja, mein alter Freund, wenn es wahr ist, was Sie mir da sagen, und ich zweifle nicht daran, da mir mein Kind schon



selbst sein Herz erschlossen hat, so will ich Esther noch einmal fragen, ob sie auch jetzt noch und für alle Zukunft auf ihrer Neigung beharrt. Und wenn sie mir sagt, so, ich liebe ihn und er liebt mich, und wenn der Meyer und sein Sohn in ihr nicht die Jüdin, sondern das brave Kind eines braven Mannes sehen, so sage ich nichts als: Helf Gott! Ich habe meine Schuldigkeit gethan, mein Kind in Gottesfurcht, Zucht und Ehrbarkeit erzogen, aber ihren Geist habe ich nicht geknechtet, ihr Herz nicht in Fesseln geschlagen und so will ich vergänglicher Erdenwurm gegen die Strömung der Liebe dieser beiden Menschen nicht ankämpfen. Nein, alter Freund, das will ich nicht, und so lassen Sie uns auch diese Sache rasch zu Ende bringen. Ich will Esther noch einmal sprechen und das soll sogleich geschehen, ehe mir andere Gedanken in den Sinn kommen. – Wo ist sie?«

»Soll ich sie rufen?« rief Doctor Blank in freudiger Aufwallung und sprang schon von seinem Sitze auf.

»Ja, rufen Sie sie, ich erwarte sie hier, aber sagen Sie ihr nicht, wovon wir so eben gesprochen haben und was für eine Frage ich ihr vorlegen will.«

Der Doctor nickte mit einer seine ganze innere Zufriedenheit ausstrahlenden Miene und gleich darauf hatte er das Zimmer verlassen, um Esther aufzusuchen und zu ihrem Vater zu bescheiden.

Moses Joël brauchte nicht lange auf sie zu warten; schon nach wenigen Minuten trat sie langsam, mit niedergeschlagenen Augen und erwartungsvoller Miene, aber ohne sichtbares Zagen ein. Als sie jedoch vor ihren

Vater hingetreten war und nun ihre großen sprechenden Augen zu ihm erhob, aus denen eine unendliche Liebe zu ihm und eben so viel kindliche Demuth und Unterwerfung unter seinen Willen sprach, glaubte er sie nie so lieblich und schön gesehen zu haben, wie in diesem für sie so bedeutungsvollen Augenblick. So betrachtete er sie auch lange mit anfänglich ernst prüfenden, allmählig aber milder und herzlicher blickenden Augen, bis er, ihre volle Ergebung aus ihrem vor Erregung bleichen Gesicht erkennend, mit weicher Stimme zu reden begann und sagte:

»Esther, mein liebes Kind, ich habe so eben mit meinem alten Freunde über denselben Gegenstand gesprochen, den wir Beide schon neulich auf meinem Zimmer oben verhandelten. Du weißt, was ich meine, nicht wahr? Nun ja, es betraf den jungen Mann, auf den Du so ganz gegen meine Erwartung Deine Neigung gewandt, und ich gebot Dir damals, diese Neigung so lange zurückzuhalten, das heißt ihr keinen erkennbaren Ausdruck zu geben, bis ich anderweitige Nachforschungen angestellt, mir die Sache überlegt und die Ueberzeugung gewonnen hätte, daß Dein Auge und Dein Herz Dich nicht getäuscht, sondern daß Du den rechten Mann erwählt habest, der Dir für alle Zukunft, so lange Gott der Herr Dir das Leben läßt, mit derselben Gesinnung, demselben warm liebenden Herzen treu und anhänglich bleiben werde. Nun, ich habe diese Nachforschungen angestellt und was ich erfahren, entspricht Deinen Angaben und Du hast mir also die Wahrheit darin gesagt. Allein, so weit

ich mir die Sache hin und her überlegt habe, mit meinem Entschluß bin ich doch noch nicht zu Ende gekommen und muß vorher erst noch einmal mit Dir darüber reden. So wiederhole ich Dir denn hier zuerst, daß die Entdeckung Deiner Herzensneigung für mich etwas ganz Neues und Unerwartetes gewesen ist, was ich in diesen schönen grünen Bergen und Wäldern gar nicht gesucht habe. So lange wir zu Hause waren, gehörte Dein Herz nur Deinem Gott und mir, und jetzt weiß ich, daß es auch noch für einen Anderen Raum hat. Ist das noch heut bei Dir so und beharrst Du aus Dem, was Du mir neulich gesagt?«

Esther erhob ihr Gesicht voll gegen ihn, sah ihn mit ihren schönen Augen ehrlich an und sagte fest und kühn: »Ja, mein Vater, es ist noch so und ich beharre.«

»So. Gut. Aber hast Du auch wohl bedacht, mein Kind, daß Du, wenn ich es zugäbe, daß er Dich zum Weibe nimmt, an Deiner Väter Glauben nicht festhalten dürftest, sondern ihn wechseln und eine Christin werden müßtest, da er gewiß nicht ein Jude werden will? Hast Du Dir auch das überlegt und Deinen Entschluß gefaßt, so erkläre es offen.«

Esther senkte einen Augenblick wie beschämt das allmählig erglühende Gesicht, dann erhob sie es aber rasch wieder, sah ihn freimüthig an und fragte:

»Würde ich, wenn ich eine Christin würde, dadurch in der Achtung und Liebe meines Vaters sinken?«

Nun senkte Joël sein Haupt, faßte sich an die Stirn und bedeckte seine Augen eine Weile mit der Hand. Als er sie

aber wieder davon fortnahm, sah er seine Tochter liebevoll an, schüttelte den Kopf und sagte eben so fest wie mild: »Nein, das würdest Du nicht, Du würdest unter allen Umständen mein geliebtes Kind, meine Tochter, meine Esther, das einzige Kleinod meines einsamen Herzens bleiben.«

Bei diesen Worten stieß Esther einen lauten Jubelruf aus, sank ihm zu Füßen und umklammerte seine Kniee, indem sie ihre hochwogende Brust dagegenlehnte. »Vater,« rief sie mit überströmenden Augen und herzerschütternder Stimme, »ich danke Dir für diesen Ausspruch, der mir das Leben wiedergiebt, und nun erst bin ich wieder ganz Deine alte Esther, Deine frohe, glückliche und Dir ewig dankbare Tochter. O, Du hast mir ja so oft gesagt, daß vor Gott der Jude gleich dem Christen ist, wenn Beide gerecht und edel sind und fest an ihm hängen. So wandle ich mich ja vor ihm in nichts, wenn ich eine Christin werde, denn mein Herz, mein Sinn, mein Geist und meine Seele, Alles, Alles bleibt, wie es war und ist und immer sein wird. Auch hast Du mich ja schon oft das neue Testament lesen lassen, an welches die strenggläubigen Juden nicht glauben, und hast mir gesagt, es sei ein gutes Buch, das alle Christen und Juden mit großem Vortheil lesen könnten, und der, von dem es handelt, sei ein Jude gewesen, habe als solcher gelebt und sei als solcher gestorben, und er habe aus unserer alten und in mancher Beziehung veralteten Religion nur eine neue, bessere, gereinigtere zu machen gesucht oder vielleicht auch wirklich gemacht, wodurch die ganze Welt eine andere

Gestalt angenommen habe und viele irrgläubige Heiden zu wahren edlen Menschen umgewandelt wären. Hast Du mir das nicht oft gesagt?«

»Ja,« sagte Joël langsam und mit einem wie verklärt auf sie blickenden Gesicht, »das habe ich gethan und mit vollem Bedacht, denn auch ich erkenne im Christenthum das Gute und Heilsame an, wie solches auch unläugbar am Judenthum haftet, aus dem es unmittelbar hervorgegangen, wie die Blüthe aus einer noch unerschlossenen Knospe. Aber sprich, wandelst Du Dich auch nicht vor mir, wenn Du eine Christin und das Weib eines Christen wirst?«

»Bei meiner Seele, nein, mein Vater, wie könnte ich das? Bist Du nicht immer mein guter, liebevoller Vater gewesen und könntest Du je aufhören, es zu sein? Nein, das könntest Du nicht und bis zu Deinem letzten Athemzug wirst Du mein liebevoller Vater bleiben, wie ich Deine Dich liebende, Deine dankbare Tochter bleibe.«

Moses Joël's Augen wurden feucht, sein faltiges Gesicht nahm den Ausdruck einer zärtlich glücklichen Rührung an und er beugte sich zu ihr nieder und berührt ihre Stirn mit seinen Lippen. »Gut,« sagte er, fast stammelnd vor innerer Bewegung und legte seine rechte Hand auf ihr Haupt, »ich glaube Dir. So gehe denn hin und thue nach Deinem Gefallen und Du weißt, was ich damit meine, denn es heißt, daß Du jetzt Deiner Neigung folgen und, wenn Du danach gefragt wirst, darauf antworten kannst, wie Dein Herz es Dir eingiebt. An mir aber ist

es nun auch, mit dem Meyer zu sprechen, um zu hören, wie *seine* Meinung über Dich und seinen Sohn lautet, und nicht eher will und kann ich Euren Bund segnen, als bis ich weiß, daß diese Meinung mit der meinigen übereinstimmt. Nicht wahr, darin bist Du mit mir einverstanden?«

Esther schwieg einige Zeit und ging mit sich ernstlich zu Rathe. Plötzlich aber erhob sie wieder ihr Auge zu dem Vater und sagte: »Nein, Vater, verzeihe mir, daß ich Dir widerspreche, damit bin ich nicht einverstanden. Der Meyer ist ein schwer zu behandelnder Mann, den Du noch nicht so gut kennst wie ich, und Du möchtest mit Deiner Frage vielleicht eine Stelle in seinem Herzen treffen, die schmerzlich zusammenzuckt, wenn man sie vorzeitig berührt. So laß mich zuerst lieber allein zu ihm gehen und ich selbst will ihn von der Zuneigung seines Sohnes zu mir und von der meinigen zu ihm unterrichten. Da werde ich ja hören, wie er es aufnimmt und was er dazu sagt. Sollte ich aber nicht bei ihm erreichen, was ich wünsche, so bleibt Dir noch immer Zeit, mit ihm zu reden und dann hilft Dir vielleicht auch Dein alter Freund, der eine große Gewalt über ihn besitzt, wie Du wohl heute gesehen hast. So, nun habe ich Dir meine ganze Meinung gesagt.«

Moses Joël schüttelte bedenklich den Kopf und gab sich einem längeren Nachsinnen hin. »Das ist ein seltsames Verlangen von Dir,« sagte er endlich, »und ich weiß kaum, ob ich Dir gestatten soll, es zur Ausführung zu

bringen. Wenn der Meyer, eine so gerade und wenig zurückhaltende Natur, die sich stets giebt, wie sie fühlt, nun hart und rauh gegen Dich würde? Das würde Dir sehr schmerzlich sein und Dir könnten die Kräfte mangeln, ihm zu widerstehen und zu Deinem Zweck zu gelangen.«

Esther schüttelte den Kopf und lächelte mit einem siegreichen, fast triumphirenden Blick. »O nein,« sagte sie, »das befürchte nicht. Hart und rauh wird er nicht gegen mich sein, darin kenne ich ihn, dazu ist er zu gut und gerecht. Auch weiß ich sehr wohl, wie ich ihn zu behandeln habe und wo seine schwache Stelle sitzt, und an die werde ich rühren und Du wirst sehen, daß ich ihn mir gewinne.«

Joël, dem doch so ernst zu Muthe war, lachte bei diesen vertrauensvollen Worten und ihrer zuversichtlichen Miene beinahe laut auf. »So, so,« sagte er freundlich und streichelte wieder mit seiner Hand ihr seidenweiches glänzendes Haar. »Nun, ich sehe, Du hast hier in kurzer Zeit viel gelernt und merkwürdige Studien an Sternen und Menschen gemacht, aber ich will Dir diesmal folgen, und wenn der Doctor, mit dem ich auch darüber sprechen will, mit Dir einer Meinung ist, dann gehe zum Meyer, sprich mit ihm und führe Deine Sache allein. Ich bin neugierig, zu hören, was Du bei ihm zu Stande bringst.«

Nach diesen Worten erhob er sich, schloß Esther in seine Arme, küßte sie wiederholt und entließ sie mit der Bitte, ihm noch einmal seinen Wirth zu senden.

Als sie das Zimmer verlassen hatte, ging Moses Joël einige Mal nachdenklich im Zimmer auf und nieder, blieb

dann stehen und sagte zu sich, indem er aus tiefster Brust und doch nicht im Geringsten beklommen aufseufzte:

»Sie ist überzeugt, daß sie Recht thut und daß sie kann, was sie will. Nun, das tadle ich nicht, ja ich muß es lobend anerkennen. Daß sie so geworden, wie sie ist, verdankt sie meinen Lehren und ich habe also selbst mein Kind meinem Glauben abwendig gemacht und zum Christenthum übergeführt. Das wollte ich freilich nicht, aber es widerstrebt auch meinen Gefühlen und Ansichten nicht. Ich werde ein Jude bleiben, so lange ich lebe, aber was ist denn ein Christ Anderes als ein geläuterter, vervollkommneter Jude? O, das begreifen viele Juden und Christen und sogar recht gescheidte Leute nicht, aber ich begreife es. So gebe ihr denn Gott seinen Segen, wie sie schon lange den meinen hat, und wir werden uns einst doch im Himmel oder im Paradiese, wenn es solche giebt, als Vater und Tochter wiederfinden, denn die Liebe bleibt immerdar und die Guten und Gerechten werden sich erkennen, wo sie auch zusammentreffen mögen – so oder ähnlich steht es in der heiligen Schrift, die auch ich mit Andacht gelesen und an die ich sie glauben gelehrt, wie auch ich in Wirklichkeit an sie glaube.«

Er wurde in seinem Selbstgespräch unterbrochen, denn eben trat Doctor Blank mit freudigem Gesicht wieder bei ihm ein und bald wußte er das Neuste, was zwischen Vater und Tochter vorgefallen war. Nachdem Joël ausgesprochen, hielten sie eine kurze Berathung über ihre nächsten Schritte ab und da sagte endlich der Doctor:



»Lassen Sie sie gehen und thun, was sie vorhat, denn sie hat Recht. Keiner kann ihre Sache so gut und siegreich fuhren wie sie selber, sie ist eben so klug wie lieb und das hat den Meyer schon lange für sie gewonnen, wovon ich tausend Anzeichen habe. Wenn sie uns aber morgen früh verlassen hat, wollen wir uns alsbald anschicken, ihr zu folgen, denn wer weiß, ob sie nicht doch noch unsere Hülfe braucht. Und die soll ihr werden und ich bange für unsern endlichen Erfolg. – Und nun, Joël, liebster Joël, blicken Sie freudig und gottergeben auf. Sie haben Ihre Tochter nicht verloren, wenn sie das Weib Reinhard Saaltrup's wird, aber Sie haben eine Familie gewonnen, in deren Mitte sich wohl von Sorge und Arbeit ausruhen läßt. Und nun kommen Sie zu Tisch, die Alte brummt schon lange, daß sie jetzt immer auf uns warten muß und hält uns Alle für etwas verschroben. Nun, so ganz Unrecht hat sie nicht, denn was in den letzten Tagen durch unsern Kopf und unser Gemüth gegangen, ist ganz dazu angethan, ein altes Hirn wirbeln zu machen, und ich fühle bereits die ersten Spuren davon. Kommen Sie!«

Dabei faßte er ihn unter den Arm und führte ihn zu der vor namenlosem Glück strahlenden Tochter, die neben der alten Mausgrau im Speisezimmer stand und die beiden Freunde an der wohlbesetzten Tafel erwartete.

### DRITTES CAPITEL. EINE ANGEHENDE MEYERFRAU.

Der nächste Morgen war eingebrochen und hatte etwas freundlicheres, wenigstens trockenes Wetter gebracht. Schon in der Nacht hatte es zu regnen aufgehört

und der Wind so ziemlich die überflüssige Feuchtigkeit aufgesogen, aber es war noch immer keine Aussicht auf ein beständiges gutes Wetter vorhanden. Die Sonne war zwar klar über den Bergen des Teutoburger Waldes aufgegangen, aber ziemlich fest geballte und umfangreiche Dunstwolken, von einem frischen Westwind getrieben, flogen unablässig über den blauen Himmel hin, als warteten sie nur die rechte Zeit und den passenden Ort ab, um ihren nassen Inhalt von Neuem auf die Erde zu gießen.

Als Doctor Blank, der an diesem Morgen nächst Esther zuerst im Hause sichtbar wurde, dies bemerkte, beschloß er Isaak den Befehl zukommen zu lassen, den Wagen zu bespannen, damit Esther trockenen Fußes nach dem Spiegelhof käme, denn die Waldwege waren gewiß noch feucht und sein Liebling sollte auf dem heutigen Gange nicht den geringsten Schaden nehmen oder nur eine Unbequemlichkeit verspüren. So gab er denn Frau Mausgrau, sobald er ihrer ansichtig wurde, den Auftrag, den Wagen um acht Uhr zu bestellen, denn um diese Zeit sollte nach einer am Abend vorher erfolgten Besprechung Esther den beschlossenen Gang antreten.

Aber da wurde dem alten Herrn eine unerwartete Erwidernng zu Theil, denn kaum hatte er ausgesprochen, so rief Frau Mausgrau, die Arme energisch in die Seiten stemmend und mit dem alten Kopfe bedeutungsvoll nickend.

»Na so, da haben wir es! Ob ich mir so Etwas nicht gleich gedacht habe! Ja, den Wagen können Sie um acht

Uhr fertig haben, Herr Doctor, aber die Pferde gewiß nicht.«

»Warum denn nicht?« fragte der Doctor, mit sichtbarer Verwunderung auf seinem gutmüthigen Gesicht.

»Da fragen Sie noch?« lautete die mit komischem Pathos gegebene Antwort. »Begreifen Sie nicht, daß der alte Esel, der Isaak mit seinem klugen Kladderadatschgesicht Ihnen wieder einen Querstrich gemacht hat und mit den Pferden seit einer halben Stunde auf und davon ist, um ihnen im Dorfe frische Eisen unterlegen zu lassen? ich habe ihm wohl gesagt, daß er Sie erst um Erlaubniß fragen solle, aber der trotzige Mensch handelt ja immer nach seinem dummen Kopf und sagte mir frech in's Gesicht, das verstehe ich nicht und ich hätte mich mehr um meine Küche als um den Stall zu bekümmern. Ohne Eisen könne der Handpony nicht gehen und würde immer lahm und Sie würden ja wohl heute das Gespann nicht gebrauchen. O Herr Doctor, ich bitte Sie darum, geben Sie dem Menschen einmal einen recht ordentlichen Vorweis, aber sagen Sie nicht wie sonst mit sanfter Stimme: Lieber Isaak, unterlaß das ein andermal!«

Als Doctor Blank diese Worte in einer Art und Weise aussprechen hörte, wie er allerdings in seiner Gutmüthigkeit in der Regel mit Isaak sprach, mußte er unwillkürlich lächeln, obgleich ihm die Meldung Esther's wegen keineswegs angenehm war.

»So, so,« sagte er, bedenklich den Kopf schüttelnd, »das ist mir nicht lieb, Mausgrau, und ich werde ihm diesmal einen – ernsten Verweis zukommen lassen, wenn

Sie es nicht lieber selbst in meinem Namen thun wollen, da ich mich gerade heute mit anderen wichtigen Dingen beschäftigen muß. – Aber nun gehen Sie zu Fräulein Esther hinauf und sagen Sie ihr, daß sie sich zum Gehen auf feuchtem Boden einrichten müsse, da die Pferde unglücklicher Weise nicht zu Hause wären.«

Als sie dies vernahm, wurde Frau Mausgrau erst recht aufgebracht, denn daß das arme Kind, wie sie sagte, die Esther, nun unter des dummen Isaak's Voreiligkeit leiden müsse, sei ganz unerhört und sie werde dem elenden Burschen handgreiflich ihre Meinung sagen.

Wenn sie jedoch geglaubt, daß Esther über die ihr bald überbrachte Nachricht untröstlich sein oder gar klagen werde, so hatte sie sich höchlich geirrt, denn diese ging viel lieber zu Fuß durch den Wald als daß sie fuhr, und namentlich heute war ihr das sehr angenehm, da sie nicht nur Manches mit sich zu überlegen, sondern auch Kopf und Herz so voller Gedanken und Empfindungen hatte, daß sie auf ihrem halbstündigen Wege keine Langeweile zu befürchten brauchte.

So zog sie denn ein Kleid an, das sie beim Gehen mit Leichtigkeit hoch aufschürzen konnte, und da auch feste Stiefelchen zur Hand, so war sie äußerlich bald zu ihrem Gange gerüstet. Auch innerlich war sie es nicht weniger, denn schon als sie erwacht, hatte sie sich ruhig und gefaßt gefühlt und eine innere Stimme, der sie gern Gehör schenkte, sagte ihr Gutes voraus, da sie sich ja einer Handlung bewußt war, die für sie und Andere eine so große Bedeutung hatte.

Schon um sieben Uhr kam sie in ihrem einfachen, aber sie sehr wohl kleidenden Marschanzuge in das untere Stockwerk herunter, um mit den beiden alten Herren ihr erstes Frühstück zu verzehren, das man seit Joël's Anwesenheit gemeinschaftlich im Speisezimmer einzunehmen pflegte. Doctor Blank betrachtete sie, als sie mit so ruhigem Gesicht vor ihn hintrat und ihn und ihren Vater begrüßte, mit sichtbarem Wohlgefallen, denn er las auf ihren lebensvollen Zügen eine feste Entschlossenheit und den besten Muth, und das gefiel dem alten Herrn immer sehr, wenn er es an seinem Liebling bemerkte. Als man aber den Koffee ziemlich schweigsam getrunken und sie dann ihren Hut holte und, auch mit einem Regenschirm bewaffnet, wieder hereintrat, um Abschied zu nehmen, sagte er zu ihr:

»Aha, da bist Du also schon zu Deinem Unternehmen gerüstet, mein Kind, und Du hast Dich auf alle Fälle vorbereitet, wie ich sehe. Das ist recht. – Nun, so geh denn mit Gott! Unsere besten Wünsche begleiten Dich und Du weißt ja, was Dir zu thun obliegt. Sobald die Pferde wieder hier sind, was nicht mehr lange dauern kann, werde ich anspannen lassen und wir Beide kommen Dir dann nach.«

»Kommen Sie nur nicht zu früh,« erwiderte Esther mit freundlicher Miene, »sonst möchten Sie mich in meiner Unterredung stören, und das wäre mir nicht lieb.«

»O, das befürchte nicht, Kind, stören wollen wir Dich gewiß nicht und wenn wir in der Tenne hören, daß Du

noch mit dem Meyer sprichst, wonach wir uns schon erkundigen werden, so kommen wir nicht eher in's Zimmer, als bis Du Dich uns bemerklich machst.«

Dabei reichte er ihr die Hand und nun trat Esther zu ihrem Vater und sah ihn mit dankbar lächelndem Gesicht, aber schweigend an, um auch von ihm einen kurzen Abschied zu nehmen.

Moses Joël fühlte sich in diesem Augenblick nicht zu langem Reden aufgelegt, denn sein Herz war ihm etwas gepreßt, da er sein Kind den so bedeutungsvollen Gang antreten sah, ohne ihm zur Seite stehen zu können. So schwieg er denn auch zuerst, als er aber einen Blick in ihr sprechendes Auge geworfen, das so liebeich und vertrauensvoll zu ihm emporschaute, erfaßte ihn eine weiche Rührung, er schloß sie fast heftig in die Arme und sagte:

»Du hast es schon von meinem Freunde gehört, daß du mit Gott gehst, und etwas Besseres kann ich Dir auch nicht mit auf den Weg geben. So geh denn und thue, was Du nicht lassen kannst, Du hast es also gewollt und ich habe mich darin gefügt.«

Esther nickte Beiden noch einmal zu und dann verließ sie das Zimmer, um draußen auf dem Hausgange Frau Mausgrau zu finden, die ihr noch einmal den trockensten Weg auszusuchen anrieth. Dann trat sie in den Garten und schritt flüchtig hindurch. Ihr Vater aber stand am geöffneten Fenster und sah ihr nach, während der Doctor in seinen Papieren kramte, dabei jedoch wohl bemerkte,

wie ernst und besorgt Moses Joël seiner Tochter nachblickte. Sobald sie aber aus der Heckenpforte des Gartens getreten und im nahen Walde verschwunden war, wandte dieser sich um und sagte zu seinem Freunde:

»Weg ist sie und sie tritt ihren Gang mit einem Muthe an, wie ihn nur selten ein Krieger haben mag, der in die heißeste Schlacht zieht. Nun, helf Gott! Meinen Segen habe ich ihr im Stillen mitgegeben und wir werden ja bald erfahren, was sie zu Stande bringt.«

»Was ihren Muth betrifft,« erwiderte der Doctor, »so habe ich den nie bezweifelt und heute verdoppelt ihn ihre Liebe. Das ist nur zu natürlich, alter Freund. Ein liebendes Herz würde den Himmel angreifen, wenn es nöthig und er von irgend einer Stelle aus angreifbar wäre, und es gilt ja auch ihr ganzes Lebensglück!«

»Ja, das gilt es, Sie haben Recht,« versetzte Joël, ernst vor sich niederbückend. »Ach, aber wo bleibt das meine, liebster Freund, wenn ich sie verliere?«

»Joël!« rief der Doctor mit ernster Miene, »seien Sie vernünftig und werden Sie nicht noch auf Ihre alten Tage ein Egoist. Wenn Ihre Tochter glücklich wird, sind Sie es dann nicht auch? Haben Sie nicht darum allein so väterlich für sie gesorgt? Und denken Sie doch, Reinhard Saaltrup ist ein Mann, dem man eine solche Blume wohl gönnen kann, er wird sie warm und weich an seinem Herzen halten und Sie werden künftig so oft bei ihr und sie bei Ihnen sein, daß Sie sie gar nicht für verloren erachten können.«

Joël senkte nachsinnend den Kopf; nach einigen Augenblicken aber erhob er ihn wieder und versetzte: »Sie haben eigentlich Recht und doch ist es eine schwere Aufgabe, solch ein Kind aus der Hand zu geben und in die Obhut eines Anderen zu legen. Das habe ich früher nie bedacht und darum auch nie so gefühlt wie jetzt. Verdanken Sie mir daher den peinvollen Zustand meines Herzens nicht. Sie haben kein Kind und wissen also nicht, wie man an einer solchen Creatur hängt.«

»O ja,« sagte der Doctor mit hell aufblitzenden Augen, »das weiß ich wohl und wenn ich es nicht wüßte, so könnte ich mir es leicht vorstellen. Uebrigens habe auch ich Kinder und sogar vier, denn Esther wie Reinhard, Nella wie Armin, sie alle sind meine Kinder und ich habe sie gleich herzlich lieb. Aber indem ich ihr Glück begründe, wenn ich sie auch nicht jeden Augenblick um mich habe, schaffe und befestige ich mir mein eigenes, und das ist ein Trost, alter Freund den nicht alle Menschen haben. Also verbannen Sie Ihre Sie beängstigenden Gefühle, blicken Sie heiter in die Zukunft und Sie werden bald erkennen, daß auch für uns alte Leute Freude und Genuß am Leben in Fülle aufgespart ist.«

Joël reichte ihm die Hand, die Worte des alten Freundes hatten ihre Wirkung gethan und seine wehmüthig blickenden Augen schauten allmählig heiterer auf. So begaben sich denn Beide, da gerade die Sonne schien, ein Stündchen in den Garten, um Isaak mit den Pferden abzuwarten, der auch nicht gar zu lange mehr ausblieb und von seinem Herrn einen ernsten Vorweis erhielt, daß er



selbständig gehandelt und ihm nicht erst seine Absicht, nach dem Dorfe zu gehen, zu erkennen gegeben habe. Isaak, der nur selten solche Worte von ihm hörte, stand wie ein gedemüthigter alter Sünder vor ihm, gelobte Besserung und wandte sich dann zum Stall, wo ihn indessen eine herbere Strafpredigt empfing, denn Frau Mausgrau hatte schon lange auf seine Rückkehr gewartet, um ihren ganzen Groll über das Kladderadatschgesicht zu ergießen und ihm zu drohen, daß er die längste Zeit im Dienste ihres Herrn gewesen sei, wenn er sich noch einmal erdreiste, nach seinem dummen Kopfe zu handeln, wie heute.

»Oho!« erwiderte Isaak, »haben Sie denn darüber zu bestimmen, ob der Herr mich behalten will?«

»Ja,« sagte Frau Mausgrau mit ingrimmiger Handbewegung und drohend blitzenden Augen, »ich allein, und wenn Du heute Morgen gesehen hättest, was für ein Gesicht er machte, als ich ihm sagte, Du seiest mit den Pferden fort, dann würdest Du Dein unseliges Ende hier auf Blanksruh schon – in den Sternen gelesen haben.«

»In den Sternen!« spöttelte Isaak, indem er sich von der ihn verlassenden Frau zu seinen Pferden wandte und ihnen die Geschirre zum Anspannen auflegte. »Na ja, nun fängt die auch schon von den Sternen zu faseln an und was weiß sie davon! Sie thut gerade, als ob sie bei unserm klugen Herrn in die Schule gegangen wäre und doch war es nur der Dorfküster, der ihr das Abc beigebracht. Haha! So ein altes Weib mit dem Drachengesicht,

das will mir einen Nasenstüber geben und denkt, ich werde dabei stillhalten! Na ja, das wollen wir doch erst sehen! Ich weiß auch, daß es Sonne, Mond und Sterne am Himmel giebt, aber hier in Blanksruh wohnt der Teufel und die stockfinsterste Nacht in ihrer Gestalt und das werde ich ihr bei nächster Gelegenheit zu Gemüthe führen. Bah! – Und nun kehre dich um, alter Fuchs!« wandte er sich zu dem Pony, den er heute vorm Lahmwerden bewahrt, und drehte ihn nach der anderen Seite, um ihm sein Gebiß und die Zügel anzulegen.



Unterdessen war Esther langsam und ruhig schon tief in den Wald hinein geschritten und das Wetter begünstigte von Anfang bis zu Ende ihre einsame Wanderung. Die Sonne schien über ihr hell und klar, obgleich es in der Sonne, wohin alle Wolken zogen, zu regnen schien. Nur an einigen zumeist beschatteten und tiefliegenden Stellen der Fahrstraße war der Weg naß und hie und da sogar mit breiten Pfützen und Lachen bedeckt, auf dem Fußpfad zwischen den Bäumen dagegen, den sie verfolgte, war es kaum noch feucht, da der Wind, der fühlbar durch die Waldung strich, ihn schon seit einigen Stunden getrocknet hatte. Außer dem Winde, der in zeitweiligen Stößen hörbar durch die Wipfel rauschte, war Alles still um sie her. Nur die Vögel sangen mitunter, gleichsam ihre Seele ermuthigend, wenn sie momentan zagen wollte, ein vielstimmiges sanftes Lied; Spechte hämmerten laut

wie immer hoch an den alten Stämmen und dann und wann sprang ein Eichkätzchen hurtig vor ihr her über den Weg, um gleich darauf wieder hinter dem Blätterteppich zu verschwinden. Doch von allem Diesem hörte und sah das junge Mädchen nur wenig, ihr Inneres war zu lebhaft auf das vor ihr Liegende gerichtet, denn sie ward sich bei jedem Schritt, der sie dem Spiegelhofe näher brachte, mehr bewußt, wie bedeutungsvoll ihr heutiges Unternehmen sei und wie sehr ihr ganzes ferneres Lebensglück von dem Gelingen ihres Vorhabens abhängt.

Sie hatte etwa eben die Hälfte ihres Weges zurückgelegt, als sie plötzlich stehen blieb und lauschte, wobei ihr Herz in mächtigen Pulsen zu klopfen begann. Es war ihr, als hätte sie von ferne auf dem trockener und härter gewordenen Fahrwege ein Pferd herantraben gehört, und ihre innere Stimme, die auch jetzt zu ihr sprach, verrieth ihr, wer auf dem Pferde saß und so hastig nach dem einsamen Blanksruh strebte. Sie hatte sich darin auch nicht getäuscht, denn nach zwei Minuten wurde der Reiter sichtbar und sie erkannte ihn auf der Stelle, obgleich er noch ziemlich fern von ihr war. Ja, es war Reinhard Saaltrup selber, den die Sehnsucht, sie heute schon wieder zu sehen und zu sprechen, auf flüchtigem Roß nach Blanksruh trieb, denn nun, da seine Schwester ihr Ziel erreicht, wollte er kühn auch das seine erreichen und so hatte es ihn an diesem Morgen nicht länger im Hause geduldet, wo Thusnelda's glückselige Miene ihn jeden Augenblick mahnte, auch sein Glück zu versuchen und sich den Preis und das Kleinod seines Lebens zu erringen.

Auch er, das scharfe Auge immer weit voraus in die Ferne richtend, hatte sie bald bemerkt und erkannt, denn der Fußpfad lief gerade an dieser Stelle dicht neben dem Fahrwege zwischen lichter stehenden Bäumen hin. Schon von Weitem sah sie sein Auge ihr strahlend entgegenleuchten und als er sie erreicht, parirte er seinen gelenken Schimmel, sprang aus dem Sattel und stand einen Augenblick darauf an ihrer Seite.

»Esther!« rief er mit eben so verwunderter wie erfreuter Miene, »welcher glückliche Zufall fügt es, daß ich Sie hier treffe! Wo wollen Sie so früh und bei so zweifelhaftem Wetter zu Fuß hin? Etwa zu Thusnelda?«

»Nein, Herr Saaltrup,« erwiderte sie, auf der Stelle gefaßt und nur ihr Vorhaben fest im Auge behaltend, »heute will ich nicht zu ihr, obgleich es mich nachher freuen wird, sie zu sehen, ich will vielmehr – zu Ihrem Vater.«

»Zu meinem Vater?« fragte er, verwunderungsvoll in ihr Auge schauend, das aber bald verlegen zur Erde blickte, da er noch immer ihre Hand festhielt, die sie ihm gereicht, als er ihr bei der Begrüßung die seine entgegengestreckt. »Ist etwa wiederum etwas Neues vorgefallen?«

»Nein, nichts Neues, aber ich habe mit Ihrem Vater zu sprechen und ich bitte Sie, mich darin nicht zu stören.«

»So,« sagte der treuherzige Mensch und ließ ihre Hand los, »also meinen Vater wollen Sie sprechen? Nun, ich bescheide mich und will Sie nicht lange aufhalten, wenn Ihr Gang nothwendig ist; auch will ich keine neugierige Frage thun, aber – haben Sie nicht wenigstens zwei Minuten für mich übrig, theure Esther?«

Sie sah ihn bei der letzten Benennung etwas befangen, aber doch liebevoll fragend an, indem sie es litt, daß er abermals ihre Hand ergriff und längere Zeit festhielt. »Ja,« sagte sie endlich, das Auge niederschlagend, da sie nur zu deutlich in dem seinen las, was in seinem lebhaft bewegten Innern vorging, zwei Minuten habe ich Zeit, aber viel länger auch nicht.«

»O, das macht mich glücklich,« fuhr er eifrig sprechend fort und ihre Hand mit festem Druck umspannend. »Wissen Sie, es ist eigentlich das erste Mal, daß wir uns im stillen Walde allein begegnen und ein vertrauliches Wort austauschen können, und doch habe ich schon unzählige Mal ein sehnliches Verlangen danach gehabt. Aber Sie selbst haben mich scheu und zurückhaltend gemacht, denn jedesmal, wenn eine Gelegenheit sich bot, mit Ihnen zu sprechen, sind Sie mir ausgewichen und ich habe das Wort, das ich schon auf den Lippen trug, in mein Herz zurückdrängen müssen. Lag ein solches Verfahren in Ihrer Absicht, Esther? O, ich bitte Sie dringend, sprechen Sie jetzt, ich kann es nicht länger ertragen, daß zwischen uns eine Scheidewand steht, die ich, so hoch sie sein mag, kühn überspringen muß, denn es *darf* ferner nichts, gar nichts mehr zwischen uns stehen.«

Sie sah ihn bei diesen Worten, die ihr eine volle Aufklärung über seine Gefühle boten, fest an, als wolle sie ihn prüfen, ob er damit die Wahrheit gesprochen und wirklich so kühn sei, die letzte hohe Schranke zwischen ihnen

zu überspringen. Dann aber sagte sie mit einem bestimmten Ton und alle ihre Kraft dabei zusammennehmend: »Ja, ich läugne es nicht, es lag in meiner Absicht.«

»Auch heute?« fuhr er mit brennenderem Blick zu fragen fort, so daß sie ihn nicht ertragen konnte und die Augen wieder zu Boden senkte.

»Heute?« fragte sie leise und die wenigen Worte gleichsam aus der Tiefe ihrer Brust hervorholend. »Nein, heute habe ich diese Absicht nicht.«

»Das ist mir lieb,« fuhr er dankbar lächelnd fort. »Was hat Sie denn davon abgebracht?«

»Ein wichtiger Umstand, Herr Saaltrup. *Ein* Stein des Anstoßes, der mich bisher fern von Ihnen hielt, ist aus dem Wege geräumt, und wenn es mir mit dem zweiten heute eben so glückt, werden Sie mich nie wieder Ihnen aus dem Wege gehen sehen.«

»O,« sagte er freudig aufblickend, »das klingt wie Musik in mein Ohr und ich sehne mich unaussprechlich nach der Minute, wo Ihr Wort eine Wahrheit wird. – Nun aber, Esther, liebe Esther, sprechen Sie ehrlich mit mir,« bat er mit flehender Stimme und hielt dabei noch immer ihre Hand fest, »so ehrlich wie ich spreche. Was war das für ein erster Stein des Anstoßes, der so glücklich aus dem Wege geräumt?«

Esther schüttelte sanft den Kopf und wußte nicht, daß sie wie eine Purpurrose dabei erröthete. »Das kann ich Ihnen noch nicht sagen flüsterte sie endlich so leise, daß er sie kaum verstehen konnte. »Erst muß auch der zweite

Stein fort und dann will ich gern offen und ehrlich mit Ihnen reden, wie mir um's Herz ist.«

»Um's Herz? So. Ach, lassen Sie den Stein lieber ganz bei Seite und reden Sie mir zu Liebe von einem weiche-  
ren Material, eben von unseren Herzen!« sagte er, seinen  
ganzen Muth zusammenraffend. »Also liebe, liebe Esther,  
so will ich denn selbst damit beginnen und Sie fragen,  
um Sie auf den rechten Weg zu bringen: hat Ihnen meine  
Schwester nicht gesagt, was in meinem Herzen vorgeht,  
wenn Sie selbst es noch nicht in meinen Augen gelesen  
haben?«

Sie vermochte kein Wort darauf zu erwidern und wen-  
dete den Kopf ab, während sie unwillkürlich dabei nickte.

»O, so reden Sie doch – verstehe ich die Bewegung  
Ihres Kopfes recht?«

»Ja,« hauchte sie mit großer Selbstüberwindung. »Sie  
verstehen sie recht.«

»O mein Gott, das freut mich. Hat mir denn, aber Thus-  
nelda auch die Wahrheit gesagt, als sie mir vertraute, daß  
auch ich auf die Zuneigung *Ihres* Herzens rechnen kön-  
ne?«

Sie sah ihn glücklich lächelnd an und nickte ihm eine  
verständlichere Bejahung zu.

»O mein Gott!« rief er wieder in aufloderndem Freu-  
denrausch, »dann ist ja Alles gut und so, wie es sein muß,  
dann brauche ich keine Sorge, keine schlaflose Nacht  
mehr zu haben, wie ich sie fast immer hatte, seitdem ich  
Sie zum ersten Mal gesehen.«

»Nein,« sagte sie, nun ehrlich sprechend und schon den fortgesetzten Druck seiner Hand leise erwidern, »darum brauchen Sie keine Sorge, keine schlaflose Nacht mehr zu haben. Wenigstens um mich nicht, da Sie ja doch einmal wissen, wie es – in mir aussieht. Aber nun lassen Sie mich gehen, ich habe, ehe wir ein weiteres vertrauliches Wort reden, zuerst mit Ihrem Vater zu sprechen.«

»Mit meinem Vater?« fragte er von Neuem verwundert. »Also durchaus – muß das sein?«

»Ja, es muß sein und nichts auf der Welt, selbst Sie nicht, darf mich davon zurückhalten.«

»Ich muß doch noch eine Frage thun,« fuhr er nach kurzem Besinnen mit seiner alten Energie fort. »Was haben Sie mit meinem Vater zu sprechen?«

Esther besann sich eine Weile, dann sagte sie mit ruhiger Bestimmtheit: »Ich will seine Gesinnung über mich erforschen und – danach handeln. Das ist meine nächste Pflicht.«

»So,« sagte er nachdenklich und ihre Hand von Neuem drückend. »Aber, liebe Esther, darf ich denn vielleicht, da Sie eine so schwere Pflicht vor sich haben und alle Ihre Pflichten so treulich erfüllen, von denen ich auch diese letzte zu begreifen anfangen, ebenfalls einen solchen Schritt unternehmen und – zu *Ihrem* Vater gehen, um *seine* Gesinnung über mich auszuforschen und danach zu handeln?«

»Ja,« sagte sie, jetzt offener als vorher sprechend, »thun Sie, wie Sie eben sagen. Wie ich jetzt zu Ihrem



Vater gehe, um mit ihm – über Sie zu sprechen, so gehen Sie zu meinem Vater, um – über mich zu sprechen. Sie sind ja schon auf dem Wege dahin und treffen ihn zu Hause. Mit ihm werden Sie also eigentlich Dasselbe und zu derselben Zeit thun, was ich mit dem Ihren thun will, obgleich meine Ausgabe schwerer werden wird, als die Ihrige.«

»Was heißt das?« fragte er lächelnd. »Wie kann Ihre Aufgabe schwerer sein als die meine?«

»Warten Sie es ab,« flüsterte sie, glücklich lächelnd, »und fragen Sie ihn nur. Mein Vater ist nicht so verschwiegen, wie ich es jetzt sein muß; er wird Ihnen schon sagen, was ich unternehme, und Sie werden daraus erfahren, warum meine Aufgabe viel schwerer als die Ihre ist. Und wenn er selbst es Ihnen etwa nicht gleich sagen sollte, was ich kaum erwarte, so wird es gewiß der Doctor thun.«

»Ah, jetzt begreife ich vollkommen!« rief Reinhard tief aufathmend und sein Glück immer näher kommen sehend. »Und jetzt glaube ich auch zu wissen, welches der erste Stein war, den Sie aus dem Wege geräumt. O, so wollen wir denn Beide in entgegengesetzter Richtung doch nach einem und demselben Ziele streben, nicht wahr – ist es das, was Sie meinen?«

Sie nickte und sagte laut und fest: »Ja!«

Er hätte sie im überströmenden Glücksgefühl beinahe in die Arme geschlossen, aber er wagte es noch nicht, nur drückte er ihr fester die Hand und fühlte mit innigem Entzücken auch den eben so festen Druck der ihren.

Gleich darauf hatte er sie losgelassen und war zu seinem Pferde gegangen, das ruhig die Grashalme am Wege abnagte. Noch einen Wink mit der Hand, noch einen herzlichen Blick zu ihr hin und er saß im Sattel und flog mit Windeseile davon. Esther war froh, als sie ihn wie einen Pfeil zwischen den Bäumen verschwinden sah, denn ihr so mächtig zurückgehaltenes Gefühl erstickte sie fast und sie wußte selbst, daß sie ihm mit jedem Blick verrathen, was in ihrem Innern kochte und gährte und ihren Busen in immer höheren Wellen sich bewegen ließ.



Daß Esther nach diesem so glücklich verlaufenen Zusammentreffen mit Reinhard ihren Gang nach dem Spiegelhof mit viel leichterem Herzen und gehobenerem Muth als vorher fortsetzte, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Sie hatte ihn ja wiedergesehen und endlich einmal allein mit ihm gesprochen, ihn, um den sich seit einigen Wochen alle ihre Gedanken drängten, und aus seinem Munde gehört und in seinen Augen gelesen, daß er sie liebte, wie nur ein Mann ein Weib lieben kann. Und nachdem sie diese ihr so kostbare Entdeckung gemacht, was wollte sie für den Augenblick mehr? Ja, ein siegreiches Hochgefühl erfüllte ihre Brust, ihre Seele war wieder frei und leicht geworden, und doch – so rasch wechseln die Stimmungen im beweglichen Menschenherzen – wurde sie allmählig wieder beklommen und ihre Angst erwachte und steigerte sich von Neuem, wenn sie an das strenge

Angesicht des Meyers dachte, vor das sie nun bald hintreten und vor dessen sie durchdringendem Auge sie eine Frage oder gar eine Bitte aussprechen sollte, von der das ganze Glück ihres Lebens abhing.

Während sie nun, so ganz und gar in ihre Gedanken hierüber vertieft, weiterschritt und dabei dem Spiegelhof immer näher und näher kam, hatte sie auf ihre Umgebung wenig Acht gehabt und weder, wie sonst, die schönen Bäume um sich her, noch den Himmel über sich betrachtet. Die Augen nur auf den Boden gerichtet, war sie langsamer als vorher dahingeschritten, aber als sie sie nun einmal zufällig erhob, vor und über sich blickte, blieb sie mit einem Mal staunend und wie an den Boden gewurzelt stehen. Ein wunderbar schöner und vollkommen ausgebildeter Regenbogen wölbte sich unmittelbar vor und über ihr, und als sie sich umdrehte, um nach beiden Richtungen zu sehen, wo er begann und aufhörte, fand sie, daß einer seiner buntstrahlenden Schenkel auf dem hohen Spiegelberge fußte, gerade da, wo die Warte des Doctors stand, dann in einem ungeheuren Bogen sich über die Wälder und das ganze Land spannte und mit seinem anderen Schenkel sich endlich in weiter Ferne über der in blauem Dust verschwimmenden Sonne verlor. So schritt sie, nachdem sie daß prachtvolle Bild lange angeschaut und endlich mit klardenkendem Herzen wieder weiter ging, wie durch ein goldenes, für sie allein gebautes Thor in den Hof hinein und wandte sich sogleich zum Eingang der Tenne, da sie hier zuerst erforschen wollte,

ob der Meyer zu Hause sei, wonach sie Reinhard zu fragen vergessen hatte.

Aber da vernahm sie gleich nach ihrem Eintritt zu ihrer Betrübniß, daß der Hausherr so eben nach der entgegengesetzten Seite in den Wald gegangen sei; Adam Riese, der ihr diese Mittheilung machte, meinte jedoch, er werde nicht lange ausbleiben, da er sich in einer halben Stunde seine Pferd bestellt habe, um, wie er gesagt, nach Blanksruh zu reiten.

Als Esther dies hörte, frohlockte sie innerlich wieder und trat getrost in die Tenne ein, um sich vor der Hand zu Thusnelda zu begeben und der ihr neusten Unternehmen anzuvertrauen, auch ihr zu sagen, daß sie Reinhard eben im Walde gesprochen und aus seinem eigenen Munde gehört, was sie zu hören schon so lange und sehnlich gewünscht hatte.

Allein sie sollte heute Morgen, wenigstens bevor sie den Meyer gesprochen, nicht bis zu Thusnelda gelangen, denn ein unvorhergesehenes kleines Ereigniß trat störend dazwischen und hielt sie mitten in ihrem Gange auf. Als sie nämlich Adam Riese verlassen, wollte sie langsam durch die lange Tenne schreiten, aber da zogen die schönen Kühe mit ihren laut rasselnden Ketten und ihren melodisch klingenden Glocken ihre Aufmerksamkeit auf sich. So blieb sie einen Augenblick stehen und schaute sie an, wie sie, immer käuend und wiederkäuend, hinter ihren Raufen standen und sie, wie jeden Eintretendem mit verwunderten Augen durch die weit offenen Fugen der Ständer anlotzten. Als sie durch diese hindurchblickte,

nahm sie mit einem Mal mitten zwischen den wohlgenährten Kühen ein Schauspiel wahr, das sie schon immer angezogen, und sie verweilte einige Minuten, um es genauer zu betrachten.

Bei der schönen Holsteiner Kuh, der weiß und braun gefleckten Lise, die, wie ihr am ersten Tage ihres Besuches der Meyer gesagt, am reichlichsten Milch gab, saß eine junge Bäuerin, hübsch, schmuck gekleidet und die klaren blauen Augen achtsam auf ihre Arbeit gerichtet haltend. O, so, gerade so, sagte sich Esther, mußte einst des Meyers Magd ausgesehen haben, die durch eine Fügung des Himmels Reinhard's und Thusnelda's Mutter geworden war, und auf der Stelle war sie von dem Anblick gefesselt und schaute dem Thun der jungen Magd zu, die eben beim Melken begriffen war. Nachdem sie aber eine Weile genau zugesehen und mit ihren scharfen Augen sich jeden Handgriff gemerkt hatte, ging sie um die Raufe herum und trat zu der Magd hin, die sie schon kannte und der sie nun freundlich zunickte.

»Guten Morgen, Line!« sagte sie zu ihr. »Ich sehe, Sie sind bei guter Arbeit und sie geht Ihnen flink von der Hand. Ist das, was Sie da thun, schwer?«

Die Magd hielt mit ihrer Arbeit inne und schaute mit freundlicher Miene zu der jungen Dame auf, die alle Bewohner des Hofes gern bei sich sahen. »O ne,« sagte sie, mit beiden kirschrothen Backen lachend, »wenn man es einmal erst kann und weiß, wie es gemacht wird, ist es ganz leicht. – Wollen Sie es vielleicht einmal selbst versuchen?«

Esther, von einem seltsamen inneren Antriebe gestachelt, nickte bejahend und gleich darauf nahm sie, ihre Kleider zusammenraffend, auf dem niedrigen Schemel, den die Magd verließ, Platz und begann, nachdem diese ihr noch einmal die ersten Handgriffe gezeigt und gesagt, daß sie nur dreist und fest zufassen solle, mit ihren feinen weißen Händen die ungewohnte Arbeit. Anfangs wollte es ihr nicht so recht glücken, allmähig aber, als sie dreister ward, ging es schon besser und leichter, und endlich so regelrecht und ergiebig von Statten, daß die aufmerksam zuschauende Magd sie zu loben begann.

In diesem Augenblick ließ sich vom Eingang der Tenne her ein wuchtiger Tritt vernehmen, den nur Esther überhörte, da sie vollauf und eifrig mit ihrer neuen Arbeit beschäftigt war, die ihr, nach dem Ausdruck ihres Gesichts zu schließen, ein gewisses Vergnügen gewähren mußte. Es war der Meyer selber, der eben aus dem Hofe hereingetreten war und sich nach seinem Zimmer begeben wollte. Durch einige Worte und ein kicherndes Lachen der Magd aber aufmerksam gemacht, blieb er jenseits der Raufe stehen und sah durch die Spalten derselben Esther zu, wie diese vorher der Magd zugesehen. Von dem jungen Mädchen unbemerkt, wohnte er dem ihm neuen Schauspiel einige Minuten bei und allmähigklärte sich sein braunes ernstes Gesicht auf und ein zufriedenes Lächeln flog wie ein leuchtender Sonnenblick darüber hin. Endlich aber konnte er sich nicht mehr schweigend verhalten und so rief er mit seiner tiefen und laut

schallenden Stimme, indem er sein Gesicht dicht an ein der Spalten brachte:

»Bravo! Das machen Sie gut und es steht Ihnen ganz allerliebste. Wo haben Sie das gelernt?«

Esther, von dem Ton dieser Stimme, die sie auf der Stelle erkannte, noch ehe sie das Gesicht des Redenden wahrgenommen, so unerwartet in ihrer Arbeit unterbrechen, erschrak sichtlich, und mit seltsamer Hast sprang sie von ihrem niedrigen Sitze auf, um die Kuh wieder der Magd zu überlassen. Gleich darauf aber, ihrer Lage sich bewußt werdend, hatte sie sich gefaßt und trat nun um die Raufe herum in die Tenne hinein, von der aus ihr der Meyer schon entgegen kam.

Während das junge Mädchen aber nun, so vollständig überrascht, ihr vor Verlegenheit erröthetes Gesicht etwas niederbeugte und sich an einem an der Raufe hängenden Tuche die Hände abtrocknete, ruhte des Meyers Auge mit leuchtendem Blick auf ihr, und sobald sie mit ihrem Thun fertig war, streckte er ihr schweigend, aber unendlich freundlich lächelnd die Hand hin.

»Guten Morgen, lieber Herr Meyer!« sagte sie nun, seine Hand ergreifend, die die ihre sogleich mit festem herzlichen Druck umschloß, und dabei erröthete sie noch mehr, denn es war ihr im Augenblick nicht angenehm, daß er ihrem ersten wirthschaftlichen Versuche der Art beigewohnt, da derselbe nach ihrer Meinung, gar nicht mit ihrem heutigen ernstern Vorhaben übereinstimmte. »Ich will Ihnen Ihre Frage beantworten, aber nicht hier. – Gestatten Sie mir, es in Ihrem Zimmer zu thun, das wird

mir viel lieber sein,« fügte sie mit einem bittenden Aufblick ihres dunklen Auges hinzu.

Der Meyer sah sie etwas betroffen an und überflog immer noch mit wohlwollendem Lächeln ihre zierliche Gestalt und ihr reizendes, sonst oft so schelmisch und freimüthig jetzt aber seltsam beklommen blickendes Gesicht. »In *meinem* Zimmer wollen Sie mir die Frage beantworten?« fragte er mit einer Stimme, aus der eine stille Verwunderung klang. »Wollen wir nicht lieber gleich zu Nella gehen? Da sieht es doch etwas manierlicher aus und man sitzt behaglicher bei ihr.«

»Nein, Herr Meyer,« lautete ihre bedachtsam gesprochene Antwort, »in Ihrem Zimmer bin ich heute lieber, erst nachher, wenn ich mit Ihnen gesprochen, werde ich zu Thusnelda gehen.«

»Gut, gut,« erwiderte er, »so kommen Sie. Aber was machen die beiden alten Herren?« fragte er, während sie langsam durch die Tenne schritten. »Ich wollte sie so eben besuchen und habe mir schon mein Pferd satteln lassen.«

»Da werden Sie ihnen wohl unterwegs begegnen,« erwiderte Esther, ruhig vor sich niederblickend, »denn sie hatten sich vorgenommen, zu Wagen hierherzukommen und mich wieder abzuholen.«

»Ah, das ist etwas Anderes,« versetzte freundlich der Meyer, »und dann bleibe ich natürlich hier. Das ist mir eben so angenehm. – Reinhard ist auch nach Blanksruh geritten, um Ihnen und den Herren seinen Besuch zu machen, und so hat er wenigstens Sie am Ende verfehlt?«



Esther schwieg einen Augenblick, ihr Herz klopfte zu ungestüm, denn sie glaubte aus seiner letzten Frage fast einen lauerhaft gesprochenen Scherz herausklingen zu hören, aber rasch faßte sie sich und sagte leise, während sie eben die Stufen zu seinem Zimmer erstieg, dessen Thür er für sie offen hielt: »Ich weiß es schon und habe ihn nicht verfehlt, da ich ihm auf dem Wege begegnet bin. Allein er ließ sich dadurch nicht abhalten, seinen Ritt fortzusetzen, denn er wollte, wie er sagte – den beiden Herren einen guten Morgen bieten.«

Sie waren im Zimmer angekommen und hier nickte der Meyer Esther vertraulich zu, faßte sie bei der Hand und führte sie nach dem Sopha hin. »Nehmen Sie Platz,« sagte er und setzte sich schon selbst darauf, »es ist zwar etwas hart, aber Sie haben es ja nicht besser gewollt.«

»Nein,« erwiderte Esther, indem sie den ihr an seiner Seite angewiesenen Platz mit entschiedener Miene ablehnte, »lassen Sie mich lieber stehen, so kann ich besser reden und Ihnen auch in die Augen sehen und darin lesen, was in Ihrem Herzen vorgeht.«

»So, so,« sagte der Meyer, etwas verwundert, da er nun wohl merkte, daß er etwas Ernstes zu hören bekommen werde. »Nun, dann bleiben Sie stehen und thun Sie überhaupt, was Sie wollen. Aber zuerst möchte ich denn doch die Beantwortung meiner in der Tenne ausgesprochenen Frage vernehmen.«

»Sie soll sogleich erfolgen, Herr Meyer, und Sie haben mir damit vielleicht wider Willen die Bahn eröffnet, die ich bei Ihnen zu verfolgen gekommen bin. Also,« und sie

richtete ihr dunkles Auge dabei fest auf ihn, als wolle sie wirklich schon jetzt damit in seine Seele dringen, »also Sie fragten mich, wo ich gelernt, was ich so eben in der Tenne versucht? O Herr Meyer, ich habe es niemals und nirgends gelernt und es heute zum ersten Mal gethan, aber man kann, wenn man ernstlich will, in der Welt rasch Alles lernen, und ich wollte es.«

»Ihnen glaube ich das,« versetzte er lächelnd. »Sie lernen Alles leicht, hat mir der Doctor gesagt, und können auch beinahe Alles.«

»O nein, nicht Alles, Herr Meyer, aber Manches, und der Herr Doctor hat mich in seiner Liebe zu mir bei Ihnen vielleicht zu vortheilhaft geschildert, und das wäre mir nicht lieb, da Sie ja dann keinen richtigen Begriff von mir bekommen haben und mich höher schätzen als ich es verdient. Indessen habe ich den Trieb, recht viel zu lernen, und ich hoffe auch, daß es mir mit der Zeit gelingen wird. Wenn ich zum Beispiel einen Haushalt hätte, wie Sie ihn haben, so würde ich nicht eher ruhen und rasten, als bis ich darin so gut und genau Bescheid wüßte, wie Sie, und Alles auch eben so geschickt angreifen könnte, wie Sie und Ihre Leute es thun.«

Des Meyers Gesicht verzog sich wieder unwillkürlich zu einem stillen Lächeln und er blickte mit steigendem Wohlgefallen auf das schöne Mädchen hin, dessen erregtes Gesicht ihm verrieth, wie ihr Geist und Herz zugleich ganz und gar bei der Sache war, die sie eben so einfach und natürlich aussprach und wie sie ihm immer gefallen hatte vom ersten Augenblick an, da er sie gesehen,

so sagte er sich jetzt im Stillen, daß sie ihm mit jedem Moment besser gefiele, wo er in ihr offenes Auge schaute und ihre klare Stimme hörte, die die Macht zu besitzen schien, in jedes Menschen Herz zu bringen, mochte es auch noch so hart und versteinert sein. Indessen mußte er doch auf ihre Rede antworten und so sagte er nach kurzem Besinnen:

»O ja, an Ihrem guten Willen zweifle ich dabei keineswegs, aber es ist das nicht so leicht, wie Sie sich denken. Ein Haushalt, wie ich ihn habe, ist schwer zu überblicken, noch schwerer zu handhaben, und man braucht Zeit und einen endlos guten Willen, um zu lernen, was dazu gehört, ihn auf verständige Weise zu leiten. Ueberdies ist die Handhabung eines solchen Haushalts auch keine Arbeit für eine Städterin, wie Sie es sind.«

»O, ich habe Zeit, Herre Meyer,« erwiderte Esther, immer wärmer und lebhafter werdend, da sie den Meyer in so guter Stimmung bleiben sah. »Ja, ich habe viel Zeit, auch einen endlos guten Willen und bin jung und stark, um selbst das Schwerste zu fassen und zu vollführen. Außerdem aber bin ich keine Städterin, wenigstens nicht, was Sie vielleicht darunter verstehen. Ich bin nicht an den Tand und die Nichtigkeit des Menschenlebens gewöhnt, sondern – zu einem ernsten und gediegenen Lebenswandel erzogen. Denn, Herr Meyer, und hier erhob sich ihre Stimme und ihre Augen flammten kühn auf, »ich bin das Kind – eines Juden, also eine Jüdin, und die begnügt sich mit dem nothwendigsten Genuß; sie ist sparsam und haushälterisch, denn im Hause, so lehrte mich

mein Vater, liegt die Heimath des Weibes, da allein brennt ihr heiliges Feuer, an dem sie beten, wachen und arbeiten soll. Und arbeiten will und muß ich, um selbst mit mir zufrieden zu sein, dazu bin ich berufen und erzogen, eben so wie zum Gehorsam, und ich werde stets und unbedingt die Gebote meines Herrn erfüllen, mag er einst sein, wer er will.«

Der Meyer war während dieser mit tiefem Gefühl vorgebrachten Rede weich geworden, sie hatte den rechten Fleck in seinem Herzen getroffen. So schaute er mit mildem Lächeln auf sie hin und in seinem Auge spiegelte sich ein herzliches Wohlwollen für sie ab, das mit jeder Minute zu wachsen schien. Auch bewies er das sogleich dadurch, daß er nach ihrer Hand griff und sie in der seinen behielt, so daß sie nahe an ihn herantreten mußte, um ihn nicht aus seiner bequemen Lage zu stören. Als sie nun aber so ganz dicht vor ihm stand und er, sich etwas vorbeugend, den warmen Athem ihrer lebhaft wogenden Brust fühlte, sagte er, von einer plötzlich ihn überkommenden Rührung übermannt und dabei sie unbewußt mit dem vertraulichen Du anredend, was wie ein süßer Glockenton tief in ihr Herz drang:

»Mein Kind, Du sprichst da seltsame Dinge vor mir aus, die ich eigentlich nicht von Dir zu hören erwartet habe und deren Zusammenhang mit mir ich noch nicht völlig durchschauert kann. So sage mir denn, führt Dich etwa heute, da Du zu mir und nicht zu Nella gehen wolltest, eine besondere Absicht hierher?«

»Ja, Herr Meyer, Sie haben Recht, ich wollte heute nicht bloß Thusnelda besuchen, sondern mich führte eine große und bedeutungsvolle Absicht hierher und zwar unmittelbar zu Ihnen.«

»Welche?« fragte er mit wunderbarer Sanftmuth und indem er sie wieder um einen Zoll näher an sich zog, als wolle er sie volles Vertrauen zu ihm gewinnen lassen. »Sprich dreist zu mir, Du kannst mir Alles sagen, denn ich glaube, wir verstehen einander.«

Esther faßte sich ein Herz, sah ihn mit schmelzenden Augen an, in deren Hintergrunde eine unwillkürliche Thräne schimmerte, die vielleicht von ihrer großen inneren Bewegung herrührte, und sagte: »Nun denn, Herr Meyer, da wir uns verstehen, so brauche ich nicht länger ein Geheimniß vor Ihnen zu haben, das mir wie ein Fels auf der Brust liegt, und so sage ich Ihnen: ich kam hierher, um wo möglich – Ihr ganzes Herz zu gewinnen, von dem ich – ich fühle und weiß es – bisher schon einen Theil besaß.«

In des Meyers Brust mußte etwas ganz Besonderes vorgehen, denn sein Gesicht nahm plötzlich einen Ausdruck an, den Esther nie darauf wahrgenommen, so tief forschend und doch auch so liebevoll ermunternd war er. »Da hast Du Recht, mein Kind,« sagte er, »einen Theil meines Herzens besaßest Du längst, und daß Du es ganz gewinnen willst, macht mir Freude. Aber sprich ehrlich, ganz ehrlich –« und sein Auge senkte sich dabei wie ein feuriger Pfeil in das ihre – »wolltest Du nicht etwa auch bei mir das Herz eines Anderen gewinnen?«

»Herr Meyer,« rief sie in überströmendem Gefühl lauter als vorher, »was sagen Sie da! Sprechen Sie im Ernst?«

Er wurde sehr ernst, sah sie wieder durchdringend an und sagte: »Ob ich im Ernst spreche, fragst Du? Scherzest Du etwa mit mir, mein Kind? Meinst Du denn, ich sei, weil ich schon so alt bin, auch blind geworden und habe nicht gesehen, was allen Anderen offen vor Augen lag? O nein, mein Kind, eines Vaters Augen sehen immer scharf und auch meinen Sohn habe ich durchschaut, obgleich er eine dicke Mauer um seine Brust gezogen und seine Lippen mit einem – ich möchte sagen diebessicheren Schloß verriegelt hat.«

»Nun denn,« fuhr sie ermuthigt fort, da er schwieg und wieder ein freundliches Lächeln über seine erregten Züge glitt, »wenn Sie so hellsehend sind, darf ich dann weiter sprechen?«

»Ja, sprich, was Du willst, von Dir kann ich Alles hören, ich habe es schon einmal gesagt.«

»Nun denn, Sie fragten vorher, ob ich nicht auch eines Anderen Herz bei Ihnen gewinnen wollte? Auch das, Herr Meyer, und ich habe es mit Gottes Hülfe und meines Vaters Erlaubniß vielleicht schon gewonnen, allein dies Herz gehört nicht ihm allein, sondern auch seiner Pflicht, vor Allem – seinem Vater.«

»Ah!« rief er aus, »ich dachte es mir. Nun, mir dünkt, es gehört nicht blos mir, nicht blos seiner Pflicht, sondern in der That auch schon – einer anderen Person.«

Bei diesen Worten glaubte sie nicht nur in seinen Augen, sondern auch in seinem Herzen zu lesen, was darin

vorging und sie fiel vor ihm auf die Kniee, wie früher vor ihrem Vater, hob die flach zusammengelegten Hände bittend zu ihm empor und sagte mit einer so rührend weichen Stimme und einem so lieblich kindlichen Gesichtsausdruck, daß der alte Mann bis in's Innerste bewegt wurde:

»Vater meines Geliebten, Du hast die Wahrheit gesprochen und unserer Herzen Wünsche und Neigungen errathen. O, blicke mild und gütig auf mich, trotzdem ich eine Jüdin bin, wofür ich ja nichts kann, die aber, wie mein Vater mir gesagt, auch ohne dadurch ein anderes Wesen und ihrem Gott abtrünnig zu werden, eine Christin werden kann. Aber vor allen Dingen will ich dienen, will arbeiten, fromm und fleißig sein, will lernen vom Morgen bis Abend, bis ich – Deiner und seiner würdig bin!«

Da war die Scheidewand, wenn überhaupt noch eine zwischen ihnen bestanden hatte, ganz und für immer gefallen. Mit bebenden Händen und einem Gesicht, auf dem Esther in diesem für sie so schönen Augenblick den ganzen Himmel zu lesen glaubte, hob er sie auf, schloß sie in seine Arme und küßte sie auf Stirn und Lippen. Als er ihr aber dann noch einmal tief in die thränenden Augen geschaut und sie ihm herzlich zugewinkt, als danke sie ihm aus innerster Seele, sagte er mit fast gebrochener Stimme, so tief war er gerührt.

»Ich glaube, mein Sohn hat die rechte Wahl in Dir getroffen, obwohl Du eine Jüdin bist. Eine solche aber, wie Du es bist, habe ich nie gekannt, aber auch keine Christin von Deiner Art, und wären alle Jüdinnen wie Du und alle

Juden wie Dein Vater, dann würde Euer Volk schon längst eine andere Stellung unter uns eingenommen haben, als bisher. Doch – weg mit den Christen und Juden – wir sind zuerst Menschen und lieben uns, und das ist mir genug. Ach, mein Herz ist durch alle die seltsamen Ereignisse in den letzten Tagen so weich und mürbe geworden, daß ich mich selbst kaum wiedererkenne. Dir aber vor Allen möchte ich am wenigsten hart und wie der alte rauhe Meyer Saaltrup erscheinen, der sich ungeberdig windet und sträubt, wenn nicht Alles nach seinem Kopfe geht. Dein Vater hat auch an meiner Tochter Gutes gethan und das kommt mit auf Deine Rechnung. So diene und lerne denn, sei fromm und fleißig und Gott gebe seinen Segen zu Allem, was Du unternimmst. Du kannst Dich von diesem Augenblick an als meine Tochter und meinen Sohn – als Deinen Bräutigam betrachten, wenn Dein Vater keinen Widerspruch dagegen erhebt.«

Esther wollte eben ein lautes Nein! Nein! rufen, als es leise an die Thür pochte. Die so eifrig mit einander Redenden hatten ganz das Hundegebell auf dem Hofe und das damit verbundene Peitschenknallen überhört. Der Meyer, der Esther noch immer in seinen Armen hielt, schaute daher verwundert auf und sah mit nicht geringer Freude Doctor Blank und Moses Joël in sein Zimmer treten, die Beide erst etwas zaghaft auf ihn hinblickten, aber sogleich ihre Mienen änderten, als sie sahen, wie innig der Meyer und Esther sich umschlungen hielten. Gleich darauf aber hatte sich Esther aus seinen Armen gelöst



und war mit einem bezeichnenden Wink nach ihrem Vater hin durch die Thür, die in Thusnelda's Zimmer führte, entwichen, während der Meyer sich erhob und mit ausgestreckten Händen und glühendem Gesicht den beiden Freunden entgegenging.

---

Die drei Männer standen dicht vor einander und blickten sich, nachdem sie einen Händedruck ausgetauscht, eine Weile mit ernst forschenden Mienen an. Nur Doctor Blank, dem die alsbald beginnende Scene ein großes Vergnügen zu gewähren schien, da er sich für überzeugt hielt, daß hier kein weiterer Kampf mehr stattfinden werde, verzog sein Gesicht allmählig zu einem gemüthlichen Lächeln und setzte sich, die beiden Anderen allein mitten im Zimmer stehen lassend, auf das Sopha, um in aller Gemächlichkeit ein Zeuge der nun beginnenden Unterhaltung zu werden.

Ja, mit kräftigem Druck hatte Moses Joël des Meyers Hand gefaßt und geschüttelt, sobald er sie aber losgelassen, sagte er mit welcher Stimme, wie er sie immer hören ließ, wenn sein Herz von einem tiefen Gefühl in Anspruch genommen war:

»Lieber Meyer, entschuldigen Sie, daß ich heute schon wieder so früh als Störenfried in Ihr Haus dringe, das ich erst vor kurzer Zeit verlassen habe, allein wie ich gestern als Freund zu Ihnen kam, so komme ich heute als Vater,

dem das Wohl seines Kindes am Herzen liegt, und so frage ich Sie ehrlich und offen: was hat meine Tochter so eben von Ihnen gewollt?«

Bei dieser so ernst und nachdrücklich gesprochenen Frage, die so natürlich klang und doch von einer gewissen Besorgniß des Fragenden zeugte, nahm des Meyers Gesicht den Ausdruck vollkommener innerer Befriedigung an und indem ein gutmüthiges Lächeln über seine braunen Züge flog, sagte er:

»Das kann ich Ihnen mit wenigen und eben so ehrlichen und offenen Worten beantworten, mein theurer Freund. Ihre Tochter kam mit der Absicht zu mir, um meine *ganze* Achtung und Liebe zu gewinnen, von denen sie schon einen großen Theil besaß, und diese ihre Absicht ist ihr vollständig gelungen. Sie hat sich mir als ein eben so aufrichtiges und wahres wie gehorsames und liebevolles Kind erwiesen und ich habe ihr den Beweis geliefert, daß ich diese ihre guten Eigenschaften zu würdigen weiß. Sie befindet sich jetzt bei meiner Tochter da drinnen, und mein Sohn, wenn er noch nicht bei ihr ist, wird gewiß auch nicht lange auf sich warten lassen. Und das Letztere geschieht,« fügte er mit erkennbarem Nachdruck hinzu, »ich bekenne es Ihnen gern, mit meiner vollen Einstimmung und, wie ich aus Ihrer Tochter Worten herauszuhören glaubte, auch mit der Ihrigen. Doch das wird sich gleich finden. Vor allen Dingen sage ich Ihnen, daß Ihre Tochter ein Schatz ist, um dessen Besitz ich Sie beneiden könnte, wenn ich nicht die freudige Aussicht

hätte, sie bald, recht bald auch die meine zu nennen. Habe ich Ihnen damit genug gesagt?«

Dabei reichte er dem erwartungsvoll vor ihm stehenden Manne noch einmal mit herzlichem Blick die Hand und drückte sie ihm so energisch, daß Moses Joël kein Zweifel mehr übrig bleiben konnte, daß er auch hier zu einem glücklichen Ziele gelangt sei.

»So,« sagte er auch sogleich, wobei sich schon eine tiefe Rührung auf seinem Gesicht abspiegelte, »so haben Sie also, wenn ich Ihre Worte richtig deute, vergessen, daß ich – ich muß das hier nothwendig erwähnen – ein Jude bin und meine Tochter – eine Jüdin ist?«

»Vollständig, lieber Joök, und ich bekenne auch Ihnen, was ich vorher schon Ihrer Tochter bekannt, daß ich in Ihnen einen Juden und in ihr eine Jüdin kennen gelernt habe, die ich eben so hochachten muß, wie ich sie lieben will. Was wollen Sie mehr?«

Moses Joël nickte dem Meyer mit völlig aufgeklärter Miene freundlich zu und man sah seinem ehrwürdigen Gesicht an, wie glücklich er über diese rasche Entwicklung der vorliegenden Sache war, die er sich bei den Meyers sonst so starrem Wesen viel schwieriger vorgestellt haben mochte.

»Wenn ich Ihnen darauf eine Antwort geben muß,« sagte er nun, »und sagen soll, was ich noch mehr will, so soll das nachher geschehen. Für jetzt aber wollen wir einmal den Christen und den Juden ganz bei Seite lassen

und uns nur als Menschen und wahre Freunde betrachten, deren Kinder so eben nach Ihrer Aussage einen heiligen und ewigen Bund geschlossen halten und denen der allmächtige Gott seinen Segen dazu geben möge. Sehen Sie mich an, Meyer Saaltrup, fest und genau, und lesen Sie in meinem Auge – so! Finden Sie das geringste Falsch darin?«

»Nein,« erwiderte der Meyer mit wahrhafter Rührung und der ehrlichsten Ueberzeugung, ich lese nur Menschenfreundlichkeit, Wohlwollen und Nächstenliebe darin.«

»Gut, dann bin ich zufrieden und nun wollen wir nie wieder mit einander den Christen und Juden reden und den Ausgleich zwischen Beiden unsern Kindern allein nach ihrem Gutdünken überlassen. Verstand, Geschick und guten Willen besitzen sie genug dazu, das habe ich vorher wohl an Ihrem Sohn erkannt, als er bei mir war und mir seine Liebe zu meiner Tochter gestand. – Nur noch einmal komme ich auf eine Sitte unseres Volkes zurück, die ja auch bei Ihnen geübt wird, und dies betrifft einen Punkt, den nur Väter mit einander besprechen können, deren Kinder sich in Liebe gefunden, ohne daß irgend eine Nebenabsicht ihre Herzen geleitet hat.«

Der Meyer horchte hoch auf, aber Doctor Blank, der mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört und beider Männer Mienen mit Argusaugen beobachtet, hatte Joël schon errathen und wußte, was kam. »So setzt Euch recht,« rief er dazwischen von seinem Sopha her, »das könnt Ihr so viel bequemer auf einem Stuhle abmachen!«

Die beiden, dem vorliegenden Gegenstände ganz hingeebenen Männer schienen diesen wohlgemeinten Zuruf nicht zu hören, wenigstens erwiderten sie nichts darauf, aber sie befolgten den guten Rath doch und bald saßen sie einander gegenüber und nun konnte Doctor Blank Beider Gesichter und Mienen noch besser beobachten, die so grundverschieden waren und doch in diesem Augenblick denselben Ausdruck der Spannung und der Ueberzeugung von der Wichtigkeit ihrer Verhandlung trugen.

»Was ist das für ein Punkt, lieber Joël?« fragte der Meyer in der gelassensten Weise und sich ganz bequem auf seinem Stuhl zurechtsetzend.

»Es betrifft den Geldpunkt,« sagte Joël mit eben solcher Ruhe, »und Sie wissen ja, das Geld ist *meine* Waare, während meine Tochter mir niemals als solche galt. Nun, lassen Sie mich auch über diesen Punkt klar und verständlich reden, und so sage ich: Sie sind kein armer Mann, das weiß ich, und Ihr Sohn wird überall und immer sein Brod und sein Auskommen finden, da er so arbeiten gelernt hat, wobei ihm auch meine Tochter helfen wird. Indessen komme ich dabei auch in Frage und so sage ich von mir selber: ich bin ein reicher Mann und was ich besitze, besitzt meine Tochter auch. Und somit von jetzt an auch Ihr Sohn, was ich ihm eben auch selbst gesagt habe. So brauchen Sie also nicht um der Kinder Zukunft besorgt zu sein und mag er sich ankaufen und niederlassen, wo er will – er soll dazu auf genügende Weise in den Stand gesetzt werden – ich büрге dafür.«

Der Meyer faßte sich mit der Hand nach der Stirn, als ob ihm da die so eben ausgesprochene Absicht des reichen Mannes einigen Schmerz verursachte. Aber bald nahm er sie wieder fort, blickte Joël fest an und sagte mit einiger Hast:

»Nichts von Ankaufen, von Niederlassen auf einem neuen Gut, das liegt nicht in meinem Wunsch, meiner Neigung, und dazu würde ich nie meine Zustimmung geben. Nein, Freund Joël, mein Sohn *hat* bereits ein Gut, eine Niederlassung und das ist das Stück Land, auf dem wir eben sitzen und auf dem alle seine Vorfahren seit Wittekind's Zeiten gesessen und mit Ehren alt und grau geworden sind. Und damit Sie mich ganz verstehen und meinen Einwurf begreifen, so verkünde ich Ihnen gleich jetzt meinen Entschluß, den ich schon lange gefaßt, noch bevor mir die Neigung unserer Kinder bekannt geworden war. Nach einem alten Naturgesetz, das wir nicht umstoßen können, müssen immer die Jungen den Alten auf ihrer Bahn folgen und sie ablösen, wenn diese von ihrer Arbeit müde geworden sind, und ich bin es, ich fühle es längst. Und so weiche ich denn meinem Sohn und überlasse ihm die Arbeit allein, um mich zu ruhen. Er selbst vertreibt mich nicht, o nein, denn er hat mich schon oft gebeten, auf meinem bisherigen Posten noch lange auszuharren, sondern ich weiche ihm freiwillig und hege nur den Wunsch, daß er meine Arbeiten so fortsetzen möge, wie ich sie begonnen habe und ihm übergeben werde. Ich überlasse ihm Haus und Hof mit allem Zubehör, außen

und innen, und so braucht er nicht von vorn anzufangen, wie ich es einst mußte. Diesen Entschluß habe ich, wie gesagt, schon lange gefaßt und mit der Ausführung desselben nur gewartet, bis Reinhard sich eine Familie gegründet haben würde. Das hat er nun jetzt gethan und so ist meine Laufbahn als Landwirth beendet. Ich werde nach der Stadt ziehen, und das Dach, unter dem ich wohnen will, ist bereits gefunden, und ich brauche meine Absicht nur am geeigneten Orte auszusprechen, um es in meine Hand zu bringen.«

»So!« sagte Joël sinnend, indem er seinen langen Bart wiederholt durch seine Hände gleiten ließ und einen raschen Blick nach dem Doctor hinüberwarf. »Also das haben Sie beschlossen? Nun, ich bin nicht unzufrieden damit und Esther wird es auch recht sein, denn sie liebt Ihre Wälder und Berge über Alles, was mir begreiflich ist, da sie in ihnen ihre Freude und ihr Glück gefunden hat. Und vielleicht – wer weiß es – folge ich Ihnen bald auch in die Stadt, sobald ich meine Geschäfte meinem Neffen übergeben haben werde, den ich schon in den nächsten Tagen nach Paderborn bescheiden will, sobald ich dahin zurückgekehrt bin. In Paderborn bleibe ich keinen Tag länger als ich muß und bis ich irgend wo mein Unterkommen gefunden, wird mich ja wohl der Doctor bei sich aufnehmen und mir ein Stübchen anweisen, in dem ich denken und ruhen, also leben kann.«

»Oder ich und mein Sohn werden es thun,« unterbrach ihn der Meyer, »denn Sie werden bei mir eben so gut wie auf dem Spiegelhof zu Hause sein.«

»Gewiß auch bei Ihnen,« fuhr Joël fort, »denn wie mir däucht, werden wir drei alte Knaben fernerhin wohl so oft beisammen sein, daß man uns bald für ein seltenes schneeweißes Kleeblatt auf einem Stiele halten wird. In dessen habe ich doch noch – für unsern Sohn zu sorgen, lieber Meyer, und ihm, wie es bei uns Brauch ist, als erste Mitgift meiner Tochter eine sogenannte Morgengabe zu bieten, die ihm sein Glück noch begreiflicher macht. Und da sage ich: helf Gott! und er gebe den Kindern seinen Segen, wie er ihn uns gegeben hat!«

»Ja, den gebe er ihnen!« sprach der Meyer hochaufathmend und mit verklärten Augen gen Himmel blickend, laut und fest.

»Nun, und was diese Mitgift betrifft,« fuhr Joël, dem Doctor freudig zunickend fort, »so soll sie für's Erste in einem Stück Land bestehen, das ihm wirklich von Nutzen ist und zugleich auch Freude bereitet. Von unserm Freunde, dem Doctor dort, weiß ich, daß Sie sich zur Abrundung Ihres Gutes stets die schöne Waldung zwischen Ihrer und des Barons Strachnitz Beszung gewünscht und sich wiederholt Mühe gegeben haben, sie käuflich an sich zu bringen. Nun, was Ihnen nicht erreichbar war oder zu kostbar schien, wird mir nicht zu kostbar und völlig erreichbar sein, wenn ich Ihnen dadurch meine freundschaftliche Gesinnung beweisen kann, und so wird es fortan zwischen Strachnitz und dem Spiegelhof kein



fremdes Stück Land mehr geben und die beiden künftigen Schwäger werden sich von Grund zu Grund die Hände reichen können. Schon morgen werde ich mich zu diesem Behufe zum Gemeindevorsteher nach dem betreffenden Dorfe begeben, der den Verkauf des Grundstücks in Händen hat, und so mögen Sie es immerhin schon von heute an als Ihr Eigenthum betrachten.«

Der Meyer, über diesen hochherzigen Antrag anfangs mehr bestürzt als erfreut, sprang wie eine Stahlfeder von seinem Sitze auf und eilte auf den alten Mann zu, der ihm hier einen so drastischen Beweis nicht nur seines Reichthums, sondern auch seines Wohlwollens geliefert. »Joël!« rief er mit lebhaft aufsprudelnder Hast und legte seine wuchtigen Hände so derb auf die Schultern des still sitzenden Mannes, als wolle er ihn damit zu Boden drücken, »daß Sie ein kluger, nach allen Richtungen befähigter und verurtheilsloser Mann sind, haben Sie mir schon oft und insbesondere heute bewiesen, aber das herrliche Geschenk, welches Sie mit jener großen Waldung meinem Sohne, also meiner ganzen Familie und damit auch mir machen, beweist mir, daß Sie das Herz auf dem rechten Fleck haben und auch in unseren Herzen den rechten Fleck zu treffen wissen. Ja, Mann, mit dieser Morgengabe wie Sie sagen – o, sie reicht für einen ganzen Tag aus – haben Sie auch bei mir den rechten Fleck getroffen und so sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank für Alles, was Sie an uns gethan, und da haben Sie meine Hand, womit ich Ihnen auch mein Herz gebe, für jetzt und immerdar. Mehr kann ich nicht sagen, denn

ich verstehe mich nicht künstlich auszudrücken, wie andere Leute, ich bin nur ein einfacher schlichter Landmann und weiter nichts. Und so mag der Bund, den unsere Kinder heute in Eintracht und Liebe schließen, auch für uns ein Bund wahrer Freundschaft werden, so lange wir leben, und möge der Gott, der da oben waltet, diesen Bund allezeit segnen. Amen.«

Moses Joël schaute gerührt auf den mit flammendem Gesicht zu ihm redenden Freund und reichte ihm die Rechte, die der Meyer mit aller Macht schüttelte; in demselben Augenblick aber erhob sich auch Doctor Blank, trat dicht an die beiden Freunde heran und indem er seine Hand mit auf ihre beiden verschlungenen Hände regte, rief er mit fester und sein tief erregtes Gefühl verathender Stimme:

»Ja, möge Gott diesen Bund segnen, darin stimme ich Euch von ganzer Seele bei; mich aber laßt den Dritten in diesem Bunde sein, bis die Stunde schlägt, die mich von dieser Erde abrufft, um mich auf einer anderen, noch besseren, zu einem neuen Leben erstehen zu lassen. Da habt Ihr meine Hand!«

»Ah,« sagte der Meyer, »so, das ist recht, und Sie erinnern mich gerade zur rechten Zeit, daß es noch andere Leute giebt, denen man Dank schuldig ist. Joël, alter herzensguter Mann, sehen Sie sich Diesen an,« – und er zeigte dabei mit seiner linken Hand auf den Doctor, – »der ist es doch eigentlich allein, der dies Alles zu Stande gebracht und den Segen Gottes – der sich ja auch durch

der Menschen Handlungen verräth – auf unser Haus herabgerufen hat.«

»Meyer!« rief Doctor Blank laut und mit fast vorwurfsvollem Ton, »halten Sie ein! Sie lästern die Vorsehung, indem Sie mich zur Triebfeder so vieler Glücksfälle machen. Nein, Alles was in den letzten Tagen hier geschehen, hat ein Höherer vollbracht, der, der dort über den Sternen wohnt und dessen Allmacht und Weisheit so oft vergessen wird, wenn der Mensch im Glück ist und sich selbst seinen Segen verdanken zu dürfen glaubt.«

»Nun ja,« versetzte der Meyer etwas verwirrt und ihm herzlich zunickend, »der da oben über den Sternen thut freilich Alles, aber Sie, der Sie mit seinen Sternen so vertraut sind, haben sein Wollen und Vermögen aus erster Hand erfahren und es uns weniger klugen Menschen klar vor Augen gelegt, so daß wir es greifen können. Also Dank und Freundschaft auch Ihnen, so lange wir leben, mehr kann ich in diesem Augenblick nicht sagen.«

Und alle drei Männer erhoben wie auf ein unhörbares Geheiß ihre Arme und umschlossen sich mit hingebender Liebe, sahen sich dabei tief in die treuen Augen und lasen gegenseitig die Empfindungen darin, die in ihren Herzen wurzelten, um nie wieder daraus zu verschwinden. –

Als sie sich dann aber wieder losließen und noch immer, nahe bei einander stehend, mit freudigen und herzlichen Blicken betrachteten, begann Doctor Blank von Neuem zu reden und sagte:

»Nun, sind wir Drei jetzt mit einander fertig?«

»Ja,« rief der Meyer laut, »wir sind fertig!« und Joël nickte ihm beistimmend zu.

»So,« fuhr Jener fort, »dann, dünkte ich, wäre es an der Zeit, die Kinder hereinzurufen oder zu ihnen zu gehen, um ihnen zu verkünden, was hier eben beschlossen ist. Sie werden zwar längst mit und über sich selbst im Klaren sein, aber von Euch Beiden mit Freuden eine noch größere Klarheit entgegennehmen.«

»Ja,« stimmte der Meyer bei, »das ist wahr!«

Und er öffnete selbst die Thür und rief seine Kinder, die mit Esther im Nebenzimmer versammelt waren und sehnsüchtig den Beschluß der drei Männer abwarteten, zu sich herein. Sie kamen mit freudig erregten Gesichtern, denn sie wußten schon halb und halb, was sie zu hören bekommen würden. In wenigen Minuten hatten sie Alles erfahren, was man ihnen zu sagen hatte und nun gab es eine frohe und lebhaft Scene, bei der die Freudenrufe und wiederholten Danksagungen kein Ende nehmen wollten. Endlich aber machte ihnen der Meyer in seiner gebieterischen Weise ein Ende, indem er den Redenden durch lebhaft Winke Einhalt gebot und, sich zu den beiden Freunden wendend, sagte:

»So, nun wäre ja auch das zu allgemeiner Zufriedenheit abgemacht, wie mir scheint, und nun habe ich noch einen anderen Vorschlag, denn ich hoffe, daß Sie heute nicht zu einem bloßen Morgenbesuche zu mir gekommen sind. Nein, Sie werden sämmtlich mit mir einverstanden sein, wenn ich Sie bitte, diesen Tag bei uns zu bleiben, denn die Esther wird Ihnen doch nicht gutwillig gleich

nach Blanksruh folgen wollen oder meine Nella bliebe dann allein, da ihr Geliebter heute ja leider nicht bei uns ist.«

Joël sah fragend den Doctor an und dieser nickte ihm und dem Meyer herzlich zu. »Ja,« sagte er, »heute bleiben wir bei Ihnen und meinetwegen bis zum Abend, denn heute haben die Sterne für mich genug gethan und ich darf ihnen doch nicht gleich wieder mit einer neuen Bitte kommen, –

So war es denn beschlossen, und Thusnelda, von Esther gefolgt, begab sich rasch in die Küche, um ihre Anordnungen zu einem fröhlichen Mahle zu treffen, während die drei alten Männer noch eine Weile zusammenblieben, bis Reinhard, der den Mädchen auf einige Zeit nachgegangen war, wieder hereintrat und seinem Vater einen heimlichen Wink gab, ihm in Thusnelda's Zimmer zu folgen. Der Meyer, begierig, zu erfahren, was sein Sohn ihm zu sagen habe, gehorchte auf der Stelle, kaum aber standen Beide allein sich gegenüber, so erhob Reinhard die Arme und schloß den Vater an sein Herz, seinen Mund mit den lebhaftesten Küssen bedeckend.

»Nun,« sagte der Meyer, als er sich endlich wieder von ihm loslösen konnte, »was ist denn das? So zärtlich bist Du ja noch nie gegen mich gewesen. Doch, Du willst sprechen, ich sehe es,« fügte er sichtbar gerührt hinzu, »und so sprich aus, was Du auf dem Herzen hast.«

»Ja, Vater,« nahm nun sein Sohn mit erglühendem Gesicht das Wort, »ich will und muß mit Dir allein sprechen, um auch gegen Dich meinen inneren Herzensdrang

zu stillen, den ich Deinen Freunden schon heute Morgen in Blanksruh zu erkennen gegeben habe. O mein theurer, guter Vater, Du hast mir schon so viel Gutes und Liebes in meinem Leben erwiesen, und ich habe schon oft daran gezweifelt, ob ich im Stande sein werde, Dir dafür meinen kindlichen Dank abzutragen. Aber heute und jetzt hast Du mir den größten Schatz meines Lebens an's Herz gelegt und diese Deine Vatergüte übersteigt alle meine kühnsten Hoffnungen. Du hast mich, indem Du mir Esther zum Weibe zu nehmen erlaubtest, zum glücklichsten Menschen auf der Welt gemacht und das werde ich bis zu meines Lebens Ende im Gedächtniß bewahren. Das war es, das allein, was ich Dir sagen wollte und mußte.«

Der Meyer lächelte fast verlegen still vor sich hin und man sah ihm an, wie wohl ihm die eben so lebhaft geäußerte dankbare Gesinnung seines Sohnes that. Dann nickte er nach seiner Gewohnheit mit dem ernstesten Kopf, sah ihn liebevoll an und sagte:

»Mir ist es recht, wenn Du glücklich bist und ich bin es ja auch. Aber sag, liebst Du denn wirklich dieses Mädchen, die Esther, so sehr, daß Du ganz und gar und für immer vergessen hast, daß sie – eine Jüdin ist?«

»Hast Du es denn nicht vergessen?« fragte der Sohn dagegen, der die Antwort schon in den strahlenden Augen des Vaters las.

»Ja, mein Sohn, vollkommen,« jubelte dieser auf, »und ich habe sie so lieb, wie ich Nella und Dich habe – soll ich Dir noch mehr darüber sagen?«

»Nein,« erwiderte Reinhard gerührt, »mehr verlange ich nicht, ich weiß nun genug, und nur so viel kann ich noch hinzufügen, daß Esther in kurzer Zeit keine Jüdin mehr, sondern eine Christin sein wird, und zwar so fromm und rein und mit ganzem Herzen, wie alle unsere Vorfahren es gewesen und wir selber es sind.«

»Das walte Gott!« schloß der Vater in sichtbarer Bewegung, und noch einmal zog er den Sohn in die Arme und drückte ihn wiederholt an sein von Freude überströmendes Vaterherz.

#### VIERTES CAPITEL. EIN RASCHES STRAFGERICHT UND EIN EBEN SO RASCHER HANDEL.

Man hatte sich Punkt ein Uhr, wie es auf dem Spiegelhof üblich war, zu Tisch begeben und Thusnelda hatte als Hausfrau ihren Gästen bewiesen, daß sie ihnen auch ohne alle Vorbereitung ein gutes Mahl vorsetzen könne; indessen, wenn es auch etwas weniger lecker und reichlich gewesen wäre, so würde es doch Allen vortrefflich geschmeckt haben, denn die Stimmung der heute hier Versammelten war eine so gehobene und fröhliche, wie sie wohl selten in diesen patriarchalischen Räumen geherrscht haben mochte. Als man aber eben die letzte Flasche edlen Rüdesheimers, des Meyers Lieblingswein, angebrochen und Doctor Blank einen kurzen Toast auf das Wohl der beiden Brautpaare gesprochen hatte, kam Louise, die Stubenmagd, von der Tenne herein und brachte einen Brief, der an den Meyer lautete und, wie sie sagte,

so eben von einem reitenden Boten aus Strachnitz gebracht sei, der draußen mit seinem Pferde halte und auf Antwort warte.

»An mich?« fragte der Meyer den Brief schon in der Hand haltend, »und aus Strachnitz? Was hat denn das zu bedeuten, daß er nicht an Nella oder Reinhard schreibt. Ist etwa –«

Und er unterbrach sich, öffnete rasch den Brief und las ihn erst still für sich durch. Kaum aber hatte er ihn zu Ende gelesen, so hob er den Kopf hoch auf, sah alle Umsitzenden der Reihe nach an und sagte: »Nein, es ist nicht das, was ich beinahe erwartete, es ist vielmehr etwas ganz Anderes. Haha! So hört denn, was der junge Baron schreibt, und wenn Ihr es wißt, dann wollen wir auf der Stelle einen raschen Entschluß fassen, denn hier muß schnell gehandelt werden. Und er las mit lauter Stimme folgende Zeilen vor, während alle Anwesenden ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörten.

»Mein theurer väterlicher Freund!

»Ich wende mich heute an Sie, um mir endlich einmal einen Rath und wo möglich eine Hülfe von Ihnen zu erbitten, da ich in der eigenthümlichen Lage, in der ich mich befinde, mir nicht selbst zu rathen und zu helfen weiß. Ich habe nämlich die traurige Erfahrung gemacht, daß meines Vaters bisheriger Inspector schon seit längerer Zeit an gewisse Leute in Detmold große Posten Holz verkauft hat, deren Ertrag nicht in unsere Kasse geflossen sein kann, da er nicht einmal in den vom Inspector allein geführten Büchern vermerkt ist. Außerdem aber scheint



mir, so viel ich davon verstehe, die ganze Buchführung nicht ordnungsgemäß zu sein und das, was man eine Jahresbilanz nennt, so weit sie unter meines Vaters Verhältnissen möglich war, ist augenscheinlich künstlich zu Wege gebracht und Activa sind darin angegeben, deren Existenz ich nirgends finden kann, die also wahrscheinlich meinem Vater nur vorgespiegelt sind, um ihn bei guter Laune zu erhalten. Auch die Beweise für den betrügerischen Holzverkauf liegen mir zur Hand. Ich habe freilich nur zwei anonyme Briefe erhalten, aber sie geben alle Data genau an, und da die Holzschläger, die ich insgeheim befragt, zugestehen, auf des Inspectors Geheiß in den letzten zwei Jahren sehr viel Holz geschlagen zu haben, was auch abgefahren worden sei, so scheint mir die ungetreue Handlungsweise des gewissenlosen Mannes außer allem Zweifel zu sein.

»Wie soll ich mich nun dabei verhalten? Diese Frage möchte ich vor allen von Ihnen beantwortet wissen und darüber Ihren Rath vernehmen. Was aber die Führung der Bücher betrifft, so ist mir eingefallen, daß wahrscheinlich Herr Joël noch bei unserm guten Doctor ist, und wäre der vielleicht die geeignetste Person, sie mit seinem scharfen kaufmännischen Blick zu prüfen, denn wenn irgend ein offenkundiger Betrug nachzuweisen wäre, so glaube ich das Recht zu haben, den Inspector augenblicklich zu entlassen, zumal ich darin ja nicht mehr den Einspruch meines noch immer sehr kranken Vaters

zu erwarten habe, da ich ja, nach Auffindung des zwischen ihm und Herrn Joël abgeschlossenen Pachtcontracts, von dem Tage der Unterzeichnung desselben an – das steht ausdrücklich darin – der rechtmäßige und verantwortliche Pächter von Strachnitz bin. Wären Sie nun vielleicht im Stande, Herrn Joël zu bewegen, sich noch einmal zu mir nach Strachnitz zu bemühen? Es müßte das aber sehr bald geschehen, damit ich endlich über meine Verhältnisse Klarheit erlange und von außen unbehindert an die hier so nöthige Arbeit gehen kann.

»Ich grüße Nella tausendmal und auch Reinhard, und hoffe bald in der Lage zu sein, mich persönlich zu überzeugen, wie es Ihnen Allen geht. Mit ganzem Herzen Ihr treu ergebener

Armin.«

Die letzten Zeilen hatte der Meyer nur höchst flüchtig vorgelesen, denn der übrige Inhalt nahm augenblicklich von seiner ganzen Seele Besitz. So blickte er denn, sobald er mit seinem Vortrag zu Ende, mit blitzenden Augen auf Doctor Blank und Joël, deren Augen auch mit erwartungsvoller Spannung auf ihm ruhten, und rief: »Ah, dieser Brief ist, denke ich, gerade zur rechten Zeit eingetroffen, denn wir sind Alle beisammen, um schnell einen Rath abzuhalten und einen raschen Entschluß zu fassen. Aha!« und er rieb sich freudig die Hände, »so komme ich denn endlich auch an die Reihe, meine Nase in das lahme Räderwerk der Strachnitz'schen Wirthschaft zu stecken, und das habe ich mir schon lange gewünscht. Nun, hinter die Schliche dieses Herrn Inspectors werden wir ja wohl

bald kommen und so will ich Euch gleich kurz meine Meinung sagen. Ja, was bedarf es da einer langen Berathung? Unser Beschluß muß auf der Stelle gefaßt werden und ich habe ihn schon gefaßt. Joël, Mann von Kopf und Herz, hören Sie mich an: wollen Sie jetzt gleich mit mir nach Strachnitz hinüber, um dem vermaledeiten Uebeltäter das Genick zu brechen? Das würde ein Hauptspaß für mich sein, wie ich lange keinen gehabt, und ich lechze förmlich danach, dem Kerl Auge in Auge gegenüberzustehen und ihm den kürzesten Prozeß von der Welt zu machen.«

Joël besann sich keinen Augenblick. Sein faltiges Gesicht bedeckte sich mit einer leichten Röthe und seine Augen funkelten den Meyer mit dem Ausdruck vollster Entschlossenheit an. »Ja,« sagte er laut und fest, »ich will!«

»Gut!« rief der Meyer und sprang schon von seinem Sitze auf. »Jetzt wende ich mich an Dich, Reinhard, und trage Dir Folgendes auf. Setze Dich auf der Stelle nieder und schreibe ein paar Zeilen an Deinen Freund, daß wir in einer guten Stunde bei ihm sein werden, daß er aber dem Inspector unsere Ankunft nicht verrathen soll. Ich selbst werde hinausgehen und Adam Riese beauftragen, die Fuchse vor die kleine Chaise zu legen, damit wir gleich abfahren können. Sie sollen einmal tüchtig laufen und Joël zeigen, was sie leisten können. Haha!«

In fünf Minuten war der kurze Brief an Armin von Strachnitz geschrieben und dem reitenden Boten eingehändigt, der damit flugs nach Strachnitz zurücktrabte. Beinahe eben so rasch waren die Fuchse vor den Wagen

gelegt und Adam Riese saß schon in seinem neuen Tresenrock auf dem Bock, um die rasche Fahrt zu beginnen, denn der Meyer war Feuer und Flamme geworden und hatte keine Ruhe mehr im Hause, da er nun auch einmal die Hände zu Gunsten seines künftigen Schwiegersohnes regen konnte.

So war denn das heutige fröhliche Mahl schnell und auf eine ganz andere Weise zu Ende gegangen, als man erwartet, und bald waren Joël und der Meyer gerüstet, ihre Fahrt anzutreten. Alle Anwesenden begleiteten die beiden Männer an den Wagen und sahen sie wohlgemuth abfahren, als sie aber den Hof verlassen hatten, gingen Reinhard und Esther zum ersten Mal Arm in Arm um den Teich herum, der jetzt wieder, den alten Hof in seinem vollen Glanze abspiegelnd, in hellem Sonnenschein da lag, und der Doctor und Thusnelda wandelten dem, von seinem neuen Glück fast berauschten jungen Paare langsam nach. Allen Vieren aber fehlte es gewiß nicht an Stoff zur Unterhaltung und der lange Sommertag verging ihnen sogar so schnell, daß sie sich wunderten, wie plötzlich der Abend hereinsank und die beiden Reisenden noch immer nicht von ihrer Fahrt heimgekehrt waren. –

Begleiten wir indessen die beiden alten Herren nach Strachnitz und sehen wir, mit welcher Geradtheit und Kraft der Meyer das Strafgericht ausübte, das er im Stillen schon längst über den Inspector verhängt hatte, der selbst noch nicht die geringste Ahnung, hegte, daß seines Richters scharfes Schwert an einem seidenen Faden bereits über seinem Haupte schwebte.

Ja, die schönen Sennerfüchse des Meyers waren schnellere Läufer als des Doctors fette Ponies, und Adam Riese ein viel gewandterer Kutscher als Isaak, davon überzeugte sich Moses Joël sehr bald, als er neben seinem Freunde in dem bequemen Wagen saß. Rasch und immer rascher flogen sie an den alten Bäumen auf der wohlunterhaltenen Straße vorüber und Adam Riese brauchte nicht einmal die Peitsche zu handhaben, wie sein College in Blanksruh, sondern ein bloßer Zungenschlag schon befeuerte die edlen Thiere zu einem wahren Flügellauf.

So hatten die beiden sich gemächlich unterhaltenen Herren bald die Gränze des Spiegelhof'schen Gebietes erreicht und nun zeigte der Meyer Joël den schönen Wald, den dieser seinem Sohne zur Morgengabe bestimmt. Joël's faltiges Gesicht wurde ganz verklärt, als er die herrlichen alten und doch noch so kräftigen Stämme sah, und sein Wunsch, sie zu kaufen, loderte so heftig in ihm auf, daß er den Meyer fragte, ob es nicht möglich sei, daß man noch heute, da man doch einmal unterwegs sei, auf dem Rückwege nach dem Dorfe fahre, um wenigstens dem Gemeindevorsteher seine Absicht kundzuthun und die nothwendigsten Einleitungen zu dem Handel zu treffen, wenn derselbe auch noch nicht selbst ausgeführt werden könne.

Der Meyer überlegte sich den Vorschlag rasch und sagte dann: »Ja, warum nicht? Wir bleiben dann nur eine Stunde länger unterwegs, aber der Tag ist ja lang. Indessen müssen wir vor allen Dingen erst die Bücher in

Strachnitz in Augenschein nehmen und das dürfte am Ende nicht so rasch abgemacht sein. Was meinen Sie?«

»O, das besorgen Sie nicht,« entgegnete Joël, »Die Bücher eines Gutes sind für einen Kaufmann wie ich einer bin, leicht zu überblicken; sie sind höchst einfach und darin stehen nicht so viele Posten verzeichnet, wie in den meinen. Uebrigens lege ich auf diese Bücher bei unserer heutigen Verhandlung viel weniger Gewicht, als auf den unerlaubten und nicht gebuchten Holzverkauf, und wenn Sie den Mann darin zum Geständniß bringen können, so wird der Prozeß bald beendigt und der Uebelthäter ein für alle Mal abgethan sein. Doch das ist eben Ihre Sache.«

»Ja wohl, das ist meine Sache,« rief der Meyer so froh aus, als ob er einem großen Vergnügen entgegenginge, »und darin lassen Sie mich nur machen. Ich werde mit ihm so kurz umspringen, daß Sie Ihre Freude daran haben sollen, denn darin kann ich etwas leisten.«

Joël nickte und wurde immer heiterer gestimmt, da er den Meyer selbst so heiter sah. Auch begünstigte das Wetter ihre Fahrt ungemein. Heller Sonnenschein mit mäßiger Wärme lag auf dem vom Regen erfrischten Wald und ein leichter Wind blies von der Senne her und brachte Leben und Bewegung in die ganze Natur. Nur *eine* Betrübniß noch suchte den Meyer auf dieser Fahrt heim, und diese trat ein, als man die Gränze von Strachnitz erreicht hatte und er nun mit eigenen Augen den Zustand des sonst so schönen Gutes sah. Er machte Joël auf Alles aufmerksam, erklärte ihm, warum es schlecht sei und

wie man es anfangen müsse, um es wieder gut zu machen, so daß dieser sich über den Scharfblick des Meyers wunderte, der auf den Feldern und im Walde so gut Bescheid wußte, wie er in seinem Comptoir und in seinen Rechnungsbüchern.

»Aber wart,« sagte der Meyer, als man schon dicht an das Schloß herangekommen war, »das soll hier Alles bald anders werden. Jetzt haben wir Geld in Fülle, und Arbeiter, die etwas leisten können, will ich schon herbeischaffen. Es soll mir eine Freude sein, hier mit beiden Armen zu wirthschaften und in ein paar Jahren soll Strachnitz ein ganz anderes Aussehen haben.«

Nicht lange nachdem er dies gesagt, wurde er jedoch plötzlich still und blickte aufmerksam in die nächste Ferne vor sich hin. Nach einer kaum stundenlangen Fahrt war man in die Nähe des freiherrlichen Schlosses gelangt, das eben wie ein schönes Feengebilde aus seinen alten Parkbäumen hervortauchte und seine Spiegelscheiben in der Sonne blitzen ließ. Nachdem der Meyer aber eine Weile schweigend darauf hingeschaut, schüttelte er den Kopf und sagte leise zu Joël, so daß es Adam Riese nicht hören konnte:

»Mir wird mit einem Mal ganz sonderbar zu Muthe, Joël, da ich dies schöne Haus so dicht vor mir sehe, und Sie werden begreifen, warum. Herr Du mein Heiland, also hier soll meine Nella wohnen? Nun, ich bedanke mich beim lieben Herrgott, denn daß Solches geschehen würde, stand wahrhaftig nicht in meinem Zukunftskalender geschrieben. O der Doctor, der Doctor! Joël, was ist das

für ein Mann, denn dem verdanken wir Beide doch eigentlich unser und unserer Kinder ganzes Glück!«

»Helf Gott!« erwiderte Joël mit einem tiefen Seufzer, »und er bewahre es ihnen! Ja, der Doctor ist ein seltsamer Mann mit wunderbarer Begabung, das ahnte ich schon damals, als er zum ersten Mal an mein Krankenbett trat und mir die Hand auf die Stirn legte, denn von dem Augenblick an wurde mir besser zu Muthe und ich genas. Sein Vertrauen auf die Sterne ist unwandelbar und man möchte ihm beinahe glauben, daß sie reden können, da ihm so Alles geglückt ist, was er begonnen hat und was sie ihm nach seiner Meinung eingegeben haben sollen. Doch halt – da sind wir!«

Wie Adam Riese schon unterwegs befohlen war, so fuhr er jetzt bei den Stallungen vor, wo die Herren aussteigen wollten, um im Schlosse durch ihre Ankunft kein Aufsehen zu erregen und durch das Rollen der Räder auf der hart gepflasterten Rampe nicht den Kranken zu stören. Indessen waren sie doch schon von Armin bemerkt worden, der bereits vor einer halben Stunde Reinhard's Brief erhalten, darüber in große Freude gerathen war und vom Fenster irgend eines Zimmers auf den Wagen vom Spiegelhof erwartet hatte. So kam er denn den beiden Freunden alsbald von der Rampe entgegen und bald lagen die Hände der Männer in einander.

»Guten Tag, Baron!« rief ihm der Meyer mit seiner derben Treuherzigkeit zu. »Na, da sind wir ja schon und ich bringe Ihnen auch eben so viele Grüße von Nella mit,



wie Sie ihr geschickt haben. Und von Reinhard auch ein halbes Dutzend.«

»Den Doctor Blank nicht zu vergessen!« schaltete Joël ein, als er dem jungen Manne die Hand reichte.

»Nein, gewiß nicht,« fuhr der Meyer fort, indem er auf der schönen breiten Treppe nach Armin's Wohnung emporstieg, welche er sich, wie alles Uebrige, da er ja noch nie im Innern des Schlosses gewesen, mit großer Aufmerksamkeit betrachtete. Auf diesem Wege auch fragte er Armin mit leiser Stimme: »Was macht Ihr Vater?«

Armin zuckte mit ernster Miene die Achseln. »Es geht schlecht,« sagte er eben so leise. »Der Arzt ist erst vor zwei Stunden hier gewesen und hat uns nur geringen Trost gegeben. Er verzweifelt an seiner Wiederherstellung. Die Besinnung ist immer noch nicht zurückgekehrt und etwas kräftige Speise und die Arznei kann man ihm nur mit großer Mühe beibringen.«

»So. Das ist übel und thut mir leid. Aber wer kann es ändern? Doch – was macht die Mutter?«

Man war eben in Armin's Wohnzimmer angekommen und die Herren wurden von ihrem Wirth eingeladen, auf dem Sopha Platz zu nehmen, vor dem auf einem Tisch die bereits zur Hand gelegten Wirthschaftsbücher lagen, in denen Joël, ohne sich weiter um das Gespräch der beiden Andern zu bekümmern, gleich zu blättern begann, nach einer Weile aber schon, um dadurch nicht gestört zu werden, sich in eine ferne Ecke an's Fenster setzte und ohne Aufenthalt seine Arbeit mit kundigem Auge und haarscharfer Prüfung begann.

Armin hatte auf die Frage des Meyers abermals die Achseln gezuckt und seine Miene den Ausdruck wahrer Betrübniß angenommen. »Ach, meine Mutter!« sagte er mit einem tiefen Seufzer. »Sie ist ein Engel an Sanftmuth und Barmherzigkeit und thut, was sie kann, um dem Kranken von Nutzen zu sein. Sie sitzt von Beginn seiner Krankheit an neben seinem Lager und weicht fast gar nicht von ihm. Nur mit Mühe kann man sie überreden, Nachts in ihr Bett zu gehen, um ihre schwachen Kräfte nicht noch mehr anzugreifen.«

»So, das ist auch übel, aber sie erfüllt ihre Pflicht und das freut mich. – Und nun nur noch eine Frage und dann zu dem Inspector. – Haben Sie ihr erzählt, daß Sie – Ihren Beschützer und Wohlthäter entdeckt und daß er der Geheimrath Theodor Hüllessen ist?«

»Ja, sie weiß Alles und ich habe ihr nicht das Geringste verschwiegen. Eben so ist ihr auch bekannt, in welches Verhältniß ich – zu Ihnen getreten bin und sie ist in Wahrheit glücklich darüber, da sie dadurch endlich meinen höchsten Lebenswunsch erfüllt sieht.«

»Das ist mir lieb. Aber was hat sie aber den Doctor gesagt?«

»Mir kein Wort. Sie schien vor Erstaunen anfangs ganz erstarrt, und als ich ihr Alles berichtet, was ich wußte, verließ sie mich, schloß sich eine Stunde in ihr Zimmer ein und, als sie wieder heraustrat, sah ich, daß sie bitterlich geweint, denn ihre Augen waren ganz geschwollen. Ich wagte aber nicht, sie zu fragen, da ich bemerkte, wie

schwer sie innerlich litt und wie bewegt sie war, und da sie nicht von selbst sprach, schwieg auch ich.«

»So, nun, den Grund davon kann man sich denken und mir thut die arme Frau von Herzen leid. – Doch jetzt genug davon und nun wollen wir uns zu dem Inspector wenden. Wo sind die beiden Briefe, die ihm den heimlichen Holzverkauf zur Last legen?«

Armin zog sie aus seiner Brusttasche und reichte sie dem Meyer hin. Dieser durchflog sie rasch, aber doch mit einiger Aufmerksamkeit und mehrmals nickte er grimmig lächelnd dabei. »Hm,« sagte er, als er fertig war und sie vor sich auf den Tisch legte, »die Angaben sind so genau und bestimmt, daß fast kein Zweifel obwalten kann. Der Halunke ist von Halunken verrathen, weil er ihnen wahrscheinlich das Maul nicht genügend gestopft hat und so haben sie zu dem immer gemeinen, oft aber auch nützlichen Mittel der anonymen Briefe gegriffen. Aber bevor wir weiter gehen, wollen wir abwarten, was Joël sagt. – Sehen Sie doch, wie seine Augen mit Falkenschärfe über die Seiten fliegen und wie er im Stillen rechnet. Ah, und seinen Bleistift gebraucht er auch und er hat bereits etwas Verdächtiges gefunden, ich sehe es ihm an.«

So unterhielten sie sich noch beinahe eine Viertelstunde leise mit einander, um Joël nicht zu stören; nach dieser Zeit aber stand der alte Mann auf, nahm seine Brille ab, trat zu den Beiden heran und nickte ihnen lächelnd zu.

»Ich habe nur die zwei letzten Jahre in Betracht gezogen,« sagte er, »aber damit habe ich vollkommen genug und es kann kein Zweifel obwalten, daß die Bücher nicht nur in ganz geschäftswidriger Weise geführt, sondern auch wissentlich und absichtlich gefälscht sind. Von den Radirungen abgesehen, hat der gute Mann sich auch bisweilen stark verrechnet und ganz falsche Summen an das Ende gesetzt. So kann nur ein dummer Teufel handeln oder ein Mann, der überzeugt ist, daß Niemand ihm auf die Finger paßt. Sehen Sie doch zum Beispiel hier,« – und er schlug eine Seite auf – »die Ausgaben hat er immer mit fester Hand eingetragen und sie mögen auch richtig sein, aber bei der Eintragung der Einnahmen hat sie gezittert und er hat überlegt, wie viel oder wie wenig er ansetzen soll, und hierbei kommen auch die meisten Radirungen vor. So steht auch in der That keine Einnahme für verkauftes Holz darin und die hat er also ganz zu buchen vergessen, wenn das Holz wirklich verkauft ist.«

»Darüber kann kein Zweifel bestehen,« entgegnete der Baron, »die Holzfäller haben mir ja gesagt, daß das Holz abgeholt und wohin es gefahren ist, was genau mit den Angaben in diesen beiden Briefe übereinstimmt.«

»So,« sagte der Meyer, »nun, dann wissen wir ja, wie die Sache zusammenhängt. Was meinen Sie, Joël?«

Dieser warf noch einen Blick auf das Buch, das er vor sich gelegt, dann sagte er mit der größten Bestimmtheit: »Der Inspector ist ein Fälscher, das will ich ihm aus verschiedenen Gründen mit mathematischer Sicherheit nachweisen – ob er aber auch ein Dieb ist und das Gut

seines Herrn in seine eigene Tasche gesteckt hat, das ihm zu beweisen, sollte mir nach dem Vorliegenden schwer werden.«

»Aber mir nicht!« sagte der Meyer derb. »Und nun gehört der Knabe mir, Baron, und ich bitte Sie, ihn mir ganz allein zu überlassen. Ich will ihn mit einem Donnerwetter überraschen und das soll ihm so auf den Kopf fahren, daß er froh sein wird, wenn er die Beine in die Hand nehmen und sich auf der Stelle vom Gute trollen kann. Und das wollen wir ja eben, denn aus einem Prozeß gegen ihn käme nicht viel für Sie heraus, da er gewiß nichts in Händen oder sein gestohlenen Gut so weit bei Seite gebracht hat, daß man es nicht erreichen kann. Lassen Sie ihn sogleich rufen, denn wir haben nicht lange Zeit und noch einen weiten Weg vor uns.«

Der Baron zog die Glocke und als der alte Diener fast augenblicklich hereintret, gebot er ihm, den Inspector herzubescheiden, ihm aber nicht zu sagen, daß Besuch bei ihm sei. Als der Auftrag aber gegeben und der Diener wieder gegangen war, wandte er sich zum Meyer und fragte: »Warum haben Sie denn so wenig Zeit und welchen weiten Weg müssen Sie noch zurücklegen?«

Des Meyers Gesicht verzog sich zu einem behäbigen Lächeln, seine blauen Augen blinzelten schlau zu Joël hinüber und er sagte: »Wir wollen noch nach B\*\*\* fahren und dem Gemeindevorsteher einen Besuch abstatten. Doch – warum damit hinterhältig sein!« unterbrach er sich, »und so hören Sie das Ganze. Wir, oder vielmehr

unser Freund Joël will den großen Gemeindewald zwischen Strachnitz und dem Spiegelhof kaufen – ja, das will er und nun, was sagen Sie dazu?«

»Wie? Den schönen Wald, um den Sie so lange vergeblich gehandelt haben?«

»Denselben, so, mein Lieber. Und wissen Sie, wozu? Nun, er soll eine Art Aussteuer für seine Tochter Esther sein,« fügte er schmunzelnd bei.

»Ihre erste wenigstens!« schaltete Joël ein und strich sich behaglich seinen langen Bart.

»Wie denn ihre Aussteuer?« fragte der Baron, sichtbar betroffen. »Will sie sich denn verheirathen?«

»Ach ja so!« lachte der Meyer laut auf und nickte Joël zu. »Der weiß es ja noch nicht! – Ja wohl will sie sich verheirathen, so gut wie Nella es will, und rathen Sie einmal – mit Wem?«

Der Baron sah bald den Meyer und bald Joël an und sein lebhaft geröthetes Gesicht nahm immer mehr den Ausdruck freudigen Staunens an. Endlich lächelte er, denn er glaubte aus des Meyers heiterer Miene allmählig das ihm bisher verborgene angenehme Geheimniß zu lesen. »Wäre es möglich!« rief er mit hell aufblitzenden Augen.

»Ja, nicht nur möglich, sondern es ist wirklich so und Sie haben es endlich errathen, wie ich sehe. Esther ist Reinhard's Braut und morgen können Sie zu uns kommen und ihm gratuliren, wenn Sie nichts Besseres auf dem Spiegelhof zu thun haben.«

»Aber mein Gott, wie ist das so rasch gekommen?« fragte der Baron, der diese so wichtige und für seinen Freund so süße Neuigkeit kaum begreifen zu können schien.

Joël blickte sinnend zu Boden, nickte dann aber vergnügt. »Fragen Sie nur Ihren alten Freund, den Doctor,« sagte er, »der hat auch dies schwere Werk mit Gottes Hülfe zu Stande gebracht.«

»O, der Doctor!« seufzte Armin freudig auf. »Ja, wenn der seine Hand dabei im Spiele gehabt, dann wundere ich mich nicht länger. O, welch ein Mann, welch ein Mensch!«

In diesem Augenblick hörte man vor der Thür sprechen, denn die Tritte herankommender Menschen hatte man auf den die Corridore bedeckenden Teppichen nicht vernehmen können. Gleich darauf trat der alte Bediente wieder ein und fragte, ob der Herr Inspector hereinkommen dürfe, er stehe draußen vor der Thür und sei eben erst von den Feldern nach Hause zurückgekehrt.

»Ja!,« donnerte des Meyers Stimme, der sich zu seiner ganzen Höhe erhob und eine Haltung annahm, als wolle er sich mit voller Wucht auf einen ihm ebenbürtigen Gegner stürzen. »Wir erwarten ihn schon!« Und nun sich zu Armin wendend, sagte er rasch: »Ueberlassen Sie ihn mir allein und bleiben Sie blos mein stummer Zeuge. Ich kenne ihn und weiß, wie ich ihn nehmen und fassen muß, und er – er kennt auch mich. Ha!«

Die Thür ging auf und mit einem an Frechheit gränzenden Selbstvertrauen trat die große Gestalt des Inspectors

in ihrer gewöhnlichen hochmüthigen Haltung herein, die aber plötzlich kleiner und in ihrem ganzen Gehaben etwas weniger zuversichtlich zu werden schien, als er den Meyer in seiner unnachahmlichen männlichen Strenge und Gediegenheit vor sich stehen sah, der in der ganzen Gegend und auch ihm als ein guter Landwirth, ein gewiegter Geschäftsmann, aber auch als ein Mann von Charakter bekannt war, der, von Natur etwas derb und unzugänglich, in mancherlei Beziehung als ein schwer zu behandelnder Eisenkopf galt. Aber auch Joël's Anwesenheit, seine würdevolle ruhige Miene und seine sichere feste Haltung hatte ihn etwas eingeschüchtert, zumal derselbe das große Wirthschaftsbuch aufgeschlagen in der Hand hielt, das er jedoch, nachdem er den Inspector mit prüfendem Blick eine Weile angeschaut, auf den Tisch legte und sich dann einen Stuhl heranzog, um in aller Ruhe darauf Platz zu nehmen.

Der Inspector war, wie gesagt, ein stattlicher und dabei breitschultriger Mann, wohlgenährt, mit einer gesunden Gesichtsfarbe und dünnem flachsblonden Haar und Bart. Aber auf seinem Gesicht lag zu gewöhnlichen Zeiten der Ausdruck hochmüthiger Selbstschätzung und in seinem blaugrauen Auge ein falscher Blick, der sich auch jetzt kenntlich genug verrieth, als er, offenbar betroffen, von einem Herren auf den andern schielte und dann, halb neugierig, halb ängstlich auf des Meyers strengem Antlitz haften blieb. Mit jedem Augenblick auch, je länger dieser sich still verhielt, obgleich er, nach seinem Gesichtsausdruck zu schließen, heute hier der Wortführer zu sein



schien und zuerst absichtlich schwieg, um den vor ihm stehenden Mann mit durchdringendem Blick einer genauen Musterung zu unterwerfen, wurde seine Verlegenheit größer, und um sie nur einigermaßen zu verstellen, verbeugte er sich wiederholt bald vor dem Baron, bald vor dem Meyer, während er Moses Joël, den er natürlich auf der Stelle für einen Juden erkannt, gar nicht zu beachten schien.

»Herr Inspector,« begann endlich der Meyer mit seiner sonoren und heute wunderbar ernst klingenden Stimme zu reden, »der Herr Baron hier, der jetzige Pächter und einstige Besitzer von Strachnitz, hat Sie hierher beschieden, weil er Ursache zu haben glaubt und nach meiner Meinung auch wirklich hat, mit Ihrer Amtsführung nicht zufrieden zu sein, und so, im Vertrauen auf meine Freundschaft und Unparteilichkeit, hat er mich zum Schiedsrichter zwischen sich und Ihnen erwählt; so wissen Sie also, in welcher Eigenschaft ich hier vor Ihnen stehe. Sie kennen mich doch?«

Er schwieg einen Augenblick, als wolle er erst die Antwort auf seine letzte Frage abwarten, der Inspector aber, dem das Blut allmähig aus dem Gesicht zu weichen begann, räusperte sich einige Mal und stotterte dann: »Ja, ich kenne Sie und weiß, daß Sie der Herr Meyer Saaltrup vom Spiegelhof sind. Aber inwiefern hat der – junge Herr Baron Ursache, mit meiner Amtsführung nicht zufrieden zu sein, da er mich noch gar nicht kennt und erst vor Kurzem auf das Gut gekommen ist, während ich bisher

dem alten Herrn Baron ein treuer Mitarbeiter und Helfer in seinen – derangirten Verhältnissen gewesen bin?»

»Ach,« versetzte der Meyer achselzuckend, »von Ihrer treuen, dem alten Herrn Baron bewiesenen Hülfe ist hier eben so wenig die Rede, wie von seinen – derangirten Verhältnissen, die, das kann ich Ihnen beiläufig auf Treue und Glauben versichern, sich zu sehr – rangirten gestaltet haben. Doch das geht Sie ja nichts an. Und so wollen wir lieber kurz zu Werke gehen, denn wir haben nicht viel Zeit, uns mit Ihnen lange aufzuhalten. Wenn Sie jedoch eine nähere Auseinandersetzung Ihrer hiesigen Amtsführung wünschen, so wird dieser Herr hier –« und er zeigte dabei auf Moses Joël – »der ein Bankier und gewiegter Kaufmann ist, Ihnen auf der Stelle beweisen, daß wir mit unsern Behauptungen im Recht und Sie – im Unrecht sind. Er hat nämlich in jenem Buch, das Sie da vor sich sehen und welches Sie mit eigener und alleiniger Hand geführt haben, Berechnungen und Zahlenzusammenstellungen gefunden, die offenbar falsch sind und die beweisen, daß Sie Ihre zwei letzten Jahresabschlüsse auf künstliche Weise zusammengestoppelt, und dadurch Anderen mundgerecht zu machen versucht haben. Doch – diese Fälschungen nachzuweisen, kann man füglich den Gerichten überlassen und damit wollen wir uns also in diesem Augenblick nicht länger befassen. Ich komme zunächst zu etwas Anderem und zwar zu einer abermaligen – Fälschung, die *wir* Ihnen durch diese Briefe nachweisen können, die uns von glaubwürdiger Hand zugegangen sind. Sie haben, wir wissen es genau, in den

letzten Jahren ungewöhnlich viel Holz schlagen lassen, ganze Waldstrecken niedergelegt und dasselbe – in und bei Detmold – ah! Ihr Gewissen verräth sich schon auf Ihrem aschbleichen Gesicht – zu Schleuderpreisen verkauft, dabei aber ganz vergessen, die dafür erhaltenen Summen in dieses Buch einzutragen. Wie hängt das zusammen und wie rechtfertigt es sich? Doch halt! Antworten Sie mir darauf lieber nicht, die Wahrheit würden wir von Ihnen doch nicht zu hören bekommen und wir wollten ja kurz sein. So fasse ich mich denn *sehr* kurz und sage: wenn Sie in Betreff dieser meiner im Namen des Barons erfolgten Beschuldigung im Rechte sind und der Herr Baron also im Unrecht ist, so verklagen Sie ihn. Wir aber meinen gerade das Gegentheil und so spreche ich einfach Folgendes zu Ihnen, mein Herr Inspector. Sie kennen unsere Gesetze und wissen, daß sie mit einem Mann – von Ihrem Kaliber ernstlich umspringen. Wollen Sie also, daß ich sie anrufe, um Sie unter Schloß und Riegel bringen zu lassen, oder ziehen Sie es vor, freiwillig von dannen zu gehen, ohne zu fragen, wer uns das Recht gegeben hat, Kläger und Richter in einer Person zu sein? Denn wir, der Herr Baron und ich – sind gegen Sie in unserm Recht, wenn wir Kläger und Richter in unserer eigenen Angelegenheit sind. Jetzt antworten Sie kurz und bündig, alle weiteren Umschweife sind überflüssig – wollen Sie freiwillig und von uns unbehindert gehen, ohne

daß wir Sie gerichtlich belangen, gut, dann sind wir zufrieden und froh, daß wir einen Taugenichts weniger unter uns haben, und so sprechen Sie ein einfaches Ja oder Nein!«

Es ging in dem wie von einem Donnerschlage niedergeschmetterten Mann sichtlich ein schwerer, aber kurzer Kampf vor. Die Augen wagte er nicht mehr vom Boden zu erheben und er sah auch Niemand mehr an, so lange er noch im Zimmer war. Einige Secunden verhielt er sich still, dann begann er sich erst leise, dann lauter zu räuspern, und endlich stotterte er so leise, daß man ihn kaum verstand:

»Ich will gehen, und um so lieber, da ich ja doch zu Michaelis hätte gehen müssen.«

»Aha,« sagte der Meyer mit sich gleich bleibender Ruhe, »daran thun Sie wahrhaftig recht, Mann. Nun denn,« fuhr er rascher und heftiger fort, »so packen Sie Ihre Sachen und gehen Sie auf der Stelle. In einer Stunde müssen Sie, ohne mit einem Menschen zu reden, das Schloß, und in zwei Stunden das Gut verlassen haben – wenn nicht, so lege ich meine Hand an Sie und übergebe Sie den Gerichten. So hält Sie also hier nichts mehr und Sie sind von jetzt an Ihr eigener freier Herr. Ansprüche an Lohn können Sie nicht mehr erheben, denn Sie haben seit Jahr und Tag mehr unrechtes Gut in Ihre Tasche gesteckt, als Sie Ihrem Herrn eingebracht. Das spreche ich zu Ihnen im Namen des Herrn Baron's, und nun will ich noch ein Wort in meinem eigenen hinzufügen. So sage ich, der Meyer Saaltrup vom Spiegelhof, denn zu

Ihnen, dem von uns verurtheilten bisherigen Inspector von Strachnitz. Schämen Sie sich, Mann, Sie waren einst ein ganz leidlicher und brauchbarer Kerl und versprachen viel Besseres, als Sie gehalten haben. Aber das hat Ihr mir wohlbekannter dummer Hochmuth, Ihr Leichtsinn, Ihre Eitelkeit, Ihre Genußsucht und Ihr Schlaraffenleben auf anderer Leute Kosten zu Wege gebracht. Ja, noch einmal, schämen Sie sich, und wenn Sie einmal zufällig an einem Spiegel vorübergehen und Ihr Gesicht darin erblicken, sagen Sie sich: So sieht ein Schuft aus, den man für einen ehrlichen Mann hielt, bis man ihm die glatte Larve vom Gesicht gerissen hat. Ja, das sage ich Ihnen, der Meyer Saaltrup vom Spiegelhof, vor zwei vollwichtigen Zeugen, und das soll für Sie mein Lebewohl auf ewige Zeiten sein. Lassen Sie sich aber noch einmal über kurz oder lang in dieser Gegend ertappen, so stecken wir Sie ohne Barmherzigkeit in's Loch. Habe ich deutlich genug geredet und haben Sie mich verstanden?«

Der Inspector, ganz zu Boden geschmettert, sprach kein Wort mehr, aber seine krampfhaft zuckende Miene sprach laut genug: »Ja!«

»So gehen Sie, wie sind Ihres Anblicks satt!«

Der so furchtbar gedemüthigte Mann wankte, wie von einer unsichtbaren Gewalt hin und her geschleudert, zur Thür hinaus und Joël und der Baron sahen sich bei dieser kategorischen Handlungsweise betroffen an und wußten im ersten Augenblick nicht, was sie sagen sollten. Als die

Thür aber hinter dem rasch über den Teppich Schlüpfenden geschlossen war, wandte sich der strenge Richter zu ihnen hin, lachte fröhlich auf und sagte:

»Sehen Sie, so helfe ich mir immer selbst, ohne die langweiligen und Geld verschlingenden Gerichte in Anspruch zu nehmen, die mir doch nie wieder zu meinem gestohlenen Gute verhelfen, wenn ich mit solchem Gelichter zu thun habe. Das wirkt unfehlbar und ich bin stets der Sieger. Daß der Mensch ein böses Gewissen hatte, sah ich, als er eintrat, aber nun seien Sie froh, Baron, Sie sind ihn ein für alle Mal los und da ich doch gleich mit Joël nach B\*\*\* fahre, will ich Ihnen dort einen neuen Verwalter zu gewinnen suchen, einen Mann, den ich kenne und mit dem Sie zufrieden sein werden. Er ist ein redlicher, arbeitsamer Mensch und versteht sein Fach. Er ist auch eben erst aus dem Kriege zurückgekehrt und hat im Augenblick keine Stelle. Ich habe ihn neulich gesprochen und er hat mich um meine Verwendung gebeten, wenn sich eine gute Gelegenheit bieten sollte. Wenn ich ihn nachher sehe, werde ich ihm gleich sagen, worauf er hier sein Hauptaugemerk zu richten hat, und daß ich das Rechte treffe, davon – können Sie überzeugt sein. So, mein lieber Baron,« – und er reichte dem jungen ihn dankbar anschauen, den Mann die Hand hin – »das war mein heutiger erster Besuch bei Ihnen und morgen wollen wir über andere Dinge reden. Sie kommen doch nach dem Hof?«

»Ja, gern, aber – Sie dürfen nicht mehr Baron zu mir sagen,« bat Armin mit herzlicher Miene, indem er die

große Hand des Meyers in seine beiden Hände nahm und ihn mit fast zärtlicher Hingebung ansah.

Der Meyer lächelte. »Nun ja,« sagte er, »ich will es mir abzugewöhnen suchen, aber es ist einmal meine Art und Weise, Jedem sein Recht zu geben, wie ich mir das meine auch nicht schmälern lasse.«

»Ich habe ja jetzt auch noch ein anderes Anrecht an Sie,« fuhr Armin mit fast gerührter Stimme fort, meinen Sie nicht?«

»Ja, das haben Sie,« sagte der Meyer laut und fest, »und so leben Sie wohl – lieber Armin! Grüßen Sie Ihre Mutter recht herzlich von mir und sorgen Sie, daß sie sich nicht zu sehr anstrengt. Sie muß sich noch lange für Sie und – Thusnelda erhalten, die ja leider schon viele Jahre keine Mutter mehr hat und sich gewiß nach einer solchen sehnt. – Und Ihrem Vater wünsche ich von Herzen baldige Besserung oder, wenn Gott es anders beschlossen haben sollte, ein ruhiges, friedliches Ende, Lebe wohl – mein Sohn!«

Armin stürzte dem wackeren Manne in die für ihn schon geöffneten Arme und verbarg sein Gesicht, um die Thränen nicht blicken zu lassen, die, verschiedenen Quellen entstammend, so eben in seinen Augen zu perlen begannen.

Bald darauf stiegen Joël und der Meyer, vom Baron bis auf den Hof begleitet, in ihren Wagen und im raschesten Trabe der ausgeruhten Fuchse ging es jetzt auf dem nächsten Wege nach dem Dorfe, um dem daselbst wohnenden

brodlosen Verwalter und auch dem Gemeindevorsteher den ihnen zugedachten Besuch abzustatten.

Als die beiden im Wagen sitzenden Männer sich aber eine Weile schweigend verhalten hatten, da Jeder von ihnen über das eben vollbrachte Tagewerk nachzudenken Ursache haben mochte, sagte plötzlich Moses Joël, indem er den gedankenvoll in die Ferne starrenden Meyer sanft mit dem Ellbogen anstieß:

»Helf Gott! Mit *dem* Mann sind Sie auf sehr verständliche Weise abgefahren, bester Meyer, und ich möchte wahrhaftig in diesem Augenblick nicht an seiner Stelle sein. Der wird an Sie denken sein Leben lang. Aber wie kann ein Mensch nur so schlecht und zugleich auch so dumm sein!«

»Ha, ja, das ist ja eben das Merkwürdige und oft Unbegreifliche bei solchem Diebsgesindel,« lachte der Meyer auf, »daß es bei aller seiner Schlaueit, Andere zu betrügen, doch die Dummheit besitzt, die Grube nie zu sehen, die es sich selbst gräbt und in die es endlich hineinfallen muß. Aber mag es sein, wie es will, mein derbes Draufgehen hat uns geholfen. Ich wußte ja schon lange, und alle Welt wußte es, daß der Kerl den alten Baron heillos betrog, und wenn der junge Baron – ich meine, der Armin – nicht so lange von Hause abwesend und der Alte eine solche Nachtmütze gewesen und immer mit seinen adligen Kumpanen in der Irre umhergeschwärmt wäre, so würde das Donnerwetter, wenn auch in anderer Gestalt, ihm schon viel früher auf den Kopf gefahren sein. Aber nun ist es gerade zur rechten Zeit gekommen und jetzt



erst ist Armin voller und unangefochtener Pächter von Strachnitz, bis er endlich der alleinige Besitzer geworden sein wird.«

»Na, das wird nicht mehr lange dauern, wie mir scheint, denn wenn ein so alter gebrechlicher Mann, als welcher er mir trotz seines vornehmen und heftigen Wesens vor Augen trat, nicht schläft und nichts Kräftiges genießt, so kann die Maschine von Fleisch und Blut nicht mehr lange in Gang bleiben und muß in Staub zerfallen.«

Der Meyer dachte ein paar Secunden nach, dann versetzte er: »Das glaube ich auch und am Ende wäre es so am allerbesten. Nicht meinetwegen, das glauben Sie mir, denn für mich ist der alte Herr ja doch eine Null, aber des Erben und der armen Frau wegen, die bei solch einem nichtsnutzigen Haustyrannen Höllenqualen ausgestanden haben muß, noch dazu, wenn sie, was wahrscheinlich der Fall, nie mit ihrem Herzen an dem ihr aufgedrungenen Manne, sondern an einem Anderen gehangen hat. An einem Menschen, wie der alte Baron einer ist, ist meiner Meinung nach, wenn er sterben sollte, nie etwas verloren, er steht sogar nur Besseren im Wege, so lange er einen Athemzug in sich hat. Wie wohl war es diesem Herrn von Hause aus zgedacht, welche Hülfquellen standen ihm zu Gebote, welche reichen und schönen Gaben hatte ihm der Schöpfer anvertraut und doch, wie gemein und niedrig hat er sich damit auf Erden betragen! Alles, was er erhalten, hat er geringgeachtet, hat es vergeudet und verpraßt, nur um den Kitzel seiner Sinne zu befriedigen, und dabei hat er weder an Frau noch

Kind gedacht, ja, hat ihr Hab' und Gut verschleudert, ohne vielleicht ein einziges Mal Reue über sein sündhaftes Thun zu empfinden. Pfui, ein solches Geschöpf ekelt mich an und regt mir zugleich die Galle auf! Was wäre denn endlich aus Strachnitz und der Baronin und Armin geworden, wenn nicht eine höhere Macht eingegriffen und das Herz eines Anderen auf die rechte Stelle gelenkt hätte?«

»Da haben wir es ja wieder,« lächelte Joël, »das haben die Sterne gethan und diesmal haben sie in der That ihr strahlendes Licht auf die rechte Stelle geworfen. Nun, wenn *die* Beiden, der Doctor und die Baronin, sich einmal wiedersehen sollten, dann möchte ich ein Mäuschen sein, um ihrer Begegnung beizuwohnen.«

»Ah ja,« seufzte der Meyer auf, »ich möchte auch noch einmal meine gute Nella wiedersehen, aber das wird erst geschehen, wenn ich hier auf der Erde mit allem Uebri-gen abgefunden bin.«

»Helf Gott! Von den Todten sprach ich diesmal nicht, sondern von den Lebenden! Und wer hat nicht schon etwas Liebes auf der Welt verloren, bester Meyer?« tröstete Joël. »Ich auch, aber ich jammere nicht, sondern denke immer: der Herr hat es gegeben und er hat es genommen, und so muß es wohl recht und gut gewesen sein.«

–

So plauderten sie noch eine Zeitlang fort und bemerkten dabei nicht, wie rasch sie sich dem Dorfe näherten,

dessen spitzen Kirchthurm man schon in der Ferne zwischen den Bäumen auftauchen sah. In fünf Minuten hatten sie es auch erreicht und nun ließ der Meyer Adam Riese vor das Gasthaus des Herrn Engeling fahren, wo sie abstiegen und sich trennten, um Jeder für sich den Mann aufzusuchen, mit dem sie zu sprechen hatten, und die beide zufällig ganz in der Nähe des Gasthauses dicht bei einander wohnten.

Glücklicher Weise traf der Meyer den jungen Mann, den er als Verwalter nach Strachnitz bringen wollte und schon seit Jahren als einen tüchtigen und gewissenhaften Landwirth kannte, da er einst bei ihm selbst seine Schule durchgemacht, zu Hause und seine Botschaft rief eine große Freude bei demselben hervor, da es dem durch den Krieg aus seiner Stelle Gedrängten sehr um baldige Beschäftigung zu thun war. Bald hatte der intelligente Mann Alles vernommen, was der Meyer ihm zu sagen wußte, und er gelobte mit Hand und Mund, seinen Erwartungen zu entsprechen und gleich am nächsten Morgen nach Strachnitz zu fahren und sein neues Amt anzutreten. Auch ihm war des bisherigen dortigen Inspectors Raubsystem schon lange bekannt geworden, wie er denn auch mit den Verhältnissen auf dem Gute ziemlich vertraut war, aber die größte Freude äußerte er, als er vernahm, daß er nicht unter des alten Barons Botmäßigkeit, sondern unter die seines Sohnes treten sollte, den er als braven und redlichen Mann schildern gehört und vor dem Jedermann die größte Achtung hegte. Von dem Verhältniß jedoch, in welches derselbe in naher Zeit mit

dem Meyer Saaltrup treten würde, ahnte er nichts, vielmehr nahm er nur an, daß der alte Herr im Interesse seines Sohnes handle, dessen Freundschaft mit dem jungen Baron ja überall bekannt war.

So war denn diese Verhandlung zu beiderseitiger Zufriedenheit bald abgemacht und der Meyer verließ den neuen Verwalter von Strachnitz mit dem festen Vertrauen, daß sein zweiter heutiger Schritt eben so zum Besten seines künftigen Schwiegersohnes ausfallen würde, wie sein erster. Als er dann in das Gasthaus zurückkehrte und sich eine Tasse Kaffee und Adam Riese ein Glas Bier geben ließ, setzte er sich vor die Thür des Hauses, das Auge immer auf das Haus des Gemeindevorstehers gerichtet haltend, das gerade vor ihm lag und in dem Joël sein Geschäft nun bald beendigt haben mußte. Er brauchte auch nicht gar lange auf ihn zu warten und als Joël vor der Thür sichtbar wurde, befand sich der Vorsteher mit einem sehr aufgeklärten Gesicht an seiner Seite und der scharfsichtige Meyer glaubte dem Letzteren anzusehen, daß der Verkauf vorläufig abgeschlossen sei und die Gemeinde sowohl wie ihr Vertreter einen guten Handel gemacht habe. Das wußte Niemand besser als der Meyer selber, indessen da das Geld diesmal nicht aus seiner Tasche floß und Joël ja ein reicher Mann war, der Dergleichen ohne Harm ertragen konnte, war er damit zufrieden und so stand er, allerdings etwas neugierig, auf und ging den beiden Männern entgegen, die ihn auch schon bemerkt hatten und rasch auf ihn zukamen.

»Na,« sagte der Meyer zu dem Gemeindevorsteher, einem handfesten und krausköpfigen Mann, indem er ihm leutselig die Hand bot, »da habe ich Ihnen doch wohl endlich einen guten Kunden in's Haus geschickt, wie?«

Der Vorsteher lächelte verschmitzt, denn schlau war er wie alle westphälischen Bauern, wenn es sich um das Mein und Dein handelt und sie ein Stück Geld verdienen können, und sagte, nachdem er dem Meyer vertraulich die Hand geschüttelt: »O ja, Herr Meyer, und ich danke Ihnen, wenn Sie die Finger dabei im Spiele gehabt. Indessen ist unser Handel noch nicht perfect geworden und ich habe dem Herrn hier die Bedingung gestellt, daß er mir erst Ihre Einwilligung zu dem Kaufe bringt, da Sie als unser nächster Nachbar, der ein großes Interesse an jener Waldung hat, das Vorkaufsrecht besitzen und mir schon oft Ihre Neigung verrathen haben, sie zu kaufen.«

»Ich verzichte ein für alle Mal darauf,« entgegnete der Meyer, Joël einen raschen Blick des Einverständnisses zuwerfend, »und trete meine älteren Vorrechte an diesen Herrn ab, der mein Freund ist und ein eben so großes Interesse wie ich an jener Waldung hat.«

»Na, wenn es so steht,« versetzte der Vorsteher mit vergnügtem Gesicht, »dann bin ich zufrieden, denn in allem Uebrigen bin ich ja mit dem Herrn einverstanden. Er handelt nicht so gewaltig, wie Sie, Herr Meyer, und wenn Sie geboten hätten, was er nach kurzem Besinnen that, da ich ihm sagte, was Sie uns schon längst haben geben wollen, so wäre der Wald schon seit Jahr und Tag der Ihre gewesen.«

»Ich danke,« lächelte der Meyer, »ich kann ihn nun nicht mehr gebrauchen, denn ich werde meinen Hof bald an meinen Sohn abtreten und nach der Stadt ziehen.«

Der Vorsteher machte große Augen, als er dies hörte und schien es um so weniger dem Meyer zu glauben, da dieser bisweilen seinen Spaß mit ihm zu treiben liebte. »Na ja,« sagte er auch sogleich, »wenn *das* Wort eine Brücke wäre, so ginge ich wahrhaftig nicht darüber hin, denn daß Sie sich nicht von Ihrem Hof trennen werden, bis man Sie in die Grube legt, möchte ich beschwören. Ich will ein Narr sein, wenn Sie in so guten Jahren und mit so rüstiger Kraft Ihrem Hof den Rücken kehren.«

Hier lachte der Meyer laut auf, reichte dem Vorsteher zum Abschied die Hand und sagte: »Ich werde Sie beim Wort nehmen und ob Sie falsch schwören und ein Narr sind, mögen Sie sich selbst sagen, wenn Sie ein halbes Jahr älter geworden sind. Ich halte Sie aber trotzdem nicht dafür, sondern für einen verteufelt klugen und verständigen Mann, der nur bisweilen die Neigung hat, sich für einen Thaler zwei geben zu lassen. Aber das thun ja Viele und somit – Gott befohlen!«

Jetzt verabschiedete sich auch Joël von dem Vorsteher und versprach, am folgenden Tage früh wiederzukommen und mit ihm den Kauf vor Gericht abzuschließen. Dann wurde Adam Riese, der mit dem Wagen etwas abseits hielt, herbeigewinkt und bald saßen die beiden Freunde wieder darin und die Füchse trabten auf dem nächsten Wege nach dem Spiegelhof ab, und zwar zu einer Zeit, als die Sonne schon untergegangen war und

tiefere Abendschatten allmählig auf die Felder und Wälder herabzusinken begannen.

»Na,« sagte der Meyer nach einiger Zeit, »Sie sind ja so still, Joël. Reut Sie Ihr Kauf?«

Joël faßte des Meyers Hand und drückte sie fest, indem er ihm mit einem frohen und gutmüthigen Lächeln in's Gesicht sah. »Nein,« sagte er, »im Gegentheil, ich freue mich, daß auch dies Geschäft so gut wie abgemacht ist und in vierundzwanzig Stunden wird es ganz vollendet sein.«

»Darf man wissen, wieviel Sie dem Manne geboten haben? Denn ich möchte nicht, daß man Sie schindet, wie man mich schinden wollte.«

»Befürchten Sie das nicht, so leicht gelingt das Niemandem; diesmal aber durfte ich nicht geizig sein und übermäßig handeln, denn es galt ja der Morgengabe meiner Tochter und Ihres Sohnes, und bei solchen Gelegenheiten läßt man gern Fünf eine gerade Zahl sein.« – Und er nannte die Summe, die er zu zahlen versprochen.

»Na,« sagte der Meyer, »das sind zweitausend Thaler weniger, als sie mir zuerst abforderten, und tausend Thaler mehr, als ich ihnen zuletzt bot.

Joël faßte des Meyers Hand und drückte sie fest, indem er ihm mit einem frohen und gutmüthigen Lächeln in's Gesicht sah. »Nein,« sagte er, »im Gegentheil, ich freue mich, daß auch dies Geschäft so gut wie abgemacht ist und in vierundzwanzig Stunden wird es ganz vollendet sein.«

»Darf man wissen, wieviel Sie dem Manne geboten haben? Denn ich möchte nicht, daß man Sie schindet, wie man mich schinden wollte.

»Befürchten Sie das nicht, so leicht gelingt das Niemandem; diesmal aber durfte ich nicht geizig sein und übermäßig handeln, denn es galt ja der Morgengabe meiner Tochter und Ihres Sohnes, und bei solchen Gelegenheiten läßt man gern Fünf eine gerade Zahl sein.« – Und er nannte die Summe, die er zu zahlen versprochen.

»Na,« sagte der Meyer, »das sind zweitausend Thaler weniger, als sie mir zuerst abforderten, und tausend Thaler mehr, als ich ihnen zuletzt bot. Die Halunken! Aber so viel ist die Waldung werth und Sie haben keinen schlechten Kauf gemacht.«

»Das wußte ich schon vorher, sonst würden Sie nicht nur tausend Thaler weniger geboten haben, was mir der Vorsteher auch wiederholt bemerklich machte.«

»Das ist richtig,« versetzte der Meyer, »und nun können wir also auf ein ganz hübsch vollbrachtes Tagewerk zurückblicken, alter Freund, nicht wahr?«

»Ja,« sagte Joël mit aufleuchtendem Auge, »und ich freue mich sehr, daß wir so gute Nachrichten mit nach Hause bringen. Was werden die Kinder sagen?«

»Ja, die Kinder!« rief der Meyer frohlockend. »Na, die gerathen jetzt aus einem Himmel in den andern und ich würde es ihnen kaum verdenken, wenn sie etwas übermüthig würden, aber das werden sie nicht.«



»Nein, das werden sie nicht!« bestätigte Joël sinnend und Beide blieben nun längere Zeit in Gedanken versunken sitzen und gedachten gewiß mit ganzem Herzen des Glücks ihrer Kinder, das ja auch das Glück der Eltern ist, wenn es die wahren Kinder und die wahren Eltern sind.

–

In einer guten halben Stunde, als das Haus auf dem grünen Hügel des Spiegelhofs schon tief im Abendschatten der Bäume lag, kamen sie bei den Kindern an, die mit dem Doctor stillvergnügt am Teiche umherwanderten, und nun war auf allen Seiten die Freude groß, als man nach und nach die Nachrichten vernahm, die man ihnen mitgebracht. Am begierigsten aber, Alles zu erfahren, was auf Strachnitz vorgefallen, zeigte sich Thuselda und ihre Augen hingen voll gespannter Erwartung an dem Vater. Und da er es bald bemerkte, richtete er ihr Armin's Grüße aus und fügte hinzu, daß ihm das Strachnitzer Schloß und seine schöne Lage außerordentlich wohl gefallen habe und daß der Baron – Armin, verbesserte er sich schnell – morgen herüberkommen und sie besuchen werde.

»Und ich muß noch einmal nach B\*\*\* fahren,« sagte Joël zu Doctor Blank, »und muß Sie also schon wieder um Ihre Ponies bitten.«

»Helf Gott!« scherzte dieser in bester Laune, indem er die Geberde und den Blick Joël's nachahmte, die dieser in der Regel bei seinem Lieblingsausruf zeigte, »schon wieder? Na, ich sehe es ein, die Mausgrau hat Recht, die kleinen Pferde werden die vielen Strapazen, die sie jetzt

haben, nicht lange aushalten, und ich werde mir ein paar größere anschaffen müssen. Morgen aber werden ihre Kräfte wohl noch ausreichen, und so begleite ich Sie nach B\*\*\*, da Esther, als angehende Meyerfrau, ja doch wohl wieder im Spiegelhof – eine Kuh melken lernen muß.«

In so heiterer Laune blieb man bei dem lauen Abend bis nach zehn Uhr zusammen und erst dann stiegen die Bewohner von Blanksruh in ihr kleines Gefährt, um beim schönsten Sternenflimmern durch den schweigenden und allerlei Wohlgerüche ausduftenden Wald ihrer stillen Heimath zuzueilen, in der Frau Mausgrau heute ungewöhnlich lange allein geblieben und fast in Verzweiflung war, daß ihrem guten Herrn – der im Ganzen doch ein gescheidter Mann – und seinen Gästen etwas Schlimmes begegnet sein könne. Um so froher aber war sie, als sie nun Alle gesund und munter anlangen sah; sie frohlockte laut und warf sogar Isaak einen friedfertigen Blick zu, den dieser mit einem heiteren Grinsen und Gekicher erwiderte, was bei ihm der Ausdruck seiner höchsten Zufriedenheit war.

#### FÜNFTES CAPITEL. BEI DEN STERNEN.

Früher denn je waren am nächsten Morgen alle Bewohner des Spiegelhofs munter und Thusnelda zeigte sich zeitig in der Tenne unter den Mägden, um alle ihre häuslichen Pflichten so rasch wie möglich zu erfüllen und nachher freie Zeit zu haben, wenn der Freund ihres Herzens käme, den sie, wie ihr Vater ihr ja gesagt, schon am Morgen erwarten durfte. O wie glücklich und

zufrieden fühlte sie sich jetzt, da nicht nur alle Schranken zwischen ihr und Armin von Strachnitz beseitigt waren, sondern auch ihr geliebter Bruder den Kampf siegreich bestanden, der ihm aus den Vorurtheilen der ihm widerstrebenden Gewalten zu entspringen gedroht. Alles um sie her ging fortan in glattem Geleise dahin und wickelte sich im ruhigen Verlaufe der Dinge allmählig ab, und was etwa für die Bewohner von Strachnitz noch Ernstes und Schweres kommen sollte, konnte und mußte man in größter Gelassenheit abwarten, da daran nichts zu ändern und zu bessern war.

Auch der Meyer und Reinhard ließen sich an diesem Morgen schon frühzeitig blicken und beriethen sich, was im Laufe des Tages auf den Feldern geschehen solle. Als aber Reinhard äußerte, er wolle diese und jene Arbeit übernehmen, lachte sein Vater laut auf und meinte, daß er nicht glaube, daß es ihm damit Ernst sei und daß er nicht die Miene annehmen solle, als ob er sich jetzt ganz besonders zur Führung der Geschäfte aufgelegt fühle. Er wünsche sogar, daß er ein paar Tage allein seinem Vergnügen nachgehe, nach Blanksruh reite und sich erst vollständig mit Joël und Esther verständige, ehe er sich wieder unter das ernste Joch seiner landwirthschaftlichen Geschäfte begeben. Er allein sei Mann genug, die erforderlichen Arbeiten wie früher zu besorgen und übrigens gäbe es jetzt so wenig zu schaffen, daß sich sein ganzes Thun und Treiben auf ein Hin- und Herreiten beschränke, um nach dem allmählig reifenden Getreide auszuschaun, und erst wenn die Ernte beginne, werde er

ihn zur Arbeit rufen und da könne er noch genügend beweisen, was er zu leisten vermöge.

Reinhard dankte dem Vater mit freudigem Herzen für die Freiheit, die er ihm gewährte, aber dennoch ging er ihm überall zur Hand, wo er ihm einige Mühe abzunehmen glaubte, und sah nach, ob im Hause selbst Alles in bester Ordnung sei und die Knechte zu gehöriger Zeit an die leichte Sommerarbeit gingen, die ja verhältnißmäßig die wenigsten Kräfte auf dem Lande in Anspruch nimmt. So war er bis um acht Uhr so ziemlich mit seinen Anordnungen fertig geworden und nun erwartete er mit freudiger Spannung die Bewohner von Blanksruh, da ja Esther wieder den Tag auf dem Hofe zubringen sollte, so lange ihr Vater und der Doctor auf ihrer Fahrt nach dem Dorfe begriffen wären.

Es war auch kaum acht Uhr vorüber, da hörte man schon aus der Ferne Isaak's Peitschenknallen, und die Hunde im Hofe, die diese angenehme Musik schon kannten, begannen sogleich mit in das Concert einzustimmen und ihre Freude über den Besuch der kleinen Pferde zu verrathen. Im hellsten Sonnenschein kamen diese denn auch heran, Isaak lenkte aber nicht in die Tenne ein, wie gewöhnlich, sondern hielt vor dem großen Thor, um Esther absteigen zu lassen, da die beiden alten Herren ohne Aufenthalt nach dem Dorfe weiter fahren wollten. Indessen hatten sie diesmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn sobald der Meyer aus der Tenne getreten war, Esther aus dem Wagen gehoben, ihr einen Kuß gegeben und die Freunde begrüßt hatte, erklärte er

ihnen, daß er sie begleiten wolle, um dem Abschluß des Handels als Zeuge beizuwohnen, aber nicht in dem gebrechlichen Puppenwagen des Doctors, da er befürchten müsse, denselben mit seinem Gewicht in Grund und Boden zu drücken, wie denn auch die kleinen Pferde nicht die Macht haben würden, ihn durch den aufgeweichten Sand nach dem Dorfe zu ziehen. So möchten sie denn lieber aussteigen, ein wenig in das Haus treten und abwarten, bis Adam Riese die Füchse vor die große Chaise gelegt, und das würde nicht lange dauern.

Dieser Rath schien den beiden Herren denn auch ganz vernünftig zu sein, da sie auf diese Weise ihre Reise viel schneller zurücklegen konnten, und so hielten sie sich ein Viertelstündchen auf dem Hofe auf, bis Adam Riese meldete, daß Alles zur Abfahrt bereit sei. Bald darauf fuhren sie in heiterer Stimmung ab und ließen die jungen Leute allein, die nun nicht lange im Zimmer blieben, sondern den schönen Morgen im Freien genossen und mit Thusnelda eifrig nach Armin ausschauten, den man ja nun auch bald erwarten konnte.

Indessen langte er erst gegen zehn Uhr auf rasch laufendem Pferde an und wurde von allen Seiten auf das Herzlichste begrüßt, nachdem er seine Glückwünsche dem neuen Brautpaar abgestattet; allein so herzlich er seine freudige Ueberraschung äußerte, so merkte man ihm doch dabei an, daß sein Gemüth anderweitig etwas bedrückt war, und das erklärte sich bald, als er ihnen mittheilte, daß sein Vater sich in Lebensgefahr befinde

und man jeden Augenblick das Aergste befürchten müsse, weshalb er sich auch nicht lange auf dem Hofe aufhalten dürfe. Man fand das natürlich und redete ihm nicht zu, seinen Pflichten im väterlichen Hause abtrünnig zu werden, aber man freute sich wiederum, als er berichtete, daß der neue Verwalter schon diesen Morgen um sieben Uhr auf Strachnitz eingetroffen sei, die Wohnung des bisherigen Inspectors bezogen und dessen Arbeiten augenblicklich übernommen habe. Er scheine ein rasch handelnder Mann zu sein und werde sich bald in dem Geschäftsgange orientirt haben, – fügte Armin hinzu, vorläufig habe er ihn dem Großknecht überwiesen, der ein tüchtiger und zuverlässiger Mensch und dabei stets dem Inspector abhold gewesen sei.

So war der Besuch Armin's heute also ein überaus kurzer und Reinhard und Esther ließen ihn mit Thusnelda eine Stunde allein, da die Beiden sich doch wohl Mancherlei mitzuthemen hatten, wobei sie keine Zeugen brauchten. Schon um zwölf Uhr stieg Armin wieder zu Pferde und galoppierte nach Strachnitz zurück, nachdem er versprochen hatte, täglich einen Boten nach dem Spiegelhof zu senden, um Kunde von dem Befinden seines Vaters zu geben.

Als die drei jungen Leute auf dem Hofe wieder allein waren, gaben sie sich eine Zeitlang den ernstesten Betrachtungen der Verhältnisse hin, die sich alsbald auf Strachnitz entwickeln würden, wenn der alte Baron das Zeitliche segnen sollte, aber sie hatten sich noch nicht lange

damit beschäftigt, als die drei alten Herren vom Dorfe zurückkehrten und ihnen in froher Laune verkündeten, daß der Ankauf des bewußten Waldes erfolgt und derselbe von jetzt an für ewige Zeiten dem Spiegelhofe einverleibt sei. So war denn der Meyer Saaltrup oder vielmehr sein Sohn mit einem Mal ein großer Grundbesitzer geworden und selten oder nie hatte aus so verschiedenem Anlaß eine so große Freude auf dem Hofe geherrscht, wie an diesem Tage, obwohl Doctor Blank mitunter in eine ernste und fast verschlossene Stimmung gerieth, nachdem er erfahren, was sich auf Strachnitz vorbereite, und daß man jeden Augenblick das Ableben des kranken Barons erwarten könne.

Am freudigsten von Allen aber waren Joël und der Meyer gestimmt, denn sie empfunden zum ersten Mal das Glück, im engeren Familienkreise die Väter so glücklicher und dankbarer Kinder zu sein, indessen gaben sie sich nicht blos dieser frohen Empfindung hin, sondern beriethen auch ernstlich alle ihre Verhältnisse, die sich ja nun bald auf beiden Seiten ganz anders gestalten mußten. Zuletzt und nachdem sie Alles reiflich überlegt und besprochen, erklärte Joël, daß er schon am nächsten Tage nach Paderborn abreisen werde, um jedoch das neue Glück der jungen Leute nicht zu stören, willige er ein, daß Esther noch auf einige Zeit in Blanksruh beim Doctor bleibe, denn dieser werde jetzt nach so vielen Tagen der Aufregung und Störung einer ruhigen und gemüthlichen Gesellschaft bedürfen, und daß Esther ihm diese leisten würde, davon wären Alle gewiß überzeugt. Er

selbst werde fortan an seine Arbeit im Comptoir gehen und nun seinen Neffen zu sich bescheiden, um das Geschäft selbstständig zu übernehmen, und wenn er Alles in Ordnung gebracht, werde er keinen Augenblick länger in Paderborn verweilen, sondern wieder nach Blanksruh oder dem Spiegelhof kommen, um das Weitere mit dem Doctor und dem Meyer zu berathen und die Einleitungen zu ihrer künftigen Lebensordnung zu treffen.

Erst spät am Abend fuhren die drei Personen wieder nach Blanksruh zurück und der Doctor, der etwas still war, hatte den ganzen Tag keine Aeußerung gesthan, die darauf schließen ließ, daß er seiner alten Gewohnheit, zu arbeiten und seinen Studien obzuliegen, durch sein Verweilen auf dem Hofe ein Opfer gebracht, vielmehr hatte er wiederholt aus freien Stücken erklärt, daß er sich glücklich schätze, einmal längere Zeit ruhen zu können und inmitten der Familie des Meyers ein Theilnehmer des allgemeinen Glückes zu sein.

Schon am nächsten Morgen aber traf ein reitender Bote von Strachnitz auf dem Spiegelhof ein und brachte einige Zeilen von Armin an Thusnelda, die ihr verkündeten, daß man jeden Augenblick das Ableben seines Vaters erwarten müsse. Unter diesen Umständen könne er das Schloß nicht verlassen und müsse an seiner Mutter Seite bleiben, die sich in das Unvermeidliche ergeben habe und unermüdlich fortfahre, ihre Pflicht gegen den schwer erkrankten Gatten zu erfüllen.

Mit dieser Nachricht ritt Reinhard augenblicklich nach Blanksruh, um sie dem Doctor zu überbringen und kam



damit gerade noch zur rechten Zeit, um dem Abschied Joël's beizuwohnen, der schon am Abend vorher den Bewohnern des Meyerhofes ein herzliches Lebewohl gesagt hatte. Es war dies sowohl für Joël wie für Esther ein schwerer Moment, aber sie fanden sich in die kurze Trennung und gaben sich der Hoffnung auf ein baldiges frohes Wiedersehen von ganzem Herzen hin. Moses Joël litt freilich am schwersten darunter, denn er ging nur ungern von seinem Kinde fort; Esther dagegen tröstete sich diesmal leichter, denn sie hatte ja nun in Reinhard einen Beistand gefunden, wie sie keinen besseren haben konnte, und ihr alter Beschützer, der Doctor, zeigte sich so liebevoll und väterlich gegen sie, daß sie, nachdem der erste Trennungsschmerz vom Vater überwunden, wieder so heiter und glücklich wurde, wie sie es unter den obwaltenden Umständen nur sein konnte.

An demselben Tage aber, als Joël nach Paderborn abgereist war, traf Abends ganz spät auf dem Spiegelhofe die Nachricht von dem so eben erfolgten Ableben des alten Barons ein, die Reinhard sofort dem Doctor durch Adam Riese brieflich übermittelte. Wie die Verhältnisse einmal lagen, konnte Niemand über diesen Todesfall betrübt sein, im Gegentheil, er brachte Vielen eine Erlösung aus schwieriger Lage und langjähriger Pein, und vor allen Dingen war man auf dem Spiegelhof darüber einig, daß die so schnell eingetretene Entscheidung wohlthätig auf die leidende Baronin einwirken müsse, nachdem sie

mehrere Tage lang einer geistigen und körperlichen Anstrengung unterworfen gewesen, die ihre schwächliche Gesundheit auf die Dauer nicht hätte ertragen können.

Reinhard ritt am nächsten Morgen in aller Frühe nach Strachnitz, um seinem Freunde und dessen Mutter sein und seiner Verwandten Beileid auszusprechen, und zu seiner Freude fand er Beide ruhig und gefaßt, so daß sie alle Vorkehrungen zu der Beerdigung selbst treffen konnten, ohne der Hülfe des Meyers und seines Sohnes zu bedürfen, die Letzterer in seinem und seines Vaters Namen ihnen angetragen hatte.



Zwei Tage waren den Bewohnern des Meyerhofs und der kleinen Niederlassung am Fuß des großen Spiegelberges im ruhigsten und friedlichsten Stillleben verfloßen. Fast beide Tage waren sie vom Morgen bis Abend beisammen gewesen, denn Esther hatte Doctor Blank, den sie aus verschiedenen Gründen sich jetzt nicht allein überlassen mochte, da sie seine nachdenkliche Stimmung vollkommen begriff, zu längeren Besuchen im Hofe zu überreden gewußt, und so war er ihr dahin gefolgt, ohne sich im Geringsten zu sträuben oder, wie er wohl sonst that, wichtige Arbeiten, die ihn zu Hause festhielten, vorzuschützen. Auch Armin von Strachnitz war am zweiten Tage nach dem Tode seines Vaters eine Stunde auf dem Hofe gewesen, um Thusnelda einmal in seine Arme zu schließen und ihrem Vater und Reinhard die Hand

zu drücken, aber er war erst spät am Abend gekommen, als Doctor Blank und Esther den Hof schon wieder verlassen, und so hatten sich die beiden Männer nicht gesehen und der Doctor hatte von Niemandem genauere Kunde erhalten können, wie es auf Strachnitz zuging und welche Wirkungen auf die Gemüther seiner Bewohner der Tod des Barons hervorgerufen hatte.

Am dritten Tage aber ganz früh fuhren der Meyer und Reinhard in vollem Staat nach Strachnitz, um der Beerdigung desselben beizuwohnen. Sie fanden keine zu zahlreiche Versammlung und nur adlige Herren vor, denn der Verstorbene war in den letzten Jahren nur Wenigen ein angenehmer Nachbar oder Gesellschafter gewesen und die meisten seiner früheren Bekannten hatten sich längst vom Umgang mit ihm zurückgezogen. Indessen waren doch einige seiner nächsten Nachbarn und auch Spielgenossen aus der Stadt eingetroffen, die natürlich der Baronin und Armin keine angenehme Erscheinung sein konnten, denn es stand nur zu deutlich auf ihren Gesichtern geschrieben, daß sie mehr aus Neugierde oder Schicklichkeitsgründen, als aus Theilnahme heute in Strachnitz eingekehrt waren. Armin hatte sie Alle zuerst allein in einem Saal des Schlosses empfangen, der neben dem lag, in welchem der Sarg aufgestellt war und die Feierlichkeit stattfinden sollte, die Baronin dagegen war bisher noch nicht sichtbar geworden und wollte sich erst den Auswessenden zeigen, wenn sie sämmtlich versammelt wären und die Anrede des Geistlichen beginnen könnte.

Ein allgemeines Aufsehen aber erregte es unter dem bereits anwesenden Leichengefolge, als plötzlich der Allen wohlbekannte Meyer Saaltrup vom Spiegelhof im feinen schwarzen Anzuge mit seiner Hünengestalt und seinem stolz und hochgetragenen Kopf in den Saal trat, um sich mit seinem Sohn auch den Leidtragenden beizugesellen. Da Niemand von diesen wußte, in welchem Verhältniß der junge Baron zu den beiden Männern stand und sogar nur Wenige sich oberflächlich erinnerten, einmal gehört zu haben, daß die beiden jungen Leute Schulgenossen und Universitätsfreunde seien, so nahm man das heutige Auftreten des in seinem Bauernstolz so bekannten und dem Adelsstande so abgeneigten Mannes an dieser Stelle als eine seltsame Neuerung auf, und daß der Erbe des freiherrlichen Hauses nun gar den Bewohnern des Spiegelhofs mit einer auffälligen Hast entgegeneilte und sie auf das Herzlichste begrüßte, erregte sogar eine allgemeine Verwunderung.

»Aha!« dachten Einige, die sich für die klügsten und unterrichtetsten der ganzen Versammlung halten mochten, »der Meyer Saaltrup ist ein reicher Mann und also gewiß auch einer der zahllosen Gläubiger des alten Barons, und nun kommt er, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie es hier aussieht und ob er auf eine baldige Bezahlung seiner Gelder rechnen kann. O ja, darum ist auch der junge Baron so aufmerksam gegen ihn, der weiß von dem Handel, und nun ist uns das ganze Verhältniß auf einen Schlag erklärt. Aber sie werden sich irren,

diese Herren Ritter vom Bauernstande! Erst kommen andere Leute an die Reihe, die bezahlt sein wollen, und sie können mit ihren unverschämten Forderungen warten, bis der Säckel sich hier für sie aufthut.«

Ja, so dachten Mehrere und vielleicht noch viel Schlimmeres, und es sah ganz so aus, als ob der Meyer dies auf ihren Mienen zu lesen vermöchte, denn nachdem er bei seinem Eintritt eine Allen geltende kurze Verbeugung gemacht, hielt er sich von den Einzelnen fern und stand mit seinem Sohn und dem jungen Baron ganz bei Seite, wo sie sich flüsternd unterhielten und ruhig den Beginn der Trauerfeierlichkeit abwarteten.

Als man endlich die Versammlung für vollzählig halten konnte und auch der Geistliche aus dem nächsten Dorfe, in welchem die Bestellung erfolgen sollte, in seinem verschossenen Ornat erschienen war, öffnete der alte Hausdiener Stranz die Flügelthüren des Saales, in dem der Verstorbene in seinem mit Blumen geschmückten, aber bereits geschlossenen Sarge lag, und als man in denselben eingetreten war, fand man sich nicht allein dem Todten, sondern auch seiner in tiefer Trauer erscheinenden Gemahlin gegenüber. Die edle Frau sah mit ihrer zierlichen Sylphengestalt und dem wachsbleichen feinen Gesicht noch wunderbar schön und fast jugendlich aus und das ehrwürdig erscheinende weiße Lockenhaar, das ihr über die zartgerundeten Wangen rieselte, that diesem Aussehen durchaus keinen Abbruch, vermehrte nur noch

die imponirende Würde, die durch ihre Haltung und ruhige Fassung hier so klar vor Aller Augen trat. Alle Gäste bezeugten ihr ihre Theilnahme, indem sie sich tief vor ihr vorbeugten, ihr der Reihe nach näher traten und eine mehr oder minder laut gestammelte Aeußerung ihrer angeblichen Empfindung hören ließen.

Sie verneigte sich schweigend vor allen sie Begrüßenden, aber eine fast stürmische Aufregung gab sich kund, als der junge Baron, den Meyer Saaltrup an der Hand führend, zur Mutter trat, ihr den Biedermann vorstellte und sie ihm nun mit einem herzlichen Druck die Hand reichte, eine Freundschaftsäußerung, die keinem Andern unter den Anwesenden zu Theil geworden war.

Alle ohne Ausnahme blickten stumm und starr vor Staunen auf diese merkwürdige Erscheinung hin und schüttelten wiederholt die Köpfe, und Niemand konnte sich enträthseln, was das zu bedeuten und wie man diesen ganz ungewöhnlichen Vorgang aufzufassen habe. Noch viel mehr aber wunderte man sich, als die leidtragende Wittwe einige Worte flüsternd mit dem Meyer sprach, der seinen Kopf in ehrerbietiger Haltung zu ihr niederbeugte, als wolle er sich keins ihrer leisen Worte entschlüpfen lassen. Allein diese geheimnißvolle Unterredung dauerte nicht gar lange, der Meyer verbeugte sich noch einmal, als stimme er ihren Worten bei, sie reichte ihm wiederum mit wahrer Herzlichkeit die Hand, und dann trat er mit ruhigem Gleichmuth und den Kopf wie gewöhnlich stolz aufrecht tragend, in die Reihen der versammelten Herren von Adel zurück.

Gleich darauf begann die Trauerfeierlichkeit durch den Geistlichen, der sich am Kopfende des Sarges zwischen zwei hohen mit brennenden Wachskerzen bestellten Candelabern aufstellte und die üblichen Eingangsworte und das Gebet sprach, dann sich aber in einer Rede vernehmen ließ, die so lang war, daß die Baronin das Stehen nicht mehr ertragen konnte, sondern sich auf einen von ihrem Sohn hingeschobenen Sessel sichtbar erschöpft niederlassen mußte, Aber die endlose Rede hielt sie dennoch standhaft aus und dabei erging sich der wohlbeleibte und mit einer krähend heiseren Stimme begabte Redner im vollsten Salbaderton über die zahllosen Tugenden des Verblichenen – er war ja auch nach der nachdrücklichen Wiederholung des Redners ›ein Freiherr‹ gewesen – und stellte ihn als ein fast unerreichbares Muster in allen menschlichen guten Eigenschaften vor die erstaunten Augen der Anwesenden hin, von denen nur Wenige durch einige an den Haaren herbeigezogene Anklänge an ihre persönlichen Verhältnisse mit dem Verstorbenen erbaut waren, die Meisten dagegen die Dreistigkeit und Gewandtheit des Redners bewunderten, mit denen er hier die Wirklichkeit der Thatsachen verhüllte und dem selig und im Herrn Entschlafenen eine Würdigung und Ehre zufließen ließ, die derselbe durch seinen Lebenswandel und seine Handlungen wahrhaftig nicht verdient hatte. Indessen: *de mortuis nil nisi bene!* schien sich der Mann in dem schwarzen, oder durch Alter eigentlich rothbraun gewordenen Rock zum Motto seines Vortrages gewählt

zu haben und so nahm man seine wohlmemorirte Dithyrambe als den Erguß eines wohlmeinenden Priesterherzens mit Gleichmuth hin und wie das ja gewöhnlich zu geschehen pflegt – dachte sich sein Theil dabei.

Als die Rede endlich glücklich zu Ende gebracht und der Segen über ›den so friedlich im Herrn und in der Mitte seiner Lieben Verblichenen‹ gesprochen war, trug man den Sarg in den bereitstehenden Leichenwagen und nun bestieg das Gefolge seine Equipagen, um ihm das Geleit nach dem Dorfe zu geben, wo das Erbbegräbniß der Familie Strachnitz lag und welches, beiläufig gesagt, auch der Heimathsort des Doctor Blank war. Die Baronin dagegen schloß sich diesem Zuge nicht an, sondern blieb einsam in ihrem Zimmer zurück, um sich von den gehalten Anstrengungen auszuruhen, was ihr gewiß sehr nöthig war.

Vom Dorfkirchhof aus entfernten sich, sobald die Beerdigung vollbracht, die aus der Umgegend herbeigekommenen Gäste, gewiß von Herzen froh, daß auch dieser Kelch von ihnen ausgetrunken sei, um so schnell wie möglich in ihre Heimath zurückzukehren und sich hier bei einem süßeren Kelch von ihrer schweren Morgenarbeit zu erholen und zu stärken; nur der Meyer und sein Sohn begleiteten Armin nach dem Schlosse zurück, denn – o, wie groß würde die Verwunderung der Trauergäste gewesen sein, wenn sie das gewußt! – die Baronin hatte vorher am Sarge des Barons den Meyer gebeten, nach



dem Schlusse der Feierlichkeit sie noch einmal zu besuchen, da sie noch einige ernste Worte mit ihm zu sprechen habe.

Als die drei Herren in das Schloß zurückgekehrt waren, brauchten sie auf die Dame des Hauses nicht lange zu warten; Armin wurde mit den beiden Freunden sogleich in ihr Zimmer beschieden und zwar in dasselbe, in welchem sie sich gewöhnlich aufhielt und auch Reinhard das erste Mal empfangen hatte. Sobald alle Drei vor sie hingetreten waren, erhob sie sich von ihrem Sessel und ging mit zwar langsamen und anscheinend milden Schritten, aber doch freundlichen Angesichts auf sie zu und reichte sowohl dem Meyer wie seinem Sohn noch einmal die Hand.

»Herr Saaltrup,« sagte sie mit ihrer glockenhellen Stimme, auf die der große Mann mit voller Aufmerksamkeit horchte, »wenn ich mich nach dem so eben beendeten Vorgange über Etwas freuen kann und darf, so geschieht es darüber, daß ich Sie und Ihren braven Sohn an meines Sohnes Seite sehe, die Sie ihm ja auch in allen seinen früheren verschiedenen Nöthen als wackere Männer und Freunde beigestanden haben. Nun denn, mein lieber Herr Meyer, auch wir wollen von jetzt an Freunde sein, – und hier wies sie auf einige von Armin herbeigerollte Sessel, auf die man sich alsbald setzte – »und ich hoffe zu Gott, daß diese Freundschaft sich von jetzt an für alle Zeiten bewähren wird. Was mich betrifft, so weiß ich Alles, was auf Ihrem Hofe zwischen Ihnen und meinem Sohne vorgefallen ist, denn er hat es mir,

seiner mütterlichen Freundin, treulich und gewissenhaft vertraut. Indessen scheint es mir jetzt nicht an der Zeit, über die Wandlungen unserer Verhältnisse weitläufiger zu reden und ich fühle in der That heute auch nicht den Muth und die Kraft dazu. Sobald ich aber diesen schweren Tag überwunden und mich geruht habe, also morgen schon, werde ich Armin zu Ihnen begleiten, um Ihre geliebte Tochter Thusnelda und Ihr altes berühmtes Haus persönlich kennen zu lernen. Nur so viel will und muß ich Ihnen gleich heute sagen, damit Sie wissen, in welches Verhältniß ich mich selbst Ihnen und Ihrer Familie gegenüber stelle: ich billige durchaus die Wahl meines Sohnes und bin glücklich, daß sich hier einmal wirklich Herz zum Herzen gefunden und keine Nebenabsichten den Bund geschlossen, keine Standesrücksichten denselben unmöglich gemacht haben. Ach! ein solches Glück wird dem armen Menschenherzen ja so selten zu Theil und ich weiß an mir selbst, wie viele gerade den letzteren zum Opfer fallen und wie schwer sie darunter zu leiden haben. So lassen Sie uns denn von jetzt an in treuer Nachbarschaft und Freundschaft leben und verkehren; ich habe schon lange ein Bedürfniß nach Menschen Ihrer Art, und jetzt um so mehr, da ich weiß, wie Ihr Sein und Wirken beschaffen ist. Ich hoffe, Sie werden mit diesem meinem Wunsch einverstanden sein und, was an mir liegt, so soll Ihre Tochter, so lange ich lebe, ein ihr fehlendes Mutterherz gefunden haben, wie mein Sohn ein Vaterherz an Ihnen bereits besitzt. – Daß unter den obwaltenden Umständen – ich meine den Tod des Barons – vor der

Hand an keine öffentliche Verlobung unserer Kinder zu denken ist, werden Sie begreiflich finden, und so, denke ich, warten wir einige Zeit damit. Vielleicht schließt sich auch Ihr Sohn aus Liebe zu dem meinigen dieser kurzen Zögerung an, denn ich weiß ja, welches Glück ihm in dem Besitz der mir so reizend geschilderten Esther zu Theil geworden ist. Die jungen Leute selbst werden und sollen darunter nicht leiden, sie können sich ja alle Tage sehen, und wenn ich erst einmal bei Ihnen gewesen bin und Ihre Tochter mich kennen gelernt hat, hoffe ich, wird auch sie mein Haus aufsuchen und ihr künftiges kleines Reich, in dem sie unumschränkt, das heißt unbehindert durch mich, herrschen soll, in Augenschein nehmen wollen. Das, Herr Meyer, war das Hauptsächlichste, was ich Ihnen gleich an dem heutigen Tage sagen wollte, und da es ein schönes und edles Bündniß ist, welches wir Beide durch die Vereinigung unserer Familien um einander schließen, so wird der heutige Tag, den wir dem Andenken an einen Dahingegangenen schenken müssen, wohl nicht dadurch entweiht. Alles Uebrige, – und hier erhob sich ihre Stimme zu einem kräftigeren Ton – »was ich Ihnen noch zu sagen habe, und es ist Viel – spare ich mir bis morgen auf. Darf ich denn um vier Uhr Nachmittags bei Ihnen eintreffen?«

»Gnädigste Frau,« erwiderte der Meyer mit der Miene eines Mannes, der die Huld und Güte einer so edlen Dame vollständig begriff und empfand, »Sie werden mich zu jeder Zeit mit Ihrem Besuch beglücken und mein Haus hoch ehren, aber – bedenken Sie wohl – es ist kein adliges

Schloß, welches Sie betreten, sondern ein einfaches westphälisches Landhaus, beinahe tausend Jahre alt, denn bis in so ferne Zeit reicht der Stammbaum meiner Vorfahren zurück.«

Die Baronin hob abwehrend die wachsbleiche feine Hand gegen ihn auf und sagte: »Bitte, lieber Freund, verlieren Sie darüber kein Wort. Ich weiß, was Sie sagen wollen, aber Sie kennen mich noch nicht, wenn Sie glauben, daß ich in einem Hause, wo *solche* Menschen wohnen, mag es sonst beschaffen sein, wie es will, nicht vollkommen glücklich und zufrieden sein kann. Und glücklich und zufrieden zu sein, ach ja! – danach strebe und schmachte ich jetzt allein, denn, aufrichtig gesagt, ich bin es lange nicht gewesen, aber ich sehne mich mit allen Fasern meiner Seele danach, es wieder zu werden. So sei denn hiermit genug gesagt und jetzt danke ich Ihnen wahrhaft für Ihren mir so lieben Besuch. Grüßen Sie herzlich, recht herzlich Ihre Tochter, die in meine Arme zu schließen ich eine unaussprechliche Sehnsucht empfinde. Leben Sie wohl!«

Sie stand auf, trat auf den ebenfalls aufgestandenen Meyer zu und reichte ihm beide Hände. Er umfaßte sie fest mit den seinen und – ein Schauspiel, welches seine Kinder nie und wohl auch sonst Niemand an ihm gesehen – beugte seine mächtige Gestalt nieder und drückte einen heißen Kuß darauf, worin sie ihn auch ruhig gewähren ließ. Als er sich aber mit dunkelrothem Gesicht und einer Miene wieder erhob, als ob er sich über sich selbst wundere, lächelte sie ihn freundlich an, nickte ihm

mit ihren sanften Taubenaugen glücklich zu und er verließ sie sogleich, um alsbald in seltsamer Verwirrung mit Reinhard in seinen Wagen zu steigen und nach Hause zu fahren, nachdem er noch von Armin das Versprechen erhalten, daß er morgen mit seiner Mutter pünktlich um vier Uhr auf dem Spiegelhof eintreffen werde.

Unterwegs verhielt er sich anfangs ganz still und blickte träumerisch um sich her. Als er aber die Gränze des Gutes und also seinen neuen Wald erreicht, leuchtete sein Gesicht hell auf, er nickte Reinhard zu und sagte:

»Junge, wir kommen zwar von einer Beerdigung zurück, wo man nur ernste Gedanken haben sollte, aber, weiß es der liebe Gott, ich kann es Dir nicht verschweigen: ich bin lange nicht so froh und glücklich gestimmt gewesen, wie heute, natürlich aber erst, nachdem ich diese Frau gesehen und sie mit mir so freundlich, o mehr als freundlich gesprochen hat. Ja, das ist eine seltene Frau und nun begreife ich erst, was sie bei solch einem Drachen, wie der Baron einer war, gelitten hat. Ja, auch Nella gebe ich nun noch einmal so gern nach Strachnitz hin. Ich habe mich erst vor dem Verhältniß mit dem Baronenvolk gefürchtet, aber nun bin ich beruhigt, denn ich sehe, daß es auch Menschen unter ihnen giebt, die wie wir sind und das Herz auf derselben Stelle haben, wo es bei uns sitzt. Aber gieb Acht – ich sage es Dir vorher – wir werden bald noch etwas Anderes erleben, denn ich habe in ihren Augen gelesen, daß sie mich und Nella nicht bloß besuchen will, um den Spiegelhof kennen zu lernen, sondern damit noch eine andere Absicht verbindet. Nun, helf

Gott! wie Joël immer sagt, ich bin auf Alles gefaßt und zu Allem bereit. – Aber nun, mein Junge, sieh Dir einmal diesen Wald an, er ist jetzt Dein. Was sagst Du dazu? Ei bei Gott, es ist doch recht hübsch, wenn man ein Bischen Geld überflüssig hat, wie dieser Joël, nicht wahr?«

»Seine Tochter ist mir lieber,« erwiderte Reinhard lächelnd, »und für sie gebe ich alle Wälder der Welt hin.«

»Ah, das glaube ich Dir auf's Wort und verdenke es Dir auch nicht, denn Esther ist ein Mädchen, welches mir selbst den Kopf verrücken könnte, wenn ich ein junger Bursch wäre wie Du. Ja!«



Es war am frühen Morgen am Tage nach der Beerdi-  
gung des Barons von Strachnitz. Wundervoll klar lag der  
Sonnenschein auf den Bergen und Waldungen, die das  
kleine Blanksruh umgaben, und stiller Friede ruhte auf  
der ganzen Natur. Frischen balsamischen Duft hauchten  
die Gräser und Kräuter in die sommerlichen Lüfte und  
der linde Südwind rauschte wie eine sanfte Musik durch  
die grünen Bäume, deren gewaltige Kronen sich wie ein  
stattlicher Dom über den schattigen Wegen wölbten, die  
nur hie und da von einem Lichtglanz überfluthet waren,  
wie er lange nicht so goldig vom blauen Himmel nieder-  
gestiegen war. Doctor Blank saß seit längerer Zeit zum  
ersten Mal wieder im Studirzimmer am Arbeitstisch und  
Esther neben ihm, um seinem gemüthlichen Vortrage zu

tauschen und seine belehrenden Worte in sich aufzunehmen. So überhörten sie das leise Knarren der Heckenpforte, durch die Thusnelda etwa um neun Uhr mit raschem Schritt trat, um sich sogleich in's Haus zu begeben und an des Doctors Thür zu pochen, da sie ihn im Zimmer sprechen hörte.

Als sie hineintrat, nachdem des Hausherrn sanfte Stimme sie dazu aufgefordert, sprangen Beide von ihren Stühlen auf und kamen ihr mit freudig belebten Gesichtern entgegen, denn so frisch und schön hatten sie lange nicht die junge Meyerstochter gesehen, deren blühendes Antlitz vom raschen Gange die lebhaftesten Farben zeigte und deren große blaue Augen das ganze Glück ihres jungfräulichen Herzens ausstrahlten. Sie hatten sie Beide am gestrigen Tage nicht gesprochen, da der Doctor aus verschiedenen Gründen den Hof nicht hatte besuchen wollen, und nur Reinhard war gegen Abend zu Pferde herübergekommen, um eine Stunde bei Esther zu sein und dem Doctor die Meldung von den in Strachnitz vorgefallenen Ereignissen zu überbringen.

So begrüßte man sich denn auf das Freundlichste und Thusnelda mußte neben Esther auf dem Sopha Platz nehmen, während der Doctor etwas unruhiger als sonst vor den beiden Mädchen im Zimmer auf und nieder schritt. Thusnelda erzählte noch einmal, was sie vom Vater erfahren und was Beide schon durch Reinhard wußten, und fügte hinzu, daß die Baronin am Nachmittag den Spiegelhof besuchen würde, um des Vaters Haus zu besichtigen und sie selbst als künftige Tochter zu begrüßen.

»Ich komme nun schon so zeitig her,« schloß sie ihren Bericht, »um Sie, lieber Herr Doctor, zu bitten, uns Esther heute für den ganzen Tag zu überlassen. Die Baronin möchte sie auch kennen lernen, da sie ja so viel Liebes von ihr gehört, und darum soll sie bei uns bleiben, bis Armin's Mutter uns wieder verläßt. Vielleicht kommen Sie auch selbst hinüber und holen Esther ab; wenn Sie damit aber nicht einverstanden sind, so hat mir der Vater aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß er sie selbst am Abend in seinem Wagen zurückbringen will und so fehlt es ihr ja nicht an dem nothwendigen Schutz, da gewiß auch Reinhard den Vater und Esther begleiten wird.«

Als der alte Herr dies so unbefangen und freundlich vorbringen hörte, wurde sein von Denken und Sprechen vorher geröthetes Gesicht plötzlich auffallend bleich und er blieb eine Weile schweigsam und gab sich seinen Gedanken hin, die ihn mit stürmischer Gewalt überflutheten und die er kaum zu zügeln und zu regeln vermochte. Ja, so viel konnte er sich eingestehen und gestand er sich jetzt auch ein: durch die Verbindung der Familie Strachnitz mit dem Meyer Saaltrup, so wie durch den Tod des Barons war ihm seine alte Jugendliebe mit einem Mal näher gerückt, und er gab sich wohl keiner Illusion, wie früher so oft, hin, wenn er hoffte, daß er sie nun doch unter so ganz und gar veränderten Lebensverhältnissen wiedersehen würde. Aber den Entschluß zu fassen, schon heute nach dem Hofe zu gehen und sie daselbst in einem größeren Kreise wenn auch befreundeter Menschen zu treffen, das vermochte er nicht, dazu war sein so lange



geprüftes und vom Weh heimgesuchtes Herz noch lange nicht kräftig genug, und das sagte er sich jetzt selbst, als Thusnelda ausgesprochen hatte und nun sichtlich auf seine Antwort wartete.

Endlich aber mußte dieselbe doch einmal erfolgen und so sagte er, sich gewaltig zusammennehmend, um seine volle Ruhe zu bewahren und die beiden scharfsichtigen Mädchen nicht zu tief in sein bewegtes Herz blicken zu lassen:

»Ich danke Dir, mein Kind, für diese Bestellung und Du magst Esther bis zum Abend mit Dir nehmen. Ihr werdet wohl Alle dafür sorgen, daß sie wieder sicher in meine Hände gelangt, aber, meine liebe Nella – ich selbst werde heute nicht nach dem Spiegelhof kommen. Bedenke doch, daß es ja das erste Mal ist, daß Du Deine künftige Schwiegermutter siehst und sprichst und sie Deines Vaters Haus besucht, und da werdet Ihr Euch genug zu sagen haben, was ein Anderer nicht zu hören braucht. Esther wird Euch dabei nicht im Wege sein, denn die hat ja den Reinhard für sich, mit mir aber würde das anders sein und selbst der Meyer würde nicht viel Zeit für mich übrig haben. Nein, Kind, nein, laß mich zu Hause. Es ist mir sogar einmal recht nöthig, daß ich einen Tag mit mir allein zubringe, denn auch ich habe viel mit mir zu überlegen und zu sprechen, da ja in der letzten Zeit so viel Wichtiges geschehen ist, was alle meine Gedanken in Anspruch nimmt.«

So hatte er denn ruhig genug seine Meinung vorgebracht und Thusnelda und Esther waren auf der Stelle geneigt, ihm beizustimmen und seinen Entschluß für einen wohlerwogenen zu halten.

»Soll ich ihr, ich meine die Baronin, denn aber keinen Gruß von Ihnen bestellen?« fragte Thusnelda noch einmal. »Ich glaube, das würde sie sehr erfreuen, denn sie weiß ja, was Sie ihrem Sohne so lange Zeit hindurch Gutes und Liebes erwiesen haben.«

Doctor Blank lächelte matt. »Ach,« sagte er und wünschte dabei schon im Stillen, daß man ihn bald allein lassen möge, »wer weiß, ob ihr dieser Gruß gerade heute zur rechten Zeit kommen würde, wo sie so viel Neues bei Euch zu sehen und zu erfahren hat! Nein, Kind, bestelle ihr lieber keinen Gruß von mir. Ich werde sie einmal – bei Gelegenheit – selbst besuchen und dann – dann bringe ich ihr auch von keinem anderen Menschen einen Gruß als von mir selber.«

»Ja,« rief Esther lebhaft aus, die mit ihrem sympathischen Herzen am tiefsten in die Empfindung des alten Freundes eingedrungen war, »der Herr Doctor hat Recht; Du darfst sie sogar nicht von ihm grüßen, Nella, denn das könnte vielleicht ihre ganze schöne Ruhe bei Euch stören, die sie sich mit so großer Mühe nach so vielem vorhergegangenen Trübsal errungen hat.«

Doctor Blank ging auf Esther lebhaft zu, als sie dies mit warmer Hingebung gesprochen, umfaßte sie liebevoll und küßte ihre Stirn. »Du hast das Richtige getroffen, Kind,« sagte er: »Du verstehst mich. So geht denn,

geht, und seid recht glücklich den Tag über, und wenn Du am Abend zurückkommst, Esther, sollst Du mir getreulich berichten, welchen Eindruck die arme Dulderin auf Dich gemacht hat.« –

Eine Viertelstunde später hatten Thusnelda und Esther das Haus verlassen und Doctor Blank war mit sich, seinen Gedanken und Empfindungen allein. Sie wühlten gewaltig in seinem Hirn und Herzen, aber er zwang sie endlich mit seiner Willenskraft nieder und gebot ihnen Stillstand für den ganzen Tag, der, das wußte er schon jetzt, kein ruhiger und angenehmer für ihn sein würde. Um sich aber zu zerstreuen und seine volle gewöhnliche Ruhe zu gewinnen, that er, was er in der Regel in solchen Zeiten der Aufregung that, er setzte sich an seinen Schreibtisch und nahm eine schwierige und seine ganze Denkkraft anspannende Arbeit vor.

Allein, er mühte sich dabei vergebens ab, die ihm sonst so liebe Arbeit wollte ihm heute nicht munden, und wiederholt stand er vom Stuhle auf und lief mit gesenktem Kopfe und auf dem Rücken zusammengelegten Händen im Zimmer hin und her. Sein sonst so gebundener Geist war heute zerstreut wie nie, er schweifte weit in der Irre umher und lange verschwundene Tage, die alten Freuden und Leiden noch einmal herbeizaubernd, tauchten vor seiner erregten Seele und seinem geistigen Auge auf. Und wunderbar, die Gegenwart, die doch jetzt so bedeutungsvoll für ihn geworden war und so viel Angenehmes

verhieß, beachtete er fast gar nicht, nein, nur die Vergangenheit beschäftigte ihn, und Alles, was ihm einst mit Sophien begegnet, trat, wie vom hellsten Sonnenschein beleuchtet, klar und deutlich vor ihn hin und dann schweiften seine Gedanken, wie zügellos gewordene wilde Rosse, über die Zukunft fort, die im dunklen Dämmerchein der Möglichkeit unergründlich, unlesbar vor seinen Sinnen hin und her schwankte.

»O,« sagte er endlich zu sich im halblauten Selbstgespräch, denn nur ein stiller Verkehr mit sich, eine strenge, gewissenhafte Selbstschau konnte ihm jetzt die so erwünschte Ruhe gewähren, »meine phantastischen und utopischen Jugendträume, vielleicht nicht phantastischer und utopischer, als sie jeder andere denkende, strebende und wünschevolle Mensch hat, sind im Ganzen doch keine Luftschlösser, keine Illusionen, keine Traumgebilde gewesen und sie haben sich am Ende als schöne und faßbare Wirklichkeit bewährt. Freilich, in der That bin ich nicht glücklich geworden, aber in der Idee gewiß, und die Ideen beherrschen die Menschengeister und Herzen, sie machen uns allein glücklich, wenn die Wirklichkeit uns ihre Genüsse versagt. Mein schöner Vorsatz, in einer fieberhaften, von innerem Weh zerfleischten Nacht erzeugt und geboren, jenes von ihrem Großvater so unerwartet geerbte Vermögen für sie oder ihr Kind zu sparen, zu vermehren, zu verdoppeln, und sie Beide dadurch glücklich, frei und unabhängig vom äußeren Drangsal des Lebens

zu machen, ist ausgeführt. Ja, ich habe ihrem Sohne damit sein väterliches Gut schuldenfrei wiedergegeben, wenigstens wird Joël dafür sorgen, daß dies bald geschieht, und dadurch habe ich nicht nur sie, seine Mutter, sondern zugleich auch das liebliche Kind meines Freundes, des Meyers, glücklich gemacht. Was will ich mehr? Für mich selbst habe ich ja nie etwas Bedeutsames verlangt, nur das Nothwendige wollte ich mir erringen, und das hat mir ja Gott gegeben, indem er meine in jüngeren Jahren unternommene Arbeit segnete. Das ist Alles, was ich erstrebt und gewünscht und – ich habe es erreicht.« –

»Aber nun,« fuhr er nach einer Weile fort, »steht mir noch ein schwerer und doch so lange ersehnter Augenblick bevor. Sie weiß jetzt durch ihren Sohn, daß ich es war, der mit geheimer Triebkraft in die Speichen ihres Lebensrades griff, daß ich es war, durch den ihr Sohn seines Vaters verschwendetes Gut wiedererhalten hat. O ja, sie weiß es, und Reinhard und Thusnelda haben mir auch gesagt, daß sie mir dankbar dafür sei. Aber daß sie den Wunsch habe, mich wiederzusehen, das hat mir Niemand gesagt und ich fürchtete mich fast davor, daß es mir Jemand sagen würde. Zu diesem Wiedersehen nun muß ich mich endlich entschließen, und das ist eben die schwere Aufgabe, die mir bevorsteht. Wie soll es erfolgen? Welche Gefühle werden mich ergreifen, wenn ich sie vor mir sehe und mit ihr sprechen muß? Werde ich den Muth und die Kraft dazu haben? O!« –

Und er dachte längere Zeit darüber nach, endlich aber glaubte er einen Weg gefunden zu haben und sprach wieder weiter zu sich: »Soll ich vielleicht zuvor an sie schreiben? Nein, aus doppelten Gründen nicht. Einmal kann man mit geschriebenen Worten nur einen kleinen Theil von Dem sagen, was man fühlt und denkt, und dann – würde mir bei jedem Wort, das ich auf das Papier würfe, entfallen, daß sie meinen letzten, mit meinem Lebensblute geschriebenen Brief ungelesen, uneröffnet zurückgesandt hat, und das würde ein bitterer Tropfen in dem süßen Kelch sein, den ich trinken möchte, indem ich mich auf dieses Wiedersehen vorbereite. Also ich will ihr nicht schreiben, nein! So muß ich mich denn entschließen, sie zu besuchen und ihr in dem Hause zum ersten Mal vor Augen zu treten, wo sie so viel gelitten hat. Aber ich darf nicht allein gehen, nein, nicht ganz allein. Der Weg würde mir entsetzlich lang vorkommen, mein Muth würde erbleichen und meine Gedanken mich erdrücken, denn mein Gefühl für sie – o mein Gott! warum hauchst Du uns solche unvergänglichen Gefühle ein! – lebt und webt noch immer in mir. Wen ich aber auf diesen Weg mit mir nehme, das wird mir in dieser Nacht ein guter Geist eingeben. Erst will ich abwarten, was ich vernehmen werde, wenn sie heute beim Meyer gewesen ist. Esther wird mir eine treue Berichterstatterin sein, und vielleicht – ja vielleicht nehme ich sie selbst mit, denn Niemand erheitert und belebt mich so, wie dieses seelen- und geistvolle Mädchen es thut. Doch das Alles will reiflich bedacht

sein, und um dies zu können, werde ich in den Wald gehen, wie immer, wenn ich Schweres bedenken muß, denn in dem Athem Gottes, der durch die Blätter säuselt, liegt Kraft, Frische und Leben, und was er uns einhaucht, das ist immer das Beste!« –

So ging er denn in den Wald, um sich zu zerstreuen und auch um frische Kräfte zu sammeln. Die Botanisirbüchse begleitete ihn wie stets dabei, aber er dachte nicht daran, nach Pflanzen zu suchen und sie zu sammeln. Seine Augen waren nie auf den Boden, sondern immer nur in die Weite gerichtet, als fürchte oder hoffe er – o wie nahe sind doch Furcht und Hoffnung stets mit einander verwandt! – sie, sie, an die er heute nur allein dachte, müsse oder könne wenigstens aus jedem Gebüsch, hinter jedem Baum hervor auf ihn zutreten. So, ganz in Gedanken versunken, war er unwillkürlich auf dem Wege fortgeschritten, der nach dem Spiegelhof führte, als er sich aber dessen plötzlich bei einer Wendung des Weges bewußt wurde, blieb er auf der Stelle stehen, kehrte sich um und schlug den zur rechten Seite liegenden und nach dem Dorfe führenden Fußpfad ein, um so in die entgegengesetzte Richtung von Strachnitz zu gelangen.

»Nein,« sagte er dabei zu sich, »ich will das Geschick nicht herausfordern, das sie mir zufällig vor Augen führen könnte, denn wer weiß, ob sie nicht schon am Morgen die Fahrt unternimmt, da das Wetter so einladend und der Wald um diese Zeit immer am schönsten ist. Ja, ich will ihr sogar ausweichen, so lange ich kann, denn ich bin bei Weitem noch nicht genügend vorbereitet, in

ihr Auge zu schauen und die Schrift darin zu lesen, die mir, sobald ich sie vor mir habe, meine ganze Gegenwart und Zukunft enthüllen wird.«

So strich er bis gegen Mittag im Walde umher, ohne Ziel und Zweck bald diesen, bald jenen Weg verfolgend, jedoch immer dabei bemüht, vom Spiegelhofe so fern wie möglich zu bleiben. Nach der Uhr zu sehen, fiel ihm heute nicht ein, denn der Tag schien endlos lang vor ihm zu liegen und so wußte er nicht, wie lange er ging und wie müde er dabei wurde, zumal die Hitze gegen Mittag zugenommen hatte und die Sonne fast sengend auf seinen Scheitel brannte. Indessen fühlte er auch das nicht, er dachte und grübelte nur, und so kam er erst nach Hause, als die Stunde schon längst vorüber war, wo er sonst zu speisen pflegte. Frau Mausgrau erwartete ihn mit sichtbarer Angst auf den Stufen vor der Hausthür, von wo sie schon lange vergeblich nach ihm ausgeschaut. Sie konnte sich das seltsame Benehmen ihres Herrn und nun sein langes Ausbleiben gar nicht erklären, da er doch sonst so pünktlich war. Als sie ihn aber endlich, sichtlich ermüdet und übermäßig erhitzt, langsam in den Garten treten und auf das Haus zuschreiten sah, kam sie ihm freundlich entgegen, um mit ihm zu reden und sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Aber da erwies er sich von Neuem sehr seltsam gegen sie und ihr fiel das gerade heute ganz besonders auf. Sonst, wenn er länger als gewöhnlich ausgeblieben war und nach Hause kam, hatte er stets ein freundliches oder gar scherzhaftes Wort für sie gehabt, heute aber sah er



sie kaum an, nickte nur still mit dem Kopf und sagte mit leiser Stimme: »Guten Tag!« – Ach! die gute Frau ahnte nicht, daß ihre hausbackene Miene und Stimme, der herbe Ton, mit dem sie gewöhnlich sprach, heute härter denn je in seinen Ohren klang und die eben erst wiedergewonnene Harmonie seines Innern störte, und so hätte er es am liebsten gesehen, wenn sie ihn gar nicht angedet und aus seinen Träumen geweckt hätte.

Auch merkte sie sehr bald, daß ihm das Reden heute schwer wurde oder gar unangenehm war, und so schwieg sie, zum ersten Mal den Ernst und die fast feierliche Ruhe achtend, die auf seinem Gesicht, seinem ganzen Wesen lag und die ihr wohl verkünden mochten, daß irgend etwas geschehen sei oder werde, was ihn ganz und gar in Anspruch nahm, also von großer Wichtigkeit sein mußte. Ja, sie ging noch einen Schritt weiter in ihrer Aufmerksamkeit und Rücksichtnahme gegen ihn. Je schweigsamer er sich verhielt, um so freundlicher zuvorkommender wurde sie und war ihm zur Hand, als er es sich im Zimmer bequem machte, den Rock wechselte und die etwas feuchtgewordenen Stiefel mit weichen Morgenschuhen vertauschte.

Er ließ heute Alles ganz ruhig mit sich geschehen und wehrte ihrem Thun nicht, wie er sonst wohl that, ja er fing allmählig an, ihr dankbar zu werden, daß sie sich so still und aufmerksam verhielt, und so sagte er endlich mit einem so sanften und ergreifenden Ton, daß er beinahe Thränen in ihre Augen gelockt hätte.

»Ich bin heute etwas lange ausgeblieben, Mausgrau, aber darüber müssen Sie sich eben so wenig wundern, wie über manches Andere, was noch geschehen wird. Ich habe eben Grund, anders zu sein als sonst, und Sie müssen sich darin fügen.«

»Ach Gott ja, ich will mich ja gar nicht wundern, Herr Doctor,« erwiderte sie, über die Maaßen froh, daß sie einmal sprechen konnte und daß er selber sprach, »obgleich ich mich schon recht lange über Vieles gewundert habe, was hier vorgefallen ist. Ich will auch recht ruhig und vernünftig sein, wenn Sie mir nur sagen wollen, ob Sie nicht unglücklich sind?«

»Unglücklich?« fragte er laut und hob schnell den Kopf gegen sie auf. »Warum nicht gar! Im Gegentheile, Mausgrau, ich bin sehr glücklich. Doch fragen Sie nicht, ich habe den Kopf mit meinen eigenen Gedanken voll genug.«

Er war dabei auf dem Sopha sitzen geblieben, auf dem er vorher Platz genommen, und verrieth nicht die geringste Neigung, zu Tisch zu gehen, obwohl sein Appetit doch sonst immer ein gesunder war. Endlich aber, als er sich noch bequemer zurecht setzte, fragte sie:

»Darf ich denn nun endlich das Mittagbrod auftragen?« –

Bei diesen Worten fuhr er wie aus einem Traume empor und rief: »Ja so, es ist erst Mittag und ich habe noch nicht gegessen. Nun, so geben Sie her, was Sie haben, ich

will mich damit beeilen und dann eine Stunde niederlegen, denn ich bin so müde, als ob ich drei Nächte nicht geschlafen hätte.«

Das Essen war bald genug aufgetragen und der alte Herr setzte sich an den Tisch. Indessen schien er wirklich auch den Appetit verloren zu haben und nach Frau Mausgrau's Meinung aß er so viel wie gar nichts. »Er ist zu müde dazu sagte sie im Stillen zu sich, »ich sehe es ihm an. Ach, wenn er doch erst auf dem Sopha läge und seine Augen zumachte! Dann wird Alles bald besser werden!«

Nach einer Viertelstunde war Doctor Blank mit seinem Mahl zu Ende und kehrte in sein Arbeitszimmer zurück, wo er sich sogleich auf das Sopha legte und ein Buch zur Hand nahm, um darin zu lesen, wie er es alle Tage that. Und merkwürdig! Er hätte es selbst nicht gedacht, der Inhalt des neuen, erst vor – einigen Tagen angekommenen wissenschaftlichen Buches fesselte ihn und zog ihn längere Zeit ganz von seinen früheren Gedanken ab. Plötzlich aber – war das vielleicht der gute Geist, der ihn zu umschweben begann? – fielen ihm die Augen zu, das Buch sank ihm aus der Hand und ein süßer und fester Schlaf bemächtigte sich seiner und hauchte ihm nicht nur frische Kraft, sondern auch neuen Muth zur Fortsetzung seines einsamen Tagewerkes ein.

Er schlief ungewöhnlich lange, als ob seine Lebensgeister von einer großen Ermattung befallen wären, und kein Traumbild besuchte ihn, obwohl sein aufgeregter

Geist gewiß geeignet gewesen wäre, sie zu erzeugen und seinem Gedächtniß, das ja immer so gut, einzuprägen.

Frau Mausgrau horchte mehrmals an seiner Thür, um ihm zur rechten Zeit den Kaffee zu bringen; da sie aber keine Bewegung im Zimmer vernahm und unaufgefordert nicht eindringen wollte, schlich sie jedesmal wieder auf den Zehen davon, setzte den fertigen Kaffee nochmals an's Feuer und sich in unnachahmlicher Geduld daneben. So mußte sie etwas lange warten, zwei volle Stunden sogar, denn es war schon fünf Uhr vorüber, als der alte Herr endlich erwachte und mit einem lauten Ausruf der Verwunderung plötzlich in die Höhe fuhr.

»Was war das?« fragte er sich. »Sagte mir Jemand etwas? War das ein Geist? O, dann kann es kein böser gewesen sein, denn mir war, als ob Jemand zu mir sagte: Hebe die Augen auf und sieh nach dem Spiegelhof. Da geht sie, da steht sie, da spricht sie – ja! Und das muß wirklich wahr sein, denn vier Uhr ist es lange vorbei und sie muß längst bei dem Meyer, bei Esther, bei Nella und Reinhard sein. O!«

Er stand auf, lief durch das Zimmer und das vernahm die wieder an der Thür lauschende Frau Mausgrau. So kam sie denn schnell mit dem Kaffee herein und setzte ihn, ohne ein Wort zu sprechen, auf den Tisch. Aber da redete er sie selber, sogar recht freundlich und mit ihr ganz seltsam klingenden Worten an: »Mausgrau,« sagte er, »ich habe lange geschlafen, wie ich sehe, und mir ist eigenthümlich zu Muthe. Wissen Sie, wie mir ist? Nun, als ob ich Hunger hätte, und das ist sehr möglich. Ich

glaube, ich habe heute Mittag nur wenig gegessen, nicht wahr?«

»Gewiß, Herr Doctor, sehr wenig und ich habe mir schon meine dummen Gedanken darüber gemacht, als ob ich Ihnen nichts Gutes mehr kochen lassen könnte!«

»O, das ist es nicht, Liebe, nein, das ist es gewiß nicht. Ich war nur heute Mittag nicht aufgelegt dazu vielleicht weil ich das Alleinsein nicht mehr gewohnt bin oder auch zu müde war. So will ich es denn heute Abend nachholen, und da ich auch dann allein sein werde und mir die Zeit vertreiben möchte, bis das liebe Kind wiederkommt, will ich recht früh auf die Warte gehen. Halten Sie also das Essen um sieben Uhr fertig und bringen Sie mir auch eine Flasche guten Wein, ich habe ein Bedürfnis danach, da ich heute Mittag keinen Tropfen getrunken.« Frau Mausgrau versprach es und hielt Wort, denn Punkt sieben Uhr, bis zu welcher Zeit der Doctor wieder ruhig in seinem Buche gelesen und dann in den Garten gegangen war, um seine Rosen zu betrachten, rief sie ihn in's Haus. Auch der Wein stand schon auf dem Tisch und Frau Mausgrau bediente ihren Herrn mit der größten Aufmerksamkeit und sah zu ihrer höchsten Befriedigung, daß er nicht nur mit dem besten Appetit speiste, sondern auch rasch von dem feurigen Wein trank und fast die ganze Flasche leerte, ein Genuß, der ihm heute ein großes Behagen zu gewähren schien. Um halb acht Uhr war er mit dem Essen fertig, »das er wiederholt gelobt, um ihr eine Freude zu machen,

und nun rüstete er sich zu seinem Berggange. Und so eilig machte er sich fertig, daß er sogar den Paletot mitzunehmen vergaß, den ihm Frau Mausgrau später, als sie ihn zufällig auf dem Stuhl liegen sah, nachtrug und vorsichtig auch das warme Halstuch hineinsteckte, obwohl es immer noch heiß war und der an jeden Witterungswechsel gewöhnte Mann gewiß kein Bedürfnis danach empfand.

So war er also endlich auf dem Wege nach seiner lieben Warte, die er so lange nicht allein betreten, da Esther ihn in der letzten Zeit jeden Abend begleitet hatte, wenn er sie aufgesucht. Auch freute er sich außerordentlich, den schönen klaren Abend bei der milden Luft oben zuzubringen und sich die Umgegend zu betrachten, die ihm jetzt mit einem Mal viel schöner als früher geworden zu sein schien, da manches Hinderniß aus seinem Leben weggeräumt, welches ihn lange Zeit mit Trauer und Trübsal oder wenigstens mit bangendem Zagen erfüllt, wenn er sein Auge über die in der Ferne auftauchenden Giebel hatte hinschweifen lassen.

Ohne die geringste Mühe stieg er heute den steilen Berg hinan und er kam sich ganz verjüngt und wunderbar gestärkt vor. Der feurige Wein hatte seine Lebensgeister erregt und ihn, wie er es oft bei sensiblen Naturen thut, wie mit Flügeln begabt, aus denen er sich leicht und elastisch in die Höhe schwang. Dabei war eine so heitere Stimmung über ihn gekommen wie er sie lange nicht gehabt. Alles, was ihm vorher dunkel und trüb erschienen, war ihm mit einem Mal hell und licht geworden,

und er wunderte sich nun selbst, wie er den ganzen Tag in einem fast traumhaften und peinvollen Zustande hatte verbringen können. Das merkte er erst so recht, als er in seiner kleinen Klause im Pavillon angekommen war und hier Alles in bester gewöhnlicher Ordnung und gemüthlicher Ruhe vorgefunden hatte. Kaum aber hatte er sich ein wenig ausgeruht und seine Lampe angezündet, damit sie ihm leuchte, wenn er bei der Dunkelheit von der Warte herunterkäme, so brachte ihm Frau Mausgrau den Paletot und das Tuch nebst der Laterne, die er anzuzünden pflegte, wenn er Nachts vom Berge herabstieg, und legte ihm Alles zur Hand, damit er es finde, ohne danach zu suchen, wenn er es brauche. Er bedankte sich freundlich für ihre Dienstleistung und sie verließ ihn mit beruhigtem Herzen, da sie ihn nun wieder ganz in der alten heiteren Stimmung fand, wie sie es seit langen Jahren an ihm gewohnt war.

Frau Mausgrau hatte den Pavillon verlassen und er war wieder mit sich und der schönen Natur allein, deren stiller Frieden ihm hier oben immer so wohl that und sein Herz, wenn es in ihm gährte und kochte wunderbar schnell beruhigte. Jetzt stieg er die Wendeltreppe empor, ließ aber den Paletot unten liegen, denn es war ja noch warm genug und er hielt sich für überzeugt, daß er ihn heute gar nicht gebrauchen würde. Und so stand er bald unter der Glaskuppel, deren Fenster er sogleich öffnete, um frische Luft in den heißen Raum einströmen zu lassen, und als er ihr kühleres Wehen an seiner Wange fühlte, rieb er sich vor Vergnügen die Hände und begann nun,

sich nach allen Seiten umzuschauen und seine Lieblingsstellen zu grüßen, wie er es jeden Abend that.

O, wie dehnte sich da seine Brust aus, als er nun ringsum zu seinen Füßen seine schöne Heimath ausgebreitet saht. Die Sonne war freilich hier oben nicht mehr sichtbar, denn sie war schon hinter die Yburger Berge gesunken, aber der ganze westliche Himmel war in ein Meer von Purpur und Gold getaucht und die kleinen Federwölkchen, die an ihm flatterten zeigten bald einen goldenen, bald silbernen Rand, der sich nur langsam verlor, je tiefer die Sonne unter den unabsehbar weiten Horizont sank. Im Norden, Osten und Süden aber lag tiefblauer Dust auf den Feldern und Wäldern, den Bergen und Wiesen, und nur einzelne Punkte, ihm wohlbekannte Häuser und Gehöfte in der Nähe, traten noch klarer daraus hervor, aus deren Essen mattgraue Rauchsäulen in die Höhe wirbelten und dem stillen Beschauer verriethen, daß die darin wohnenden Menschen von ihrer Arbeit im Freien unter ihr heimathliches Dach zurückgekehrt wären und sich nun ihr Nachtmahl bereiteten das er selbst schon lange genossen hatte.

Lange betrachtete er das ihm immer neue und von Neuem ihn anheimelnde Landschaftsbild und er konnte sich nicht satt an Allem sehen, was sich seinem Auge darbot. So hatte er wohl länger als eine Stunde hier oben zugebracht und der Zeitpunkt war gekommen, wo der Abend der Nacht weicht, um den Gestirnen Gelegenheit zu geben, ihr Licht über die Welt leuchten zu



lassen und das Herz der danach ausschauenden Menschen zu erfreuen. Aber da sollte er noch ein anderes, ihm wohlbekanntes und immer schönes Schauspiel erleben. Er wußte, daß es an diesem Tage Vollmond war und er kannte die Stelle genau, wo er über der Grotenburg in einer Berglücke zum Vorschein kommen würde. Er hatte schon oft sehnsüchtig danach hingeblickt, aber noch immer wollte er nicht sichtbar werden, obwohl er schon längst aufgegangen sein mußte, denn es war neun Uhr vorbei; aber die Berge, die er zu überklettern hatte, hielten ihn auf seinem Weltgange auf und der ihn erwartende einsame Mann mußte sich in Geduld fügen, um das herrliche Schauspiel von Anfang an zu bewundern.

Allmählig aber begann sich der östliche Himmel matt zu röthen und eine sanfte, erst bronzefarbige, dann rosige Ausstrahlung breitete sich über die fernen, in blauem Dust verschwommenen Berge aus. Rasch nahm diese Färbung an Intensität und Umfang zu und flammende Strahlengarben schossen durch die dämmerige Atmosphäre und erhellten den Himmel, während die dunkler und dunkler werdende Erde noch nichts von ihrem Lichte empfing. Endlich aber wurde ein kleines Stück des gewaltigen Himmelskörpers sichtbar und nun quoll er mächtig aus seinem Dunstkreise hervor und übergieß plötzlich Alles, was unter ihm lag, mit seinem bläulichen phantastischen Dämmerlicht.

Doctor Blank schaute fast athemlos auf diese Erscheinung hin, denn so schön und vollkommen klar glaubte er

sie lange nicht wahrgenommen zu haben. Er hätte aufjauchzen mögen, als er die volle dunkelglühende Scheibe erst frei im blauen Aethermeere schwimmen und rasch heraufsteigen sah, um ihre beneidenswerthe Pflicht für so viele Millionen nach ihr aufschauender Erdenmenschen zu erfüllen. Von dem Anblick ganz hingerissen, vergaß er, nach seinen Instrumenten zu greifen, sein eigenes Auge schien ihm heute klar und scharf genug zur Beobachtung zu sein, und ohne Unterlaß schaute er darauf hin, bald in die Höhe, bald in die Tiefe, um die Wirkung des göttlichen Lichtes wahrzunehmen, die es auf den Himmel und die still ruhende Erde darunter hervorbrachte und den Wechsel im Farbenspiel zu verfolgen, der ihm stets so viel Liebliches und Anregendes bot.

Aber da wurde sein Auge mit einem Mal von dem großen Lichtkörper abgeleitet, denn eben entwickelte sich der erste Stern aus einer kleinen weißlichen Wolke, die wie verlassen an der Seite des Mondes schwebte und doch auch von ihm liebevoll mit seinem Lichte bedacht wurde. Es war sein Lieblingsstern, der jetzt immer klarer und deutlicher hervortrat, die Venus, der Stern der Liebe, nach dem er stets mit namenloser Sehnsucht und wunderbarer Hoffnung in seinen wehevollsten Nächten emporgeschaut. Als er ihn aber eine Weile betrachtet und in feierlicher Stimmung sein flackerndes, strahlendes Licht in sich eingesogen, faltete er wie im Gebet die Hände und sprach in tiefer Bewegung:

»O ihr ewigen Sterne, wie seid ihr mir so theuer geworden, daß ich es nicht einmal mit einem Worte bezeichnen

kann, denn die Liebe und Verehrung, die ich für euch hege, drückt keine menschliche Sprache aus. Von Kindesbeinen an habe ich euch geliebt, meine Augen jede Nacht voller Sehnsucht auf euch gerichtet und immer geglaubt, daß hinter euch der große Schöpfer und Lenker aller Welten wohne. Als ich aber erst verständiger geworden war, mein Angesicht und mein Geist Klarheit erhielt, da habt ihr mir eure endlosen und bis dahin verborgenen Wunder aufgeschlossen, so weit ein menschliches Auge sie sehen und ein menschlicher Geist sie ergründen kann. O ihr lieben Sterne, ihr habt aber nicht bloß über *mir*, sondern auch über *ihr* geleuchtet, über ihr, die ich meine und an die ich seit langen Jahren jede Nacht denke, wenn ich unter euch stehe, und habt ihr eure Strahlen, eure Farben, eure Lichter gezeigt und vielleicht auch ihr zugeflüstert, was ich in eurem Flimmern zu lesen glaubte. O, für diese große und schöne himmlische Gabe danke ich euch! Sophie, ach! sie hat euch in unserer damaligen Heimath oft mit mir gesellschaftlich betrachtet und wir waren dabei namenlos glücklich, denn wir waren jung und liebten uns. O, sie war schön in ihrer Jugend, sehr schön, und jetzt ist sie eine alte Frau geworden, wie ich ein alter Mann. Und doch – Wunder über Wunder über das menschliche Herz, das sich voll seinen Jugendträumen nicht losreißen und seine Jugendhoffnungen nicht vergessen kann! – ich liebe sie noch wie damals und mein Auge würde die Veränderung, die mit ihr vorgegangen nicht wahrnehmen, denn ihr Geist und ihr Herz sind gewiß unverändert geblieben, und in meinem Innern steht

sie noch immer so, wie sie aussah, da sie jung und frisch und reizend war. –

»Ob sie auch mich wohl erkennen wird, wenn sie mich wiedersieht?« fuhr er nach kurzem Schweigen und Nachsinnen fort. »O, ich habe mich äußerlich sehr verändert; mein Haar ist weiß geworden und das Feuer meiner Jugend ist erloschen, aber mein Herz und mein Geist sind, ich fühle es, doch noch die alten geblieben, ich bin noch ich, und so wird sie mich gewiß auch wieder erkennen, wenn sie mir in's Auge sieht, denn das Auge des Menschen verändert sich nicht und bewahrt den alten Blick, den ihm Gott voll Anfang an gegeben hat.« –

In Gedanken hierüber verloren, schwieg er, wandte aber sein Auge nicht von den Sternen des Himmels ab, die jetzt alle in glorreicher Majestät über ihm glühten und flimmerten, und richtete es nach der Erde und der Gegend hin, wo das Haus seines Freundes, des Meyers, lag und auf der es suchend haften blieb, da er bei der nächtlichen schwachen Beleuchtung nichts Einzelnes mehr dort unten gewahren konnte.

»Ja,« sagte er nach einiger Zeit und nickte leise und wie grüßend mit dem Kopf dabei, »da ist sie heute gewesen, ihr leichter Fuß hat die Tenne betreten und ihr Auge sich Alles darin angeschaut. O, der Meyer, Reinhard, Thusnelda, Esther, die Knechte, die Mägde, ja die Pferde und Kühe, Alle, Alle haben sie gesehen – nur ich noch nicht!«

Eine stille heiße Thräne kam bei diesen Worten in ein von Weh und Sehnsucht umflortes Auge und er trocknete sie eben rasch, als er verwundert aufhorchte. – Was war das? Hörte er nicht unten in oder am Pavillon etwas flüstern, als ob mehrere Menschen leise mit einander sprächen? Ja – er hatte sich nicht getäuscht, es mußten Menschen im Pavillon sein, die unbemerkt vor ihm den Berg erstiegen und die luftige Waldhöhe erreicht hatten.

Er horchte zum offenen Fenster der Glaskuppel hinaus, um irgend eine Stimme zu unterscheiden, aber er vermochte es nicht, denn sein Herz klopfte so stark, daß sein Schlag ihm bis nach dem Kopf hinauf dröhnte und alle seine Sinne wie mit Nacht umzog.

Er wußte nicht, wohin er sich wenden, was er thun sollte, denn die Gedanken schienen ihm still zu stehen und die ihm unterthänige Denkkraft ihre Wirkung zu versagen. Plötzlich aber bebte er zusammen und zitterte wie Espenlaub. Ein Ton war wieder an sein Ohr gedrungen und diesmal hörte er ihn genau und wußte, woher er kam und was er bedeutete.

Er glitt an die offene Fallthür der Glaskammer und horchte die Treppe hinab. Nein – er hatte sich nicht getäuscht. Die eiserne Wendeltreppe hatte ein menschlicher Fuß betreten und ihre Stufen krachten und stöhnten unter ihm. Sein erster Gedanke war: »Es ist der Meyer, der mir Esther und mit ihr eine Botschaft bringt,« aber gleich darauf dachte er nichts mehr und war nur ganz Ohr. Der Tritt machte sich eine Secunde lang nicht mehr vernehmbar, dann aber rückte er wieder weiter vor – langsam –

zögernd – leise – nein, das war nicht des Meyers schwerer Tritt, so kann nur eine Elfe schreiten, die mehr gleitet als geht.

Er horchte tiefer mit allen Sinnen hinab – da prallte er einen Schritt zurück. Ein heller Lichtschein drang von unten aus der Kammer herauf und ihm entgegen, und nun vernahm er die derbe Stimme des Meyers, die laut und vernehmlich sagte:

»So, nun ist es hell und Sie können nicht fehlen. Er ist oben, ich büрге dafür. Steigen Sie dreist hinan – ich bleibe hier unten in Ihrer Nähe!«

Dem alten Manne sträubten sich die Haare auf dem Kopfe, er faßte mit der Hand nach der Stirn, die ihm zu tropfen begann, wobei ihm der Hut herunterfiel, und starrte wie leblos durch die Fallthür, auf deren Treppe sich jetzt ein leichter Schritt näherte und in deren Dämmerlicht zuerst ein Kopf – dann eine Gestalt erschien.

»Wer kann das sein?« dachte Doctor Blank wie im Fluge, und dann war es ihm, als ob er, wie von Fittigen getragen, über eine ungeheuer tiefe und weite Kluft in die Vergangenheit zurückgesetzt würde, und nun wußte er, wenn er vor sich sah.

Vor ihm stand eine zarte, in schwarze Gewänder gekleidete Gestalt, deren wachsbleiches, edles und feines Gesicht er allf der Stelle erkannte, zumal sie selbst eine kleine hell brennende Laterne in der zitternden Hand trug, die sie, dicht vor ihm angekommen, auf den dasselbst stehenden Schemel stellte. Noch einen langen, tief forschenden Blick senkte das Auge dieses Gesichts auf

das seine, in das seine, dann – lag sie zu seinen Füßen und rief mit laut aufschluchzendem, aber ihm wie die süßeste Musik in die Ohren klingenden Ton:

»Theodor! Verzeihe mir, aber ich mußte Dich heute noch sehen! Und da Du nicht zu mir kamst, – suche ich Dich bei Deinen Sternen auf, die Du immer geliebt, wie Du sie noch heute liebst. O Theodor – ich flehe Dich an – verzeihe mir meinen Irrthum, den ich einst begangen und mit dem ich Dir so wehe gethan. Aber ich habe ihn schwer gebüßt, glaube es mir! O verzeihe mir, ich flehe noch einmal, und sprich ein Wort. Ich bereue ja schwer, was ich gethan, aber nicht ich allein war die Schuldige, eine mächtigere, für mich unbesieglige Hand stieß mich in den Abgrund, der mich so lange verschlang, und jetzt komme ich, um zu hören, daß Dein Herz noch das alte ist und daß Du vergeben kannst, was ich an Dir gesündigt habe!«

»Sophie!« rief er laut aufschluchzend aus, als sie gesprochen, aber er konnte nichts weiter sagen, seine Empfindung war zu gewaltsam und füllte sein ganzes Wesen vom Scheitel bis zur Sohle aus. Mit kräftigen Armen hatte er sie vom Boden erhoben, nur einen einzigen Blick noch in ihr kindliches, ihn anflehendes Auge geworfen, und dann – er wußte selbst nicht, wie es geschah – lag sie an seiner Brust und schluchzte laut, wie auch er es that. –

Es dauerte lange Zeit, bis Beide sich so weit erholt halten, daß sie wieder zusammenhängend und verständlich sprechen konnten. Er betrachtete sie nur immer wieder mit staunenden, flammenden Blicken, durchforschte hundertmal ihr zartes Gesicht, auf dem zwar nicht mehr die Farben der Jugend blühten, aber in dem das treue blaue Auge mit dem seelenvollen Blick das alte geblieben war.

»O Sophie,« sagte er endlich, »also so sehen wir uns wieder und hier – bei den Sternen! Ach, viele Jahre sind zwar dahin geschwunden, unsere Haare sind weiß geworden, aber unsere Herzen – ich fühle es jetzt erst – sind warm geblieben. O, und wie merkwürdig ist es – wie fest ist mir die Erinnerung an Deine ehemalige Gestalt in die Seele geprägt! Ich sehe Dich nicht, wie Du jetzt bist, sondern wie Du mir vor so vielen Jahren erschienst, und wie ich Dich damals in der Wirklichkeit geliebt, so liebe ich Dich noch jetzt in der Phantasie der Jugend, die unvergänglich, unauslöschlich ist. Das ist das geistige Auge, womit man alle Menschen anschauen sollte, denen man auf der Erde begegnet, und wenn man es thäte, dann würde man seltener an sich und Anderen irre werden, denn wenn auch das Aeußere des Menschen sich vielfach ändert und wandelt und zuletzt sogar in Staub zerfällt, sein Inneres bleibt, wie es von Anfang an war und die Vorsehung es einmal geschaffen hat, O sieh, meine Liebe, da sind wir also wieder beisammen und nun, ehe wir uns zu den guten Menschen da unten wenden und ihnen danken, daß sie uns hier zusammengeführt, sieh



Dir noch einmal meine Sterne an – da – diesen dort – es ist ja die Venus, unser Lieblingsstern. Und weißt Du, warum er mein Lieblingsstern auch geblieben ist? Kein anderer hatte für mich während meiner ganzen Lebens- und Leidenszeit eine so beredte Sprache, wie dieser, keiner flimmerte mir sein strahlendes Licht so ohne Unterlaß zu, und es war, als ob er immer zu mir spräche und sagte: Sei ruhig. Du wirst sie ja wiedersehen! Ich bezog diese Sprache aber nicht – denn ich glaubte an meine Sterne – auf ein Wiedersehen hier auf Erden, ach nein! so weit gingen meine Hoffnungen nicht – sondern nur auf ein Wiedersehen im Himmel, vielleicht auf jenem strahlenden Stern selbst, auf dem wahrscheinlich auch Wesen menschlicher uns ähnlicher Art leben, und nun siehst Du, daß er mich nicht betrogen hat, er hat Dich mir sogar schon auf Erden wiedergeschenkt und so lernst Du daraus von Neuem, was uns schon Dein Großvater gelehrt, daß auch die Sterne reden können!«

»Ja, sie können reden, ich glaube es Dir!« rief sie lebhaft aus, und wieder lag sie an seiner Brust und noch einmal hielten sie sich lange umschlungen, bis sie sich endlich in ihr namenloses Glück gefunden hatten und zu den guten Menschen hinuntersteigen konnten, die sie im unteren Zimmer voller Sehnsucht und Liebe erwarteten.

---

Es war beinahe Mitternacht, als Doctor Blank und Sophie vorsichtig die Wendeltreppe hinunterstiegen und

unten im kleinen Gemach den Meyer, Thusnelda und Armin, Reinhard und Esther fanden, denn sie Alle hatten die Baronin auf ihrem heutigen schweren Gange begleitet und ihr durch ihre Hülfe das Ersteigen des steilen Berges möglich gemacht. Man sprach nicht viel unten im Zimmer, denn Aller Herzen waren zu bewegt dazu, nur drückte der Doctor jeden Einzelnen wiederholt an seine Brust und stammelte ihm seinen innigsten Dank zu. An des Meyers und Doctor Blank's Arm, während Reinhard und Armin vor ihnen hergingen und ihre Laternen dicht über dem Boden hielten, stieg die Baronin den Berg hinab, und unten am Hause vor der Heckenthür fanden sie die Wagen, die die späten Gäste nach Blanksruh gebracht. Alle bestiegen sie nun und Armin fuhr seine vor Glück laut weinende Mutter nach Hause, während Adam Riese mit einer hellen Laterne vorauffritt, denn so hatte es der sorgsame Meyer gewollt, obwohl der helle Mondenschein es fast unnöthig machte. Als aber alle Gäste das kleine Haus verlassen hatten und eine tiefe Stille darin eingetreten war, lag Doctor Blank bei geschlossener Thür in seinem Zimmer auf den Knien und, die Hände emporhebend, sprach er laut und aus innerstem Herzen:

»Ich danke Dir, Gott im Himmel, Du hast meinen sehnlichsten Wunsch erfüllt und mir meine Liebe noch einmal vor Augen geführt! O, es war meine erste einzige Liebe und sie ist es noch immer wie in meiner Jugend, denn eine solche Liebe begräbt und vergißt man nicht. Ja, ich habe sie gesehen und morgen – morgen werde ich sie

wiedersehen, denn das habe ich ihr versprechen müssen und ich werde es halten. Ich danke Dir!«

## SECHSTER CAPITEL. SCHLUSZ.

Wenn wir nach Verlauf von fünf Vierteljahren die drei uns lieb gewordenen Niederlassungen im Teutoburger Walde wieder aufsuchen, so finden wir in ihnen wie in den Verhältnissen ihrer Bewohner sehr Vieles verändert. Erst vor einem Vierteljahr im Anfang des so schönen Septembers hatte die Vermählung der beiden jungen Brautpaare stattgefunden und es war dies eigentlich nur ein Fest innerhalb der beteiligten Familien gewesen. Von Seiten des Meyers waren nur wenige Freunde und Nachbarn zur Theilnahme zugezogen worden, von Joël's Seite gar keiner, und Doctor Blank, wie er sich noch immer und fernerhin nannte, hatte außer dem Pfarrer in B\*\*\*, der die Paare getraut und auch Esther in die christliche Religionsgenossenschaft eingeführt, nur den Landrath des Kreises zu seinem Gaste gehabt. Reinhard und Armin von Strachnitz hatten ein Jeder nur einen Studienfreund und Kriegskameraden zu ihrem Feste eingeladen, und Thusnelda und Esther zu ihren Brautjungfern je zwei Freundinnen ausgewählt, die aber noch am Tage der Morgenhochzeit mit allen übrigen Anwesenden den Festort verlassen hatten.

Dieser selbst war Schloß Strachnitz gewesen, das allein die dazu nöthigen Räumlichkeiten aufweisen konnte, da man allgemein von einer städtischen Feier abgesehen, wozu der Meyer eigentlich die meiste Lust gehabt,

von Moses Joël und dem Doctor aber davon abgebracht worden war, zumal auch die Baronin sich dem Wunsche der Letzteren angeschlossen hatte.

Was die Neuvermählten selbst betrifft, so waren sie schon am Hochzeitstage gleich nach der Abreise sämtlicher Gäste auf ihre Besitzungen eingezogen und hatten hier die Zügel ihrer kleinen Regierungen selbstständig in die Hand genommen, denn von den üblichen Hochzeitsreisen war Keines von ihnen ein Freund und auf ihren stillen, von aller Welt abgelegenen Gütern konnten sie sich mehr als an irgend einem anderen Orte in der Fremde einander hingeben und die Freuden ihrer Vereinigung, ihre Flitterwochen, in ungebundenster Weise genießen. Was jedoch die Veränderungen der drei Wohnorte unserer Freunde anbelangt, auf die wir wenigstens einen oberflächlichen Blick werfen müssen, so waren dieselben auf dem Spiegelhof, wenigstens von außen, am wenigsten bemerkbar, denn die Umgebung des Hofes wie das Haus selbst waren unangetastet geblieben. Nur hatte Joël es sich nicht nehmen lassen, das Innere des letzteren vollkommen neu zu gestalten, und so waren die Zimmer des Herrenhauses nicht nur insgesamt frisch und höchst elegant tapezirt, sondern auch die Ausstattung mit Möbeln und Zierathen aller Art entsprach ganz und gar dem modernen Geschmack eines reichen Mannes, der sich und die Seinigen gern in einem behaglich eingerichteten Hause wohnen sieht und seine Freude daran hat, wenn auch Andere ihn in einem solchen wohl untergebracht finden.

Esther hatte Thusnelda's früheres Zimmer bezogen und das benachbarte Arbeitsgemach des Meyers war Reinhard's Aufenthalt geworden, wenn er einmal allein sein wollte, was in der ersten Zeit seiner Ehe freilich sehr selten geschah. Die übrigen weiten Räumlichkeiten waren ebenfalls gänzlich umgestaltet und boten so viele von der ländlichen Gewohnheit des früheren Bewohners abweichende Reize und Bequemlichkeiten dar, daß derselbe sie, als er sie zum ersten Mal nach der Restauration betrat, kaum wiedererkannte und gar nicht glauben wollte, daß er sie früher in einem anderen Zustand besessen und benutzt.

In diesen freundlichen und bequemen Räumen nun lebte das junge Paar so glücklich, wie man es von ihrem Charakter und Wesen, von ihrer Begabung und eigenthümlichen Geistesrichtung nur erwarten konnte, und Esther leitete mit einem so großen Geschick und so ganzer Hingebung den umfangreichen, ihr früher vollkommen fremden Haushalt, wie sie es einst an Thusnelda gesehen und von ihr in kurzer Zeit gelernt hatte. Schon früh an jedem Morgen sah man sie in ihrem reizenden Hauskleide und die lange Latzschürze sauber vorgesteckt, in der Tenne die Arbeiten an die Mägde vertheilen, und hier wie in allen übrigen Vorrathsräumen war sie so gut zu Hause, wie in ihrem Schreib- und Arbeitszimmer, denn auf ihren besonderen Wunsch hatte ihr Reinhard die Führung der Bücher überlassen, was sie mit großer Sorgfalt und ungemeiner Pünktlichkeit that. Ueberaus glücklich war sie, wenn sie nach vollbrachter Tagesarbeit am

Arm ihres Mannes den ihr immer gleich lieben und schönen Wald betrat, die herrlichen Bäume begrüßte und einen abendlichen Spaziergang um den schilfbewachsenen Teich mit ihm unternahm. Alle Mägde gehorchten ihr willig und die Knechte hatten großen Respect vor ihr, da sie einen Jeden gleich freundlich behandelte, immer das Rechte und nie zu viel sprach und alle ihre Anforderungen dem Leistungsvermögen der Einzelnen anpaßte. Reinhard dagegen befand sich den Tag über viel zu Pferde und beritt täglich sein jetzt so weitläufiges Revier, um überall nach dem Rechten zu sehen und alle unternommenen Arbeiten und Verbesserungen in derselben Art und Weise fortführen, wie sein umsichtiger und praktischer Vater sie begonnen hatte.

So gedieh der große Hof, zur höchsten Freude des Meyers, von Tag zu Tag mehr, das Vieh wurde im trefflichsten Zustande erhalten, die Pferde besonders auf der Fohlenkoppel wie bisher gepflegt und die große Schaafzucht nahm sogar einen viel rascheren Ausschwing, als ihr der Meyer selbst hatte geben können, da er als alter Landwirth den Neuerungen der Jetztzeit vielfach abhold gewesen war, die er theoretische Träumereien nannte und von denen er sich um so weniger versprach, da seine Vorfahren gar keine Kenntniß davon gehabt hatten.

Er selbst, der gute Mann, hatte, sobald er im Herbst seinen Hof dem Sohne übergeben, in der benachbarten Stadt seine Wohnung genommen und die gekaufte neue Villa am Fuße des schönen Johannisberges bezogen, die er sich schon längst zu einem solchen Zweck ausgesucht

und im Stillen erworben hatte. Seine Uebersiedelung dahin erregte in der ganzen Umgegend und bei allen seinen näheren Bekannten die größte Sensation, denn Niemand hatte es für möglich gehalten, daß ein Abkömmling der Wittekind'schen Meyer freiwillig seinen angestammten Hof verlassen und in die Stadt ziehen könne.

»So,« hatte unter Anderen der Gemeindevorsteher im Dorfe B\*\*\* gesagt, als er diese Kunde vernommen, »also ist es doch wahr und er zieht in die Stadt? Na, dann bleibt ja ›der Narr‹ wirklich ewig auf mir sitzen, für den ich mich selbst gescholten, als der Meyer mir sagte, daß er seinen Hof seinem Sohne überlassen wollte. O, wer hätte das dem alten und auf seinen uralten Besitz so stolzen Eisenkopf zugetraut! Darum also fand auch der rasche Kauf des großen Gemeindewaldes statt und er sollte dem Herrn Sohn als Aussteuer für das schöne Judenmädchen dienen, um ihm zu zeigen, was solch ein Papa leisten und vollbringen kann! Ha! hätte ich gehant, daß der so reiche Jude einen solchen Zweck vor Augen hatte, wahrhaftig, er hätte mir tausend Thaler mehr dafür zahlen sollen, als ich dem Meyer abgefordert. Aber man ist und bleibt einmal dumm, also ein Narr sein ganzes Leben lang, und ich werde den Meyer – Gott straf' mich, wenn es nicht wahr ist! – verstehen, wenn er wieder vor meine Augen tritt und mich mit seiner lächelnden Miene von oben bis unten betrachtet, als wollte er sagen: Na, dem hab' ich auch ein X für ein U gemacht und mein Sohn hat den ganzen Vortheil und die ganze Freude davon!

Die Villa am Johannisberge aber war so geräumig und wohleingerichtet, daß auch Joël ein bequemes und stattliches Unterkommen darin finden konnte, wenn er nicht bei seinen Kindern auf dem Spiegelhof oder bei seinem Freunde in Blanksruh war. Und hier hausten die beiden Alten mit einer verständigen Wirthschafterin in größter Gemächlichkeit und genossen den Abend ihres Lebens in aller Ruhe und Friedfertigkeit, wie sie es Beide durch ihre lange Arbeit und ihr menschenfreundliches Wohlwollen gegen alle Welt so wohl verdient hatten. Aber der Meyer war in den ersten Zeiten eben so wenig zu Hause wie Joël, mit flinken Pferden, die in dem Stalle der Villa standen, fuhren sie fast täglich nach dem Spiegelhof, Blanksruh oder Strachnitz hinaus, um im Kreise der Ihrigen sich des Lebens zu freuen und ihr Wohlgefallen am Gedeihen ihrer Kinder und deren Besitzungen zu haben.

–

Eine viel bedeutsamere und auffallendere Veränderung als der Spiegelhof aber hatte Blanksruh erfahren. Dem kleinen Wohnhause war ein neuer Anbau hinzugefügt, um Raum für die häufigen Besucher aus der Stadt zu gewinnen; das ganze Gebäude war mit einer ringsumlaufenden Veranda umgeben und hatte mit seinem flacheren Schieferdach beinahe das Aussehen eines Schweizerlandhauses genommen, was zu seiner ländlichen Umgebung, den schönen Bergen und Wäldern im Thale selbst vortrefflich paßte, zwischen denen es inmitten seines Rosengartens so idyllisch und friedlich lag. Nach der Warte hinauf war ein bequem ansteigender und vielfach



sich schlängelnder Weg angelegt, auf dem zwei Personen ohne alle Beschwerde neben einander gehen konnten, wenn der Weg auch etwas weiter geworden war. Auch die Stallung war um das Doppelte vergrößert worden, denn Joël hatte sich ein paar rasche Pferde und einen gegen Wind und Wetter geschlossenen Wagen zugelegt, mit denen er seine Kinder und den alten Freund besuchte und die ein bequemes Unterkommen haben mußten, wenn er Tage lang bei ihnen weilte. Doctor Blank hatte, schon seinem alten Isegrimm Isaak zu Liebe, seine beiden kleinen fetten Ponies behalten, von denen derselbe behauptete, daß sie vergebens ihres Gleichen auf der Welt suchten, ein Ausspruch, den Frau Mausgrau dahin auslegte, daß er nur nicht mit anderen und größeren Pferden zu fahren verstehe und daß die beiden eigensinnigen Ponies mehr ihn regierten, als er sie.

Isaak hatte auch schon lange vor der Hochzeit Esther's von dieser eine neue Livree zum Geschenk erhalten und zwar mit einem rothen Kragen, den er sich so oft gewünscht, um sich wiederum etwas Militairisches mehr auf den Leib zu bringen und sich dadurch ein Ansehen zu geben, welches ihn in den Augen der Leute auf eine höhere Stufe als bisher stellte, zumal man ja, wie er meinte, in kriegerischen Zeiten lebte und nicht wissen konnte, ob der allgemeine Landsturm nicht doch noch einmal aufgeboten werden würde. Der edle Rosselenker und unverdrossene Peitschenvirtuos, der noch immer die Hunde auf dem Spiegelhof, wenn er daselbst erschien – und er ging aus Gründen sehr gern dahin – in eine stürmische

Rebellion versetzte, trug sich nämlich, wie wir bald genauer erfahren werden, schon lange mit einem großartigen Plane herum, der für sein ganzes ferneres Lebensglück entscheidend werden sollte, obgleich Frau Mausgrau, als sie davon, Wind bekommen, in ein krampfhaftes Gelächter ausgebrochen war und ihn mit beißenden Worten auf sein abschreckendes und sogar die Kinder in die Flucht schlagendes Kladderadatschgesicht aufmerksam gemacht hatte.

Daß es nach allen diesen Veränderungen und Wechseln den jetzt an viel lebhafter auf dem bisher so einsamen Blanksruh zuging, bedarf keiner besonderen Versicherung, denn außer Isaak und dem Gärtner Pinkert mit seiner Frau, die im Hause blieben, kehrten ja nebst den Herrschaften von allen Seiten auch deren Kutscher häufig daselbst ein, und in der Küche flackerte das Feuer und brodelten die Töpfe und Pfannen oft den ganzen Tag, wenn die Gäste vollzählig versammelt waren, was oft genug der Fall. Frau Mausgrau blieb immer und jederzeit die für Alle, aber für ihren lieben alten Herrn zumeist sorgende Haushälterin, die von früh bis spät in Küche, Keller und Haus thätig war, aber leider auch gab es für sie Tage, an denen sie ganz allein mit den Gärtnersleuten und der neuen Köchin das Haus hüten mußte, denn ihr Herr war auf seine alten Tage nach ihrer Meinung ein wahrer Umherschwärmer geworden, der bald nach Strachnitz, bald nach der Stadt, am häufigsten aber nach dem Spiegelhof flatterte, um seine alte Freundin, seine Freunde und Kinder zu besuchen, wie er die vier jungen Leute nannte,

bei denen allen er stets ein hoch willkommener Gast war und denen er nie lange genug blieb, wengleich auch sie ihn oft besuchten, zumal wenn der Meyer und sie sich mit ihnen ein Rendezvous bei dem alten Herrn gaben. –

Die umfassendsten und wichtigsten Veränderungen von allen drei Niederlassungen aber hatte Gut und Schloß Strachnitz erfahren. Das letztere war einer völligen Restauration unterzogen worden und hatte auch äußerlich ein sehr stattliches Kleid von sandstein-grauer Oelfarbe erhalten. Der große Platz und die Rampe davor waren in einen reizenden, mit Gebüsch und Blumen geschmückten Gartenvorhof verwandelt, den der neue Gärtner mit der größten Sorgfalt pflegte, da so gerade dieser Theil ihres Besitzes den Schloßbewohnern stündlich vor Augen lag. Eben so war auch das Innere des Schlosses vollkommen erneuert und verschönert, die Corridore, Treppen und Zimmer entsprechend geschmückt und von jetzt an gab es keine verschlossenen Gemächer und keine verhangenen Fenster mehr darin, denn die Familie bewohnte seit der beendeten Restauration das ganze Haus und hatte sich völlig dem Geschmack und dem Bedürfniß der Neuzeit gemäß darin eingerichtet. Nur die Zimmer, welche der alte Baron einst bewohnt, wurden von der Familie nicht benutzt, sie waren zu Fremdenzimmern umgestaltet, hatten aber eine

andere Ausstattung erhalten, so daß Joël, als er zum ersten Mal eins dieser Zimmer mehrere Tage lang bewohnte, um mit dem Baron die Geldangelegenheiten in Ordnung zu bringen, nicht ahnte, daß es dasselbe sei, in welchem er die bekannte Scene mit dem verstorbenen Herrn erlebt hatte.

Wenn nun aber schon das Schloß so modern und zierlich hergestellt war, so erfreute sich das Gut selbst einer noch viel heilsameren und nothwendigeren Umgestaltung. Alle faulen Knechte waren entlassen und dafür rüstige und fleißige Arbeiter angestellt, unter denen der tüchtige Verwalter strenge Zucht und Ordnung hielt. Außer den ansässigen Knechten und Arbeitern aber war eine große Anzahl Tagelöhner angenommen, die sich un- ausgesetzt mit der so lange vernachlässigten Cultivirung der Ländereien und Wälder beschäftigten. Zunächst war der Boden umgearbeitet und reichlich gedüngt worden, man hatte durch neu gezogene Gräben das überflüssige Wasser abgeleitet und die mitunter grundlosen Wege vollständig erneuert und befestigt. In den Waldungen waren großartige Anpflanzungen vorgenommen und die vielen Wurzelstöcke ausgerodet und zu Gelde gemacht; der Viehstand war bedeutend vergrößert und die Scheunen und Ställe vollständig umgebaut und massiv erneuert, so daß der Gutshof gar nicht mehr zu erkennen war und dem zufällig vorüberfahrenden Beschauer Freude und Staunen erregte. So sah also der Meyer auch hier allmählig Blüthe auf Blüthe und Frucht auf Frucht folgen und sein Auge leuchtete hell auf, wenn er durch das Gut

fuhr oder ritt, die Arbeiter fleißig wirken sah und das Gedeihen an allen Orten und Enden bemerkte.

Auch im Haushalt war eine ganz andere Ordnung eingeführt, weise Sparsamkeit, die man unter der Oberaufsicht des verstorbenen Besitzers und seines Inspectors gar nicht gekannt, herrschte jetzt in Küche und Keller der Herrschaft wie der Diener, und nach allen Richtungen hin führte Thusnelda als oberste Leiterin des Ganzen ihr Scepter mit einer Umsicht und Gewandtheit, als ob sie von Kindesbeinen an einem so großen und weitverzweigten Hauswesen vorgestanden hätte. Auch auf den schönen Park und eine reichere Blumenzucht, die ihr immer im Spiegelhof gefehlt, hatte sie ihr Augenmerk gerichtet, und der Gärtner, den Pinkert, und der Förster, den der Meyer besorgt, thaten ihre Pflicht an den alten Bäumen und den neu gepflanzten Gesträuchen, so daß man in wenigen Jahren große Freude davon erwarten konnte.

Das Alles war mit Hülfe des von Doctor Blank hinzugeflossenen bedeutenden Capitals in's Werk gesetzt und Joël hatte, noch bevor er sein Geschäft in Paderborn anderen Händen übergeben, alle Schulden abgetragen, die noch auf dem Gute überhaupt oder auf dem immer leeren Säckel des verstorbenen Barons hafteten. So war denn des guten Doctors schöner Traum auch in dieser Beziehung vollkommen in Erfüllung gegangen und jedesmal, wenn er nach Strachnitz kam, und er kam ja jetzt sehr oft, hatte er seine Freude an Allem, was er sah und vernahm, und sein altes menschenfreundliches Herz klopfte hoch auf, wenn ihm Sophie und ihr Sohn

das Glück zu erkennen gaben, das er über ihre Häupter und Herzen heraufgeführt.

Ein schöneres und zarteres Verhältniß aber als das, welches zwischen Armin's Mutter und Thusnelda bestand, konnte man sich gar nicht denken. Die Erstere behinderte die junge und thatkräftige Hausfrau in nichts und ließ sie in Allem und Jedem nach Gutdünken schalten und walten, da sie wohl wußte, daß es gut und zweckmäßig war, was sie that und unternahm. Mit voller mütterlicher Liebe umfaßte sie das schöne blühende Weib und es gab keinen Augenblick in ihrem jetzt so genußreichen Leben, in dem sie die verständige Wahl ihres Sohnes nicht gepriesen hätte, die alle Tage ihr Herz mehr gewann und so viel dazu beitrug, daß sie wieder heiter und fröhlich wurde, wie sie es in ihrer Jugend gewesen war.

Ja, der alte Trübsinn, die ewige Trauer, die so tief in ihrem Herzen gewählt, war lange daraus verschwunden, sie war wieder eine lebhaftere, genießende und rührige Frau geworden, und wie ihr Geist nach abgestreiften Fesseln wieder rasch aufblühte und sich zu neuen Lebenskeimen entfaltete, so blühte auch ihr Körper wieder auf, der wehmuthsvolle Ausdruck ihres Gesichtes schwand mit der krankhaften Blässe, und die Farben geistiger und leiblicher Gesundheit traten wieder darauf hervor, zur Freude Aller, die es sahen. Auch hütete sie nicht mehr wie sonst fast unablässig das Haus und vergrub sich in ihre einsamen Studien, die sie aus alter Gewohnheit und in Erinnerung an ihren theuren Jugendfreund so lange

gepflegt, nein, sie war sogar recht oft außer dem Hause, fuhr, wenn Armin auf dem Gute unentbehrlich war, mit Thusnelda in deren reizendem Gespann, welches ihr der Meyer nach seinem früheren Beschluß zu Weihnachten geschenkt, bald nach dem Spiegelhof, bald zu dem Meyer nach der Stadt, bald nach Blanksruh, und überall war sie zu Hause und ein geliebter Gast, um den sich alle Uebrigen scharten und ihr die Liebe und Verehrung entgegentrugen, die sie so wohl verdiente.

War das nicht ein ganz anderes Leben als im Sommer des vorigen Jahres, als ihr Sohn aus Frankreich zurückkehrte und in den trostlosen Wirrwarr des väterlichen Hauses gerieth? Ach, wer dachte jetzt noch an jene traurige Zeit? Vergessen war sie, verweht hatte sie der Wind des neuen Glücks und eine neue paradiesische Erdenlust war über ihrem ergrauten Haupte aufgegangen und erfüllte ihr Herz jeden Tag mit neuem Dank gegen die Vorkehrung, die da über den Sternen wohnt, jenen Sternen, denen gerade sie das größte Glück ihres Lebens zu verdanken hatte, das sie jetzt im geliebten und liebenden Kreise ihrer Kinder und Freunde genoß.

Was die sogenannte große, aber oft recht kleine und kleinstädtische Welt in ihrer Umgebung über die unerwarteten Neuerungen auf dem alten Baronenschlosse dachte und sprach, kümmerte sie und die ganze Familie sehr wenig, ja man achtete kaum auf das Geklätsch gewisser vornehmer Kreise, das sich natürlich und namentlich in der ersten Zeit überall laut vernehmen ließ.

Räthselhaft war und blieb allerdings Allen der innere Zusammenhang der so plötzlich zu Tage getretenen Verhältnisse auf Strachnitz und allgemeine Verwunderung und endloses Staunen erregte der wie vom Himmel gefallene Reichthum des jungen Barons, der sich mit einem Mal in allen seinen großartigen Unternehmungen bekundete und dessen wirkliche Quelle Niemand auch nur im Entferntesten ahnte. Die Meisten glaubten sie in dem Meyer Saaltrup suchen zu müssen und dann war ja auch die von so Vielen verketzerte Wahl des jungen Barons hinreichend erklärt. Der Meyer selbst, als er dies hörte, lachte herzlich darüber und freute sich der ungemein höheren Geltung, in die er dadurch so plötzlich bei vielen seiner alten Nachbarn und Bekannten gerathen war. Nur der Gemeindevorsteher in B\*\*\* glaubte einen passenderen Schlüssel zu dem schweren Räthsel gefunden zu haben, indem er nicht in dem Meyer, sondern in Joël allein den segenspendenden Crösus sah, der aus verwandtschaftlichen Rücksichten auch für den Baron ein Uebriges gethan und ihm, wie der derbe Landmann sich ausdrückte, von neuem auf die Beine geholfen hätte. Doctor Blank dagegen, als auch ihm diese neuste Entdeckung von Frau Mausgrau zugetragen wurde, nickte nur still mit dem Kopf lächelte und sagte:

»Ja, Mausgrau, das kann sein und ich glaube es beinahe auch. Der Joël ist ein sehr reicher Mann, das erkennen Sie schon daraus, daß er unser Haus so hübsch ausgebaut und sich einen so kostbaren Wagen und so schöne Pferde angeschafft hat. Aber sprechen Sie darüber weiter nicht,



man hört nicht gern, daß Einen die Leute für ungeheuer reich verschreien, sonst wird man in den Steuern wieder viel höher angesetzt als bisher, und das ist immer ein übel Ding.«

»Weiß es der liebe Gott,« erwiderte Frau Mausgrau, »dann haben Sie wohl Recht. Mich haben sie auch wieder in eine höhere Klasse gebracht, seitdem Sie mir hundert Thaler zugelegt, und wenn Sie nicht so gütig wären, das bittere Geld für mich zu bezahlen, wie sollte wohl eine so arme Creatur von Wittwe, wie ich dem ewig hungrigen Steuerkasten das Maul stopfen können, o!«



Es war in der Mitte des Monats September und ein wunderbar schöner Tag, selbst der Hochsommer hatte kaum einen schöneren gehabt. Frisch und warm zugleich war die Luft, die in sanften Windströmungen über den Teutoburger Wald dahinzog, der Himmel zeigte sich in seiner reinsten Bläue und die Bäume im Walde prangten noch in ihrer ganzen Blätterfülle, durch deren Lücken goldene Lichtstreifen auf die Wege und Stege fielen, die die Sonne mit ihrem warmen Pinsel auf das Moos und den Rasen malte, die unter ihrer wohlthätigen Berührung mit ihrem strahlenden Schimmer gleichsam zu lächeln schienen.

An diesem schönen Tage hatte man sich schon Vormittags auf dem Spiegelhofe ein Rendezvous gegeben und

von allen Seiten kamen die Verwandten angerollt, zu denen gegen Mittag noch einige andere befreundete Gäste sich gesellten, denn heute sollte Esther zum ersten Mal an einer größeren Mittagstafel die Prüfung bestehen, ob sie auch wohl als Hausfrau eine würdige Nachfolgerin ihrer Schwägerin Nella sei. So waren denn alle Vorbereitungen von ihr getroffen worden, um sich selbst und ihren zahlreichen Gästen, vor Allen aber ihrem geliebten Reinhard zu genügen, der sie mit stillem glückseligen Lächeln auf Schritt und Tritt verfolgte und Alles, was sie that und thun ließ, mit freudiger Verwunderung betrachtete, da er es gut heißen mußte, weil es wirklich gut und dem beabsichtigten Zweck vollkommen entsprechend war.

Die Ersten, die sich an diesem Morgen schon vor zehn Uhr blicken ließen, waren der Meyer und Joël, denn Beide hatten immer große Eile, wenn es nach dem Spiegelhof ging, wo ja ihr Liebstes wohnte, was sie auf der Erde besaßen und nach dem sie immer wieder Sehnsucht empfanden, sobald sie nur wenige Stunden davon entfernt gewesen waren. Als der Meyer mit seinen schnellen Pferden, die er selbst lenkte, wie eine Windsbraut in die Tenne gefahren kam, empfing ihn ein lauter freudiger Begrüßungsruf von allen darin versammelten Leuten, und Jung und Alt eilte herbei, um ihm die Zügel abzunehmen und den beiden Freunden beim Aussteigen behülflich zu sein. Kaum aber war der ehemalige Hausherr zuerst vom Wagen gestiegen, so sprang auch Esther wie ein junges

Reh auf ihn zu und umhalste und küßte ihn, den sie so herzlich liebte, wie er sie.

Joël, seine schöne Tochter in ihrem ganzen hausfrau-lichen Reiz vor sich sehend, stand ruhig lächelnd daneben, wohl wissend, daß auch an ihn bald die Reihe einer so herzlichen Begrüßung kommen werde, denn er mißgönnte dem Meyer den Vorzug nicht, der ihn heute zufällig traf. Als dieser sie nun aber endlich losließ, umschlang sie den Vater mit beiden Armen, küßte ihn wiederholt und raunte ihm dabei in's Ohr:

»Vater! Ich danke Dir immer wieder von Neuem! Dein Kind ist namenlos glücklich und Reinhard ist ein Engel an Edelmuth und Bravheit!«

»Helf Gott!« erwiderte Joël leise. »Mag es so bleiben und dann bin ich der Glücklichste außer Euch Beiden.«

Als die beiden Männer in die zum Empfang der Gäste mit Blumen geschmückten Zimmer getreten waren, die Esther dem Gärtner in Blanksruh verdankte, der sie schon am Morgen mit seiner Frau geschickt, fand sich auch Reinhard bei seinen Vätern ein, und nachdem sie sich begrüßt, begannen sie sogleich ein geschäftliches Gespräch, dem Esther wie immer voller Theilnahme und Interesse beiwohnte. Sie waren aber erst wenige Minuten beisammen, da ließ sich ein furchtbares Peitschenknallen vernehmen, dem alsbald ein anhaltendes Hundegebell folgte.

»Da ist der Doctor!« jauchzte der Meyer auf, »der Esel Isaak verräth ihn und die Hunde bestätigen es. So laßt

uns Alle ihm entgegengehen und den besten Freund unsers Hauses mit warmen Herzen begrüßen.«

Sie kamen gerade zur rechten Zeit, um ihn mit den fetten Ponies langsam in die Tenne einfahren zu sehen und Alle jubelten ihm entgegen, als sie den alten Herrn so frisch und munter wie immer in seinem kleinen Gefährt sitzen sahen und auf seinem freundlichen Gesicht die große Freude wahrnahmen, die er stets empfand, wenn er sich von seinen Lieben so herzlich willkommen geheißen fand.

»Ist Sophie mit ihren Kindern schon hier?« lautete seine erste Frage, die er an Alle zugleich richtete, nachdem er sie einzeln mit Händeschütteln begrüßt und Esther geküßt hatte.

»Nein, wir sind noch allein,« sagte diese, »aber sie müssen gleich kommen, denn die verabredete Stunde hat geschlagen.«

Der Doctor nickte ihr fröhlich zu und so begab man sich wieder in die Zimmer, in deren einem die Frühstückstafel schon mit Leckerbissen aller Art, wie sie der stattliche Hof hervorbrachte, besetzt war. –

Während die Herrschaften nun im Zimmer saßen und die Baronin mit Thusnelda und Armin erwarteten, spielte sich eine drollige Scene in der Tenne ab, die wir nicht unerwähnt lassen wollen, da deren Held kein Anderer als Isaak war, obgleich er weit davon entfernt schien, mit dem Antheil zufrieden zu sein, den ihm das Schicksal dabei beschieden hatte.

Line, die hübsche Magd, die einst Esther das Melken gelehrt, saß wieder bei ihrer Holsteiner Kuh und lag ihrer Pflicht ob, was sich täglich mehrmals zu bestimmten Stunden wiederholte. Sie saß aber noch nicht lange auf ihrem niedrigen Schemel, als Adam Riese zu ihr trat, seine breite Hand vertraulich auf ihre Schulter legte und freundlich sagte:

»Na, Line, hat die junge Frau Meyerin schon wieder einmal die Lise gemolken?«

»O ja, Adam, recht oft schon,« erwiderte sie lachend und ihm mit ihren glänzenden Augen eben so vertraulich zunickend, »und sie versteht es jetzt beinahe so gut wie ich, aber ihre feinen Finger thun mir immer weh, wenn ich sie sich so abarbeiten sehe.«

»Na, sie werden nicht davon entzwei gehen,« lachte er. »Du hast ja auch ein paar hübsche Hände und sie gefallen mir noch besser als die der Frau; man kann sie doch quetschen, ohne daß Du schreist, wie?« Und dabei faßte er eine ihrer von Milch triefenden Hände und drückte sie so fest zusammen, als ob er einer Citrone all ihren Saft hätte auspressen wollen.

Sie verzog keine Miene dabei und bewies dadurch, daß er in einer Beziehung Recht habe, als er sie aber wieder losgelassen, stand sie rasch von dem Schemel auf, umfaßte ihn und gab ihm einen so laut schallenden Kuß, daß er durch die ganze Tenne gehört werden konnte.

Kaum hatte der gutmüthige Riese diese freiwillige Liebesgabe empfangen, so sah er sich fast erschrocken rings

um. »Nicht so laut, Line,« sagte er leise, »das könnte irgend ein Taugenichts gehört haben und, bevor wir nicht Mann und Frau sind, was ja in vier Wochen der Fall sein wird, braucht kein Mensch zu wissen, wie lieb wir uns haben. Ha, da kommt der verdammte Kerl, der Isaak, der schnüffelt hier schon eine ganze Weile herum, als ob er von Dir auch das Melken lernen wollte.«

»Ja, ich habe es auch schon gemerkt,« sagte Line und gab Adam einen Wink, daß er sich entfernen solle. »Aber laß ihn nur kommen, ich will bald mit ihm fertig werden und bin neugierig, was er so Wichtiges mit mir zu verhandeln hat, daß er mich selbst bei der Arbeit nicht in Ruhe läßt.«

Adam entfernte sich auf der Stelle und verließ sogar vertrauensvoll die Tenne, um sich irgend wo anders etwas zu schaffen zu machen; gleich darauf trat Isaak vorsichtig um die Raufe herum und stellte sich neben der Kuh auf, bei der sich Line niedergelassen, um ihre unterbrochene Arbeit von Neuem zu beginnen. Isaak stand eine Weile unbeachtet neben ihr und drehte wie in Verlegenheit an seinem Schnurrbart, der bedeutend gewachsen war und den er, um ihm ein martialischeres Ansehen zu geben, mit irgend einem fetten Stoff gewichst hatte. Dabei aber sah er mit seinen Glotzaugen das hübsche Mädchen voller Bewunderung an und schmunzelte süß vor sich hin, was sie gar nicht zu bemerken schien, obwohl sie es recht gut sah. Als er aber einige Zeit so gestanden und sich eben ein Herz zum Beginn seiner Rede

gefaßt hatte, hob sie das schelmische Auge zu ihm auf und sagte:

»Na, Isaak, Du bist ja heute so maulfaul. Ist Dir der Mund vernagelt oder hat Dir die alte Mausgrau das Reden mit mir verboten?«

In diesem Augenblick trat Frau Mausgrau selber, die Doctor Blank, sobald sie mit ihren Hausgeschäften fertig, ihm nach dem Spiegelhof zu folgen aufgefordert, um der jungen Hausfrau bei ihrer heutigen ungewohnten Arbeit mit ihrem Rath in der Küche beizustehen, ganz unbemerkt in die Tenne. Als sie aber Isaak die Line anreden hörte und ihn auch sogleich neben der Kuh wahrnehm, stellte sie sich jenseits der Raufe eben so auf, wie damals der Meyer, als er Esther beim Melken belauschte, und hörte das nun folgende Gespräch aufmerksam mit an.

»Die Mausgrau sollte mir den Mund verboten haben?« sagte Isaak eben mit einer merklichen Geringschätzung im Ton. »Na, wie Du so sprechen kannst, Line! Die sollte mir nur kommen, ich würde ihr mit der Peitsche um die Ohren knallen, wenn sie mir ein Vergnügen, was man wahrhaftig nicht alle Tage hat, verbieten wollte!«

»Oho, so schlimm wird es doch nicht sein!« erwiderte das Mädchen lachend, »und ich weiß, das Du Dich mehr vor ihr fürchtest, als Du mir zugestehen willst.«

»O Herrje! Das ist wieder ein Irrthum, Line,« schmunzelte er, herzhaft einen Schritt näher an sie herantretend. »Vor der fürchte ich mich nicht, selbst wenn sie ihren

Thurm von Nachthaube auf hat, worin sie wie eine alte Ohreule aussieht – weit eher fürchte ich mich – vor Dir, hübsche Line.«

»Vor mir?« fragte sie, in ihrer Arbeit einen Augenblick einhaltend und sah ihn lachend dabei an. »Warum denn?«

»Ja, sieh' mal, Line,« und er strich sich vor Verlegenheit wieder seinen graugesprenkelten gewichsten Bart, woraus er sich irgend ein Stäubchen von seinem rothen Kragen schnippte, als wolle er das junge Mädchen auf die schöne Farbe desselben aufmerksam machen, – »ich will es ehrlich sagen und Dir einmal mein ganzes Herz aufschließen. Sieh, Line, ich bin doch ein reputirlicher Mann, das mußt Du zugeben, habe mein gutes Auskommen und mein Herr wird – mir gewiß erlauben, zu thun, was ich vorhabe.«

»Was hast Du denn vor?« fragte sie mit ernsterer Miene. »Nur immer heraus mit der Sprache, und sei nur gar nicht zu blöde. Knalle los. Ich höre Dich zu Zeiten gern sprechen, wenn es auch oft Unsinn ist, was Du vorbringst.«

»O Unsinn! Sprich doch nicht so, Line; aber Damit Du es weißt, was ich vorhabe, will ich es Dir anvertrauen. – Ich will mich verheirathen!« platzte er mit einem langen Stoßseufzer heraus.

»Du Dich verheirathen?« Und Line brach in ein lautes Gelächter aus, in das eine ungesehene Person hinter der Raufe leise mit einstimmte. – »Wen willst Du denn heirathen?« fuhr sie fort, als sie sich ausgelacht.



»Na, Line, merkst Du das nicht? Wenn ich nun Dich zu meiner Frau nehmen wollte, Du würdest mir doch gewiß keinen Korb geben?«

Line ließ ein noch lauterer unbändiges Gelächter erschallen und nur mit Mühe konnte sie endlich die Worte hervorbringen: »Nein, einen Korb nicht, aber gewiß einen recht kräftigen Nasenstüber. Also mich willst Du zur Frau nehmen? Ach, Isaak, Du kommst mir heute ungeheuer spaßig vor. Du könntest ja mein Vater sein!«

»Warum nicht gar!« rief er ernst und wurde puterroth. »Ich bin ja noch ein junger Mann und gehöre zum Landsturm, nur der viele Pferdestaub hat meine Haare so grau gemacht und der ewige Aerger über die großmäulige Mausgrau.«

Line wurde mit einem Mal ungewöhnlich ernst und schüttelte widerwillig den Kopf. »Ne, Isaak,« sagte sie, »ehe ich Dich zum Manne nähme, müßte sich Vieles an Dir ändern.«

»O,« rief er mit weit aufgerissenen Augen, »was denn zum Beispiel?«

»Na, zuerst müßte Dein Schnurrbart weg, der steht Dir gerade so, als ob Du ihn irgend Einem gestohlen und verkehrt unter die Nase gesetzt hättest.«

»Na, wenn es weiter nichts ist, den schneide ich mir ab, wenn er Dir nicht gefällt!«

»Nein, laß ihn stehen, was darunter sitzt, könnte mir noch unangenehmer sein, als die besenstarren Haare. Es müßte sich überhaupt noch vieles Andere an Dir ändern, was Du nicht abthun kannst. Zum Beispiel Dein breite

Stulpnase, Deine thränenden Glotzaugen und Dein wackeliges Fettkinn, haha! Mit einem Wort, Du müßtest eben Alles abthun, was Du auf dem Gesicht hast, denn, nimm es mir nicht übel, Du bist ein wahrer Gottseibeius für eine Frau – und nun habe ich keine Zeit mehr für Dich und muß in die Küche, wo es noch Arbeit genug für mich giebt.«

Sie stand hastig auf, rückte ihren Schemel an die Wand und entfernte sich, ohne noch einen Blick auf den ihr verduzt nachschauenden Rosselenker mit dem rothen Kragen zu werfen, der wie ein Mensch aussah, über den der Himmel eben seinen ganzen Groll ausgeschüttet. Er seufzte mehrmals tief auf, kraute sich mit beiden Händen hinter den Ohren und wollte eben langsam Line nachgehen, als er zu seinem Entsetzen an ihrer Stelle Frau Mausgrau um das Ende der Raufe biegen und ihn mit in die Seiten gestemmt Armen und einem Gesicht betrachten sah, auf dem eben so viel Staunen wie Spott und Schadenfreude lag. Am liebsten wäre er gleich in die Erde gesunken, denn in Gegenwart dieser von ihm in Wahrheit gefürchteten Frau, die ohne Zweifel seinen mißglückten Heirathsantrag vernommen, wie ihr ganzes Gesicht mit dem auf ihn hinblitzenden Auge verrieth, so kurz und bündig abgefertigt zu sein, überstieg Alles, was er jemals ihn Demüthigendes und Kränkendes erlebt. So stand er wie ein erstarrter armer Sünder mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde vor ihr und noch viel größer wurde seine Verwirrung und sein Aerger, als sie plötzlich laut zu lachen begann und sagte:

»Na, da habe ich doch auch einmal gehört, wie ein dummer Mensch es macht, wenn er ein hübsches Mädchen kirren will. Pfui, alter Graubart, schämst Du Dich nicht?«

»Warum soll ich mich denn schämen?« fragte er, sich trotzig in die Höhe hebend und seiner alten Widersacherin gegenüber allmählig seinen Muth wiederfindend. »Habt ich etwa etwas Uebels gethan, wenn es auch nicht gerade sehr klug gewesen ist? Es sind schon mehr Männer bei einer Frau abgefallen und es giebt noch hundert andere, die mich mit Kußhand aufnehmen würden, wenn ich nur ernstlich wollte und meine ganze Macht in die Wageschaale legte. Haha! Aber sehen Sie, Frau Mausgrau,« und hier nahm sein dumm-ehrliches Gesicht die Maske des Scherzes vor – »Sie glauben doch wohl nicht, daß es mir Ernst um die Line war? Ne, wahrhaftig, es war ja nur ein capitaler Spaß!«

»So? Spaß war es?« fragte Frau Mausgrau mit neu erwachender Entrüstung. »Na, dann war es noch viel erbärmlicher, mein muthiger Landsturmmann, und damit hast Du Dich mir in Deiner ganzen himmelschreienden Blöße gezeigt. So, nun bin ich mit Dir fertig und Du kannst in den Stall zu Deinen Pferden gehen, Dich bei ihnen in die Ecke stellen und Buße thun, wie es sich für einen so armen Sünder geziemt. Vor mir aber laß Dich heute nicht wieder blicken, sonst gehe ich in die Stube und erzähle den Herrschaften die ganze Geschichte, damit sie Dich von innen und außen kennen lernen. In meinen Augen bist Du nicht mehr werth, die Peitsche

zu schwingen und den alten guten Herrn zu fahren, und wenn ich an seiner Stelle wäre, lehnte ich Dich noch heute ab, dann könntest Du Dir ein paar Esel oder Hunde anschaffen, um durch die Stadt mit Besen zu fahren und sie für drei Pfennig das Stück zu verkaufen, haha!«

Jetzt hatte Isaak seinen ganzen männlichen Muth und Trotz wiedererlangt, denn da Frau Mausgrau giftig wurde, glaubte er ein Recht zu haben, es auch zu werden und so sagte er mit bissiger Miene: »Oder mit zwei Katzen, wie Sie eine sind, das müßte auch ein gutes Fuhrwerk sein. Haha! Und nun lache ich auch.«

Wer weiß wie lange das erbauliche Zwiegespräch noch gedauert hätte, wenn es nicht von Adam Riese unterbrochen worden wäre, der eben draußen von Line gehört, was Isaak von ihr gewollt. Der Hüne trat mit seiner riesigen Gestalt dicht vor den puterrothen Mann hin und indem er ihn etwas derb an seinem rothen Kragen faßte, sagte er mit einem Phlegma, das Jenem die Haut schaudern machte:

»Höre mal, Isaak, Du Jammermann! Wenn ich nicht bedächte, daß Du der Kutscher vom Herrn Doctor und heute mit ihm ein Gast in diesem gesegneten Hause bist, so würde ich mit Dir etwas machen, was Dir gewiß nicht angenehm wäre. Weißt Du, was?«

Isaak warf einen um Hülfe flehenden Blick nach Frau Mausgrau hin, die sich seiner aber nicht erbarmte, sondern nur laut lachte, als sie ihn unter den Fäusten Adams

sich wie ein Wurm krümmen sah. »Na, was denn?« stammelte er, indem er sich vergeblich bemühte, seinen rothen Kragen ohne Schaden der Hand des Riesen zu entwenden.

»Ich steckte Dich, ganz wie Du hier bist, mit Bart und Kragen, in eine große Milchbutte und ließe Dich – sauer werden. Rahm gäbe es dann freilich nicht darauf, aber – recht viel Essig. Und nun, Kerl, mach, daß Du aus dem Stall kommst und tritt mir der Line nicht wieder zu nah, sonst könnte es Dir schlimm ergehen!«

Dabei drehte er ihn wie einen Knaben um und gab ihm einen so mächtigen Puff in den Rücken, daß Isaak selbst nicht wußte, wie er an Frau Mausgrau, die immer noch lachte, vorüber kam und gleich einer düsteren Nebelwolke, die der Wind verflüchtigt, aus der Tenne verschwand. Kaum aber war er nicht mehr darin sichtbar, so wandte sich Frau Mausgrau an Adam Riese und sagte gutmüthig: »Sei ihm nicht böse, Adam, er ist ja zu dumm und weiß nicht, was er thut.«

»Ich ihm böse?« lachte Adam laut und herzlich auf. »Ei, ich habe ja nur meinen Spaß mit ihm gehabt und heute Mittag mache ich ihn aus Liebe und Freundschaft so betrunken, daß er die erste beste Kuh für meine Line halten soll.«

»Ach Gott, nein, Adam, das thue lieber nicht,« bat die ängstlich werdende Frau, der ein betrunkenener Kutscher das größte Scheusal auf der Welt war, »er muß ja meinen guten Herrn und mich heute Abend nach Hause fahren

und könnte uns alle Beide kopfüber, kopfunter in einen Graben werfen.«

»I Gott bewahre, beste Frau, we denken Sie hin? Das soll er wahrhaftig nicht, lieber fahre ich Euch selber nach Hause und er kann sehen, wie er auf allen Vieren mit seinen Katzen nach Hause kriecht.« Und er lachte unbändig auf und verließ die Tenne, um seine Line wieder aufzusuchen, während Frau Mausgrau sich in die Küche begab und auf der Stelle Hand an die nöthige Arbeit zu legen begann.



Der Abend war allmählig hereingebrochen und das kleine Fest des Tages glücklich und zu Aller Zufriedenheit beendet. Die fremden Gäste, höchlichst vergnügt über die angenehme Gesellschaft und entzückt von der lebenswürdigen Wirthin und dem gastfreien Wirth, hatten den Hof schon lange verlassen und nur die Verwandten und alten Freunde waren noch darauf zurückgeblieben, da ihnen die Trennung von einander jedesmal schwer wurde und sie dieselbe möglichst weit hinauszuschieben trachteten. Aber schon standen auch ihre Wagen bereit, um sie in ihre nicht ferne Heimath zu bringen, und sie gingen nur noch einmal, in einzelne Gruppen gesondert, um den im dämmerigen Abendlicht so still und friedlich daliegenden Teich, dessen verbreiteter Kiesweg jetzt hier und da mit bequemen Bänken verziert war und unter den

Schatten der weit überhängenden Buchenzweige die angenehmsten Ruheplätze bot.

Der Abend war heiter klar und die Luft überaus mild und würzig, denn frische Heuhaufen lagen auf dem am vorigen Tage gemähten Rasen hie und da aufgeschichtet und streuten einen süßen Duft über die ganze Umgegend aus. Ringsum am tiefblauen Himmel war keine Wolke zu sehen und kein Luftzug bewegte die Blätter der Bäume; in dem weiten, den Hof umgebenden Walde herrschte tiefe Stille und je dichter die Schatten wurden, die sich unter ihm lagerten, um so friedlicher und heimlicher wurde es darin, da kein Tagesgeräusch mehr vom Hofe herüberdrang. Auch das lärmende Volk ewig schnatternder Enten war längst zur Ruhe gegangen, nur die beiden Schwäne ruderten noch in patriarchalischer Majestät auf dem blauschwarzen Teich herum, als freuten sie sich nun erst recht ihrer alleinigen Herrschaft auf dem jetzt von Niemandem bestrittenen Element.

Voran von den vier auf dem Hofe weilenden Paaren schritten der Meyer und Joël, und der Erstere rauchte gemüthlich seine Cigarre, deren blauen Rauch Wirbeln von sich blies, was bei ihm immer ein Zeichen seiner vortrefflichen Stimmung war.

»Na,« sagte er eben zu Joël, »das war ein ganz angenehmer Tag und wir haben Alle unsere Freude an der neuen Wirthschaft und den jungen Wirthen gehabt – nicht wahr, alter Freund?«

»Helf Gott, ja!« erwiderte Joël mit einem dankbar gegen den blauen Himmel aufgeschlagenen Blick, »und

mein kleines Mädchen hat sich als Hausfrau so weislich und klug benommen, als ob sie schon Jahre lang eine solche Wirthschaft geführt hätte und alle Tage so viele Gäste bei sich zu sehen gewohnt wäre.«

»O, daran habe ich keinen Augenblick gezweifelt,« versetzte der Meyer mit merklichem Stolz. »Esther kann und versteht Alles, was nur ein Mensch kann und versteht. Ich habe früher immer gedacht, daß es kein so vollkommenes Mädchen wie meine Nella gebe, aber Esther übersieht sie doch in Vielem, wie mir allmählig klar geworden ist.«

»Nicht doch, lieber Saaltrup, überschätzen Sie meine Tochter nicht auf Kosten Ihrer Tochter. Auch sie ist nicht vollkommen, wie es kein Mensch auf der Welt ist, aber sie leistet, was sie leisten soll, und das ist eben genug. Uebrigens können wir Beide mit unseren Kindern zufrieden sein und ich wüßte wahrhaftig nicht, wem ich von den Vieren den Vorzug geben sollte.«

»Nein, das wollen wir auch nicht, vielmehr wollen wir sie alle Vier gleich lieb haben und Gott danken, daß er sie uns gegeben hat. – Aber wie ist es, lieber Joël, fahren wir jetzt? Ich denke, es wird Zeit, wenn wir nicht die Nacht hier bleiben wollen.«

»Ich bin bereit, kommen Sie! Die Anderen werden ja wohl auch bald aufbrechen wollen.« –

Zwanzig Schritte hinter den beiden Alten waren Armin und Thusnelda Arm in Arm gegangen und in leisem Liebesgeflüster und sich ihres voll errungenen Glückes freudig, achteten sie nicht auf Zeit und Ort, denn sie wußten



wohl, daß sie überall und zu jeder Stunde, die sie beisammen verbrachten, glücklich waren.

Unmittelbar hinter ihnen, aber die Arme um Leib und Leib geschlungen, gingen Reinhard und Esther und Letztere hatte ihren schönen Kopf zärtlich an des Ersteren Schulter gelehnt. Sie hatten heute noch viel mehr Zeit als Jene und dachten nicht an die verrauschende Stunde, denn sie blieben ja in ihrem traulichen Heim, das jetzt für sie ein Paradies ohne Schatten und Wolken war.

In etwas weiterem Zwischenraum hinter ihnen wandelte langsam das vierte Paar einher und auch Sophie von Strachnitz hatte ihren Arm vertraulich in den ihres alten Freundes gelegt. Ohne anfangs viel zu sprechen und nur ihren sie ganz erfüllenden Gedanken und Empfindungen hingegeben, hatten sie sich wie immer den Anderen angeschlossen und richteten nun ihre Schritte dahin, wohin diese die ihrigen richteten. Nur bisweilen hob Doctor Blank seine Augen nach dem Himmel empor, als suche er etwas daran, aber er konnte es nicht entdecken, denn dort oben war es noch zu hell, wenn auch auf der Erde die Schatten um sie her immer breiter und tiefer wurden. Frau von Strachnitz aber folgte jedesmal seinen Blicken und als er eben wieder in die Höhe sah, fragte sie mit ihrer sanften Stimme:

»Suchst Du Deine Sterne, Theodor?«

Er drückte ihren Arm fester an den seinen und erwiderte mit der weichen Ruhe, die ihm seit langer Zeit wieder ganz zu eigen geworden war: »Ach nein, es ist nur eine alte Gewohnheit von mir, in die Höhe zu blicken,

wenn der Abend hereinsinkt; meine Sterne aber, wenigstens meinen Hauptstern, habe ich jetzt auf der Erde gefunden, den brauche ich also nicht mehr zu suchen, da ich ja immer weiß, wo sein Licht leuchtet und seine Stimme spricht.«

Und er richtete seine blauen tiefschauenden Augen liebevoll auf seine Gefährtin und sie erwiderte den Blick und nickte ihm eben so freundlich zu.

»Kommst Du morgen zu uns?« fragte sie nach kurzer Zeit.

»Morgen? Schon wieder?« fragte er lächelnd.

»Ist es Dir zu oft?«

»Ach nein! Ich bin ja bis jetzt fast alle Tage bei Euch gewesen oder Ihr bei mir oder hier auf dem Hofe, aber wir müssen doch einmal wieder an unsere Arbeiten denken.«

»Das wollen wir auch, doch arbeiten wir ja stets, wie wir es früher thaten, wenn wir bei einander waren – und wenn wir es auch nicht mehr so eifrig thun und dabei mehr an Andere als an uns denken, so wollen wir wenigstens so oft wie möglich zusammen sein. Denn ach, mein Freund, wir sind Beide alt und müssen im Genuß des Lebens jede Stunde festhalten und verwerthen. Wer weiß, wie rasch es auch mit uns einmal zu Ende geht und wir haben Vieles nachzuholen, Theodor, nicht wahr?«

»Ach ja,« versetzte er, leise aufseufzend, »da hast Du wohl Recht, aber vor diesem Ende bange ich nicht, Sophie. Für mich ist es nur der Anfang eines neuen Lebens,

denn Du weißt ja, ich bin einmal des Glaubens, daß unsere Existenz mit unserem hiesigen Leben nicht abgeschlossen ist, sondern daß sie, wenn sie hier endet, an einem anderen Orte von Neuem beginnt.«

»Auf Deinen Sternen – nicht wahr, das meinst Du doch?«

»Ja, Sophie, das meine ich, und je älter ich werde und je öfter ich jene Lichter dort oben funkeln sehe – da sieh, da blitzt eben das erste hervor – um so fester wird meine Ueberzeugung, daß das Alles über uns nicht umsonst geschaffen ist, daß auch wir nicht blos zu Staub zerfallen, wenn man uns in die Erde legt, sondern daß wir, ähnlich wie die Blätter eines Baumes – im nächsten Frühjahr neu erstehen – ich meine, daß unser Geist, unsere Seele – sich zur Höhe schwingt, um irgend wo anders in einer veredelten Gestalt und mit veredelten Sinnen ein anderes Leben zu beginnen, was noch besser, schöner und vollkommener ist, als dieses gebrechliche Erdenleben es war.«

»Und werden wir uns nach Deinem Glauben dort oben wiederfinden?« fragte sie, indem sie sich unwillkürlich und von einem süßen Gefühl durchschauert, wieder fester an ihn schmiegte.

Er dachte einen Augenblick nach, dann sagte er laut und fest: »Ja, ich glaube es, trotzdem viele Weisen der Welt, die sich für klüger halten als andere Leute, daran zweifeln. Ich aber, mein Kind, ich zweifle nicht, denn mich haben die Sterne, die ja reden können, wie Du weißt, eines Besseren belehrt, sie haben mir schon auf

Erden wiedergegeben, was ich mir wünschte, mit tausend stillen Seufzern ersehnte, und so werden sie mir auch dort wiedergeben, was mein ganzes Herz, meine ganze Seele erfüllt und um was ich in meinem beseligenden Glauben fortan Gott Tag und Nacht bitten werde.«

Sie faßte seine Hand, drückte sie warm und dankbar und sagte:

»Ich will Dir glauben, theurer Freund, denn einen schöneren und hoffnungsvolleren Glauben giebt es für mich auf dieser Erde nicht. Also auf Wiedersehen einst dort oben, wie jetzt und hier auf morgen! Und so lebe wohl und habe Dank, daß Du mich wieder um eine Hoffnung reicher gemacht hast. Gute Nacht!«